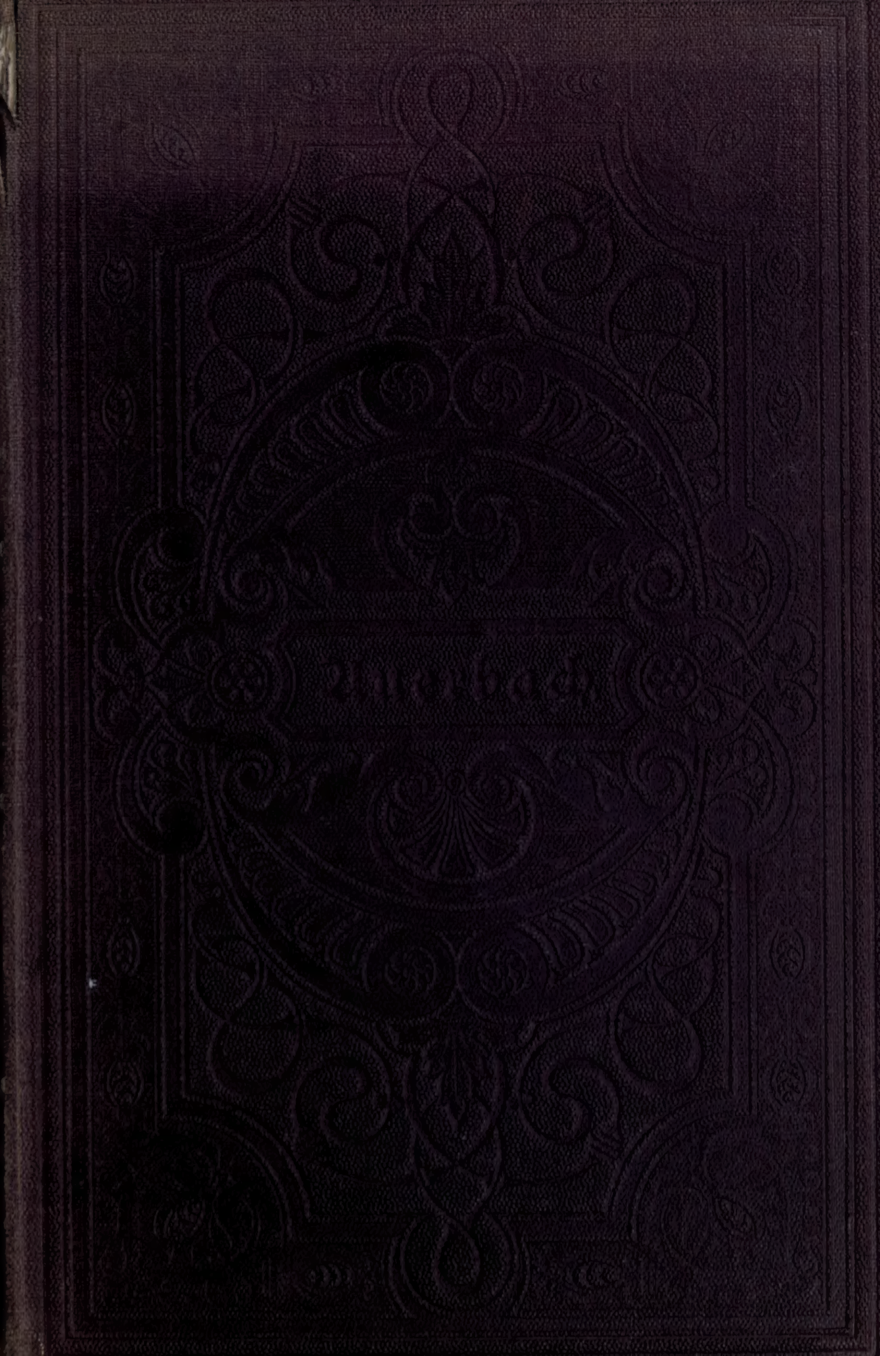
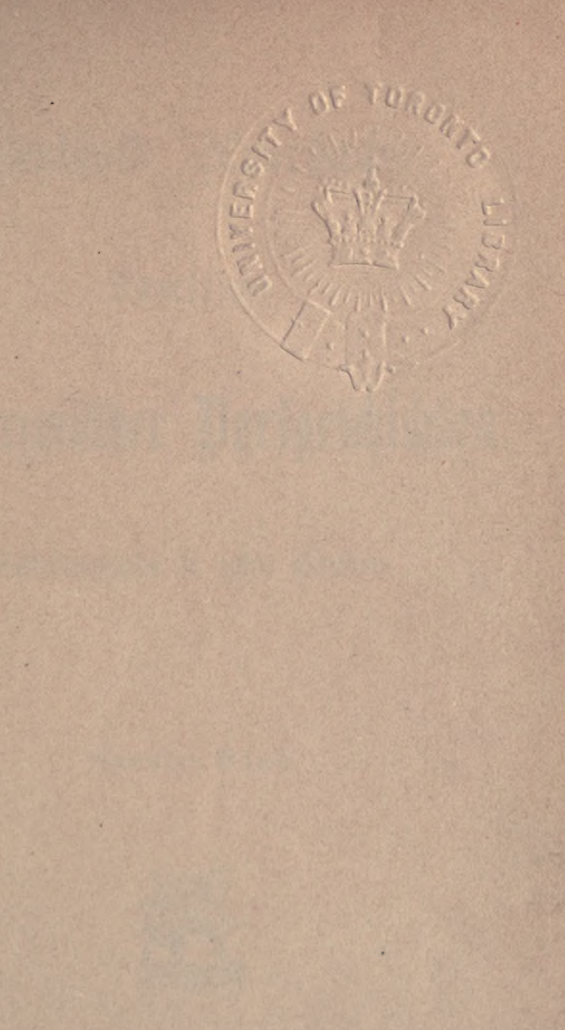
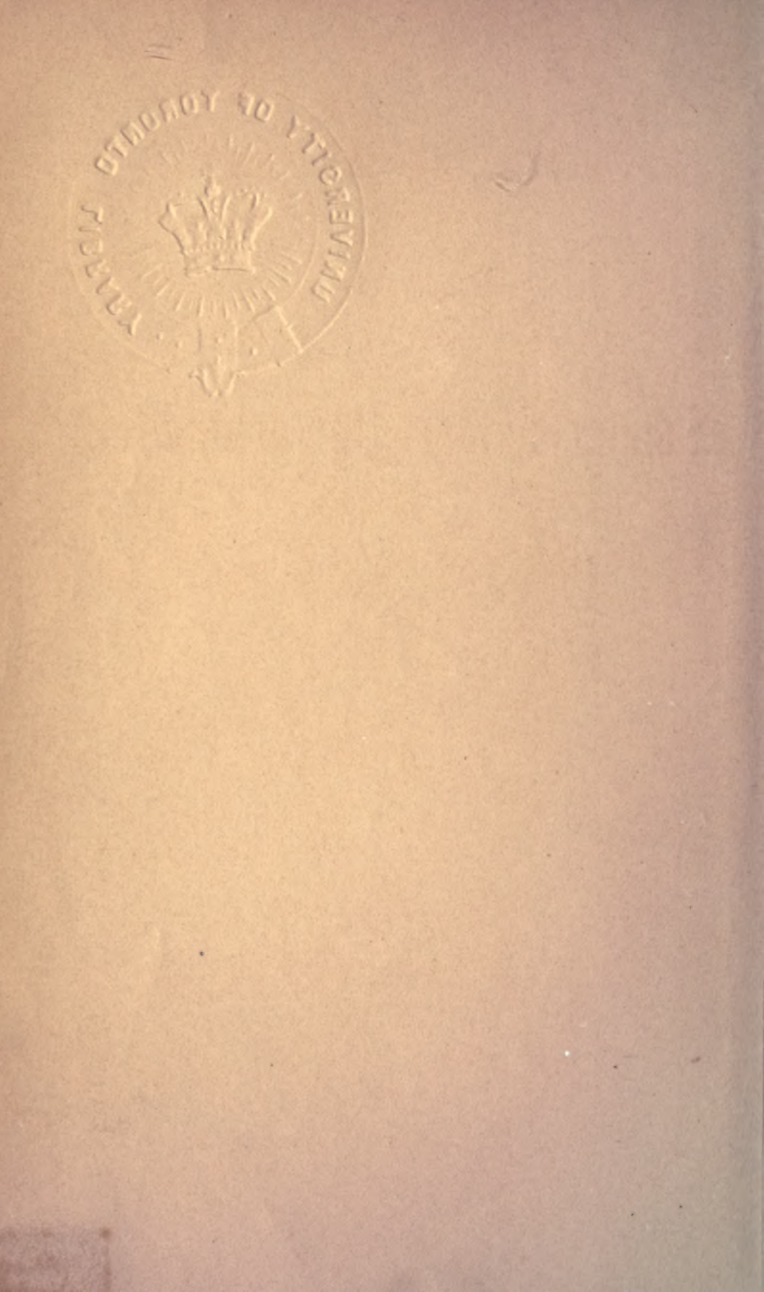

Auerbach.


UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



Berthold Auerbachs

Sämtliche

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Volksausgabe in zehn Bänden.

Neunter Band.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1884.

Zweite Auflage der Gesamtreihe.
(18. Auflage der Einzelbände.)

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

1876

Inhalt.

Nach dreißig Jahren.

Das Dorf an der Eisenbahn

könnte ich vorliegende und ferner sich anschließende Erzählungen betiteln.

Es ist ein Menschenalter verflossen, seit ich begonnen habe, das intime Leben meiner Heimatgenossen dichterisch zu fassen.

Die Thäler und Berge meiner Heimat sind nun von der Eisenbahn durchzogen, durch unwegsame Höhen, bald in den Bergstock sich bohrend, bald wieder zu Tage kommend, braust der Dampfzug dahin.

Eisenbahn und Freizügigkeit haben Grundformen des wirtschaftlichen und socialen Dorflebens umgestaltet.

Das Deutsche Reich ist erstanden!

Es ist keine Hütte so abgeschieden, in der nicht das Lied vom Vaterlande erklingt.

Im Kampf um Freiheit und Reinheit des humanen Gedankens bildet sich nun die allgemeine geistige Wehrpflicht. Es ist keine Seele so in sich verschlossen, daß nicht das Aufgebot zu ihr dränge.

Keine Dichterphantasie hätte Gestaltungen zu erfinden vermocht, wie sie der Genius der Zeitgeschichte vor Augen stellt.

Es war hier zunächst nicht meine Aufgabe, diese großen Thatsachen als Motive dichterischer Bildungen zu fassen; aber in jedem Charakter der Gegenwart zeigen sich ihre Wirkungen.

In den vorliegenden Erzählungen erscheinen alte Gestalten und neue Fortbildungen.

Wohl ist es anmutend, am Baume die rotwangigen Aepfel zu schauen, deren Blüten wir gesehen.

Anders ist das Menschenleben.

Eine Jugendgestalt im Alter wiedersehen, erweckt verschiedenartige Empfindungen.

Es haben sich Züge und Formen herausgearbeitet, deren

Vorhandensein früher nicht so auffällig war. Bald aber mag das Anfremdende auch wieder zum Anheimelnden werden.

Sei dies den nachfolgenden Bildern beschieden!

Wenn wieder nach einem Menschenalter ein Dichter das Dorfleben meiner Heimat neu erfassen wird, was mag er finden?

Die Blumen blühen allezeit aus der deutschen Erde, und die Schönheit wird allezeit neu erblühen aus dem deutschen Gemüt.

Im Hochsommer 1876.

I.

Des Lorles Reinhard.

Erstes Kapitel.

Da bist du wieder.

„Einsteigen! Der Zug geht gleich weiter!“ rief der Schaffner laut; zu einem Manne von hoher Gestalt gewendet, setzte er hinzu: „Steigen Sie gefälligst ein, Haltepunkt Weißenbach ist erst beim nächsten Dorf.“

„Ich will von hier an zu Fuß wandern. Geben Sie diese drei Stück Handgepäck dort ab.“

„Können sich drauf verlassen. Danke vielmal,“ sagte der Schaffner, die Hand schließend und an die Mütze greifend. „Wissen Sie den Weg? Er führt durch den Wald da drüben.“

„Ich weiß.“

Der Zug brauste davon und der Mann ging über die Schienen hinweg nach dem Bergwald. In den Wiesen zirpten die Grillen, die Heuschrecken hüpften klappernd hin und her, im wogenden Weizenfelde schlug die Wachtel und hoch in den Lüften sang die Lerche.

Erst am Waldesrande, im Schatten einer Weißtanne, hielt der Wanderer an, brach einen Zweig mit dem frischen Jahresschosse ab, that den spitzen, breitkrempigen und schleierumwundenen Hut vom Kopfe, steckte aber den Zweig nicht auf den Hut, den er weiterschreitend nur in der Hand hielt.

Wer je diesen charaktervollen Kopf gesehen, vergißt ihn nicht wieder.

Es sind dreißig Jahre, seitdem der Maler Reinhard mit seinem Freunde, dem Kollaborator Reihenmeyer, hier durch

diesen Wald gewandelt ist; das Haupthaar ist noch so voll wie damals, nur grau geworden, und an der Stirn aufrecht stehend in dichten Locken gibt es dem Antlitze ein majestätisches Ansehen, wie die ganze Erscheinung etwas Gebietendes hat. Damals schien die Stirn noch nicht so gewölbt und stark ausgearbeitet, und gewiß fehlte damals die tiefe Falte zwischen den Augen, die von schweren Erlebnissen, vielleicht auch von Leidenschaften zeugen mag; aber der Glanz der blauen Augen ist noch so leuchtend wie damals und die Bewegungen des Körpers haben nichts von ihrer Behendigkeit und Biegsamkeit eingebüßt.

Reinhard schaute manchmal zur Seite, als wäre er noch im Geleite des Genossen, sonst aber schritt er rüstig vorwärts und hielt erst an, als er auf der Anhöhe aus dem Walde trat und das Dorf drunten vor ihm lag.

Da stehen die Häuser am Ufer des blinkenden Baches, dort oben die alte Kirche und dort inmitten des Dorfes die neue.

Nahe der Kirche steht ein altersgebräuntes Haus mit geschlossenen grünen Fensterläden und daneben eine alte Linde mit breitem Geäst. Jetzt läutet es vom Kirchturm zu Mittag; Reinhard, der den Atem angehalten, seufzte tief auf und fast laut sagte er: „Das ist der Glockenton, der zu meiner Trauung, der zu ihrem Tode erklang. Wieviel tausendmal hat er dir, du arme Seele, deine Lebensstunden gekündet, und ich, ich war . . .“

Wie abwehrend schüttelte er den Kopf, da sah er eine Bank am Waldesrand unter einer Buche; er setzte sich und mit dem Wanderstabe schrieb er in den Sand den Namen Lorle. Das sprach all sein Denken und Sinnen aus; er verwischte den Namen wieder, aber sein Denken und Sinnen konnte er nicht so verwischen.

Der Pfiff der Lokomotive weckte ihn; durch das Thal bewegte sich ein Bahnzug wie eine schuppige Schlange und der Dampf flatterte darüber hin. Jetzt hielt der Bahnzug wie verschnaufend am Dorfe, dann ging es weiter, pfiff mächtig vor einer schwarzen Tunnelöffnung, und verschwunden war alles; man hörte nichts mehr als das Zirpen der Grillen im Grase und drüber hin den schrillen Schrei eines Habichts, der über dem Thale im Kreise sich wiegte.

Reinhard erhob sich und setzte sich schnell wieder, er war schwer müde. Da kam der Waldhüter des Weges und sagte soldatisch grüßend: „Grüß' Gott! Nicht wahr, da ruht sich's gut?“

Reinhard nickte still und der Waldhüter fuhr fort:

„Ihr wollet gewiß auch nach Weißenbach. Da ist gute

Herberg im Gasthof zum grünen Baum, dort nahe beim Bahnhof."

„So? Gibt es sonst kein Wirtshaus?"

„Nein. Früher war eins neben der Kirche. Der Sohn vom alten Lindenwirt hat das neue gebaut, es ist ein braves Haus, ein Ehrenhaus, aber eben anders wie vorzeiten, wo der Lindenwirt — man hat ihn auch den Wadeleswirt geheißen — drin im Dorf gewirtet hat. Das war ein fester Mann, der hätte hundert Jahr alt werden können, aber er hat eben auch Kummer gehabt, besonders von einem Kind. Ist's erlaubt, daß ich mich zu Euch setze?"

„Setzt Euch nur." Reinhard bot dem Manne eine Cigarre dar und steckte sich selber eine frische an. Der Waldhüter fuhr fort: „Ihr seid gewiß fremd in der Gegend, sonst wüßtet Ihr, was da geschehen ist."

„Wollt Ihr's nicht erzählen?"

„Gern. Ich bin freilich nicht aus dem Dorf gebürtig, bin aber seit sieben Jahren hier stationiert und weiß alles. Ich bin gut bekannt mit einem Mädchen, das die verlassene Frau auferzogen hat."

„Nun?"

„Ja, die Geschichte ist so. Der Wadeleswirt — man hat ihn wegen seiner dicken Waden so geheißen — war im Wohlstand und hatte nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; ja die Tochter! Der Farbenschmierer hat selber einmal gesagt, sie wär' unter den Bauernmädle was ein Kanarienvogel unter den Spatzen. Freilich, lustig ist der nichtsnutzige Kerl gewesen und hat alles untereinander bringen können; er hat's austrommeln lassen, wenn er ins Dorf kommen ist; das war lang vor der Eisenbahn, ich hab' ihn auch einmal gesehen, bei der Einweihung der Kirche, ich war damals noch ein kleiner Bub'. Eure Cigarre ist Euch ausgegangen, wollt Ihr anzünden?"

„Nein, erzählt nur weiter."

„Es war ein schöner, großer Mann, um einen halben Kopf größer als Ihr und breiter in der Brust, und singen hat er können oben 'raus und mit jedermann ist er freundlich und vertraulich gewesen; man hätt's nie geglaubt, daß er so falsch und nichtsnutzig und hoffärtig sein kann."

„Was hat er denn gethan?"

„Man soll einem Toten nichts Böses nachsagen, aber was wahr ist, ist wahr. Er hat das Lorle abgemalt als heilige Mutter; das Bild hat in der neuen Kirche gehangen, viele Menschen sind kommen, um es zu sehen und die einen sagen,

das Lorle hab's veranstaltet, die andern sagen, der Pfarrer, und wieder andere sagen, der König sei von selber drauf kommen; kurzum, der König hat das Bild in sein Schloß genommen und ein anderes dafür gestiftet, es ist größer, aber sie sagen, es sei nicht so schön, so kunstmäßig wie das vom Reinhard."

„Was hat er denn so Böses gethan?"

„Er ist tot, aber wahr bleibt's. Er hat das Lorle geheiratet, und wie er sie gehabt hat, hat er sich ihrer geschämt, weil sie ein Bauernmädle gewesen ist, und daneben hat er noch eine andere gern gehabt, eine Gräfin, und er hat das Lorle arg mißhandelt. Er soll sonst ein gescheiter Mensch gewesen sein, aber darin war er kreuzdumm, daß er die brave Frau nicht zu nehmen gewußt hat; heißt das, ich mein', genommen hat er sie, aber eben nicht gehalten; und da ist er einmal heimkommen selbander, die einen sagen, mit einem Rausch, die andern sagen, mit der Gräfin, und wieder andere sagen, mit beiden miteinander. Das weiß man nicht genau. Und da ist eben das Lorle still wieder heim ins Dorf und er ist nach Italien und ist dort gestorben, und vergangenes Frühjahr ist das Lorle auch gestorben. Jetzt sind sie beide in der andern Welt, aber er in einer andern als sie. Die gute Seele hat treu an ihm gehangen, die Bank, worauf Ihr sitzet, hat sie gestiftet, und des Wendelins Malva hat erzählt, die Frau Professorin habe gesagt, von dem Platz da sei der Reinhard damals ins Dorf kommen und habe geschossen, und sie hat dran festgehalten, daß sie noch einmal mit ihm da sitzen werde. Sie hat oft allein da gesessen. Was ist? Nicht wahr, ich schwätz' zu viel? Was sehet Ihr mich so an?"

Reinhard antwortete nicht. Nach einer Weile fragte er:

„Seit wann weiß man denn, daß der Reinhard gestorben ist?"

„Es hat einmal in der Zeitung gestanden. Bei Lebzeiten Lorles wäre ihm nichts geschehen, aber wenn er jetzt wiederkäme, das ganze Dorf thät' ihn mit Steinen totwerfen."

Reinhard stand auf und ging thalab. Der Waldhüter schaute ihm nach und sagte vor sich hin:

„Wenn der Reinhard nicht tot wäre, könnte das der Reinhard sein." Er sah eine wilde Taube und schoß sie herab, der Wanderer drunten erschrak ins Herz hinein.

Und wie hatte er seine eigene Lebensgeschichte sagenhaft verunstaltet nun gehört aus dem Munde des Volkes! Die Welt kennt nur die augenfälligen Thatsachen und verändert sie noch im Laufe der Ueberlieferung.

Reinhard hielt still. Wie lange ist es her, daß er in Rom die Landschaft, die Menschen hier wie eine Traumerinnerung auftauchen sah? Kaum wenige Monate.

Zweites Kapitel.

Von Rom ins Dorf.

Ist es nur ein Traum? Und doch steht alles so klar und fest vor der Erinnerung. —

Es war eine milde Frühlingsnacht in Rom. Reinhard war auf der Villa der berühmten Sängerin Angela, um deren Gunst er viel beneidet wurde. Er stand mit ihr an der offenen Thür des Balkons und schaute über die blühenden Orangen hinweg hinaus in die Siebenhügelstadt, er hörte die Glocke vom Petersturm, aber ihm war's, als läutete die Glocke vom Dorf im Schwarzwaldthale und als säße er im Wirtshaus zur Linde und hielte still die Hand Lorles; denn er hatte eben zum erstenmal erzählt, welche namenlose Glückseligkeiten er in der Liebe zu Lorle empfunden und welche unergründliche Schmerzen ihm dann und jetzt noch die Seele zermarterten.

Angela hatte still zugehört, endlich aber sagte sie:

„Du übertreibst die Tragik deines Schicksals. Ein Modell geheiratet! Kostüm-Illusion! Sie hatte gewiß ein bezaubernd naives Gesichtchen, aber rote Hände und breite Füße. War tausendmal und wird noch tausendmal sein. Wir Künstler spielen mit dem Leben und das Leben spielt mit uns."

Angela hatte das alles scherzhaft, aber auch mit einer gewissen graziösen Innigkeit gesagt, und doch fühlte sich Reinhard im Innersten abgestoßen. Er verließ Angela, und erst am dritten Abend, als die Dämmerung bereits eintrat, zog er wieder nach der Villa.

Da hörte er vor einer Osteria deutsche Laute, er hielt an und vernahm aus einer Gruppe heraus im heimischen Dialekt: „Ich kann in Weißenbach noch genug schlafen, in Rom will ich wach sein, so lang es geht."

„Der Kaspar will für sein Geld eine große Portion Rom haben!" rief ein junger Geistlicher, und alles lachte.

„Heut darf man nicht lachen," nahm Kaspar wieder auf; „morgen lasse ich für das Lorle eine Totenmesse lesen. Vor drei Tagen ist sie gestorben. Die Malva ist also doch nicht

Erbin geworden. Der Schullehrer schreibt, das Lorle ist so sanft eingeschlafen und in seinem Testament hat es zwei Plätze als Erbbegräbnis bestellt; der Reinhard soll neben ihm begraben sein, wenn er wiederkommt. Still! habt ihr's nicht gehört? Ich mein', es hat jemand gejammert, vielleicht ist's die Seele von Lorle."

Es war ihre Seele, die in den Gedanken des Lauschenden aufjammerte. Reinhard hatte das Gespräch vernommen und er sank fast in die Kniee. Im Schatten der Häuser huschte er dahin, von droben tönte der Gesang Angelas. —

Es erregte großes Aufsehen, als in der Zeitung L'Artista angekündigt wurde, die sämtlichen Gemälde Reinhards, seine Skizzen, Studien, Vasen und Teppiche würden durch einen öffentlichen Notar versteigert.

Reinhard hatte Rom verlassen, ohne jemand das Ziel seiner Reise anzugeben.

„Büßen, Sühnen," das waren die Worte, die er auf der langen Reise oft vor sich hinsprach.

Jetzt war er da, wie wenn ein fremder Wille, wie wenn ein Zauber ihn herversetzt hätte. Er sah in die Wiesen, wo die Menschen Heu zusammenrechten und aufluden, und dort schnitt die Sense ins Gras; alles erschien ihm wie unwirklich.

Ein mächtiger Peitschenknall weckte ihn. „Aufgepaßt! Es kommt ein Heuwagen!" rief ein Bursch in roter Weste, der die Pferde an einer Fuhre Heu lenkte; oben auf dem Wagen saß ein junges Mädchen, es hatte wilde Rosen in der Hand und warf sie auf den Aufgeschreckten nieder.

Reinhard trat beiseite und stürzte fast in den Weggraben. Wie ein Blitz im Aufblicken war's: das ist ja der Hirtenknabe Wendelin mit dem gekrausten kupferroten Haar, den du damals am Tage nach der Verlobung mit Lorle gezeichnet. Er kann's nicht selber sein, aber sein Kind ist's sicher. Reinhard that seinen Hut ab, eine wilde Rose lag noch drauf; der Wagen fuhr weiter und das Mädchen oben sang das Lied mit der wundersamen Weise:

Schön Schätzichen, wach' auf —

Das tönte fort und fort, bis es verklang. Reinhard richtete sich straff auf und ging hinein ins Dorf, geradeswegs zur Linde; in all sein schweres Denken und Sinnen hinein tönte es:

Schön Schätzichen, wach' auf
Und laß mich zu dir ein.

Drittes Kapitel.

Wo bist du?

Das ist das alte Wirtshaus zur Linde, es ist verschlossen, öde. Den Baum da zur Seite haben sie doch müssen stehen lassen; die Bank, die den Baum umschloß, ist nicht mehr da, zerbrochene Pflüge, reifenlose Räder lehnen an dem Stamme, dessen Wurzeln sich aus dem Boden emporgehoben. Ein leiser Windhauch zieht jetzt durch das Gezweige mit den hellgrünen Blättern und den noch geschlossenen Blütenknospen.

„In dem Haus wird nicht mehr gewirtet!" rief eine alte Frau aus dem Erdgeschoß des Nachbarhauses dem Dreinstarrenden zu; „das Wirtshaus ist jetzt draußen beim Bahnhof, da an der Gartenhecke steht der Wegweiser, da könnet Ihr nicht fehlgehen."

Reinhard ging zwischen den Gartenzäunen, stand bald vor einem weißangestrichenen Hause mit grünen Schattenläden und einem Balkon in der Mitte, auf dessen Brüstung in goldenen Buchstaben zu lesen war: Restauration und Gasthof zum grünen Baum.

Reinhard schauderte, als er näher trat. Auf der Schwelle saß eine Menschengestalt, wie ein Gespenst am hellen Tage; ein Trottel fletschte die Zähne gegen Reinhard und murmelte wirre Laute zu einem weißen Hahn, der auf der Treppe stand.

Reinhard eilte an dem unförmlichen Mannsbilde vorüber die Treppe hinan. Er trat in die Stube, niemand war da; er setzte sich ermattet an einen Tisch. Der weiße Hahn kam durch die offene Thür herein, schaute Reinhard an und schüttelte den roten Kamm und starrte auf die an den Wänden befestigten, aus Pappe bereiteten Reh- und Hirschköpfe mit Geweihen. Da kam endlich, noch unter der Thür den Rock anziehend, der Wirt und jagte den Hahn hinaus. Reinhard sah den Bruder Lorles stumm an; dieser aber schien nichts von dem verwunderten Blicke zu bemerken, denn er fragte in geläufigem Tone wie auswenig gelernt: „Mit was kann man aufwarten? — Ein Literle alten, neuen, roten, weißen; fünfzig Pfennig, achtzig Pfennig, eine Mark? Zu essen gibt's auch bald was. Parlez-vous français? Boire ou manger? Vroni," rief er nach der Küche, „rufe die Madlon, es ist ein Franzos da! La fille viendra tout de suite," sagte er, sich den Schweiß von der Stirn trocknend, da der Fremde ihn so anstarrte.

Reinhard konnte noch immer kein Wort hervorbringen. Das sind die Augen Lorles, ihre Augen sind auf ewig geschlossen, und diese hier blicken nicht so treuherzig und der Mund hat etwas Verkniffenes. Endlich sagte Reinhard:

„Hab' ich mich denn so ganz und gar verändert? Stephan, ist denn gar nichts mehr an mir zu erkennen?"

„Herr Gott, die Stimme! Wa— Was? Nein."

„Doch. Ja. Es ist der Reinhard. Grüß' Gott, Schwager."

„Was? Der Reinhard? Frau! Vroni! Komm! Hurtig! Tapfer! Ich komm' gleich wieder," wendete er sich schnell und verließ die Stube.

Reinhard saß still, ihm war, als könnte er sich nicht mehr aufrichten und dumpf dröhnte es ihm im Gehirn.

Draußen stand Stephan bei seiner Frau und sagte: „Hast gehört, der Reinhard ist da? des Lorles Reinhard. Was will er? Er wird doch nicht kommen sein, um zu erben? Ich lasse es auf einen Prozeß ankommen. Er hat kein Recht. Ein Kind ist nicht da, und sie haben nach Landesgesetz geheiratet."

„Wie sieht er denn aus? Abgerissen?"

„Ich kann's nicht sagen, ich hab' ihn nicht einmal recht angesehen und er ist sitzen blieben. Von Gepäck hab' ich nichts gesehen."

„Jetzt laß ihn nicht so lang allein. Geh hinein und vorderhand sei freundlich. Ich komme bald nach."

„Soll ich ‚du' zu ihm sagen?"

„Gewiß."

Stephan ging in die Stube und sagte: „Du mußt verzeihen, daß ich so erschrocken bin. Mir liegt ja noch der Kummer um ihren Tod in allen Gliedern, und warum hast du auch nicht ein Wort vorher geschrieben? Ich wär' dir entgegenkommen und wir hätten alles in Güte und Freundschaft miteinander besprochen. Sie hat, solang sie gelebt hat, kein böses Wort über dich gesagt und vor meinen Ohren hat auch keines ein böses über dich sagen dürfen. Du siehst noch ganz bestanden aus; ich hab' gar nicht mehr gewußt, daß du so große blaue Augen hast. Ja, deine Augen! Die haben dich auch groß gemacht, du hast einen großen Namen. Vor ein paar Jahren hat's geheißen, du seiest gestorben, sie hat aber nichts davon erfahren, es hat's ihr niemand sagen dürfen, ich hab' sie behütet wie meinen Augapfel, und sie wird mir's vom Himmel herunter bezeugen, daß wir in Frieden miteinander gelebt haben."

Reinhard hatte nicht Zeit, über diese Redseligkeit und ihre Absichten nachzudenken. Bald kam Vroni, sie war eine breite,

behäbige Wirtin geworden, und in ihrem Blicke lag der Ausdruck voller Gutmütigkeit; sie hieß Reinhard herzlich willkommen, und Madlon, die Lothringerin, die hier Deutsch lernen sollte, stellte Wein und einen Imbiß auf den Tisch.

Der Wirt schenkte drei Gläser ein und sagte: „Stoß' an, auf guten Willkomm und gute Freundschaft, und was vorbei ist, ist vorbei."

Der Schwager sprach so freundliche Worte und doch hatte Reinhard plötzlich das Gefühl, daß es sehr schlimm wäre, mit diesem Manne in Feindschaft zu geraten, und er sah es fast deutlich vor sich, daß sie feind miteinander. Sich sammelnd erwiderte er stotternd:

„Ich danke, ich kann jetzt nicht trinken, ich will vor allem auf das Grab von Lorle."

Kaum hatte er das Wort gesprochen, als ein markerschütterndes Geschrei und Gezeter entstand; der Trottel, der unversehens in die Stube gekommen war, stieß es aus.

„Wer ist das?" fragte Reinhard.

„Das ist leider Gottes unser ältestes Kind. Es muß jedermann seine Portion Elend haben."

„Und warum hat er geschrieen?"

„Das thut er immer, wenn man Lorle sagt; er kann's nicht verstehen, daß sie tot ist, und sie hat ihn gepflegt wie ein Engel, und ihr allein hat er gefolgt."

Reinhard sah den Armen, der vom aufgestellten Backwerk gestohlen und den Mund so voll hatte, daß er kaum kauen konnte.

Sich erhebend und wie aus schwerem Traume erwachend, sagte Reinhard: „Stephan, ich hab' dir doch was sagen wollen. Ja, jetzt besinne ich mich. Bitte, verwahre mir das Geld da sicher."

„Wieviel ist es?"

„Es sind sechzig englische Banknoten, je zu hundert Pfund. Du mußt mir's später hier anlegen, ich bekomme noch einiges dazu."

„Soll ich dir was Schriftliches geben?"

„Ist unter uns nicht nötig. Sag' aber niemand davon."

„Soll ich dich nicht auf den Kirchhof begleiten?"

„Nein, laß mich allein gehen."

Hinter Reinhard drein sagte Stephan zu Vroni: „Der will keinen Prozeß wegen der Erbschaft. Frau, da schau! So viel englisch Geld ist noch nie hier über Nacht gewesen. Rechne einmal, wieviel das in Mark ist. Laß ihm das Balkonzimmer schön herrichten. Stell' ihm einen Blumenstrauß hinein und mach' ihm ein gutes Essen zurecht."

Und um seiner Freude rechten Ausdruck zu geben, ging er hinab in den Hof, fing den weißen Hahn und schnitt ihm den Hals ab.

Vroni war außer sich, als Stephan den geschlachteten Hahn in die Küche brachte, und noch dazu kam jetzt wie rasend der Trottel, dem sein Spielkamerad getötet war; er warf Töpfe und Pfannen durcheinander und heulte und lachte.

Es gelang, ihn endlich zu beruhigen, aber Vroni schien nicht zu beruhigen, denn das war ja der weiße Hahn, den Fabian — so hieß der Trottel — nach Lorles Tod aus deren Hause heimgebracht hatte.

„Vielleicht ist's aber gut, daß das geschehen," beschwichtigte sich endlich Vroni; „ich will kein Wort weiter sagen, wenn du mir jetzt etwas versprichst."

„Was?"

„Da gib mir die Hand, daß du dem Reinhard das vom Fabian nie berichtest oder auf sonst eine Art zu wissen thun lässest."

„Wie werde ich so dumm sein? Dann bliebe er ja keine Stunde mehr hier und käme nicht wieder."

„Also du versprichst es?"

„Soll ich dir versprechen, daß ich mein Geld nicht aus der Brusttasche und meinen Verstand nicht aus dem Kopfe verlieren will?"

„Gib mir die Hand darauf."

„Da hast du sie, und jetzt genug."

Viertes Kapitel.

Eine Nelke vom Grabe.

Dreifach in breitem Schwall quillt das Wasser aus dem Röhrbrunnen am Rathause und das ganze Dorf ist stolz auf die eiserne Säule und den eisernen Trog, da kann jeder gleich sehen, daß wir nun an der Eisenbahn liegen.

Die Frauen und Mädchen, die am Brunnen stehen, Wasser holen und Salat putzen, haben heute viel zu reden.

„Hast schon gehört?" wurde einer eben herzukommenden alten Frau zugerufen, „hast schon gehört? des Lorles Reinhard ist wiederkommen."

„O, du lieber Gott im grundgütigen Himmel droben, warum hast du sie das nicht erleben lassen? Wie sieht er denn aus?“

„Er hat einen weißgrauen langen Bart, es hat ihn niemand erkannt, er hat sich selber müssen zu erkennen geben.“

Ein kleines runzeliges, klug dreinschauendes Weibchen, das Tänzerle genannt, weil es immer so kleine, zierliche Schrittchen machte, sagte fröhlich: „Ich hätt' ihn gewiß erkannt, ich hab' mit ihm getanzt; ja lachet nur, man ist damals lustiger gewesen wie jetzt, und wie der Herr Reinhard, so kann kein zweiter Mensch auf der Welt tanzen; man hat gemeint, man fliegt und man schwimmt und ...“

„Still! dort kommt er; er schaut gar nicht auf. Wohin er nur gehen mag? Guck! Er geht auf den Kirchhof. Ja, armes Lorle, jetzt kommt er, aber an dein Grab. Wendelin!“ wurde ein Bauer angerufen, der mit der Peitsche auf der Schulter den Kühen am Pflug weit vorausgegangen war, „Wendelin! weißt schon, wer kommen ist?“

„Wer denn?“

„Des Lorles Reinhard.“

„O was? So? Hat er nach mir gefragt?“

„Nein.“

„Hü!“ rief der Bauer den Kühen zu, die wie er stehen geblieben waren; „hü, Bläß! hot, Strom!“

Wendelin steckte den Daumen unter seinen Hosenträger und bog ab nach seinem Hause.

Der Dorfschütz kam am Brunnen vorbei. „Martin,“ wurde ihm zugerufen, „zieh' ein frisch Bandelier und einen scharfen Säbel an!“

„Warum? Was gibt's?“

„Des Lorles Reinhard ist ankommen, du mußt seine Leibwache sein, denn die Burschen haben ja geschworen, daß sie ihn totschlagen, wenn er wiederkommt.“

„Hat keine Gefahr. Aber wo ist er?“

„Wer?“ fragte ein herzutretendes Mädchen mit roten Zöpfen, das in einer durchlöcherten Blechschüssel grünen Salat trug.

„Malva, dich geht er am meisten an,“ wurde erwidert; „der Mann von deiner Pflegmutter, des Lorles Reinhard, ist ja ankommen, er ist jetzt auf dem Kirchhof.“

Malva kehrte schnell wieder um, eilte mit der Blechschüssel heimwärts und dann nach dem Kirchhof. Dort am Zaun, wo die wilden Rosen blühten, sah sie ihn am Grabe stehen; es war mit dichtverbuschten Nelken ringsum eingerahmt und in der Mitte

blühte der Rosmarin. Die Luft war so still, daß man die Bienen summen hörte, die dort Honig holten.

Der Mann stand entblößten Hauptes, unbewegt, nun bückte er sich und brach eine Nelke ab. Er hielt die Nelke an die Lippen und Malva betete schnell vor sich hin; denn es ist ja bekannt, daß man bald sterben muß, wenn man an einer Blume von einem Grabe riecht.

Jetzt wendete sich der Mann. Hat er geweint oder sind seine Augen immer so hellblau und so strahlend?

Unter der Kirchhofthür trat ihm Malva in den Weg und sagte: „Grüß' Gott, Herr Reinhard. Schenket mir die Blume, ich bitt'."

„Warum?"

„Es ist die erste Nelke von diesem Jahr und eine Blume vom Grab bringt Todesgefahr."

„Ich hab' keinen Aberglauben. Habe ich dich heute schon gesehen?"

„Ja, ich hab' nicht gewußt, wer Ihr seid, aber die Selige hat's gewiß so eingerichtet, daß ich zuerst Euch sehe."

„So? Wie heißest du?"

„Eigentlich heiße ich Malvina Katharina, aber die Selige hat mich immer Malva gerufen, und jetzt heiße ich im ganzen Dorf so."

„Wie heißt dein Vater?"

„Wendelin."

„Also doch? Ich habe deinen Vater gekannt, als er noch nicht so alt war wie du jetzt. Lebt er noch?"

„Ja, und er wartet daheim aufs Essen und wird schimpfen; aber Ihr geht jetzt allem vor. Das Lorle, die Frau Professorin, ich bin in ihrer letzten Stunde bei ihr gewesen, hat mir lang vorher gesagt, grüß' mir meinen Reinhard, wenn er wiederkommt, und noch viel, viel hat sie mir für Euch gegeben."

„So erzähle."

„Ich kann jetzt nicht, mein Vater schimpft, er hat heut den ganzen Morgen Kartoffel gehäufelt und ist hungrig."

„Sag' mir nur schnell, wer hat den schönen Grabstein gesetzt?"

„Der Herr Reihenmeyer, er ist auch beim Begräbnis gewesen und hat da gleich alles angeordnet. Aber verzeihet, ich muß heim, der Vater ist gar arg, wenn er aufs Essen warten muß. Ihr bleibet doch wenigstens heut hier?"

„Gewiß."

„Gut, so kommet in einer Stunde in unser Haus, dort

das Haus, wo die abgezweigte Tanne ist, das ist unser Haus. Unterdes kann ich mich auch besser besinnen. Gebt mir die Nelke."

„Nein."

„Nun, so behüt' Euch Gott, ich muß fort."

Reinhard kehrte durchs Dorf zurück. Wie zittern die Sonnenstrahlen an den weißen Wänden der Häuser auf und ab, wie flimmert das Wasser aus den Brunnenröhren so seltsam, als wär's flüssiges Metall, und die Linde schauert in sich zusammen und kein Menschenkind zeigt sich . . .

In der hellen Mittagssonne erschien ihm das Dorf, als wäre es aus nächtiger Versunkenheit wieder emporgetaucht, und er selber war sich ein Versunkener, der wieder ans Licht kommt. Die Augen brannten ihm, er hätte sie gern geschlossen, für immer. Er kannte das Grab seiner Mutter nicht, er hatte kein Grab auf der Erde, jetzt hatte er eins und er hatte die Stelle gesehen, wo er ruhen sollte.

Fünftes Kapitel.

Beim Schwager.

„Du mußt einen Wolfshunger haben. Man sieht dir's an. Ich hab' mit dem Essen auf dich gewartet, damit du nicht so allein bist. Soll ich Champagner aufsetzen lassen? Ich hab' echten im Keller. Ich bin im Krieg mit meinem Fuhrwerk auch drei Wochen in der Champagne gewesen."

So wurde Reinhard vom Schwager begrüßt, als er wieder in das Wirtshaus kam. Reinhard setzte sich und der Schwager, der ihm ansah, daß er etwas fragen wollte, fiel ein:

„Red' jetzt gar nichts und laß dir's schmecken. Weißt, wie mein Vater immer gesagt hat? Mit Essen und Trinken im Magen hat man eine andere Seel! Nach dem Essen kannst du fragen, was du willst."

Sie aßen still und Reinhard fragte endlich: „Warum bist du nicht im alten Haus verblieben?"

„Ja schau, es ist eben eine neue Welt. Sobald es gewiß gewesen ist, daß wir die Eisenbahn bekommen und den Bahnhof daher, hab' ich zu meinem Acker noch den Baumgarten vom Wendelin gekauft, ich hab' ihn gut bezahlt, aber der Rothaarige schimpft — die Menschen schimpfen eben auf jeden, der sein Sach versteht, es wird bei euch im Malergeschäft auch so

sein — und da hab' ich hergebaut und die Ingenieure haben bei mir gewohnt und zweimal auch der Minister."

„Und das alte Haus, in dem wir so vieles erlebt haben, ist dir gar nichts mehr wert?"

„O, wert schon," erwiderte der Schwager, es blitzte schelmisch in seinem Gesichte, „die Maler malen's alle ab und photographiert ist's auch, und das Lorle ist darin verblieben, sie ist nicht mit herausgezogen. Schau, du siehst wieder gleich so aus, ich kann nicht sagen wie. Es geht doch nicht anders, ich muß doch von ihr reden, es ist mein einzig Geschwister auf der Welt gewesen." Er machte ein Gesicht, wie ein Fuchs machen müßte, wenn er weinen wollte, und dabei zerknackte er mit seinen scharfen Zähnen einen Knochen vom Hahnenbraten und schlürfte das Mark mit Behagen aus. Reinhard sagte:

„Ich bitte im Gegenteil, erzähl' mir nur recht viel von ihr. Des Wendelins Tochter hat mir auch schon von ihr erzählt."

„So? hat der Rotkopf dir schon den Weg verlegt? Ja, die Malva hat's dem Lorle angethan, hat sich viel von ihr schenken lassen, wer weiß, was sie hat. Sie ist ein lustig Ding, und das hat das Lorle gern gehabt."

„So? Sie hat gern heitere Menschen um sich gehabt?"

„Ja freilich, sie ist gern heiter gewesen, darüber brauchst dir keine Vorwürfe zu machen. Ich mach' dir auch keine und ich wäre doch der einzige, der das dürfte. Die gute Seele hat aber auch unser blödsinniges Kind zu sich genommen gehabt. Sei nur ruhig. Ich hab' schon gemerkt, daß du so was nicht um dich sehen kannst, der Fabian kommt nicht mehr in die Stube."

„Kann ich nicht im alten Haus wohnen?"

„Freilich, kannst's ganz haben. Weißt was? Kauf mir's ab. Ich geb' dir's, was es unter Brüdern wert ist; für zweihundert von deinen Pfund sollst's haben mitsamt dem Garten. Sag' aber niemand, daß ich dir's so billig angeboten habe."

„Was soll ich allein in einem so großen Haus?"

„Wenn dir's allein zu einsam ist, so geb' ich dir ein Kind; unsere zweite Tochter, die Ida, ist gut geschult und unterhaltsam; sie ist jetzt im Lothringischen und lernt dort Lebensart und Französisch und dafür hab' ich die Tochter von dort und die lernt bei uns kochen und Deutsch. Hätt' mein Vater das Lorle noch vorher wohin geschickt, wer weiß, wie es jetzt wär'. Weißt noch? Er hat gewollt, du sollst sie noch ein Jahr zu den englischen Fräulein thun lassen. Aber reden wir nicht von Vergangenem. Wenn du die Ida an Kindesstatt annehmen willst, dir geben wir sie, oder auch unser Enkelchen, ein Prachtbub, er

heißt wie du und du bist sein Großonkel. Das Lorle hat immer auch ein Kind annehmen wollen, aber es hat sich nicht machen lassen, kannst dir denken warum, und sie hat ihr Erbgut auch aufgezehrt. Also du kaufst die alte Linde?"

„Ich will mich noch besinnen."

„Das gefällt mir von dir, daß du so besonnen bist und nicht gleich einschlägst. Da sieht man den erfahrenen, bedachtsamen Mann. So ist's recht. Du kannst das Haus von einem Baumeister untersuchen und schätzen lassen."

Vroni kam herein, sie war nun sorgfältiger gekleidet, man sah aber nichts mehr von der alten Bauerntracht. Vroni war eine stattliche behäbige Frau geworden, aus ihrem runden, breiten Gesichte leuchtete es wie wahrhaftes Wohlwollen. Sie setzte sich nun mit zum Nachtisch, aber ihr Mann ließ sie lange nicht zu Worte kommen, denn er sagte: „So ist's recht. Wir lassen dich nicht mehr fort. Du mußt bei uns bleiben. Du kannst hier leben wie in der Stadt. Wir haben alle Tag frisch Fleisch und zum nächsten Winter lege ich einen Eiskeller an, und was man sonst will, bringen die Schaffner von der Eisenbahn in einigen Stunden, und unsere älteste Tochter hat die Bahnhof-Restauration in der Hauptstadt und alles bei der Hand. Du bist uns eine Ehre und ein Stolz. Nicht wahr, Vroni?"

„Gewiß, gewiß," konnte Vroni endlich einfügen und sie sagte: „Der Herr Schwager sollt' auch meinen Vater besuchen."

„So? Lebt dein Vater noch?"

„Ja, er ist hoch in den achtzig, aber noch ganz bei Weg und unser Enkelchen ist bei ihm. Er ist viel beim Lorle gewesen und sie bei ihm, ihr letzter Ausgang war zu ihm; er weiß noch nicht, daß sie gestorben ist. Und er hat nie zugegeben, daß eines ein böses Wort über den Herr Reinhard sagt."

Der Wirt sah seine Frau grimmig an, das letzte war nicht nötig. Um es zu verwischen, berichtete er Reinhard von seiner Familie.

Der älteste Sohn, der mit im Feldzuge gegen Frankreich gewesen war, ist Oberkellner in Baden, die älteste Tochter ist Wirtin auf dem Bahnhofe der Residenz und die zweite, die jetzt in Lothringen ist, ist soviel als verlobt mit einem Ingenieur, der hier gewohnt hat und nun am Gotthard-Tunnel baut. „Er kann auch malen," schloß Stephan, „und er ist stolz darauf, daß der berühmte Maler Reinhard der Onkel seiner Braut ist."

Der Dorfschütz trat ein in seinem Sonntagsstaat mit frischlackiertem Bandelier; Reinhard erkannte ihn nicht und er mußte sich selber zu erkennen geben als der lange Martin, der Sohn

der Bärbel, die Lorle in die Hauptstadt gefolgt und dort gestorben war. Martin ließ sich den dargereichten Trunk wohl munden, aber trotz Zuredens setzte er sich nicht mit an den Tisch, sondern an einen entfernten.

Von Martin und dem Schwager geleitet, ging Reinhard ins Dorf nach der alten Linde. Das Haus wurde aufgeschlossen, ein kalter Luftstrom drang daraus hervor.

Sechstes Kapitel.

Es geht ein Geist um.

Reinhard redete kein Wort, dafür war der Schwager um so wortreicher.

„Es denkt mir noch, wie du da allemal drei Stufen auf einmal genommen hast; jetzt mußt halt auch eine nach der andern nehmen. Laß den Martin voraus. Martin, mach' die Läden und Fenster auf! Seit dem Tag nach ihrem Begräbnis ist alles zu; es ist, wie wenn alles auf dich gewartet hätte. Ja, das muß dein sein und niemand anderm auf der Welt. Da ist unser Lorle dreißig Jahr auf und ab gangen.“ Er sagte letzteres mit weinendem Tone und jetzt weinte er wirklich und rief: „O meine einzige Schwester! Meine liebe Schwester! Warum hast du sterben müssen? Verzeih' mir, Bruder, daß ich dir das Herz so schwer mache. Aber wir sind ja Brüder, wir sind Brüder.“

Er warf sich an die Brust Reinhards und schluchzte.

Reinhard suchte den Schwager zu beruhigen und ward damit seiner eigenen Herzbewegung Meister. Es war ihm, wie wenn alles redete, jede Treppenstufe, das Geländer, die Küchenthüre, die große Bank.

Stephan öffnete die große Stube, die nach dem Baumgarten liegt. Das volle Mittagslicht strömte herein und er sagte jetzt mit gefaßterem Tone: „Da hat sie gewohnt, da hast du sie gemalt und da habt ihr euch verlobt; sie hat nicht auf die Straß' gehen wollen, sie hat immer gesagt, was geht mich das an? Sie hat gelebt wie eine Klosterfrau, aber nicht traurig, das nicht. Sie hat gesagt, den Nußbaum da, den habest du im ersten Jahr, wie du hier gewesen, gepflanzt. Schau, wie groß er ist und wie voll er steht. Siehst du dort den Brunnen? Der ist neu. Weißt, es war immer ein nasser Fleck dort, da hat unser Lorle nach-

graben lassen, und jetzt ist das der beste Brunnen im Dorf. Der Doktor sagt, es sei ein Stahlsäuerling, besonders gut unterm Wein. Das Recht mußt du mir lassen, daß ich da an deinem Haus Sauerwasser hol' für meine Gäste. Schau, da in der Kammer hat ihr Bett gestanden, sie hat's der Malva vermacht, ich hätte Einsprache thun können, aber ich will keinen Prozeß, nur keinen Prozeß! Jetzt halt! ich muß dir was sagen: da in ihrer Stube, da nehm' ich mein Wort zurück. Ich setze dir gar keinen Preis fürs Haus, es ist dein für jeden Preis, den du sagst; es bleibt alles brüderlich unter Brüdern. Jetzt verzeih'! Ich hab' Leut im Feld, ich muß Heu einthun. Mach dir dein Herz nicht schwer und denk', daß du daheim bist bei den Deinigen. Behüt' dich Gott."

Reinhard war allein, er setzte sich ans Fenster, wo der Nußbaum seine Aeste heranschickte, und jetzt brach's hervor, ein Thränenstrom, so schwer, so voll.

Lorle! Lorle! war das einzige, was er rufen konnte, er legte den Kopf auf das Fenstersims, wo ihre Hand so oft geruht. Als er endlich aufschaute, stand Martin unter der Thür und sagte: „Ich hab' mich noch gar nicht bedankt, daß der Herr Reinhard meiner Mutter selig, der Bärbel, ein steinern Kreuz hat setzen lassen. Ja, wenn die am Leben blieben wär', wär' alles nicht so geworden. Hundertmal hat die Professorin mir gesagt, Martin, hat sie gesagt, deine Mutter, die Bärbel, ist meine zweite Mutter gewesen. Meinem Sohn, dem Kammersänger, hat die Frau Professorin, wie er allbereits ein kleiner Bub' war, eine Geig' gekauft, er kann gut geigen, erst später ist er Sänger geworden."

Reinhard ging festen Schrittes allein durch das ganze Haus. Plötzlich war's ihm, als hätte sich Lorle nur neckisch versteckt wie damals in der Brautzeit. Alle die Jahr waren nicht vergangen, die beiden Liebenden lebten noch jung und frisch . . .

Auf einer alten Truhe am Giebelfenster, dort wo Lorle damals dem Gesange Reinhards unter der Linde gelauscht, dort saß er lange und preßte die zitternden Hände ineinander. „Tot! Alles tot!" stöhnte er endlich vor sich hin.

Er ging hinab, Martin wartete auf der Treppe, und als er endlich wieder auf der Straße stand, verschloß Martin das Haus.

Reinhard reichte ihm still die Abschiedshand, aber Martin sagte, er wolle ihn begleiten, hinter ihm drein gehen, wenn er's wünsche.

„Ah so!" entgegnete Reinhard, „du fürchtest, daß sie die Drohung wahr machen und mich tot schlagen?"

„Wer hat das dem Herrn Reinhard hinterbracht?"

„Ein Waldknecht."

„Gewiß der Maurus. Es ist aber nicht wahr, es ist bloß Geschwätz, und hernach bin doch allbereits ich da. Im Gegenteil, Herr Reinhard, Ihr müsset Euch auch hier anbauen, Ihr könnt hier so alt werden wie der Hohlmüller, der ist bald neunzig. Dort neben meinem Sohn, dem königlichen Kammersänger, müßt Ihr Euch anbauen."

Er zeigte Reinhard ein wohlgebautes Haus auf der Anhöhe und erzählte, daß dort sein Sohn die Sommerferien zubringe. Er wiederholte, daß der Sohn sein Glück der Bärbel und dem Lorle verdanke; von der Mutter, die viel mit Lorle gesungen, habe er die schöne Stimme, und Lorle habe ihn Musik lernen lassen. Der Sohn käme in der nächsten Zeit mit Frau und Kindern; die Frau sei auch Sängerin und eine Adlige, aber gar nicht stolz.

„Er kommt nächsten Sonntag," sagte Martin mit Behagen, „er richtet's immer so ein, daß er am Sonntag kommt; da ist's lustig, lustiger als die Kirchweih. Mein Ulrich hat's gescheit gemacht. Wir heißen mit dem Geschlechtsnamen Flohberger, da hat er den Floh springen lassen und er heißt jetzt nur Berger."

Siebentes Kapitel.

Wie Lorle lebte und starb.

Es gelang Reinhard nur schwer, den Martin Flohberger von sich loszumachen. Auf Umwegen ging Reinhard nach dem Hause Wendelins, er klopfte, Malva öffnete und that ein Tuch von der Stirn ab; sie berichtete leise, sie habe sich krank stellen müssen, um daheim bleiben zu dürfen, sie habe sich aber auch still besonnen, um Reinhard alles genau zu berichten.

„Ich habe nur vorher eine Bitte," sagte sie.

„Was denn?"

„Meine Stiefmutter will Euch sehen. Sie liegt da in der Kammer. Kommet nur auf ein paar Minuten."

Reinhard folgte in die Kammer. Eine abgehärmte Gestalt betrachtete ihn mit großen dunklen Augen und rief:

„So sieht also der Herr Reinhard aus? So groß? Und wenn er den grauen Bart abthäte, wär' er noch ein schöner

junger Mann. Wenn Ihr Eurem Lorle was zu berichten habt, so saget mir's, ich komm bald zu ihr."

Reinhard ging mit Malva nach dem Garten, wo man die Kranke hören konnte, wenn sie rief. Sie setzte sich auf die Bank und Reinhard sagte:

„Nun, so erzähle."

„Ja, wo anfangen?"

„Wie lang warst du bei ihr?"

„Das ist recht, da will ich anfangen."

„Vierzehn Monate bin ich alt gewesen, wie sie mich zu sich genommen hat. Mein Vater hat wieder geheiratet, und ich habe erst am Morgen, als mich die Frau Professorin in die Schule brachte, von ihr erfahren, daß sie nicht meine leibliche Mutter ist."

„Hat sie dich nicht an Kindesstatt annehmen wollen?"

„Freilich. Ich hab' aber nie Mutter zu ihr sagen dürfen; sie hat mich nur manchmal ihr Schwesterchen geheißen. Ich hab' später davon gehört, daß sie mich gerichtlich nach ihrem Tod hat an Kindesstatt einsetzen wollen, aber weil man nicht gewußt hat, wo der Herr Reinhard lebt, haben die Gerichte das nicht zugegeben. Ich glaub', sie hat ein Testament hinterlassen, aber man hat's nicht gefunden. Ich will gegen niemand was sagen, er ist ihr Bruder. Das Bett habe ich bekommen, weil sie das einmal der Bärbel Martin gesagt hat, daß es mein ist. Ich glaub', sie hat auch dem Martin etwas vermacht."

„Gut, ich werde dem nachforschen. Erzähle weiter."

„Ja, lieber Gott, ich weiß nicht mehr, wo anfangen."

„Wie du zum erstenmal in die Schule gegangen bist."

„Ja, sie hat alle Schulaufgaben mit mir gemacht und mein Lesebuch hat sie ganz auswendig gewußt, und oft und oft hat sie gesagt: wären zu meiner Zeit die Schulen so gut gewesen und ich hätt' so ein schönes Bilderbuch gehabt, so wäre ich nicht zu unwissend gewesen für meinen Reinhard. Greift's Euch an, wenn ich so erzähle!"

„Erzähl' nur weiter."

„Sie hat sich auch ein Buch angeschafft mit einer Beschreibung von Rom, und da hat sie alle Straßen und alle Häuser gekannt und oft gesagt: da geht jetzt mein Reinhard."

Reinhard schloß die Augen, die Lider zuckten, während Malva fortfuhr:

„Nie ist ein böses Wort über den Herrn Reinhard über ihre Lippen gekommen und auch dem Stephan hat sie's verboten, daß er schimpft. Das ist das einzigmal, wo ich sie grimmzornig

gesehen hab'. Ich glaub', sie hat jede Nacht ein Gebet für den Herrn Reinhard gesagt."

„Ist sie lange krank gewesen?"

„Höchstens drei Wochen und die letzten elf Tage im Bett. Sie hat sich gar arg verkältet, wie sie das letzte Mal beim Hohlmüller gewesen ist, und von da an hat sie Tag und Nacht gehustet. Der Doktor hat gleich gesagt, da ist nicht mehr zu helfen."

„Hat sie dir nie gesagt, warum sie mich verlassen hat?"

„So? Sie hat den Herrn Reinhard verlassen? Ich hab' immer anders gemeint. Viel gejammert hat sie, weil sie kein Kind gehabt, aber sie hat den Aberglauben gehabt, daß sie sich versündigt habe, weil der Herr Reinhard sie als heilige Jungfrau abgebildet hat."

„Ist sie viel in die Kirche gegangen?"

„Nicht eben mehr als der Brauch, und wie das Bild aus der Kirche fort gewesen ist, ist's ihr doch nicht recht gewesen. Einmal hat sie mich gerufen und hat mir gesagt: Merk' dir's! Es kann keine böse Ehe geben, wenn eines von den Eheleuten ganz rechtschaffen ist. Ich hab' angesehen sein wollen für meine Liebe, meine Gutheit, und das ist nicht das rechte. Ich wäre gern seine Magd gewesen und hab' doch den Stolz gehabt; ich bin darin auch nicht ganz brav gewesen, aber die kurze Zeit, die ich mit ihm glücklich gewesen bin, ist mir mehr wert als siebenmal leben. Und einmal hat sie geweint am Morgen, weil sie nicht mehr von Herrn Reinhard träumt."

Malva hielt wieder inne und endlich sagte sie: „Nicht wahr, ich mach' Euch das Herz schwer? Aber sie hat hundertmal gesagt, wenn ich's ihm nur sagen könnt, daß ich ihn lieb hab', so lieb . . . und ihm verzeihe, und er soll mir auch verzeihen. — Einmal ist sie vom Hohlmüller heimkommen, sie hat ihm immer die Zeitung vorgelesen. Ich hab' schon geschlafen, und da hat sie mich geweckt und hat ganz glückselig gesagt: Malva! Von meinem Reinhard steht in der Zeitung. Er ist ein weltberühmter Mann!"

Reinhard griff mit der Hand ins Leere und schloß die Faust krampfhaft.

Welch eine Liebe ist das, die, um das volle Herz zu erleichtern, das schlafende Kind weckt und ihm den Ruhm des Geliebten, Ungetreuen verkündet.

„Hätt' ich das nicht erzählen sollen?" fragte Malva.

„Du sollst alles erzählen. Alles. Hat sie auch von dem Gerücht gehört, daß ich gestorben sei?"

„Nein."

„Wie hat sie den Krieg erlebt?"

„Sie hat sich gar nicht gefürchtet. Sie hat in der großen Stube drei Betten hergerichtet für Verwundete. Wir haben aber keine bekommen."

„Ist sie bei Besinnung gestorben?"

„Freilich! Sie ist nicht gern gestorben. Am letzten Tag hat sie gemeint, der Herr Reinhard ist da und da hat sie gerufen: Wein' nicht zu arg, ich hab's gewußt, daß du kommst. Lieber Gott! Laß mich nur noch einen Tag leben, nur noch einen halben Tag und ich will mit meinem Reinhard über die Wiese gehen. Ja, das Zittergras ist schön! wunderschön! . . . Und da hat sie gerufen: Nicht sterben! jetzt erst recht leben! und da war sie tot . . . ."

Lange war es still im Garten, man hörte nichts als das Zwitschern der Schwalben vor dem Fenster und von dem Kirchhof in der Nähe schmetterte ein Fink seinen hellen Sang.

Reinhard erhob sich endlich, reichte Malva still die Hand und ging davon.

Achtes Kapitel.

Ein Freund übers Grab.

Spät in der Nacht schrieb Reinhard einen Brief an Doktor Adalbert Reihenmeyer:

„Du bist ein Freund übers Grab und Du bist der einzige noch Lebende, den ich begrüßen will. Ich bin hier und habe das schauerliche Behagen, als ein Gestorbener wieder erschienen zu sein. Während ich hier in stiller Nacht sitze, singen die Burschen durchs Dorf. Es ist mir wie ein Wunder, daß die Lieder noch die alten Töne haben. Die Welt wird immer wieder jung. Ich aber bin alt und müde und ein fester Platz wartet auf mich. Mir wirbelt's im Kopfe von all den Erinnerungen, die mir heute erweckt wurden. Willst Du Dich meiner noch erinnern, so komm.

Woldemar Reinhard.

(Nachschrift.) Es ist so still, ich höre jenen zitternden Klang, jenes flüsternde Knistern, jenes leise Summen in der Luft, das Du einmal den Flügelschlag der Schleiereule Vergänglichkeit und ein andermal ein Austönen von der Bewegung unseres Planeten nanntest . . . . Ach was ist alles! Quacksalberei und endlich

Tod. Ich habe mein Leben verfehlt, ich möchte den Rest noch rein abthun. Was ist alle Kunst, alle Selbstbefriedigung, was ist Ehre und Ruhm, wenn das Leben nicht rein? Aber nenne mir einen Künstler, der sein Dasein rein ausgelebt. Vielleicht ist alle Kunst nur Quacksalberei, um den Bruch und Schmerz des Daseins zu vergessen. . . . Ich habe mit grauen Haaren die Studentenkrankheit der Skepsis bekommen, die ist in solchem Alter unheilbar. Ich bin müde und möchte schlafen auf immer. Ich habe nichts mehr von der Welt zu erwarten, nichts mehr in ihr zu suchen.

Du hast ihr ein Grabdenkmal gesetzt. Vor mir liegt eine Nelke, die aus ihrem Grabe entsprossen, und jetzt scheinen die Sterne über dem Hügel. Ich stand auf dem Fleck Erde, den sie für mich bereit gehalten. Wenn Du kannst und willst, so komm zu mir. Ich bedarf keines Menschen, ich bedarf auch Deiner nicht, ich will nichts als ruhig und still einschlafen, sterben. Wenn Du noch der Alte bist, so darf und muß man Dir auch dies alles sagen. Uebelnehmen kennst Du nicht.

Ich werde am Sonntag Dein Waldheiligtum aufsuchen, wo Du damals an unsrem ersten Dorfsonntag so glückselig träumtest und den großen Schmetterling Traumglück aufspießtest.

Wann war das doch?

Ich meine, in Urweltzeiten.

(Letzte Nachschrift.) Eigentlich wollte ich Dir alles, was da steht, nicht schreiben, sondern nur das: Komm' zu mir, bleib' bei mir, denn es will Abend werden. Komm' — schilt mich, aber bleib' bei mir. Ich habe einen Plan für unser beider letztes Leben, aber den will ich erst vor Deinen treuen Augen auslegen. Komm' zu mir. Ich kann und will nicht nach der Stadt. Komm' zu mir.

Du bist der einzige Mensch, der über mich richten darf.

Ich war undankbar gegen Dich.

Ich gedenke jenes Tages, als Du um meinetwillen die Kleidung des Waisenknaben anzogst. Ich kann nicht mehr schreiben. Viva voce will ich Dir alles sagen. Komm' zu mir."

Reinhard starrte lange in das Licht, dann schloß er den Brief, ohne ihn durchzulesen. Er stand auf, verließ das Haus und ging nach dem Bahnhofe, um den Brief in den Schalter zu werfen; dort brannte noch eine Lampe, und der Hund des Bahnwärters knurrte nur verschlafen. Reinhard wanderte noch ruhelos im Felde umher, dann kehrte er ins Dorf zurück, aber nicht durch die Dorfstraße, er ging zwischen den Gartenhecken draußen, und unversehens stand er vor dem Kirchhof. Er

schauderte, aber was ist die Nacht anders als der Tag? Was soll der alte kindische Aberglaube? Warum jetzt nicht auf ihr Grab?

Er ging hinter dem Hause Wendelins vorüber, da brannte Licht in der hintern Stube des Erdgeschosses. Er näherte sich dem Fenster, ein dürrer Zweig auf dem Boden knackte unter seinen Füßen. „Wer ist da?“ rief eine Frauenstimme. Er antwortete nicht und wollte still davon schleichen, aber schon öffnete sich ein Schiebfensterchen, ein Mädchenkopf erschien darin, und Malva rief: „Der Herr Reinhard!“

„Warum wachst Du noch?“

„Ich hab' gar so schwer denken müssen. Es ist mir, wie wenn die Frau Professorin es in der andern Welt nicht aushalten könnte und jetzt wiederkommen müßte.“

„Du bist ein seltsames Kind. Gut Nacht. Gib mir eine Hand.“

„Ich kann jetzt nicht. Ihr seid doch nicht in der Nacht auf dem Kirchhof gewesen?“

„Nein.“

„Gottlob. Schlafet gut.“

Er fuhr Malva unwillkürlich mit der Hand über das Gesicht, sie küßte seine Hand, er erbebte.

Das Schiebfensterchen wurde geschlossen, das Licht gelöscht. Reinhard ging am Kirchhof vorbei heim in das Wirtshaus zum grünen Baum ....

Sensendengeln weckte ihn, als es schon lange Tag war.

Er mußte sich besinnen, wo er war. Was hatte sich alles in dem gestrigen Tag zusammengedrängt! Bald nahm er ein in grau Leinen gebundenes Skizzenbuch heraus, er blätterte darin flüchtig, er schien die Bilder nicht sehen zu wollen.

Das sei das letzte! sagte er vor sich hin und strich mit der Hand über ein leeres Blatt.

Und so ist die Künstlernatur und die Gewöhnung, das Leben im Bilde zu fassen. Reinhard zeichnete einen Mann, der, dem Beschauer abgewendet, vor einem Grabe steht und eine Blume in der Hand hält; so weit das Gesicht sich zeigte, war er selbst unverkennbar. Im Hintergrunde hinter einer Hecke von wilden Rosen sah ein Mädchenkopf lauschend hervor. Jetzt wurde noch mit schnellem Stift ein Flug Raben gezeichnet, der über dem Haupte des Mannes dahinschwebte. Nun noch ein letzter Blick, Datum und Stunde wird an den Rand geschrieben, das Buch fest verschnürt und bei Seite gelegt. —

Aus Erlebnis, aus äußerer und innerer Wahrnehmung schafft die Künstlerphantasie ein Gebilde, das unverändert die Geisteszüge des Schöpfers trägt.

Anders wird es, wie er seine Seele auf ein lebendes Wesen wirken läßt, in welchem das Empfangene fort und fort waltet.

Reinhard hatte das Herz Lorle's erweckt, es wachte nur in ihm.

Muß es ihn nun hinabziehen in den Tod?

Er hieß den Tod willkommen, wenn er nur rasch kommt....

Neuntes Kapitel.

Im grünen Klee.

In der ersten Morgenfrühe ging Malva mit dem Grastuche unterm Arme und der Sense auf der Schulter nach dem Kleefeld am Berge. Sie dachte, wie Reinhard die erste Nacht im Dorfe verbracht haben mochte, sie schritt aber dabei rüstig vorwärts, denn die Kühe daheim warteten auf ihr Futter. Die Sense mähte den tauglänzenden Klee nieder, da rief der Waldhüter Maurus: „Schneidet's gut?"

Malva hielt still und erwiderte:

„So? Du, bist's? hast du heut' noch keine alte Frau gesehen?"

„Warum?"

„Weil ihr Jäger ja das für einen Aberglauben haltet," lachte Malva und das gurrte so lange nach, wie die Waldtaube dort im Walde.

„Du bist lustig!"

„Warum nicht? Es ist ja wieder Tag. Ich hab' gestern viel Elend durchgemacht, aber wenn's wieder Morgen ist, da fang' ich allemal frisch zu leben an."

„Was hast denn gestern gehabt?"

Malva erzählte, daß Reinhard bei ihr gewesen und daß sie ihm von der Toten berichtet habe.

„Was siehst mich so an? Warum sagst du kein Wort?" schloß sie.

Der Waldhüter entgegnete, daß er gestern dem Manne begegnet sei, von dem er nachher gehört habe, daß er der Reinhard selber sei. Er hütete sich indes wohl, zu berichten, was er dem Ungekannten erzählt hatte.

„Ich kann mir's jetzt denken," begann Malva wieder, „daß dem ein Mädle folgt von allem weg und nach gar nichts fragt."

„Wie es scheint, gefällt er dir arg."

„Von Gefallen ist da kein Red'. Wenn der Herr Reinhard sagen thät', ich soll seine Magd sein, mit Freude ging' ich zu ihm, und wenn er sagen thät', geh' mit mir in die weite Welt, ich ging' mit ihm wie dein Hund mit dir geht."

„So? Und mich könntest du so für nichts und wieder nichts aufgeben?"

„Das ist anders. Wenn das Lorle noch lebte und es thät' sagen, pfleg' meinen Reinhard und sei ihm unterthan, ich müßt's thun; aber davon ist keine Red'. So ein Herr braucht mich nicht."

Sie schien nicht weiter reden zu können, sie nahm ihren Wetzstein und wetzte die Sense, daß es hell klang. Plötzlich aber sagte sie: „Ich hab' genug geschnitten," und den Klee in das Tuch sammelnd und zusammenschnürend sagte sie: „Hilf mir auf."

Der Waldhüter hob den Kleebündel auf und wollte ihn eben dem Mädchen auf den Kopf legen, da hörten sie einen grellen Pfiff und von ferne her den Ruf: „Malva! Maurus! Wartet! Ich komm'."

„Was will der Schütz?" fragte Malva den Kleebündel wieder abwerfend, denn Martin war es, der ihnen gerufen hatte. Er kam atemlos herbei und sagte: „Gut, daß ich euch bei einander treffe, es geht euch beide an."

Heftig fuhr er den Waldhüter an, der dem Reinhard gesagt habe, das ganze Dorf wolle ihn steinigen.

„Ja, sie haben's ja alle gesagt," erwiderte der Waldschütz, „wenn sie gelogen haben und jetzt feig sind, was geht's mich an?"

„Und du hast auch gesagt," nahm der Schütz wieder auf, „die Malva weiß von seinen grausamen Thaten."

„Ja wohl, das hab' ich auch gesagt. Ist's nicht wahr?"

„Nein. Du mit deinem halben Verstand hast das nicht verstanden," rief Malva, „und wenn ich was gesagt hätte, wie darfst du so ungetreu an mir sein?"

„Freilich, das darfst nur du. Du darfst allein ungetreu sein, die Rothaarigen dürfen das allein."

„So ist's recht. Ich dank' dir, daß du das gesagt hast. Gottlob, jetzt ist es aus. Du bist der Kamerad von meinem Bruder gewesen und da hab' ich was auf dich gehalten. Da der Anhenker," sagte sie, und deutete auf eine silberne Kapsel, die um ihren Hals hing, „den hast du mir machen lassen, er hat drei Gulden gekostet, ich zahle sie, kannst sie beim Martin da holen. Mit uns zwei ist's aus, auf immer und ewig. So

gewiß der abgemähte Klee da nimmer wieder auf die Stoppel wächst, ebenso auf immer auseinander ist's mit uns. Gott Lob und Dank, du kannst dich nicht berühmen, einen Kuß von mir zu haben."

„Das wär' auch was."

Malva stürzte mit geballten Fäusten auf den Spötter zu, ihr Auge flammte und ihre Lippen bebten, aber vor ihm stehend, sagte sie sich selbst bezwingend: „Halt! Nicht so. Ich dank' dir für jedes von deinen Worten tausendmal." Sie wendete sich zum Schütz und sagte:

„Martin, hilf mir auf."

Das geschah, und mit dem Kleebündel auf dem Kopfe ging Malva nach dem Dorfe zurück. Sonst hörte man sie immer singen, heute sang sie nicht. Martin, der sie bald wieder einholte, sagte: „Schau, dort geht der Herr Reinhard, er geht gewiß nach der Hohlmühle zum alten Müller."

„Wenn er nur dem nicht verratet, daß das Lorle gestorben ist," sagte Malva, „der alte Müller weiß es noch nicht und er war ihr bester Freund."

Zehntes Kapitel.

Alte und neue Gleise.

Singen die Lerchen nur in der deutschen Heimat so wonnig? Duftet nur hier das Heu so würzig und ist die Luft voll kühlenden Taues?

So fragte sich's in der Seele Reinhards, als er zwischen den Gartenhecken und durch die Wiesen dahinschritt.

Die Tiefe eines Elends vollkommen kennen, ist auch Befreiung. Reinhard kannte nun ganz, was er verwüstet und verloren; er wollte still tragen und seinem neuen Grundsatze treu bleiben.

Am Hügel blinkte eine Sense, Reinhard ahnte nicht, daß dort Malva war, die ihm so Schweres berichtet hatte und mit jedem Atemzuge an ihn und die Verstorbene gedachte.

Er schritt weiter, jeder Baum, jede Hecke sprach mit ihm, sie erzählten von vergangenen Tagen, sie schauten ihn an mit dem Blicke jenes Auges, das nun geschlossen war.

War es immer so, daß sich um diese Jahreszeit so die

Sommerfaden ins Gesicht legen? Reinhard fuhr sich oft mit der Hand über das Gesicht und wischte sie ab.

Das ist doch der rechte Weg nach der Hohlmühle, den sind wir damals miteinander gegangen, und ihr Vater und der Kollaborator war dabei. Aber der Wald ist weiter zurückgewichen, da, wo er sich noch in die Thalsohle erstreckte, ist er in Wiese verwandelt und nur einzelne Tannen am Mühlbache zeigen, daß hier ehemals Wald gestanden.

„Ich bin so grau, ich bin so alt,
Sah den Berg sechsmal als Wiese und sechsmal als Wald.“

Dieser Spruch eines alten Berggeistes tauchte in der Erinnerung Reinhards auf.

Ein neues Wehr braust dort an der Sägmühle, und ein Schienenstrang ist bis dahin gezogen.

Dort wo die schöne Ahorngruppe gestanden hatte, die Reinhard in verschiedenem Lichte und von verschiedenen Seiten aufgenommen und zum Hintergrund von manchen Bildern verwendet hatte, dort stand jetzt ein helles nach dem Muster des Bahnhofes gebautes Häuschen mit einem Gärtchen voll Gemüse und Blumen.

Eine stattliche junge Frau, die mit einem Kinde auf dem Arme am Zaune stand, grüßte und brach ihm eine volle Rose ab.

„Wer seid Ihr?“

„Eine Enkelin von des Lorle's Bärbel, des Martins Tochter.“

„Ich dank Euch. Auf Wiedersehen.“

Auf einem Baumstumpf an einer Lichtung des Waldes saß Reinhard und schaute in die Landschaft hinein; er sah die hellen Wiesen mit dem leuchtenden Grün und die tiefblauen Schatten der Schluchten und Waldeinschnitte. Das ist nicht das helle Licht Italiens mit seinem strahlenden Glanze, nicht die leichte wellenförmige Gebirgskette der Campagna, aber der Sommertag stufte die Uebergänge sanft ab, der Horizont war durchsichtig, die Ferne klar.

Wenn du noch malen würdest, du würdest den Landschaftscharakter der Heimat neu erfassen.

Weiter schritt er. Es stehen nur noch wenig alte Stämme, aber wie ist der Jungwald so frisch gediehen, ja die Natur ist stetig, aber wer weiß, wie viel Kämpfe auch der Pflanze beschieden sind, und wie auch eine der andern ihr Wachstum verkümmert, ihr Licht und Luft verschränkt, so daß sie verkommt.

Wie vor seinen eigenen Gedanken fliehend, beschleunigte Reinhard seine Schritte und schon von ferne rief er dem Alten,

der mit einem kleinen Knaben im Schatten des Felsens vor der Mühle saß, laut entgegen:

„Grüß Gott, Hohlmüller!“

„Herr Reinhard! Herr Reinhard!“ rief es ihm entgegen, „hab' schon gehört, daß Ihr kommen seid. Ist brav, daß Ihr mich gleich aufsuchet. Aber allein? Wo ist die Frau? Wo ist das Lorle? Ist sie noch krank? Freilich jetzt, der Schreck! Aber sie wird schon wieder gesund werden, sie hat das zähe Leben von ihrem Vater.“

Reinhard konnte nur stumm die Hände des Alten fassen, der nun sagte:

„Ihr sehet noch ganz aus wie vor Zeiten. Ja, Ihr seid weit in der Welt herumgekommen, und ich bin da wie die Felswand, hier am selben Fleck zu finden. Da laufen Wagen, auf denen steht Paris, Wien, Berlin, Zürich — die ganze Welt rennt da auf der Eisenbahn an mir vorüber und ich halte still. Der Nußbaum, wo Ihr Euren Namen eingeschnitten habt, der ist nimmer da; die Eisenbahn hat ihn weggenommen, aber der schön geschnitzte Schrank und der Tisch in Eurem Haus, den hat das Lorle aus dem Stamm machen lassen.

„Das ist mein Urenkelchen, das Lorle hat Gevatter bei ihm gestanden und er heißt wie Ihr, Woldemar. Woldemar! gib dem Herrn die Hand, das ist dein Gevatter und Großonkel. So, jetzt geh, ich hab' mit dem Herrn zu reden. Setzet Euch zu mir.“

Der Knabe ging, und Reinhard saß bei dem Alten.

Nachdem der Alte von seinen Leiden erzählt und wie die Doktoren alle nichts verstehen, fragte er Reinhard, ob er glaube, daß der Kaiser über den Papst Meister werde.

Reinhard schaute verwundert drein, wie weit die politische und kirchliche Bewegung gedrungen, aber er war der Antwort überhoben, denn der Hohlmüller fragte und wartete keine Antwort ab; er erklärte vielmehr, daß er die Aufhebung aller Klöster noch zu erleben hoffe, und daß dann auch seines Bruders Tochter wieder käme, die statt zu heiraten mit ihrem großen Besitztum ins Kloster gegangen sei.

„Ihr müsset Euch noch des verstorbenen Pfarrers erinnern, der schon damals immer dran gewesen ist, ein Kloster zu errichten. Er hat's richtig fertig gebracht. Der Wald da droben, dort von der Buche an bis zu dem Tobel, der gehört jetzt dem Kloster in Weyhern drüben,“ sagte er mit geballter Faust hinweisend.

Er setzte hinzu, Lorle solle sich bald wieder gesund machen

und Reinhard müsse schon zugeben, daß sie ihm wieder die Zeitung vorlese, sie lege alles so gut aus.

„Es ist freilich spät, daß der Herr Reinhard wiederkommen ist,“ sagte er, „aber noch nicht zu spät. Daß er wieder zu seiner Frau kommen ist, ist brav und rechtschaffen, und daß er seine alten Tage bei uns bleibt, ist gescheit. Die Menschen sind gut. Wisset Ihr, worin sich das zeigt?“

„Was meint Ihr?“

„Wenn sie einen alten Mann nicht links liegen lassen. Es vergeht kein Tag, wo nicht eins zu mir kommt. Das ist's eben. Man muß mit denen alt sein, mit denen man jung gewesen ist.“

Reinhard sah verwirrt drein, da der Mann fortwährend so sprach, als ob Lorle noch lebte. Es legte sich wie ein Schleier vor seine Augen und ringsum war Nacht.

Elftes Kapitel.

Die bitterste Leidensstation.

„Nicht wahr, unser Dorf hat sich arg verändert?“ nahm der Hohlmüller wieder auf. „Ja die Eisenbahn! Sie geht da unter unserm Wald durch. Und die Geistlichen! So stark sind sie noch nie gewesen. Ihr müßt Euch ja auch noch an des Jockels Kaspar erinnern, der ist mit einer großen Wallfahrt, die der Pfarrer von Renzlingen anführt, nach Rom und Jerusalem, sie müssen bald wiederkommen.“

Reinhard erzählte, daß er die Wallfahrer in Rom getroffen und die Stimme des Jockelskaspar erkannt habe. Er war nahe daran, zu berichten, daß er da den Tod Lorles erfahren, aber er hielt noch zeitig zurück.

„Es sind auch vornehme Frauen bei der Wallfahrt, eine Schwester von der Gräfin Felseneck, die das Lorle einmal besucht hat. Lasset Euch das von ihr erzählen. Mein Schwiegersohn — er ist Euer Schwager und ich darf frei zu Euch reden — der hält's auch halb und halb mit den Geistlichen und hat auch zu der Wallfahrt beigesteuert, er ist eben ein Wirt und arg vorteilhaft (auf seinen Vorteil bedacht). Seit ich gehört hab', daß Ihr kommen seid, muß ich immer an das Lied denken:

Willewillewitt mein Mann ist kommen,
Willewillewitt hat abgestellt,
Willewillewitt ein Sack voll Geld.

„Herr Reinhard! Habt Ihr die Geschichte vom langen Lukas gehört?“

„Nein.“

„Sie ist fast so wie Eure. Also der lange Lukas, der Zimmermann und seine Frau, sie ist eine Schwestertochter vom Wendelin, haben auch nicht gut miteinander gehaust und zuletzt ist er gar noch eifersüchtig worden auf den Schlosser Wenzel. Und da ist der lang Lukas fort nach Amerika und hat die Frau allein zurück gelassen. Kinder haben sie auch nicht gehabt, und sieben Jahr ist der lang Lukas fort geblieben und hat nichts von sich hören lassen. Eines Morgens im Hochsommer, kurz vor Tag, klopft jemand an bei der Frau, sie wacht auf und fragt: Wer ist da? und da kriegt sie zur Antwort: Der Wenzel! Mach' auf, lieber Schatz. Was, Schatz? sagt die Frau, ich bin eine rechtschaffene, verheiratete Frau. Geh' zum Teufel oder besser zu seiner Großmutter, die paßt für dich.“

Reinhard mußte wider Willen lachen und der Hohlmüller fuhr fort: „Ja, die lang Lukassin hat ein scharf Mundstück und das war eigentlich die Hauptursach von dem Unfrieden. Sie hat mir den ganzen Hergang nachmals erzählt, und er auch. Also wie die Frau das gesagt hat, hört sie nichts davon, daß der Mann fortgeht, im Gegenteil, sie hört ein unterdrücktes Lachen. So ist's, denkt sie, halt! das ist nicht der Wenzel; das ist er. Sie bleibt lang still, natürlich, es hat ihr doch den Hals zusammengezogen und endlich sagt sie: Warum scherst dich nicht fort, du Nichtsnutz? Geh' fort oder ich schrei zum Fenster hinaus Feuerjo!

Thu's nicht, sagt der draußen, sei nicht dumm, dein Mann hat auch eine andere.

Jetzt hat die Frau seine Stimme ganz deutlich erkannt und sie lobt ihren Mann — sie hat ihn immer gelobt, das muß ich sagen, — sie rühmt ihn und gibt ihm in vielem recht, und da hat er sich zu erkennen gegeben. Das ganze Dorf hat sich verwundert, wie die beiden am Tag miteinander gehen in neuer Liebe und Herzlichkeit, und sie sind miteinander in Friede und Einigkeit in das Amerika. Nicht wahr, das ist gerade wie Eure Geschichte? Aber Eure ist noch besser und schöner. Ihr bleibet da beisammen und wir haben noch Freude an Euch beisammen.“

Reinhard konnte nichts antworten. Der Alte fuhr fort, ihm zu erklären, wie man in der Ferne und Getrenntheit einsehe, was man eigentlich aneinander habe und wie viel Liebe im Herzen.

Reinhard hatte Thränen in den Augen und der Alte sagte:

„Verzeihet mir, daß ich Euch das Herz betrübe. Wozu auch? Es ist ja jetzt alles gut und gottlob nicht zu spät. Darf ich Euch was raten?"

„Gewiß."

„Schenket und verleihet in den ersten drei Monaten keinen Kreuzer. Was Ihr nachher thun wollt, da hab' ich Euch nichts zu raten."

Reinhard erzählte, daß er das alte Haus von seinem Schwager kaufen wolle.

„Es gehört ja dein, es gehört ja dem Lorle, sie hat ja den Anteil am Wald dafür hergegeben," entgegnete der Hohlmüller.

Reinhard schwieg, er konnte ja nicht sagen, daß das Lorle tot ist.

Der Alte fuhr fort: „Die Malva müsset Ihr behalten, bis sie heiratet; ich weiß nicht, ob der Waldhüter für sie paßt, aber die Malva ist gar brav und gewitzigt, unter dem roten Haar steckt ein grundgescheiter Kopf, und ein Mäulchen hat sie, scharf wie ein Schermesser; aber gut ist sie auch, herzensgut. Wie hat sie deine Frau gepflegt, wie sie krank gewesen ist. Der Doktor hat gesagt, ohne die treue Pflege wäre sie gestorben. Der Malva müsset Ihr eine gute Aussteuer geben, sie hat's treulich verdient."

Reinhard versprach's, und der Alte verstieg sich bald wieder in die große Politik, über welche Reinhard keine Auskunft geben konnte. Er empfand zum erstenmal, daß er die große Wandlung im Vaterlande nicht mit erlebt, und diese Empfindung erneuerte sich ihm, als der Hohlmüller ihn in seine Stube führte und ihm die Wandbilder zeigte, die Helden unserer Tage.

Vroni kam und begrüßte den Vater; sie freute sich seines Wohlbefindens und erzählte, daß morgen am Sonntag des Bärbelmartins Sohn, der Sänger, käme, der auch immer manche gute Stunde beim Hohlmüller zubrachte. Sie ging mit Reinhard bald davon, und der Hohlmüller rief ihr noch nach: „Ja du, du laufst immer so schnell davon. Herr Reinhard! Schicket mir das Lorle bald, die ist eine Ruhebringerin und ist geduldiger mit mir als meine eigene Tochter."

Reinhard ging mit Vroni heimwärts, sie sprachen lange nichts. Endlich sagte Reinhard: „Also sie war viel hier im Hause?"

„Natürlich! Die ersten sieben Wochen war sie ganz da und ist nicht ins Dorf gegangen, und von da stammt die so nahe Freundschaft mit meinem Vater."

„Was meinst du mit den ersten sieben Wochen?“

„Soll ich alles erzählen? Es wird aber den Herrn Reinhard angreifen.“

„Erzähle mir nur alles, ich will ihr nachwandern die Leidensstationen.“

„Leidensstationen! Dasselbe Wort hat sie gesagt. Bittere Leidensstation! Also es war so. Wie sie damals fort ist von der Hauptstadt, heim, ist sie nicht heim, sie hat da drunten im Thal gewartet bis Nacht ist, und ist hierher auf die Hohlmühle zu meinem Vater. Erst am zweiten Abend hat sie es uns sagen lassen, daß sie da sei. Wie ich zu ihr in die Stub' gekommen bin und wie sie mir um den Hals gefallen ist, das kann ich nicht erzählen. O, wie werde ich gestraft, hat sie gesagt, ich bin so stolz gewesen, so stolz auf ihn und jetzt muß ich mir vom Aermsten Mitleid schenken lassen. Es kann doch nicht sein; er kann mich nicht allein lassen, er hat mich doch so lieb gehabt ... Sie ist sieben Wochen lang nicht über die Schwelle gekommen, und mein Vater hat sie so lieb bekommen, daß er mehr an ihr gehangen hat, als an einem von uns Kindern. Drum haben wir ihm auch ihren Tod verhehlt, und jetzt ist's doch bös, der Schlag kann ihn treffen, wenn er's unversehens erfährt. Sie hat ihm in den letzten Jahren täglich die Zeitung vorgelesen, die freisinnige, und über alles, was in der Welt vorgeht, mit ihm gesprochen, und wie sie damals endlich mit mir heim ist, war's in später Nacht, ich hab' sie an der Hand geführt, und sie hat gesagt: ich mein', ich hab' Ketten an den Füßen, wie die Sträflinge. Da, wo jetzt die neue Sägmühle ist, da ist sie zusammengesunken. Es hat mich arg angegriffen, besonders in dem Stand, in dem ich damals gewesen bin, aber davon ist das Unglück doch nicht. Es hat mich drei Tage vorher ein anderes ärger mitgenommen. Da hab' ich's gespürt. Aber was rede ich jetzt von mir? Da an dem Erlenbaum hat das Lorle gelegen und hat an allen Gliedern gezuckt, und wie ich sie aufrichte, sagt sie: Ich breche unter meinem Kreuz zusammen, aber ich will's jetzt schon geduldig tragen. Und sie hat Wort gehalten.“

Vroni hielt inne, und die beiden gingen geraume Zeit wortlos dahin.

„Hat sie nie geglaubt,“ fragte Reinhard, „daß ich wiederkomme und sie hole?“

„Ich weiß nicht, gesagt hat sie's nie deutlich, aber wer weiß, was ein Frauenherz denkt. Sie hat nicht gern von sich gesprochen. Nur einmal hat sie gesagt: Ich bin zu grob für

die Stadt und zu fein fürs Dorf. Sie ist ein Engel gewesen, mein Friedensengel; ja, ich hab' mit meinem Mann auch mein Teil auszustehen gehabt. Ich hab's nicht gewußt und vielleicht der Herr Reinhard auch nicht, wie gescheit sie gewesen ist, grundgescheit, sie hat so ruhige Gedanken gehabt. Hundertmal hat sie gesagt, man muß den Menschen nicht den Gefallen thun, unglücklich zu sein; sie sind schnell bei der Hand mit dem Mitleid, aber in der andern Faust haben sie Schadenfreude. Es ist fast so, wie wenn man den Leuten klagt: ich bin bestohlen worden. Ei, ei! sagen dann die Leute: was denn alles? Das ist zu hart! Daneben aber denken sie: du Tralle, geschieht dir recht, warum hast's nicht besser verwahrt, da bin ich vorsichtiger. Sie greifen in die Tasche und freuen sich, ihre Schlüssel bei sich zu haben. Lern' von mir, hat sie einmal gesagt, der Reinhard und ich wir haben gemeint, mit dem Liebhaben allein bringt man alles fertig und keins hat vom andern ertragen wollen, da soll alles lauter Lob und Liebe sein. Er hat recht gehabt und ich auch; aber die Geduld, das ist erst die rechte Liebe."

Reinhard atmete tief auf.

„Ist's denn wahr, daß das ganze Dorf so gegen mich ist?" fragte er.

„Du solltest doch jetzt die Welt kennen," entgegnete Vroni. „Verzeih', daß ich du zu dir sage."

„Bleib' dabei, es gehört dir mehr als deinem Mann. Also sag' mir nur gradaus, wie war's?"

„Anfangs war alles gegen dich und hätte dich gern totgeschlagen. Jedes hat einen Schimpf drin gesehen, den du jedem angethan, daß das Lorle wieder heim gemußt hat. Nachher haben die Männer alle auf Seite vom Lorle und die Weiber auf deiner Seite gestanden. Du weißt ja, wie es ist. Sie ist zu hoffärtig und eigenwillig gewesen, haben die Weiber gesagt. O lieber Gott, eigenwillig! Da war sie ja zu wenig, sie hat gar keinen Willen gehabt, sie ist von dir fort, weil sie das für einen Befehl von dir gehalten hat."

„Für einen Befehl von mir?"

„Du mußt so was gesagt haben. Aber jetzt genug vom Vergangenen. Ich sehe dir's an und dein Kommen zeigt's ja, du büßest hart."

„Ich danke dir, nun weiß ich alles, nun kann ich nichts mehr erfahren."

„Halt! Ich hab' dir aber doch noch was zu sagen," rief Vroni. „Ja, das ist's. Ich bin dir eigentlich nur nachge-

gangen, weil ich dir etwas sagen will, wenn mein Mann nicht dabei ist. Kauf' das alte Haus nicht, und überhaupt, bleib' bei uns im Haus, ich will für dich sorgen wie eine Schwester."

„Ich möchte aber das Haus besitzen."

„Dann gibst du nur die Hälfte von dem, was er verlangt hat, es ist damit bezahlt. Auch gegen den Wendelin laß dich nicht aufstiften, und wenn du was Gutes thun willst, so versorge die Malva, sie verdient's. Der einfältige Wendelin glaubt, es sei ein Testament unterschlagen, das Lorle gemacht habe; sie hat aber keins gemacht. Die Malva aber war brav am Lorle und hat sie gepflegt und gehoben und getragen in ihrer Krankheit, kein Kind kann's besser. Herr Gott! Da läuten sie schon den Sonntag ein, und wir haben morgen Gäste," schloß Vroni und eilte nach Hause.

Reinhard saß im Walde, in dem das Glockengeläute widertönte. Aus allem Schmerze heraus empfand er doch ein Heimatsgefühl, da der Hohlmüller und Vroni so getreu zu ihm hielten. Hier am Orte war er des Lorles Reinhard und das Wort des Hohlmüllers erneuerte sich: Man muß mit denen alt sein, mit denen man jung war.

Zwölftes Kapitel.

Der leibhaftige Sonntag.

Der volle Morgentau lag noch auf Wiese und Wald, von der Kapelle auf dem Berge läutete das helle Glöckchen, als Reinhard still und gedankenvoll dahin wanderte. Ueber alles Schwere hinüber haftete die Erinnerung, daß der Hohlmüller und Vroni so gut von Malva gesprochen und deren Versorgung ihm ans Herz gelegt. Meinte er nur, das früher gedacht zu haben, oder fiel's ihm erst ein, da er jetzt die helle Gestalt vom Kapellenberge herabkommen sah? Es war Malva. Sie stutzte, da sie ihn sah, hielt an und schritt dann rasch bergab. Reinhard sah die Gestalt in ihren frischen Formen und in ihren festen Bewegungen, sie hatte die alte Volkstracht nicht mehr, vielmehr ein eng anliegendes, einfaches blaues Kattunkleid, nur der Hut, den sie am Arme trug, war noch der aus der alten Zeit, und die mächtigen roten Zöpfe, die am Werktag den Rücken hinab hingen, waren zum Sonntag aufgesteckt und umkränzten die weiße Stirn.

Reinhard griff an die Brusttasche, als wollte er sein Skizzenbuch herausnehmen, aber er verwarf nicht nur die alte Künstlerneigung, sondern vielleicht noch etwas anderes.

Malva kam näher und rief: „Guten Morgen, Herr Reinhard. Das ist ein echter Sonntag."

„Und du siehst aus wie der leibhaftige Sonntag," erwiderte er, „und jetzt eben wird mir's deutlich, dich versteh' ich jedes Wort, sonst bin ich nicht mehr an die hiesige Sprache gewöhnt. Ich verstehe meinen Schwager und den Bärbelmartin nur halb und den Hohlmüller noch viel weniger."

Er sagte das, während sich sein Blick mit künstlerischem Wohlgefallen in diese Erscheinung versenkte; dieses reine Ebenmaß der Glieder, die bläulichen Schatten um Schläfe und Hals, diese schön geschwungenen, dichten dunkelroten Brauen über den hellbraunen Augen. „Du siehst aus wie der leibhaftige Sonntag," wiederholte er.

„Der Sonntag, dem ich gleichen soll, der ist aber rot angestrichen," entgegnete Malva und lachte hell auf.

„Wenn ich noch malen würde, dich würde ich abmalen," sagte er, indem er dachte, wie diese Gestalt sich in braunem Samt oder roter Seide ausnehmen würde.

„Wegen meiner roten Haare?"

„Just deswegen."

Malva lachte; eine mutige, ja übermütige Seele lachte ihr aus den Augen und sie rief:

„Jetzt ist's gut. Ich hab' immer denken müssen, wenn nur der Herr Reinhard sich das Herz nicht zu schwer macht. Jetzt ist's aber gut. Ihr sehet so heiter aus und ich — das Lorle hat mir oft gesagt: du stammst aus der lustigen Armutei. Das Kleid, was ich da anhab', ist noch das letzte, was sie mir geschenkt hat und sie hat's selber genäht."

„Hast du auch die silberne Kapsel, die da an deinem Hals hängt, von ihr?"

„Nein, die ist von meinem Schatz."

„So? Du hast einen Schatz?"

„Ja, aber schon wieder keinen mehr."

„Wer war es denn?"

„Ein Kamerad von meinem Bruder, der hier Waldhüter geworden ist."

„Ist noch jemand in der Kapsel?"

„Freilich."

„Und da drin im Herzen auch?"

„Natürlich."

„Wie heißt er?“

„Joseph.“

„Wo ist er?“

„Beim Lorle.“ Sie that das Halsband ab, öffnete die Kapsel und zeigte eine kleine Photographie. „Das ist mein Bruder, der bei Champigny vor Paris gefallen ist. Sein Name steht mit goldenen Buchstaben auf der Tafel an der Kirch'. Nicht wahr, ein schöner Mensch? Und er ist noch braver gewesen als schön. Es war mein einziger rechter Bruder; einen Stiefbruder habe ich noch.“

Reinhard gab die Kapsel mit dem Bilde zurück; er fühlte wiederum, wie bis in die weitesten Kreise hinein der Kampf ums Vaterland gegriffen hatte, derweil er in der Fremde war.

„Darf ich mit dir gehen?“

„Warum nicht? Es wird mir eine große Ehre sein.“

„Woher kommst du schon so früh?“

„Aus der Frühmesse. Ich muß zur Kirche nachher daheim bleiben, der Vater geht und die Stiefmutter ist bettlägerig. Der Doktor sagt, sie steht nimmer auf, und sie ist gar wunderlich. Aber ich will Euch den schönen Sonntag Morgen nicht mit meinen Geschichten verderben. Darf ich den Herrn Reinhard an etwas mahnen?“

„Gewiß.“

„So besuchet jetzt meinen Vater, er sitzt im Garten bei den Bienen, es kränkt ihn, Ihr seid gestern zum Hohlmüller hinaus, ich hab' Euch auch gesehen von da drüben, wo ich Klee geholt habe. Mein Vater meint sonst, Euer Schwager, der Stephan, hab' Euch gegen ihn aufgestiftet, und der Vater ist am Sonntag immer besonders verdrießlich; er hat sich's verschworen, dem Stephan je ins Haus zu gehen, und das ist doch das einzige rechte Wirtshaus, und da weiß er nicht, wo er sich hinthun soll. Gehet voraus, ich will da beim Bäck Weißbrot mitnehmen.“

Sie ging behend davon. Reinhard schaute ihr noch nach und ging zu Wendelin. Er erinnerte ihn an die Zeit, wo er ihn als Hirtenknaben abgemalt hatte.

„Jetzt ist nichts mehr an mir abzumalen als ein Häuflein Elend,“ klagte Wendelin. „Mein bestes Kind hat mir der Franzos totgeschossen.“

„Ist denn die Malva nicht auch brav?“

„Wohl! wohl! aber sie ist eben doch nur ein Mädle. Ja, wenn die ein Bub wäre, die könnte der Welt was aufzuraten geben; sie ist schneidig und scharf wie der Tag. Ein lindes

Herz hat sie, das haben meine Kinder alle, sie haben's nicht gestohlen."

„In drei Monaten will ich Euch was sagen," erwiderte Reinhard; er dachte daran, daß er dem Gebote des Hohlmüllers gemäß erst später Wendelin mit einer Summe aufhelfen wolle.

„In drei Monaten!" wiederholte Wendelin und that die Pfeife aus dem Munde. „In drei Monaten kann man sich viel besinnen." Es blitzte etwas auf in seinen verfallenen Zügen. Als Reinhard eben weggehen wollte, kam ein kräftiger junger Mann in der Uniform des Bahnwärters; er war unverkennbar der Bruder Wendelins.

„Mich kennt der Herr Reinhard natürlich nicht mehr," sagte der Mann, „und er hat mich doch viel angesehen. Ja, ich bin das Kind gewesen, das Euer Lorle damals auf dem Schoß gehabt hat. Es hat mir gottlob nichts geschadet, ich hab' ja nicht gewußt, was man mit mir thut. Sie heißen mich im Dorf das Christkindle. Der Pfarrer hat's verboten, sie sagen's aber doch," schloß der starke Mann lachend.

Reinhard ließ sich berichten: der Mann war Bahnwärter und wohnte in jenem Häuschen am Wege zum Hohlmüller; jetzt am Sonntag konnte er zwischen dem Güterzug thalauf und dem Personenzug thalab in die Kirche gehen und den älteren Bruder abholen. Der Mann hatte bereits zwei Kinder, seine Frau war eine Tochter Martins, eine Enkelin der Bärbel.

Reinhard ging bald davon, er wollte nach dem Walde, dort, wo der Kollaborator damals am Sonntag bei seinem sogenannten Waldheiligtum geruht hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Einsam und gemeinsam.

Im Dorfe, wo dich jeder kennt, kannst du nicht still in Gedanken dahin wandeln.

Auf den Bänken vor den Häusern, auf dem Bauholz beim neuen Spritzenhaus saßen die Männer, sie zeigten sich in sonntäglich frischgewaschenen Hemdärmeln und rauchten und plauderten. Reinhard vermutete nicht mit Unrecht, daß er Gegenstand ihres Gespräches war. Man hatte in der Woche, zumal in der Heuet, nicht Zeit, über ihn zu denken, oder gar sich gemeinsam auszusprechen; jetzt am Sonntag war's um so willkommener, über

seine Rückkehr zu reden, und da und dort, wo er grüßend vorüberging, verstummte plötzlich das laute Gespräch. Manche standen auf und zogen die Mützen ab, andere blieben sitzen, und im Weitergehn vernahm Reinhard hinter sich drein helles Lachen. Was hatten sie über ihn zu lachen? Wer weiß!

Das erste Zeichen zum Kirchgang läutete, Reinhard ging dem Menschenstrom entgegen. Da waren junge Männer, die eine Kriegsdenkmünze trugen, sie hatten eine selbstbewußte Haltung, und Reinhard empfand wiederholt, wie anders jedes Dorf geworden; ein Regenstrom von Ehre war über alle deutschen Lande ausgegossen, und was im entlegensten Thale lebt, ist erquickt im Selbstgefühl. Das muß auch weiter wirken, denn wer dessen teilhaftig geworden, muß sich über Roheit und Niedrigkeit erhoben halten.

Reinhard grüßte die jungen Männer zuvorkommend, er wollte ihnen kundgeben, daß er ihre Teilnahme an dem Großen erkenne; sie antworteten lässig.

Um so redseliger waren die Frauen, die des Weges kamen, sie umringten ihn, und jede wollte erkannt sein.

„Ich bin des Schmalzjockels Kathrein.“

„Mein Mann ist der Küfer Märte.“

„Ich bin die Bach-Marie.“

„Ich die Schackerlies'!“

„Ich bin die Theres', die beim Wadeleswirt gedient hat.“

„Und ich bin des Rechenmachers Gundel, sie heißen mich das Tänzerle.“

So geht es hin und her. Alte, verschrumpfte, zahnlose Frauen geben sich als Altersgenossinnen Lorles und als ihre Schulkammeradinnen zu erkennen und jede hat was besonders Gutes zu erzählen aus ihrer Kindheit, wie aus ihrem spätern Leben, und alle jammern, daß sie vor seiner Heimkehr habe sterben müssen.

Das Tänzerle mit seinen Eidechsenäuglein fand zuerst wieder eine freundliche Wendung, indem es auf dem Kirchgang die gottlose Rede vorbrachte, Reinhard solle sich jetzt nicht das Herz abkränken; man lebe nur einmal.

Reinhard sprach leutselig mit jeder, denn in ihm regte sich der Gedanke: Was ist der Unterschied zwischen diesen Frauen und hochfrisierten Salondamen? Vielleicht nur das, daß diese hier eingestehen, daß sie alt sind und alt aussehen.

„Der Herr Reinhard geht gewiß nicht in die Kirche, weil das Bild nicht mehr da ist,“ hieß es zuletzt, und er ließ es dabei. Er machte sich los und ging nach dem Bergwalde.

Im Weitergehen sagten die Frauen zu einander: „Ich mein', er ist noch größer geworden ... Und er geht so schön kerzengrad ... Und wie fein kommt er daher ... Das sind einmal schöne Kleider ... Und seine Schönheit macht die Kleider schöner, als sie sind ... Der kann wieder heiraten ... Du bist ja Witfrau, probier's ... Schämt euch!"

Die verschiedenen Glocken läuteten zusammen, nicht minder aber das Gerede der Frauen bis an die Kirchenthür.

Wie ist das Dorf so anders geworden! mußte Reinhard bei jedem Schritte denken. Er kam am Hause des Sängers vorüber, die frischgeharkten Wege im Garten glänzten von zermürbtem Schwerspat; die Thüre war bekränzt. Ein gut gehaltener Weg führte nach dem Waldheiligtum, das der Kollaborator damals zuerst entdeckt zu haben glaubte. Ein Steg aus hellen Birkenstämmchen war über den Bach gebaut und die Tafel daran sagte, daß Ulrich Berger ihn hergerichtet habe.

Die kleine Tanne, die damals auf dem Felsen gestanden hatte, war zum hohen Baume erwachsen, aber wie vorzeiten rauschten die Wellen über die Felsentrümmer und sammelten sich in dem Becken.

Reinhard streckte sich am Berghange auf dem Moose aus; seit Jahrzehnten zum erstenmal empfand er wieder, was es heißt, im deutschen Tannenwald ruhen. Nur noch wenig Vögel sangen, der Fink war bereits verstummt, aber Schwarzamsel und Goldammer pfiffen noch lustig und der Specht hämmerte an den Stämmen.

Das Wasser da drunten rauscht, ob wir leben oder sterben, es ist dieselbe Flut und immer neu die Welle, und das wird fließen und quellen, wenn du drunten im Grabe ruhst. Sterben! Eine grausame, unsichtbare Macht hat den Menschen allein gelehrt, daß er sterben muß. Sieh, dort schwebt ein frühverwelktes Buchenblatt im leisen Winde, es weiß nicht, wohin es fällt. Das ist das Menschenleben, das ist dein Leben ...

Reinhard sprang auf: „Der Ort ist verhext mit den Gedanken des Kollaborators!"

Lange wanderte er umher, Mittag war vorüber, als er ins Dorf zurückkehrte. Im Wirtshause waren viele sonntägliche Stadtgäste; Reinhard beschloß, baldmöglichst das Wirtshaus zu verlassen.

„Komm mit auf den Bahnhof," sagte der in sein Zimmer eintretende Schwager. „Bleib' nicht so allein. Komm mit. Der Sänger Ulrich kommt mit dem nächsten Zug. Das ganze Dorf ist drunten."

Sie kamen gerade, als der Zug anhielt. Im Vaterstolze stand der Bärbel-Martin stramm und grüßte soldatisch. Ein schöner, junger Mann, hochgewachsen und bartlosen Antlitzes stieg aus, ihm nach eine Frau und zwei Kinder.

„Grüß Gott, Ulrich!" rief alles, und drängte sich herzu, und jeder war glücklich, der ihm und den Seinen etwas vom Gepäcke tragen konnte.

„Da bin ich wieder!" sagte Ulrich, seinem Vater die Hand reichend, und so hin und her den Altersgenossen allen, jeden beim Namen nennend. Eine hochschwangere Frau umarmte den Sänger, und dieser sagte lachend und seine schönen Zähne zeigend:

„Schwester! Wenn's ein Sohn ist, dann stehe ich mit meiner Frau zu Gevatter."

Die stattliche Frau errötete bis in die Stirnhaare hinein.

Der Vater mußte Ulrich etwas gesagt haben, denn dieser ging nun geradeswegs auf Reinhard zu, zog den Hut ab, ihn ehrerbietig in der Hand haltend, und stellte sich als Enkel der Bärbel vor:

„Wissen die hohen Herrschaften bereits, daß Sie hier sind? Der Hof ist bereits nach der Sommerresidenz übergesiedelt. Die Fürstlichkeiten werden sich freuen, den hochberühmten Herrn Professor zu empfangen."

Reinhard bat den Sänger, den Hut aufzusetzen und ließ sich der Frau vorstellen, die sich sehr ceremoniell verbeugte.

„Singen Sie noch?" fragte Ulrich.

„Nicht mehr."

„Man hat mir viel erzählt, wie Sie vorzeiten neue Lieder brachten und zur Zither sangen. Das Lied von der Sennerin hab' ich auch gelernt."

Plötzlich erschrak Reinhard. Fabian, der Blödsinnige, stand vor ihm und drängte sich zu Ulrich. Dieser reichte dem Armen die Hand; und zum Zeichen, daß er wisse, wer Ulrich sei, suchte der Blödsinnige zu singen, aber es klang, wie wenn ein heiserer Hahn kräht.

Der Schwager bemerkte die Betroffenheit Reinhards und schickte Fabian mit einem Knechte heim. Der Blödsinnige wollte nicht gehen, er stemmte sich, offenbar mit nicht geringer Kraft, er mußte gewaltsam geschoben werden, er schaute grimmig gegen Reinhard zurück; man hatte ihm offenbar eingeschärft, daß er sich von Reinhard fern halten müsse. Madlon die Lothringerin, die vielleicht gehofft hatte, auf dem Bahnhof besonders beachtet zu werden und mit Modehut und Sonnenschirm erschienen war, ging verdrossen hinter dem Blödsinnigen drein.

Abseits, Arm in Arm mit einer ganzen Reihe Mädchen, stand Malva. Ulrich rief sie an und sagte:

„Malva, singst du noch fleißig und lernst die Noten?“

Bevor sie antworten konnte, sagte er, zu Reinhard gewendet: „Sie hat eine mächtige Altstimme, sie könnte Künstlerin werden, wenn sie wollte.“

Die Freundinnen ließen lachend Malva los und rannten davon, und Malva wußte auch nichts andres zu thun, als ihnen nachzueilen.

Der Sänger wendete sich wieder zu Reinhard und sagte: „Ich verdanke mein Lebensglück Ihrer . . .,“ der redefeste junge Mann stockte und setzte endlich hinzu: „Alles verdanke ich Ihrer Familie.“

„Es freut mich, daß meine Frau Schönes bewirken und Dank ernten konnte.“

„Ich habe ihr oft vorgesungen. Sie liebte die italienischen Lieder; sie sagte, solche hört jetzt auch der Herr Reinhard.“

Im Aerger, daß er eigentlich Unpassendes vorbrachte, rettete er sich mit dem Ausspruch des neuen Gedankens, daß Kunst und Natur zwei große Dinge im Leben seien.

„Erzeigen Sie uns die Ehre Ihres Besuches,“ bat er schließlich, „es ist schön, daß Sie nun wieder im Dorf bleiben wollen.“

Reinhard sah gedankenvoll dem Sänger nach, der mit seiner Familie, von ehemaligen Kameraden geleitet, den Berg hinan zu seiner schönen Behausung ging.

„Du solltest doch auch den Pfarrer besuchen,“ sagte der Schwager, „es schickt sich. Wenn du ihn nicht treffen willst, geh' jetzt, nach der Mittagskirch' geht er allemal nach Weiler.“

Reinhard entgegnete, daß er es müde sei, so umher zu wandern und sich von jeglichem wegen Lorle verzeihen oder auch nicht verzeihen zu lassen. Dennoch ging er bald nach dem Pfarrhause. Hatte der Schwager sich geirrt oder ihn getäuscht? Der Pfarrer saß im Gartenhaus und las im Brevier. Den Finger zwischen dem Buch haltend, fragte er Reinhard nach den Zuständen in Rom, war aber nicht erbaut davon, daß Reinhard von kirchlichen Dingen gar nichts wußte; er hoffte mehr zu erfahren, wenn in den nächsten Tagen Kaspar, der Wallfahrer, zurückkam.

Reinhard fragte den Pfarrer, wie das Madonnenbild vordem wieder ins Dorf gekommen sei. Der Pfarrer erwiderte, daß sich das unter seinem Vorgänger ereignet hatte: Der Engländer, der in Erfahrung brachte, daß das Bild in die Kirche bestimmt gewesen, habe in Gewissenhaftigkeit seines wieder-

gewonnenen Glaubens das Bild geschickt mit dem Auftrage, es dem Künstler zur Verfügung für die Kirche zu übergeben. Die Schwester der Gräfin Felseneck, eine wahrhaft gläubige Dame, die jetzt auf der Wallfahrt nach Jerusalem sei, habe im Auftrage des Fürsten das jetzt in der Kirche befindliche Bild gestiftet, und die Madonna, zu welcher „die verstorbene Frau Gemahlin" Modell gesessen, sei nunmehr in der Gemälde-Galerie der Hauptstadt.

Auf dem Heimwege traf Reinhard den Wendelin, er wollte ihn mit ins Wirtshaus nehmen, aber Wendelin lehnte ab.

„Nicht wahr, Ihr seid Zimmermann?" fragte Reinhard.

„Freilich. Ich hab' dem Ulrich sein Haus gerichtet. Gelt, das darf sich sehen lassen? Wollet Ihr auch bauen?"

„Nein."

Er erklärte, daß er die alte Linde kaufen wolle, und Wendelin solle den Bau untersuchen und abschätzen. Sofort wurden die Schlüssel geholt und alles vom Keller bis zum Speicher untersucht. Am Abend noch schloß Reinhard den Kauf ab, und Wendelin mußte mit beim üblichen Trunke, dem sogenannten Weinkauf, sitzen und sich mit dem Schwager aussöhnen. Er konnte es freilich nicht lassen, seinen alten Obstgarten zu betrachten und von Stephan eine Nachzahlung zu wünschen, aber er ließ sich doch beruhigen.

„Du machst alles wieder friedlich und gemeinsam," sagte Vroni zu Reinhard.

Vierzehntes Kapitel.

Der neue Bürger.

Tag um Tag, Woche um Woche verging, der einzige Mensch, nach dem Reinhard ein Verlangen trug, ließ nichts von sich hören. Reinhard wollte sich auch gegen den Kollaborator eine Gleichgültigkeit einreden, ja er fragte sich, ob dies Freundschaftsverhältnis nicht auch eine Illusion war; aber gerade in dem Bestreben, zu dieser Stimmung zu gelangen, wurde ihm der Kollaborator immer wichtiger, und er kam zu dem Gefühl, daß er nicht leben könne ohne Ausgleich mit dem Freunde, der von allen noch Lebenden das meiste Recht hatte, ihm Vorwürfe zu machen und ihm zu zürnen über seine Vergangenheit. Vergebens kämpfte Reinhard gegen diese Abhängigkeit und er war

ärgerlich auf sich, da er erkannte, daß sein Selbstgefühl nicht ausreichte.

Unruhig wanderte er hin und her und am Sonntag beneidete er die Bauern, die mit den Händen auf dem Rücken da und dort draußen im Felde standen und das wogende reife Getreide betrachteten, das nun andern Tages unter der Sichel fallen sollte.

Wo ist deine Ernte? Er schien ganz zu vergessen, daß er einstmals und oft auch mit ähnlicher Empfindung vor vollendeten Arbeiten gestanden.

Man kann, solange die Seele arbeitet, sich nicht an längst Vollbrachtem genügen, und doch hielt Reinhard an seinem Vorsatze fest, seinem Kunstberufe auf immer zu entsagen. Nur das Haus, das er erworben, sollte ein volles Musterwerk der heimischen ländlichen Baukunst sein. Er hatte Zeichnungen zu dessen Ausbau entworfen, er kaufte alte gebräunte Stämme aus einem verfallenen Holzbau und Wendelin war ihm mit Geschick und Verständnis immer zur Hand.

Beim Abnehmen einiger alten Bretter an der Stirnseite des Hauses gewahrte man, daß hier ehedem ein Gemälde gewesen, wohl ein Heiligenbild, aber es war nichts mehr zu erkennen als einige Farbenkleckse.

Reinhard trug sich mit dem Plane, noch ein einzigmal seine Kunst aufzunehmen und sein eigen Haus mit einem Bilde zu schmücken. Verschiedene Entwürfe schwebten vor seiner Phantasie, und einer haftete am längsten; er wollte Lorle malen, in ganzer Gestalt in ihrer Landestracht, und sie streckte zum Willkomm beide Hände grüßend aus zu den Daherkommenden.

Was wird der Freund dazu sagen? schwirrte ihm durch den Gedanken und er ließ den Plan einstweilen dahingestellt.

Der Schwager und der Sänger, ja auch der alte Hohlmüller, den Reinhard oft besuchte — so schmerzlich es ihm auch war, von dem lebenden Lorle reden zu müssen — sie alle fanden, daß Reinhard immer trauriger und trauriger dreinsah, und sie glaubten, er habe sich doch zu viel zugemutet, wieder im Dorfe und an den Stätten seiner Jugendfreuden zu leben.

Nur Malva sah ihn nicht traurig, denn sein Gesicht erheiterte sich, wenn er ihr begegnete. Sie war ihm voll Dankes, da er dem Vater so guten Verdienst gab und ihn mit dem Baumwirt wieder versöhnt hatte. Sie durfte jetzt auch Vroni wieder besuchen, aber sie hatte nicht Zeit dazu, denn neben der Arbeit im eigenen Hause hatte sie sich eine freiwillige gemacht. Die Zimmer, worin Lorle gewohnt hatte, sollten möglichst im

alten Stande verbleiben; und als Reinhard eines Tages in das Haus kam, traf er Malva auf der Treppe knieend, sie hatte das ganze Haus frisch aufgescheuert.

„Das könnte ein anderes thun," sagte Reinhard.

„Nein, das ist für mich," entgegnete Malva mit wundersamem Blick vom Boden aufschauend. „Ich hab' mit meiner Kamerädin, mit des Martins Annelise, in einer Nacht die ganze Kirche aufgewaschen, den Boden und alle Stühle, und mir ist das Haus da auch heilig, ich wasch' es so gern auf wie die Kirche. Und sobald ich kann, richte ich den Garten her, er ist arg verwildert."

Während sie noch so sprachen, kam ein Kind und rief: „Malva, sollst schnell heimkommen. Dein' Mutter liegt im Sterben."

Sie eilte davon. Reinhard blieb im Hause und sah hinaus nach dem Nußbaum, in dem ein Häherpaar hin und her huschte.

Horch! Jetzt läutet die Totenglocke! Solch ein Schreck und noch viel mehr ging durchs Dorf, als Lorle im Sterben lag....

Es war Nacht, als Reinhard das Haus verließ, er ging nach dem Hause Wendelins. Malva saß mit dem Vater vor demselben auf der Bank. Er setzte sich still zu ihnen und Malva sagte:

„Ja, wenn eines tot ist, da bereut man's, daß man doch nicht mehr Geduld mit ihm gehabt hat. Du lieber Gott! wer gesund ist, der sollte die Krittlichkeiten eines Kranken still aushalten. So daliegen und auf ein gut Wort, eine gute Handreichung warten und dann Verdrossenheit sehen. Sie hat so schweres Blut gehabt. Wenn die Sonne geschienen oder wenn's geregnet hat, wenn man gelacht hat oder wenn man traurig gewesen ist, aus allem hat sie Unglück prophezeit, sie hat eben schwarzes Blut gehabt. Ich habe an ihr gelernt, daß ich nicht allein eigenwillig bin, andere sind's auch, und haben ebensoviel Recht dazu, und da muß man sich eben miteinander abfinden. Mich tröstet nur, daß sie mir in der letzten Stunde die Hand gegeben, und mir gedankt hat."

„Dir wird's gut gehen, du hast Gutes an ihr gethan," tröstete der Vater.

Reinhard war still, er sah auf den Herzensgrund eines redlichen Gemütes, das sich in der Hingebung nicht genugthun konnte.

Reinhard ging mit zum Begräbnis von Wendelins Frau. Er wollte sich damit auch als Angehöriger des Dorfes erweisen, und hatte nicht das ganze Dorf Lorle das Geleit gegeben?

Als das Grabgefolge den Kirchhof verlassen hatte, stand Reinhard am Grabe Lorles.

Wohlthätig und befreiend ist die Macht der Phantasie, sie bringt die Ferne nahe, macht Vergangenheit zur Gegenwart; jetzt aber überwältigte sie Reinhard und ließ ihn in Tod und Verwesung der Geliebten schauen.

Er sank neben dem Hügel auf die Stelle nieder, die ihm zur Ruhe bestimmt war: „Lorle, lieb Lorle, nimm mich zu dir, erlöse mich . . .“ rief es in ihm. Da richtete er plötzlich den Kopf in die Höhe, er hörte Stimmen draußen vor dem Kirchhof.

„Wir wollen nichts von ihm!“

„Er soll fort.“

„Den Totschlag verdient er.“

„Aber wir thun ihm nichts,“ so rief es durcheinander. Eine beschwichtigende Stimme redete drein, es war die Stimme Stephans.

Reinhard erbebte. Werden sie nun kommen und ihn wegreißen vom Grabe? Wird es hier an dieser Stätte zu wüstem Lärm kommen?

Er erhob sich rasch, sein Mut erwachte, er will den Leuten zeigen, was er doch noch ist.

Noch einmal wendete er den Blick zurück, wo ihr Grab und einst das seine, dann schritt er hoch aufgerichtet durch das Thor des Kirchhofes. Da standen in der That die Männer aus dem Dorfe, unter ihnen Stephan, und der Schultheiß kam auf Reinhard zu und hieß ihn im Namen des Gemeinderats willkommen als neuen Bürger mit dem Hinzufügen, daß man stolz auf ihn sei.

Die Leute ahnten nicht, warum Reinhard so totenbleich aussah und kein Wort des Dankes hervorbringen konnte, sondern still dem Schultheiß die Hand reichend davon ging.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Waisenknabe.

Tag für Tag erwartete Reinhard Nachricht vom Kollaborator, aber vergebens. Die tiefste Jugenderinnerung tauchte in Reinhard auf.

Nicht weit von dem Residenzschlosse steht ein großes, in

sich abgeschlossenes Gebäude von altertümlicher aber schmuckloser Bauart, das jedem Vorübergehenden sich als eine Wohlthätigkeitsanstalt zu erkennen gibt; es ist das große Waisenhaus. Es war ein menschenfreundlicher Gedanke des Stifters, das Waisenhaus in der Nähe des Schlosses errichten zu lassen; der Fürst wollte seiner Pflichten eingedenk sein und er besuchte das Haus in der That nicht nur zu vorbereiteten Schaustellungen, sondern öfters unerwartet und verweilte lange bei den Lehrern und den Kindern. Mit der Zeit wurde das Haus auch eine Wohlthat für das Land; aus ihm gingen die besten Schullehrer, auch brave Handwerker, bisweilen auch Musiker für die Kapelle hervor; sonst waren nur wenig hervorragende Zöglinge da, aber in allen lebte eine mit Vertraulichkeit versetzte Schwärmerei für den Fürsten. In der großen Zahl der Knaben, die durch Jahrzehnte im Waisenhause erzogen wurden, lebte aber auch die Erinnerung an den Direktor wie an die Erscheinung eines Heiligen.

Das war der Vater Adalbert Reihenmeyers. Er hütete sich wohl, einen Knaben vorzuziehen, aber er konnte sich doch nicht enthalten, den schönen Knaben Woldemar Reinhard, der aus seinen blauen Augen so kühn dreinschaute und den schöngeformten Kopf so stolz trug, manchmal mit einem besonders freundlichen Wort oder Blick zu begrüßen.

Es war zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum des Direktors, Woldemar war damals acht Jahre alt, da war ein großes Fest im Waisenhause. Feierlicher Gottesdienst wurde gehalten, und nach demselben überreichte der Minister mit einer lobenden Rede dem Direktor ein großes Ordenskreuz.

Bei dem freien Spiele, das am Nachmittage den Kindern gegeben wurde, hieß es, der Direktor heiße nun von Reihenmeyer und seine Kinder seien auch Adlige. Adalbert, der Sohn des Direktors, hatte auch an den Spielen teilgenommen, da fragte ihn Woldemar leise: „Du, ist es wahr, daß du nun auch adlig bist?“

„O nein, ich möchte das auch nicht. Ich bin ebenso wie du und bleibe es.“

Reinhard drückte dem Adalbert die Hand, daß dieser schrie: „Du thust mir weh.“

„Ich hab' dir nicht weh thun wollen. Sei nicht so zimperlich.“

„Ja, ich will so stark werden wie du.“

Von jenem Tage an waren die beiden Knaben unzertrennliche Genossen, und Woldemar wurde, soviel es die allgemeine Ordnung erlaubte, in die Familie des Direktors gezogen.

Wenn die Waisenknaben spazieren geführt wurden, ging Adalbert mit, und da sie paarweise einherschritten, ging Adalbert immer an der Seite Woldemars.

„Ich möcht' deine Kleider haben," sagte Woldemar.

„Und wenn's der Vater erlaubt, trag' ich solche wie du," entgegnete Adalbert.

Woldemar hatte einen Abscheu vor der Uniform der Waisenknaben, die in gelblichem Tuch mit blauen Aufschlägen bestand, und auch das ständige Leben in der Herde widerstrebte ihm schon früh. Wenn die Knaben in die naturgeschichtlichen Museen, in die Kunsthallen, ja auch in Reiterbuden und Theater geführt wurden, war Woldemar immer unwillig, und der gute Adalbert vermochte ihn nicht zu beruhigen, denn der Kamerad hatte etwas Herrschendes und Eigenwilliges.

Es gab einmal eine harte Strafe, da Woldemar in den Kleidern seines Freundes einen ganzen Tag außer der Anstalt verbrachte, aber Woldemar gestand nicht, wo er den Tag verlebt; denn er war in der Bildergalerie gewesen, von der die Knaben oft gehört hatten, an der sie oft vorübergeführt wurden, in welche sie aber wegen der Nuditäten, für die der alte Fürst besondere Neigung hatte, nie eingelassen wurden.

Von jenem Tage an war das Auge Woldemars noch glänzender und unruhiger. Sein Zeichentalent zeigte sich entschieden und der alte Direktor erlebte noch die Freude, seinen besondern Liebling in die Kunstschule zu bringen. Das Jahr darauf, während Adalbert auf der Universität war, starb der Direktor und hinterließ die beiden Kinder in dürftigen Umständen. „Jetzt bin ich auch ein Waise," rief damals Adalbert, sich an die Brust Woldemars werfend. . . .

Das alles und was das spätere Leben hinzufügte, ging jetzt in der Erinnerung Reinhards neu auf.

Sechzehntes Kapitel.

Steinalt.

Endlich am dritten Sonntag erhielt Reinhard einen Brief. Schon die Aufschrift war seltsam anfremdend: „Seiner Hochwohlgeboren, Herrn Woldemar von Reinhard, Professor a. D., Ritter hoher Orden in Weißenbach." Der Brief aber lautete:

„Vom schwarzen See. Aus der Pfahlbaute.

Wenn mir der prähistorische Pfahlbauer erschienen wäre, er hätte mich nicht mehr überraschen können als dein Brief. Ueberraschungen, das könntest du noch wissen, machen mich fast krank. Da saß ich auf einem jener halbvermorschten Stämme, draus unsere vorgeschichtlichen Ahnen ihre Wohnstätten errichtet hatten. Wir haben bald die ganze Puppenstube beisammen, in der das Menschheitskind sich tummelte. Um mich her lagen plumpe Speerspitzen, Hämmer und Sägen, aus Feuerstein bearbeitet, Knochen von Höhlenbären und vom Renntier der Polarzone, die einstmals bei uns daheim gewesen und — da kam dein Brief. Ich muß dir sagen, er ist mir rätselhafter als die Artefakte der ältesten Steinzeit. Dich aber kann ich fragen und werde es thun, sobald ich mit der neuentdeckten Fundstätte vom Hausrat meines anonymen Urahnen etwas in Ordnung bin. Ich glaube, daß unser Familienname schon in der ältesten Steinzeit sich irgendwo eingegraben finden sollte, einstweilen bin ich der alte und heiße sogar Direktor des historischen Museums

Adalbert Reihenmeyer.

(Auch eine Nachschrift.) Ich lasse dir von meinem Verleger meine letzte Schrift „Die Reliquien der Menschwerdung" schicken. Man hat mir den Titel sehr übelgenommen. Sieh einmal in einer leeren Stunde dich nach deinem Urahn um. Vor dreißig Jahren habe ich die Versteinerungen im Moralienkabinett zu ordnen gesucht, ich hatte einen Schuß ins Schwarze gewagt; es war ein Flintenschuß gegen die wohlbewehrte Festung der Theologie. Wir ackern jetzt mit dem weltgeschichtlichen Untergrundspflug. Die alten und die neuen Propheten und Gottesgelehrten wußten nichts von unseren Urahnen, und es ist unser demokratischer Ahnenstolz, daß wir von Viertelsmenschen abstammen und immer mehr werden als unsere Vorfahren. Die Entwickelungsfähigkeit des Menschengeistes ist unbegrenzt und läßt sich nicht in ein Dogma verkapseln. Die Menschheitsgeschichte ist die Geschichte der Arbeit oder vielmehr die Geschichte der Werkzeuge, von Steinaxt und Kieselmesser bis zur Dampfmaschine. Nach Millennien wird man über unsere einfachen elektrischen Telegraphen lächeln. Und wie erst, wenn einmal unser Planet neu geknetet wird. Was thut's? Wir haben das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Laß dir das vorläufig auch gesagt sein.

Ich sehe indes, du bist noch jung und stark, denn du wütest gegen dich selber, und das thut nur die Jugend. Schreib'

aber nie mehr im Zorn solche Gotteslästerung gegen die Kunst, die das erste und letzte Göttliche im Menschen ist; denn mit den ersten Finger- und Nagelmalen, mit den ersten Linien, die der Pfahlbauer seinem Thongefäß eindrückte, begann das Werden von Phidias und Raphael und aller, die jetzt und nach jetzt.

Ich schreibe dir aus einer anderen Welt, aber ich kann nicht anders."

Allerdings schien Reinhard dieser Brief wie aus einer anderen Welt zu kommen, er sah nachdenklich drein, als er gelesen hatte. Ist der alte Kamerad in der That so befangen von seinen Studien, daß er nichts anderes kennen will, oder ist das nur Maske, um neue freundschaftliche Annäherung abzulehnen?

Er hatte nicht Zeit, lange darüber zu denken, denn der Schwager fragte:

„Ist der Brief nicht vom Herrn Reihenmeyer?"

„Ja wohl. Wie ist er denn geworden?"

„Er ist geblieben wie immer, er ist freilich grimmzornig auf unser Dorf, weil sein guter Freund in der Reichstagswahl bei uns durchgefallen ist; er hat geglaubt, durch die Schullehrer Meister über uns zu werden. Wir haben ihm aber den Meister gezeigt. Sonst aber ist er seelensgut, dem thut's leid, daß die Fliege, die ihm ins Aug' geflogen ist, hat sterben müssen."

Stephan lachte selbst über seinen Vergleich.

Nach einer Weile fragte Reinhard:

„Warum hast du allen Leuten von meinem Geld erzählt?"

„Warum?" lachte Stephan. „Nimm mir's nicht übel. In solchen Sachen bin ich gescheiter. Von dem Augenblick an hast du keinen Feind im Dorf mehr gehabt, im Gegenteil, sie haben Respekt vor dir."

Am Mittag las Reinhard die Schrift Reihenmeyers über die Pfahlbautenzeit, er wollte sich mit den Gedanken des Freundes und der Sphäre, in der er lebte, vertraut machen; aber in die Zeilen hinein, die von vorgeschichtlichen Zuständen erzählten, sprang eine lebendige Figur mit rötlichem Haar und hellen, warmblickenden Augen, und ließ sich nicht verscheuchen.

Da kam der Schwager und rief:

„Komm nur wieder mit! Der Pfarrer ist da und eine ganze Wallfahrt; mit dem nächsten Zug kommt der Kaspar aus Jerusalem. Er ist auch in Rom gewesen."

Reinhard erinnerte sich dessen wohl, hatte er ja durch die Wallfahrer den Tod Lorles erfahren.

Er ging aber nicht mit, er saß auf seinem Zimmer und

hielt das Buch des Kollaborators in der Hand, während vor dem Hause eine große Schar Menschen vorüberzog, die eine Litanei beteten.

Am Abend war der heimgekehrte Kaspar selbstverständlich allgemeines Gespräch im Wirtshause; ein hier übernachtender Lokomotivführer hielt der Lobpreisung Widerstand. Seine Aeußerung stimmte mit einem Worte des Kollaborators zusammen, denn er sagte: „Was, nach Jerusalem! Wenn ich so viel Geld aufzuwenden hätte, ich ginge nächstes Jahr zur Weltausstellung nach Philadelphia. In der Neuen Welt kann man Neues kennen lernen. Ich glaube, alle Apostel miteinander haben nichts von Amerika gewußt.“

Siebzehntes Kapitel.

Verfahren.

Der erste, der Reinhard zum Hauskauf Glück wünschte, war der Sänger, der etwas phantastisch bäuerlich gekleidet war; in den Kniehosen und Wadenstrümpfen kam sein schönes Bein zur vollen Geltung. Er bot Reinhard einen großen eichenen Schrank mit guten Schnitzereien an, den er bei der Versteigerung nach dem Tode Lorles gekauft hatte; er hatte seinen Vater darauf unterrichtet, ihm gelegentlich allerlei alte Sachen zu erwerben.

Reinhard betrachtete den Mann staunend, denn er hatte noch niemand gesagt, daß er das alte Haus vollkommen im landschaftlichen Stil herstellen und den Hausrat demgemäß halten wolle.

Noch während der Sänger da war, kam ein Telegramm vom Kollaborator an den Lindenwirt, worin er anfragte, ob Herr Professor Ritter von Reinhard noch da sei; wenn nicht verneinende Antwort käme, werde er am anderen Mittag eintreffen.

Reinhard begleitete den Sänger in seine Behausung und unterwegs erklärte der Sänger mit Behagen, daß er es als ein Glück für seine Kinder betrachte, ihnen eine feste Heimat und ländliche Erinnerungen aus der Jugendzeit zu geben.

Zur gesetzten Zeit ging Reinhard im Geleite des Schwagers nach dem Bahnhof, aber wenn etwas mißlich werden soll, so legt auch der Zufall einen Grund dazu. Der Zug hatte sich verspätet, noch war kein Signal da.

„Das muß beim Herr Reihenmeyer so sein," lachte der Schwager, „wo der auf dem Zug ist, da verfahrt sich die Eisenbahn."

Nachdem man lange gewartet hatte, kam der Zug und Reinhard hätte in dem hagern Manne mit dem grauen Vollbart, den hinter das Ohr gestrichenen schlichten langen Haaren und der blauen Brille den Kollaborator kaum erkannt. Dieser aber reichte die Hand, wendete sich indes schnell in den Waggon zurück und sagte noch etwas zu einem Reisegefährten; dann fragte er den Stationsmeister, wann heut' abend der letzte Zug landauf gehe.

Zu Reinhard gewendet, sagte er:

„Ich glaubte, du wärest schon wieder fort."

Reinhard antwortete nicht, der Kollaborator aber setzte hinzu: „Ich bleibe nur bis heut' abend."

„Ich rede nie jemand zu," entgegnete Reinhard; es schnürte ihm die Kehle zu. War das ein Wiedersehen nach dreißig Jahren?

Die Freunde betrachteten einander.

„Du siehst stattlich aus," sagte der Kollaborator, „du hast Aehnlichkeit mit dem Holbeinschen Porträt des Moret, nur ist dein Bart weißer. Nicht wahr, ich habe mich sehr verändert?"

Reinhard nickte stumm.

Unter der Thür stand Stephan und suchte den Fabian fortzuschaffen.

„So seid ihr habsüchtigen Bauern," schalt der Kollaborator, „warum hast du das arme Geschöpf noch nicht in eine Anstalt gegeben? Heimlich mit dem armen Geschöpf zu einem Pfarrer zu reisen, der Teufel austreiben kann, das war dir nicht zu viel. Und nicht wahr, um das Wohl dieses Unglücklichen hat sich dein Pfarrer hier nicht zu kümmern? Er hat nur dafür zu sorgen, daß keine liberale Zeitung in deiner Wirtsstube aufliegt."

„Zum Winter geb' ich den Fabian fort," entgegnete Stephan verlegen und ging, Fabian an der Hand zerrend, nach dem Hinterhause.

Vroni stand unter der Küchenthüre und begrüßte den „Herrn Direktor" herzlich. Der Kollaborator freute sich der Nachricht, daß ihr Vater noch lebe. „Er ist noch wie ein alter Kernstamm im Walde," sagte er, „sonst ist die Mehrheit des Dorfes so schwarz, nicht wert, daß ihnen die Sonne scheint," setzte er laut hinzu.

„Bleibst du noch lange hier?" fragte er Reinhard, als sie in die Stube eingetreten waren.

„Hoffentlich nicht mehr lange, aber doch solang ich lebe,“ entgegnete Reinhard in schmerzlichem Tone.

Der Kollaborator that die blaue Brille ab und betrachtete den Sprechenden, er wollte offenbar ausführlicher antworten, aber da jetzt das Essen aufgetragen wurde, sagte er: „Nach Tisch reden wir weiter davon. Du erlaubst mir doch noch, meine Meinung gradaus zu sagen?“

„Gewiß. Ich bin dankbar für jedes getreue Wort.“

Ein verwunderter Blick des Kollaborators streifte Reinhard.

Während des Essens wurde wenig gesprochen, die beiden Freunde schienen den rechten Ton nicht finden zu können. Um die peinliche Stille zu unterbrechen, fragte Reinhard nach Jugendgenossen. Der Kollaborator erklärte, daß er ganz einsam lebe; wer nicht gestorben sei, habe höheren Rang erreicht, und zwei Genossen aus der Bierstube, „zur Schachtel“ genannt, seien sogar Excellenzen geworden.

„Der Döbele, der Kultusminister geworden,“ fügte er hinzu, „hat mir sogar mein Folio im schwarzen Buche gezeigt, zu welchem damals der hiesige Pfarrer den ersten Posten lieferte. Und unser Freund Merkwürdig ist Oberstudienrat. Du weißt doch, wen ich meine? Du erinnerst dich doch des Fritz Fischer, der zu allem, was man ihm vorbrachte, Merkwürdig! ausrief, und das hat ihn beliebt gemacht und wohlgefällig bei Frackmännern und Schleppenweibern. Ich habe unterwegs ein Motiv zu einem Bilde für dich gefunden,“ sagte der Kollaborator, wieder abschweifend, „ich sah einen Alten, der die Sense dengelte, und da dachte ich: das solltest du malen, wie über dem Dengelnden der Tod mit geschwungener Sense schwebt oder auch, du könntest den Tod selber als Sensendengler malen.“

„Ich male nichts mehr, und wenn ich auch noch malte, du solltest wissen, wir Künstler können uns in keiner Weise ein Motiv geben lassen, in keiner Weise; wir müssen unsere Motive selbst finden, wenn ein Gemäßes draus werden soll.“

Der Kollaborator war von dem maßhaltenden und doch entschiedenen Tone des Freundes überrascht.

Achtzehntes Kapitel.

Bist du ein Sohn des Vaterlandes?

„Laß uns nach dem Walde gehen,“ sagte der Kollaborator aufstehend.

„Ich war schon bei deinem Waldheiligtum.“

„Will's nicht mehr sehen, der Flohberger hat den Platz geschminkt und frisiert. Ich bin überhaupt ungern ins Dorf gekommen, ich mag den Menschen nicht begegnen, die reichsfeindlich gewählt haben; ich sage ihnen nicht gern guten Tag, weil ich ihnen in Wahrheit keinen guten Tag wünsche.“

„Wohin sollen wir?“ lenkte Reinhard ab.

„Nach dem Kapellenwald, so daß wir schließlich zum Hohlmüller kommen.“

Reinhard hatte ein Gefühl, daß er mit einem beleidigten Freunde gehe, mit dem er sich im Walde duellieren müsse, und seltsamerweise sagte jetzt der Kollaborator:

„Ich habe dir's nicht vergessen, daß du dich einmal wegen meiner duelliertest.“

„Ich? Ich erinnere mich nicht.“

„Du mußt viel erlebt haben, daß du das vergessen. Damals, als ich wegen meiner Schrift gegen die Schwarzen abgesetzt wurde, wagtest du dein Leben gegen die Spötter.“

Die Erinnerung tauchte in Reinhard auf, wie Lorle damals voll Verzweiflung war, weil er sein Leben, das ihr gehörte, dem Tode ausgesetzt hatte.

Der Tag war heiß, und der Kollaborator sagte:

„Das Schönste ist doch solch ein gerechter heißer Sommertag. Ein Frühlingstag ist unruhiges Werden, ein Herbsttag gelassenes Sterben.“

Reinhard legte die Hand auf die Schulter des Freundes; der ist noch der alte, Feindseligkeit hat keine Stätte in seiner Seele.

Dort, wo die Freunde vor Jahrzehnten zum erstenmal des Dorfes ansichtig wurden, dort auf der von Lorle gestifteten Bank saßen sie und den Blick zu Boden geheftet, fragte Reinhard in mildem Tone:

„Ich habe noch nicht einmal gefragt, wie du dich fühlst?“

„Ich? Ich habe Jahre verloren in dem edeln Bestreben ein Menschenverächter zu werden. Ich hatte die alberne Gewohnheit, das Leben anderer, zumal meiner Freunde, ständig

in der Seele zu hegen; ich trug ihnen im Geiste immer und überallhin Mäntel und Ueberzieher nach, sie aber hatten sich's bequem gemacht und lachten, wenn sie mich gewahr wurden, oder sahen mich gar nicht. Da wollte ich denn Egoist, noch besser, ich wollte Menschenfeind werden."

„Dazu hast du kein Talent."

„Das habe ich endlich auch eingesehen. Vor allem fehlt mir die dazu nötige Gabe, mich für eine eximierte Hoheit zu halten. Ich lasse mich indes nicht mehr so vom einzelnen durchschüttern, ich bin stumpf geworden gegen Tod und Abfall, man erlebt deren so viel, wenn man alt wird. Jetzt bin ich geborgen, mein Atom Kraft steht im Dienste des Universums. Ich bin auch mit meiner Portion unsterblichen Namens zufrieden."

„Durch deine Schriften?"

„O noch durch ganz anderes. Ich habe eine neue Varietät Nessel bestimmt und sie wird Lamium Reihenmeyerianum heißen. Was will der Mensch mehr? Non omnis moriar kann ich von mir sagen. Dazu war ich im Kriege glorreiches Mitglied des Erfrischungskomitees, habe Freund und Feind manchen Labetrunk gereicht und auch manchen verschüttet, und du weißt ja, bei mir ist alles wirklich und zugleich symbolisch."

„Ich verstehe. Du wolltest keine höhere Stellung?"

„Wollte? Niemand kann es ernster und besser meinen als ich, und niemand ist mehr lächerlich und sogar auch ungut erschienen als ich. Mir fehlt der Nerv, den die Physiologen nicht bezeichnen können, ich meine den Imponierungsnerv. Menschen, die moralisch und intellektuell weit unter mir stehen, thun sehr gnädig gegen mich. Meine Schwester, die sehr stolz auf meine Hoheit war, hat mir das immer mitgeteilt. Seit ihrem Tode erfahre ich selten mehr davon. Du weißt doch, daß sie infolge der Anstrengungen in den Kriegslazaretten gestorben ist?"

Der Kollaborator wurde inne, daß er nur von sich redete und, plötzlich überspringend, sagte er:

„Aber nun erzähle mir vor allem: wie hast du unsere große Zeit erlebt und bist du nicht auch gekommen, um dich des geeinten starken Vaterlandes zu erfreuen?"

„Muß das unser Erstes sein?" fragte Reinhard.

„Gewiß. Wer mein Vaterland nicht liebt, sich nicht an seiner Schönheit und Größe freut, an den verschwende ich keinen Atemzug."

„Du sagtest ja, daß du dich nicht mehr um den einzelnen kümmerst!"

„Du bist kein einzelner. Ich gestehe dir offen, ich war in

der Welt ohne dich, du warst tot, jetzt bist du wieder da und . . ."

Er stockte, und Reinhard fiel ein: „Und da wird es dir schwer, mit mir noch einmal anzufangen? Erinnere dich, daß du mir einmal sagtest, ich als Künstler denke nur in Farben. So erlaß mir anderes, und wir haben ganz anderes zu besprechen."

„Nein, das muß voraus. Sprich offen."

„So sage ich dir, die Kunst war mein Vaterland, und mir ist die Kriegsfreude ein Greuel. Du als Menschenfreund, wie kannst du dich für Menschenmord und Herrichtung zum Menschenmord begeistern?"

„Der Krieg hat die Doppelwirkung seines Elementes, des Pulvers," entgegnete der Kollaborator, „derselbe Stoff, der die Menschen tötet, sprengt auch die Felsen zu neuen Kulturwegen. Und wenn die Straße fertig ist, denkt man nicht mehr des Dynamits und seines Lärms und Rauchs."

„Sag' ehrlich," entgegnete Reinhard und ein Lächeln spielte um seine Augen, „sag' ehrlich, hast du diesen dir gewiß lieblich erscheinenden Vergleich nicht schon einmal in einer Rede angewendet?"

„So, also hast du sie doch gelesen? Ja, in meiner Rede beim Pflanzen der Friedenseiche."

„Ich glaube nicht an den Fortschritt der Menschheit," warf Reinhard ein. „Sieh dort den Bahnzug. Was habt ihr Volksbeglücker nicht alles von der Eisenbahn erwartet? Und was ist? Sie befördert Kriegsheere und Wallfahrtszüge. In fünfzig Jahren kanonisiert der Papst einen heiligen Vaporius als Schutzpatron der Eisenbahnen."

„Du hast recht," rief der Kollaborator, hellauf lachend. „Ja, wenn man an schroffen Bergen gute Fußsteige herrichtet, so wählen die wilden Wasser zuerst diesen Weg als ihr Bett. Aber ich habe dich unterbrochen. Sprich weiter."

„Ja weiter. Du weißt es ja. Ihr habt das Volk gezwungen, lesen zu lernen und was ist die Folge? Es liest eure Schriften nicht und hört und liest nur, was der Geistliche sagt und schreibt."

„Und doch ist der Fortschritt zur Freiheit unaufhaltsam," rief der Kollaborator in andächtigem Tone. „Ich könnte dir's beweisen von den Pfahlbauten bis jetzt. Wir halten fest, Bildung in die weitesten Kreise zu tragen, in die Breite zu bauen; aber wir sind Aristokraten genug, auch in die Höhe zu bauen, und zu wissen, daß Ruhm und Ehre und höheres Leben einer Nation doch nur in ihren Genies der Kunst und Wissenschaft

sich aufthut. Breite Bildung macht ein Volk stark, hohe Bildung macht es erst groß. Aber wir verlieren uns zu weit ab. Sag' nur gradaus: warum bist du wieder hierher zurückgekehrt?"

Reinhard atmete tief auf. Der erste Waffengang war ohne Entscheidung abgebrochen worden; wie wird es nun werden? Werden die ehemaligen Freunde sich feindlich trennen und der eine da, der andere dort seines Weges ziehen?

Neunzehntes Kapitel.

Wie Reinhard die Zeit lebte.

„Hast du denn meinen Brief nicht erhalten?" begann Reinhard nach einer langen Pause.

„Dein Brief war so verzweifelt und müde und ich finde dich spannkräftiger, als ich erwarten durfte. Ich frage dich nun nicht mehr, wie du in einem geistig schwarzen Dorfe leben kannst. Aber so viel kenne ich dich doch noch, du kannst ohne Aufregung nicht leben, du bedarfst des beschleunigten Pulses."

„Ich habe die Menschen nicht mehr nötig."

„Man bedarf oft gerade das Unnötigste am meisten."

„Lassen wir das Wortgefecht."

„Ich frage nur, was willst du hier?"

„Leben, so lang ich atme, und dann sterben."

„Sterben? Das Unnützeste, was man im Leben thun kann, ist, an den Tod zu denken," entgegnete der Kollaborator. „Aber warum hast du all die Jahre nichts von dir hören lassen und bist nicht früher gekommen? Jetzt hast du keine Pflicht mehr. Du kannst beliebig Trauer anthun und ablegen. Und wem leistest du durch dein Hiersein etwas? Keinem Menschen, und dir selber auch nicht, du verschleuderst deine Lebenskraft, und dazu hast du kein Recht. Ja, schüttle nur den Kopf. Das ist unsere Religion der That. Deine Kraft gehört nicht dir, du bist eingereiht in den Dienst der Menschheit, so lang du atmest. Du leugnest das? So sage ich dir, du empörst nur aufs neue alle Welt durch dein Hiersein."

Der Freund setzte nichts hinzu, und lange war ringsum Stille, nur in den Wipfeln der Fichten rauschte ein leiser Wind.

Reinhard mißhandelte mit beiden Händen seinen langen Bart und biß die Lippen, endlich, sich gewaltsam fassend, sagte er:

„Gut, ich nehme auch diese Buße auf mich. Ich gehe durchs Fegfeuer. Du hältst dich für einen Menschenfreund und du quälst deinen Nächsten, wie dich selbst.“

Es lag eine gewisse hochmütige Nachlässigkeit in Ton und Behaben Reinhards; der Kollaborator schien davon betroffen und er sagte:

„So lassen wir jedes weitere Wort und sagen uns Lebewohl.“

„Nein, das will ich nicht. Willst du mich ruhig anhören? Ich möchte von deinen Augen doch gerecht gesehen sein. Willst du es geduldig hören?“

Der Kollaborator nickte, und Reinhard begann:

„Ich weiß, was sie gelitten hat; ich weiß das jetzt erst ganz und voll. Ich lasse unentschieden, ob sich der verschuldete oder unverschuldete Schmerz leichter trägt. Und wer ist ganz ohne Schuld? Du kennst jenes höchste Gleichnis. Ihr könnt nicht wissen, was ich gelitten habe. Träumtest du schon einmal, du seiest blind geworden? Meine erste Empfindung, als sie mich damals allein gelassen, war tief gekränkter Stolz. Wie? Mit mir, mit einem Manne meiner Art nicht glücklich? Das kann nur eine bornierte Natur. Dann kam es anders. Ich schalt mich, weil ich die Folgen einer Unbesonnenheit nicht tragen wollte. Und doch kämpfte ich wieder dagegen, daß eine einzige That ein ganzes Leben zerstücken und zerstampfen soll. Meine Frau hatte einen großen Feind in der Welt, und das war mein Ruhm. Sie hatte keinen Sinn für meinen Ruhm, nach ihrer Denkart brauchte ich den nicht, ich war ja der Reinhard. Du sagst gewiß, das war ja alles lauter Liebe, was ging sie dein Ringen mit dir und der Welt an? Ich sage dir, es ist anders. Ich bin nur das in meinem Kunstberuf geworden, weil ich Wesen fand, um derentwillen es mich freute, Ruhm zu gewinnen. Ich gestehe dir aber noch mehr. Der Kunstberuf schließt ein glückliches bürgerliches Leben aus, man kann nicht in der Idealwelt und in der wirklichen zugleich daheim sein wollen. Du schüttelst den Kopf? Ich weiß, auch andere werden das leichthin verdammen. Laß mich erklären. Mein Hauptirrtum war, daß ich glaubte, eine Frau könne die Wetterlaunen einer Künstlernatur verstehen. Das kann keine Frau, keine naive und keine gelehrte. Kein anderes kann die Welt mit unseren Augen sehen, aber es muß unseren Augen glauben. Die Art, wie die Lebensbegegnisse sich uns verwandeln, wie wir in jeglichem etwas anderes sehen, als andere, das kann kein zweiter Mensch fassen, gewiß aber keine Frau. Wir sind stets im Werbezustande, im Brautzustande mit der Erscheinungswelt, wir sind nie verheiratet, oder auch mit

jedem Begegnis. Du lächelst? Unterbrich mich nur, ich bin so alt, daß mich kein Widerspruch mehr stört."

„Ich dachte nur: es ist wunderbar, wie viel romantische Ueberschwenglichkeit in dir steckt. Du bist doch ein guter Deutscher."

„Sei es. Und trotz dieses Denkens habe ich doch hundertmal Lorle schreiben und sie zu mir rufen wollen. Wären wir vom Dorfe aus gleich nach Rom gezogen, wer weiß, ob nicht das große Leben uns schön beisammen gehalten; die engbrüstige Verhocktheit der kleinstädtischen Residenz hat uns versäuert und voneinander gescheucht."

„Wohl möglich."

„Ich schrieb nicht und rief sie nicht, weil in meiner Seele ständig zwei Strömungen nebeneinander und übereinander gehen. Ich habe trotz unbeschränkter Freiheit doch in meinem ganzen Leben nie eine Arbeit ohne Störung, aus mir selber oder von außen, vollendet. Darum empfand ich's oft doppelt schmerzlich, daß ich die Störung durch die Fremdheit meiner Frau — wenn sie verblieb — nicht leichter und freier ertrug. Ich habe in der großen Welt gelebt und haßte doch alles Leben; das Dasein erschien mir als ein Fluch, als der Hohn eines unsichtbaren Tyrannen. Es gab Zeiten, wo mir mein Atelier zuwider war, wo ich in den Straßen umherschlenderte und nicht wußte wohin, weil nichts mich anmutete. Ich lernte die Verderbtheit der Welt kennen und es war mir erwünscht, daß sie verderbt ist. Ich suchte Ermunterung in der Betäubung. Ich wollte mich vergessen und stürzte mich in Gesellschaften, die ich verachtete, die mich anekelten. Das war eine Strafe für mich, wie sie nicht härter zu erdenken ist."

„Eine Strafe? In welchem Gesetzbuche steht diese Strafe?" hatte der Kollaborator auf den Lippen, aber er hielt es zurück und Reinhard fuhr fort:

„Ich war in Rom, in Paris, London, in Aegypten und Amerika; ich habe Ehre, Ruhm, Reichtum erworben. Ich habe viel freundliche Gunst des Lebens erfahren, aber so hat mich doch nie jemand geliebt, wie Lorle, nie wurde ein Mann mehr geliebt, als ich von ihr."

„Und du sie? Warum sprichst du nicht von deiner Liebe?" wollte der Kollaborator fragen, aber er schwieg und Reinhard erzählte nun, wie er ihren Tod erfahren, wie er alles von sich gethan, seine Skizzen und Studien, seine Sammlungen weggegeben, und seine Stimme zitterte, als er nach einer Pause erklärte, wie er an ihrem Grabe gestanden und den Fleck Erde

betrachtet habe, den sie neben sich ihm zur Ruhestätte bestimmt hatte, dann fügte er hinzu:

„Ich habe das Gefühl, daß ein fremder Wille über mich verfügt und das thut mir wohl; ich habe stets nur mir selbst gefolgt und empfand meine Freiheit als Tyrannei. Ich hatte ein Leben, in dem es kein Gebot, keine Pflicht gab als nur selbstauferlegte. Dieser Ruf zu der von ihr mir bestimmten Grabstätte ist mir ein Befehl, und ich begrüße den Befehl als Glück. Sag' mir nichts dagegen. Ich freue mich, daß ich noch ein entschiedenes Gefühl habe. Laß mir's. Ich will keinen Willen mehr haben, ich folge einem unwiderruflichen Gebot. Ich habe der Medusa Wahnsinn ins Auge gesehen. Hier bin ich erlöst. Ich bin nicht so schlecht, als ich von mir dachte. Es ist nicht Sentimentalität, daß ich hier bleibe, ich kenne den Gräberkultus nicht, ich liebe ihn nicht, aber ich will da sein, wo ich jung und glücklich war, wie man es nur in der Jugend ist. Ich bin da, wo Mensch und Baum und Berg und Wald mich kennt von alters her und ich sie auch. Hier heiße ich des Lorles Reinhard und mit diesem Namen will ich sterben. Ich habe genug Leinwand mit Farben bedeckt, habe Natur und Mensch stets mit weitaufgerissenem Auge gesehen. Es ist genug. Ich schließe die Augen und will still hindämmern, bis das Auge geschlossen bleibt. Und nun sei wieder mein Bruder!"

Zwanzigstes Kapitel.

Wie der Kollaborator alles ansieht.

Reinhard hielt inne, der Kollaborator war aufgestanden und hatte den Freund mit wechselnden Mienen betrachtet. War diese Anschauung der Welt und seines eigenen Selbst zu berichtigen?

Jetzt setzte er sich wieder und sagte in gehaltenem Tone:

„Ich war nie auf Seite der Welt, die dir allein unrecht gab und deine Irrwege bestätigen mir nur meine Ansicht. Du und Lorle, ihr wart Objekt meines Studiums; ich habe jahrelang über euch gedacht und euch mir erklärt."

Der Kollaborator hielt inne, er erwartete offenbar, daß Reinhard ihn um diese Erklärung ersuche, aber Reinhard sah vor sich nieder, und der Kollaborator mußte von selber fortfahren:

„Du darfst dir Vorwürfe machen, aber keine zu schweren.

Lorle war unglücklich, das ist wahr, aber in ihrem ruhigen, gelassenen Schmerze, der wie ein stilles, kaum mehr gefühltes Austropfen des Herzblutes war, hat sich ihre Seele erhöht und geschmeidigt. Wer weiß, ob sie in fortgesetztem Widerstreit und daraus erwachsender leidenschaftlicher Erregung nicht verherbt worden wäre."

„Ich glaube, du hast recht," schaltete Reinhard ein.

„In einem Punkte," nahm der Kollaborator auf, „stimme ich mit deiner Betrachtung der Unzuträglichkeit überein. Lorle fehlte ein Frauenelement und das war doppelt schwer für deine Frau. Sie war nicht dankbar."

„Wie? Lorle undankbar?"

„Ich habe nicht undankbar gesagt, sondern präcis nicht dankbar. Wenn du, wie man sagt, ihr das Blau vom Himmel geholt, sie hätte das natürlich gefunden: du bist ja der Reinhard und sie das Lorle, und wenn du den höchsten Ruhm errungen, wenn du zum Kaiser ausgerufen worden wärest, das war ihr wieder selbstverständlich, du bist ja der Reinhard, dem alles, was er bekommt, schon lange gehört. Ihr war nichts ein Wunder, darum hatte sie keine Bewunderung und keine Dankbarkeit, und du bedurftest beider als Mensch und als Künstler."

Reinhard lächelte schmerzlich, und der Kollaborator bestätigte.

„Klarheit ist für uns Heiden die Absolution. Sieh, so wenig die Glockenblume zu deinen Füßen sich bestrebt, zu gefallen, so wenig war ein solches Bestreben in Lorle, ja, sie hätte es für einen Treubruch gehalten, dir zu gefallen zu suchen. Hier war die Grundquelle der wildwachsenden Naivetät, aber der Kulturmensch bedarf der gekochten Speise und der Variation, der Salze —"

„Aber Freund, wohin gerateſt du?"

„Gut, ich danke. Laß dir nur noch meine Hauptresultate sagen. Du und Lorle, ihr wart zwei unlösliche Naturgewalten. Ich habe die Formel gestellt. Ihr wart die Naivetät und die Genialität. Jede in sich berechtigt und jede konnte nicht anders werden, ohne sich selbst zu zerstören. Die Naivetät permanentes Insichsein, die Genialität permanentes Außersichsein."

Reinhard lehnte sich an den Baumstamm zurück, er schränkte die Arme und hörte dem Kollaborator geduldig, und wie es schien, mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Naivetät und Genialität," setzte der Kollaborator auseinander, „haben das Gemeinsame, daß sie in jedem Dinge, jedem Begegnisse, Gewöhnliches und Ungewöhnliches, das Ordentliche und das Außerordentliche sehen. Nur sieht der Geniale das

Außerordentliche vor dem Ordentlichen, der Naive umgekehrt. Die Genialität sieht im Natürlichen das Wunder, die Naivetät sieht das Wunder als natürlich an. Ich meine Wunder im alten Sinne, denn wir Nachkommen der Pfahlbauern kennen keine Wunder mehr; alles ist Entwickelung, Demaskierung der Naturkräfte."

„Aber Freund, wohin willst du?"

„Bitte, nur noch das. Die Naivetät ist der Schmetterling, dessen Auge gar nicht so gestellt ist, daß er sehen und wissen kann, wie schönfarbig seine Flügel sind; die Genialität beguckt ihre bunten Flügel und — aber nein, ich kann nicht im Bilde fortfahren. Ich wollte nur noch sagen, das Wort ihres Vaters „Nur stät" war in Lorle Gestalt geworden, in deinem Grundwesen aber liegt, daß dir alles Stetige, Regelmäßige, alltäglich Wiederkehrende lästig ist. So warst du von je. Schon in unserer Kindheit. Niemand kann mehr als ich das an dir schätzen, was — ich finde kein anderes Wort — noble Gesinnung zu nennen ist, aber dir fehlte und fehlt jede Selbstsucht. Du und Lorle, ihr wart beide nur Natur. Keines von euch war eigentlich gebildet und darum konnte sich keines an dem anderen und nach dem anderen bilden."

Der Kollaborator hielt endlich inne und Reinhard entgegnete:

„Ich habe ein Selbstporträt gemacht, aber so wie du mich im Spiegel zeigst, habe ich mich noch nie gesehen. Versprich mir nur, daß du mir keinen Nekrolog schreibst, wenn ich sterbe."

„O!" schaltete der Kollaborator ein, aber Reinhard faßte seine Hand mit den Worten: „Laß uns jetzt praktisch reden. Unser Ideal verwirklicht sich. Du ziehst mit ins Dorf. Die zeitweilige politische Stimmung des Dorfes darf dich nicht stören. Das hat sich geändert und wird sich wieder ändern. In deine Seele mich versetzend, aus dir denkend, habe ich den Trost gefunden: Ein Bildwerk von Menschenhand bleibt, wie es geschaffen wurde, alles, was aber aus sich lebt, muß sich wandeln, weil und solange es lebt. Ist das nicht auch dein Gedanke?"

„Gewiß! Du bist auf dem rechten Wege!" rief der Kollaborator, seine Brille neu zurechtrückend. „Ich habe die Formel dafür: Am Baume der Menschheit, wie hier an dieser Weißtanne, ersetzt sich die abgestorbene, verholzte Zelle durch immer neue, lebensfähige."

„Soll gelten. Also wir bauen uns unsere Zelle und erfüllen sie mit Schönheit und Ruhe. Du schenkst mir aus deinen tiefen Kellern auf Flaschen gezogenen Geist ein und ich dafür leib-

haftigen Wein. Lieber, alter Kamerad! Damals, als du deines Amtes entsetzt wurdest, sagtest du: Ich nehme nie mehr eine Anstellung. Es gibt Pferde, die lieber verdursten, als mit dem Zaum im Maul saufen. Erinnerst du dich noch? Es war in der Nacht auf dem Schloßplatz."

„Wohl erinnere ich mich noch," erwiderte der Kollaborator lächelnd, es that ihm gar wohl, daß der Freund so seine Worte behalten. Reinhard fuhr fort:

„Es war ein Ideal unserer Jugend, daß wir beide miteinander still unser Leben beschließen. Es kann sich nun noch erfüllen. Ich glaube nicht mehr, daß es Glück auf der Welt gibt, aber Ruhe, vielleicht auch Frieden, möchte ich die kurze Zeit noch gewinnen. Ich habe das alte Haus zur Linde gekauft, dort leben wir selbander und ich will von dir lernen, so daß ich als gebildeter Mann sterbe. Wir richten das alte Haus neu her, im alten historisch und klimatisch gemäßen Landschaftsstil, und im Inneren bequem und behaglich. Ich bin sechs Wochen älter als du, ich verzichte auf mein Erstgeburtsrecht, du sollst Herr über alles sein, nur zwei Zimmer laß mir. Mich friert und ich will mich an deinem warmen Blicke sonnen. Ich habe die Liebe nicht verstanden, vielleicht verstehe ich die Freundschaft."

„Woldemar! Alter, gewaltiger... Halt ein! Es ist zu viel."

„Nein, laß mich das noch sagen. Du kannst deine Forschungen nach dem Pfahlbauer Reihenmeyer, seinem Kulturstand und Hausstand fortsetzen und ich, ich sammle alles Volkstümliche in Tracht und Geräte, was jetzt untergehen will."

„Da hast du recht. In dreißig Jahren gibt's keine Volkstrachten und keine Volksbräuche mehr. Alles wird Landwirt oder ländliches Proletariat."

„Also gut oder schlimm, wie du willst. So sammeln wir. Zwei Zimmer sollen ein Museum des eben vergehenden Volkslebens sein. Gib mir die Hand. Wir bleiben beisammen."

„Ich kann nicht. Ich kann nicht," wiederholte der Kollaborator, zitternd vor Erregung. „Aber es ist gewonnen. Du bist ein Sohn des Mutes. Ich kenne deinen Weg. Ich freue mich, dir ihn zu künden."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Komm mit.

Der Kollaborator ballte wie in der Jugendzeit beide Fäuste, schaute in den Himmel hinauf in die Welt hinaus und lächelte, dann sagte er:

„Hast du nicht Unruhe und Unstätigkeit an mir bemerkt?“

„Natürlich. Unser Wiedersehen nach so langer Zeit unter solchen Umständen.“

„Es ist nicht das allein. Erlaube mir eine Frage.“

„Dir ist jede gestattet.“

„Sag', hattest du nie Lust, in ein Kloster zu gehen?“

Reinhard erzählte, wie ihm oft die Anmutung aufgegangen, dann fügte er hinzu: „Es mag leichter sein, in ein Kloster zu gehen und sich da mit dem Generalgläubiger aller Menschen abzufinden und durch das Vorschieben eines Riegels von der Welt sich zu trennen; das mag leichter sein, als sein Thun und Lassen vor einem ganzen Dorf zu erklären und zu entschuldigen.“

„Pah! Wer den ganzen Erdkreis überwindet, der bekommt das Dorf mit drein. O Freund, ich bin glücklich, daß ich das Einzige gefunden habe, das Einzige und Höchste auch für dich. Nein, du darfst nicht verbauern, ich dulde es nicht. O ich kenne den Prozeß der Verwahrlosung, er beginnt mit dem ersten losen Knopf, den man nicht annähen läßt. Nein. Mein Woldemar soll nicht an Winterabenden auf den Hochgenuß eines Kartenspiels mit Schulmeister und Schultheiß warten. Ikarus, der in eine Skatpartie fällt, das ist zu viel. Nein. Ich lasse dich nicht hier verkommen.“

„Ich möchte dich bitten, mir etwas Selbstbestimmung zu lassen.“

„Nein. Du gehörst nicht mehr dir, deine Steuerkraft wird zum Weltbesten eingefordert. Was Gutes an uns ist, gehört nicht uns, es ist Gemeingut der Menschheit. Seltsam, daß ich nicht im ersten Augenblick daran dachte.“

Er hielt inne und schaute den Freund wie verklärt an, dann sagte er:

„Wir sind nicht mehr hier, die Meereswelle trägt uns, wir sind am Nordpol, am Südpol und wir sind selbander über der Welt, in der ganzen Welt, das Universum ist unser.“

Reinhard schüttelte den Kopf, diese Verzückung war ihm unfaßlich. Der Kollaborator warf sich an seine Brust und rief:

„So halten wir uns und das Ueberwältigende soll uns nicht überwältigen. Du ziehst mit auf die große Reise um die Erde. Das ist ein Leben und, wenn es sein muß, ein Ende deiner würdig.“

Er wurde so bewegt, daß ihm die Stimme versagte, er that den Hut ab und die schlichten Haare breiteten sich ihm über Stirn und Augen, er schob sie gewaltsam zurück und wie verzückt fuhr er fort: „O Woldemar! Der Ring schließt sich so wunderbar! Erinnerst du dich noch, wie wir als Knaben davon träumten, einst miteinander in die weite Welt zu ziehen, zu den Wilden und auf einer einsamen Insel zu leben? Die Kinderphantasie hatte vorahnende Kraft. Jetzt ist uns gemeinsam das Höchste beschieden. Wir mehren das Wissen der Menschheit von sich selber und von unserem Planeten.“

„Du mehrst aber mein Wissen nicht. Ich verstehe dich noch immer nicht.“

„Verzeih' mein Ungestüm, meine Verwirrung. Gradaus also: Ich habe mich als Mineralog zu der großen wissenschaftlichen Forschungsreise gemeldet und bin angenommen worden und du, du ziehst mit uns, du hast die Landschafts- und Figurenbilder gleich kultiviert.“

„Was ich leisten könnte, vermag auch eine photographische Maschine und in vielen Fällen weit besser.“

„Nein, nur Leben faßt das Leben. O Freund! Erfaßt es dich nicht auch, als würdest du von einer ungeahnten Macht in eine höhere Luftschicht gehoben? Du hast keine Heimat, kannst keine finden, du nicht, ich nicht. Nun denn; die Welt gehört uns und wir gehören der Welt. In der Hand des sich immer höher ausgestaltenden Menschheitskörpers ist ein Dampfschiff mit Mannschaft und Maschinen, was ehedem ein Schleuderstein war. Fühlst du nicht auch das Große, ein Atom zu sein, aber ein bewußtes Atom im Organismus der Welt? Das ist der Tod des endlichen aber auch zugleich die Auferstehung des unendlichen Wesens in mir, in uns. Ich kann mit unserem großen Dichter, der selber eine Natur war und den Gang der Natur erkannte, ausrufen: Es ist mir wie einem, der der Morgenröte entgegengeht.“

„Ich kann dir leider nicht in deine Weltgedanken und auf deine Weltfahrt folgen.“

Mit siegesfrohem hellem Tone entgegnete der Kollaborator:

„Wir führen die Fahne des neuen Reiches in unbekannte Welten, und unter dieser Fahne ist allgemeine Lehrpflicht. Du bist eingetragen in die Armeeliste des Geistes und darfst dich

der Mobilisierung nicht entziehen. Ich weiß, du willst nichts von Kriegsbildern, laß dir unsere heidnische Frömmigkeit gefallen. Wir sind die Missionäre einer erst zu gewinnenden Offenbarung. Noch Kolumbus glaubte, jenseits des Meeres das Paradies der Bibel zu entdecken, wir sind die Sendboten des neuen Forschens und Wissens. Und hier meine Hand," fuhr er in feierlichem Tone fort: „Kehren wir glücklich zurück, dann ziehe ich mit dir hierher und wir leben und sterben miteinander. In deinem Briefe rief es immer: komm zu mir. Ich rufe jetzt auch: komm zu mir und bleib bei mir, Bruder, bleib bei mir!"

„Dein Gedanke ist schön und verlockend, aber zu solchem Unternehmen bedarf es eines gesunden Körpers uud einer reinen Seele. Ich kann beide nicht mehr mein nennen."

„Du wirst sie gewinnen außerhalb der Welt, über der Welt. Und sterben wir, so ist das Weltmeer, das ewige Eis, unser Grab."

„Zu spät, ich hafte am Boden, ich kann nicht mehr los, ich bin müde. Hier will ich bleiben, ein stiller Mann, bis die ewige Stille eingetreten ist."

„Du glaubst, nur noch auf den Tod warten zu dürfen, deine Lebenskraft sei gebrochen, ja noch anders, du glaubst, deine Thatenlust sei gesättigt? Du irrst, es gibt keine Sättigung für immer. Du wirst wieder hungrig werden, nach Thätigkeit, nach Liebe . . ."

„Ich bin nicht gesättigt, ich bin erschöpft."

„Nein, es quillt aus dir. Du darfst nicht hier bleiben. Langsames Verdorren wäre der entsetzlichste Tod. Willst du deinen früheren Irrtum multiplizieren und eine unglückliche Ehe mit einem ganzen Dorfe eingehen? Schön! Lache! Du hast noch alle Zähne. Du mußt noch Probleme aufknacken."

„Ich habe viele wurmstichig gefunden."

„Was? Du willst dir selber absterben? Das kannst du nicht. Du darfst nur eines schönen großen Todes sterben. Du willst aus Trotz deiner innersten Natur entsagen und gegen deinen Charakter handeln, das rächt sich, verlaß dich drauf. Du darfst deiner jetzigen Stimmung nicht nachgeben, du gefällst dir jetzt in dieser süßen Schwermut; du willst unter Menschen leben, die dir nicht widersprechen dürfen und mit der stummen Natur, die dir nicht widersprechen kann."

„Ich widerspreche auch dir nicht," erwiderte Reinhard scharf, aber sich fassend fügte er hinzu: „Du thust unrecht an dir, du verdirbst deine guten Gründe mit — sagen wir falschen, die keiner Beachtung wert sind."

„Du hattest immer nur Aufmerksamkeit für deine Gedanken, nie für die anderer," entgegnete der Kollaborator. Das Auge Reinhards bewegte sich unruhig, der Kollaborator achtete nicht darauf und fuhr fort:

„Ich darf dich nicht sinken lassen. Ich muß dich retten."

„Aber ich will nicht gerettet sein."

„So sage ich denn: dein Vorhaben ist Wahnwitz, Selbstmord, Verbrechen an dir, an der Toten, an der Welt, an allem."

Reinhard biß die Lippen immer schärfer und schärfer.

„Und das ist die Humanität von euch Menschenbeglückern?" rief Reinhard sich aufrichtend. Dunkle Röte durchschoß sein Antlitz bis zu den Stirnhaaren hinauf, indem er fortfuhr: „Ihr wollt mit geistigen Torturen zu euren Heilslehren zwingen! Und du glaubst nach solcher Auseinandersetzung, nach solcher Herabsetzung könnte ich dir noch folgen? Ich erkenne die Kompetenz des Gerichtshofes Reihenmeyer ferner nicht an. Ich habe dir ein Recht eingeräumt, wie sonst niemand auf der Welt, aber auch dies Recht hat eine Grenze. Ich erwarte, daß du dir kein weiteres ehrenrühriges Wort gestattest, ich gestatte dir keins mehr. Du hast an der Seligen im Leben und Tod brav gehandelt, du hast dich bezahlt gemacht, wir sind quitt."

Die beiden Männer standen auf, sie schritten weiter durch den Wald. In jedem wogte es mächtig.

Die Sonne strahlte golden durch die Tannen, der Wald stand wie in Feuerduft. Wie gern hätte der Kollaborator dem Freunde das gezeigt und wie gern hätte ihm Reinhard zugehört, aber jetzt mußten beide sich verhalten, als ob sie das nicht sähen und sie sprachen kein Wort.

Der Kollaborator war tief zornig auf sich, weil er so in Heftigkeit geraten war. Er mußte sich bekennen, daß im Hintergrunde seiner Seele ein tiefer Groll durch Jahrzehnte zu mächtig geworden war und nun unversehens ausbrach. Er hatte sich die Unvereinbarlichkeit vom Wesen Reinhards und Lorles erklärt und konnte doch nicht davon lassen, Reinhard zu zürnen, weil er trotzdem nicht Glück daraus geschaffen. Er bekannte sich, daß Reinhard, eben weil er in Selbsterkenntnis und Selbstanklage stand, reizbar und empfindlich sein mußte, und doch hatte er ihm die bittersten Vorwürfe gemacht.

„Ich habe zu viel allein gelebt und in mich hinein gedacht, ich bin zu eigengesinnt für die Freundschaft." Das alles hätte er Reinhard gern bekannt, aber er kam nicht zu Wort.

Reinhard dagegen war ärgerlich, daß er nicht die rechte Haltung bewahrt hatte; er mußte Welterfahrung genug besitzen,

um den Freund, der es im Grund der Seele doch so gut mit ihm meinte, nicht so weit kommen zu lassen. — Du hast in den langen Jahren des Fremdenlebens vergessen, wie man mit einem brüderlichen Freunde lebt, von dem es keine Entzweiung geben kann. Wen hast du noch, wenn du auch diesen verlierst? fragte er sich. Fehlt dir die Fähigkeit, einen Lebensgefährten zu haben?

So gingen die Freunde stumm nebeneinander bis da, wo der Weg nach der Hohlmühle einmündet.

Der Kollaborator wartete nicht länger auf die Einlenkung des Freundes, er hielt still und sagte in mildem Tone:

„Ich hatte dich betrauert, als du noch lebtest und als ich dich gestorben glaubte; ich hätte nicht wiederkommen sollen, es wäre besser."

„Du willst sagen, ich hätte nicht wiederkommen sollen," fiel Reinhard ein.

Es lag eine Spannung in der Luft und in den Gemütern, die sich nicht lösen konnte.

Der Kollaborator sah den Freund bittend an, dieser aber wendete ihm keinen Blick zu.

Sie gingen weiter, die letzte Bergspitze glühte, die Sonne sank hinab. Da hörten sie von einer Frauenstimme das Lied: „Schön Schätzichen wach auf!" Die Stimme war ein tiefer, mächtiger Alt; Reinhard kannte die Stimme, sie hatte ihn ja mit diesem Liede beim Eintritt ins Dorf begrüßt.

Die beiden Männer standen still. Wie oft hatten sie das Lied gemeinsam gesungen, damals in der Linde und auf der Wanderung bergaus und bergein, sie schauten einander an, dann schlug jeder den Blick zur Erde. Die Stimme kam näher, Malva mit ihren roten Zöpfen ward sichtbar.. Das Lied brach ab, Malva hielt still, dann rief sie:

„Das ist gut, daß ich Euch begegne, Herr Reinhard. Ei grüß Gott, Herr Reibenmeyer."

„Bist du nicht des Wendelins Malva?"

„Ei freilich."

„Du bist groß geworden und sauber."

Das Mädchen errötete und sagte: „Herr Reinhard, ich komm' vom Hohlmüller, er hat Verlangen nach Euch, Ihr sollet doch wieder zu ihm kommen. Vergesset aber nicht, daß er nichts vom Tode der Frau Professorin weiß. Er fragt sonst nach niemand, aber nach ihr fragt er."

„Wird dir's nicht auch schwer, das zu verhehlen?" wendete sich Reinhard an Malva.

„O nein! Einem altersschwachen Mann braucht man die Wahrheit nicht zu sagen, so wenig als einem Kranken. Ich habe am Mittag die Fensterläden zugemacht und meiner Stiefmutter gesagt, es sei Nacht, dann ist sie eingeschlafen.“

Der Kollaborator zuckte zusammen, als er einen Blick zwischen Reinhard und Malva wahrnahm.

„Seit wann bist du aus der Schule?“ fragte er.

„O schon lang. An jenen Pfingsten, bevor mein Bruder in den Krieg gemußt hat. Wie der Herr Reihenmeyer das letzte Mal bei der Frau Professorin gewesen ist, war ich noch ein kleines Mädchen.“

„Und bist ein . . . ein keckes geworden,“ entgegnete Reihenmeyer.

Malva zuckte verächtlich die Achseln und warf die Lippen auf, sprach aber nichts. Als sie sich zum Gehen gewendet hatte, rief sie: „Herr Reinhard, ich möcht' gern ein Wort mit Euch allein reden.“

Reinhard ging zu ihr und sie sagte leise: „Herr Reinhard, trauet dem Reihenmeyer nicht. Er ist ungetreu an Euch.“

„Wie?“

„Ich kann das jetzt nicht weiter auseinandergeben. Glaubet mir einstweilen.“

„Ich danke dir,“ sagte Reinhard laut und kehrte zu dem Kollaborator zurück, dessen Mienen sich verfinstert hatten.

Das Mädchen ging und Reinhard fragte: „Willst du nicht auch den Hohlmüller begrüßen?“

„Ja, ja, gern.“

„Dann bitte ich dich, nichts vom Tode Lorles zu erzählen, er weiß noch nichts davon.“

In Miene und Gebärde des Kollaborators zeigte sich, daß er alle Fassung verlor, indem er rief:

„So? Und das kannst du? Du kannst verleugnen? O ich verstehe. Lorle die erste ist tot, es lebe Lorle die zweite. Dein Blick war mehr als bloßes Interesse für eine neue Spielart Dorfkind. Das war nicht nur, weil die roten Haare jetzt bei euch Malern beliebt sind. Sag' nein, sag', du irrst dich. O er ist doch noch so weit ehrlich, er kann nicht. Du willst noch einmal? Die Teufel werden lachen und die Engel werden weinen über solche That, wenn es wirklich Engel und Teufel gäbe,“ setzte er gewissenhaft hinzu.

Es zeigte sich eine gewaltsame Verzerrung in seinem Gesichte, endlich, seinen ganzen Zorn neu aufraffend, rief er mit mächtiger weithin schallender Stimme:

„O, jetzt verstehe ich alles. Du bist an diesen Fleck Erde gebunden! O schön, schön, abscheulich schön. Lucullus dürstet nach kuhwarmer Milch. Da geht ein Dorfkind dahin, das du wieder zerstörst." Reinhard überglühte es, als stünde er in Flammen und dann überrieselte es ihn wieder kalt. Der Freund tastete ein noch nicht vor ihm selbst bekanntes Geheimnis seiner Seele an.

Der Heftige aber fuhr fort:

„Ja, rolle nur die Augen, mit denen du wieder ein Dorfkind bannst, berückst und zerstörst. Ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der dir die Wahrheit sagen darf."

„Genug, sag' ich. Nicht weiter."

„Nein. Du hast mir das Recht gegeben, alles zu sagen."

„Wer das Recht erteilt hat, kann es auch wieder zurücknehmen, wenn es mißbraucht wird."

„Alle Welt wird urteilen wie ich."

„Es ist sehr bescheiden von dir, die ganze Welt für so weise und so edel zu halten wie dich selber."

„Ich lasse mich auch durch deinen Spott nicht aufhalten. Da steht der Meister in seinem Künstlerberufe und ist ein Pfuscher, ein Stümper im Lebensberufe. Ich sage dir die Wahrheit, bis du mir die Kehle zudrehst, du bist stärker als ich. Du bist nichts als ein Selbstschwelger. Was du Liebe nanntest, war nur Jagd nach Vergnügen. Du hast dein Leben lang nichts geliebt, deine Frau nicht, deine Kunst nicht, dein Vaterland nicht, deinen Freund nicht. Er ist doch noch ehrlich," rief der Kollaborator ins Weite hinein und nachspottend setzte er hinzu: „Nie ist ein Mann mehr geliebt worden als ich von Lorle. Ist das nicht rührend? Thu' dich auf, du Grabhügel da drüben, der große Mann hier geht über die Welt und hat nie geliebt, nicht damals in Freud', nicht jetzt im Leid. Nie. Pfui und Wehe ringen miteinander um diese morsche, arme Seele!"

Reinhard stand da, er hatte die Hand fest um eine junge Tanne geklammert, die Tanne erzitterte wie sein ganzer Leib, aber er bewegte sich nicht, er ließ den Rasenden sich austoben. Plötzlich, wie vor sich selbst fliehend, ließ er die Tanne los, wendete sich und rannte mit raschen Schritten thalab in das Dickicht des Waldes.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Blume erblüht in der Gewitternacht.

Es war Nacht, als Reinhard heimwärts ging, er war nicht beim Hohlmüller gewesen, still und einsam hatte er die tiefe Bewegung niedergekämpft, aber er kam sich unsäglich einsam vor, nun auch vom Freunde verlassen. Eine tiefe Sehnsucht nach traulicher Hegung bemächtigte sich seiner, als er die Abendglocke läuten hörte.

Der Abend schien die Tageshitze nicht abzukühlen, vielmehr zu steigern, fern über den Bergen stieg eine dunkle Wolke auf.

Da kamen zwischen hoch aufgelagerten Stämmen zwei Frauen hervor. Beide grüßten.

„Ach, du bist's, Malva?"

„Ja. Das ist die Frau meines Ohms. Hedwig, warte jetzt dadrüben auf mich, ich hab' mit dem Herr Reinhard zu reden."

Die Frau ging und Malva begann:

„Ja, ich hab' auf Euch gewartet. Ich hab' hinter mir drein den Herr Reibenmeyer arg schreien hören und dann ist er allein an mir vorbei kommen, er hat mit sich selber geredet, wie einer, der von Zank und Streit kommt; verzeih mir's Gott, wie ein Hund, der einem Fuhrwerk nachbellt und dann wieder heimbellt auf das Stroh in seiner Hütte."

„Das ist nicht recht von dir, so zu sprechen. Er ist mein Freund."

„Euer Freund? Der? Ich will Euch nur sagen, Ihr brauchet Euch von dem nichts gefallen zu lassen, von dem am wenigsten, er hat den Ungetreuen an Euch gespielt."

„Er? Wie? So sprich doch deutlich. Sag' mir alles offen."

„Herr Reinhard," fügte sie hinzu, „ich bin damals noch zu klein gewesen, ich hab' damals noch nicht recht verstanden, was vorgegangen ist; aber so viel mein' ich doch, er hat Eure Frau nicht ungern gehabt und hat gewollt, sie soll Euch in der Zeitung tot ansagen, und wie er das letzte Mal dagewesen und fort ist, hat die Frau gesagt: ‚Den sehe ich nie mehr auf der Welt. Steckbrief, Verschollen,' hat sie dann oft vor sich gesagt. Fraget Euren Schwager, der weiß alles besser, er hat ihm auch den Marsch machen müssen."

Reinhard schwieg, nach einer Weile begann er: „Malva, ich will dir was sagen. Ich hab' deinem Vater anbieten wollen,

er soll mit euch Kindern zu mir ins Haus ziehen, ich will nicht so allein sein."

„O das ist prächtig! O lieber Gott wie schön."

„Malva, ich habe Gutes mit dir vorgehabt."

„Das weiß ich."

„Doch nicht alles. Malva, ich hab' noch warten wollen, dich brauch' ich nicht mehr prüfen, aber mich. Malva, ich habe Böses an Lorle gethan und du lauter Gutes. Ich will dir's vergelten."

„O redet doch nicht so. Und warum weinet Ihr jetzt? Was ist denn?"

„Malva, bin ich schlecht?"

„Hat das der Brillengucker gesagt? O der!"

„Malva, wenn ich nochmals heirate . . ."

„Dann gehe ich als Magd zu Euch, wenn Ihr's wollet. Was Ihr thuet, das ist recht, und was Ihr saget, das thu' ich. Ich bin sonst nicht so. Aber Euch kann ich die Händ' unter die Füß' legen."

„Nein, gib mir deine Hand, und sei du meine Frau."

Er umhalste sie. Sie machte sich leise los und seine Hände fassend und küssend sagte sie: „Mir ist's, wie wenn die Selige mir eine Besorgung auftraget': ‚Malva, geh, lauf, hurtig, tapfer, mach meinen Reinhard glücklich.'"

„O Himmel!" rief Reinhard, und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Malva aber schaute zum Himmel auf und sprach wie betend: „Nicht wahr, du schaust jetzt vom Himmel auf uns herunter? Ja, ja, du gibst deinen Segen."

Lange sprachen die beiden kein Wort, und auch in der weiten Natur ringsum war es wie banges Anhalten des Atems. Endlich sagte Reinhard:

„Hast du gewußt, daß es so kommen wird? Hast du nichts geahnt?"

„Ich weiß nicht, wie ich sagen soll. Wie ich die Treppe aufgescheuert habe und der Herr Reinhard so zu mir gesprochen hat, da sind meine Thränen auf die Treppe gefallen."

„Du sollst in Freude die Treppe auf und abgehen."

„O lieber Herr Reinhard. Kann's denn sein?"

„Wenn wir allein sind, wie jetzt, nenne mich Woldemar und nenne mich du."

„Das thu' ich nicht. Ich thue nichts im geheimen, was ich vor der Welt verleugnen muß."

Reinhard stand einer festen, in sich fertigen Natur gegenüber, die bei aller Hingebung auch ihre Selbsthaltung bewahrte.

Der Himmel hatte sich verfinstert, ein Blitz zuckte durch die dunkle Wolkenwand, die ganze Landschaft stand in grellgelbem Licht, das rasch wieder in Nacht versank.

„Dort kommt ein arges Wetter herauf,“ sagte Malva.

„Es ist noch weit. Bleib nur.“

Es blitzte und donnerte wiederum und die Waldbäume am Berge bogen sich im Sturmwind hin und her und rauschten gewaltig.

Ein Hund bellte und kam schnell zu den beiden.

„Das ist des Baumwirts Hund. Euer Schwager kommt,“ sagte Malva und floh schnell nach dem Walde zu.

In der That kam jetzt der Schwager und Reinhard suchte sich zu fassen.

Stephan erzählte, daß der Kollaborator in großer Aufregung heimgekommen sei und nach dem Bahnhof geeilt aber wieder zurückgekehrt sei; er wolle nun hier übernachten. Der Schwager bat nun, daß Reinhard sich von dem Ungetreuen nicht solle vom Dorf abspenstig machen lassen. „Der Herr Reihenmeyer darf dir keinen Vorwurf machen. Ich bin dein Schwager. Ich bin ihr Bruder, habe ich dir noch ein einziges ungerades Wort gesagt?“

Da Reinhard schwieg, fuhr der Schwager fort:

„Der Herr Reihenmeyer muß froh sein, wenn wir still sind,“ und jetzt erzählte er ausführlich, daß der Kollaborator gekommen sei, um Reinhard gerichtlich verschollen erklären zu lassen, wobei er offen gestanden habe, daß er Lorle heiraten wolle.

Der Schwager war nicht wenig erstaunt, da Reinhard entgegnete:

„Ich nehme das dem Reihenmeyer gar nicht so übel; er hat sie noch glücklich machen wollen, er hat sie immer hochgehalten. Tot ist tot, und was leben muß, will vergnügt leben.“

„Komm schnell! Es bricht ein arges Gewitter los,“ drängte der Schwager. „Schau, dort durch die Gärten rennt eine Frau! Wer das nur sein mag?“

Reinhard wußte es, aber er schwieg.

Ein mächtiger Wind hatte sich erhoben, die Waldbäume rauschten und brausten und von den Fruchtbäumen prasselte das Obst nieder.

Im scharfen Schritt sagte der Schwager nur noch: „Gott sei Lob und Dank, daß mein Korn geschnitten ist. Dem Hafer schadet's nichts.“

Donner und Blitz jagten einander und als die beiden

Männer eben die Hausthüre erreichten, fiel ein schwerer Hagel nieder, von den festgerammten Tischen im Wirtsgarten prasselte und knatterte es wie rasches Rottenfeuer.

Der Kollaborator hatte sich zur Ruhe begeben, aber bald hörte man ihn in der oberen Stube hin und herwandern.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Verflossener Hagel.

Also neu beginnen! Wieder lieben, wieder leben! sagte sich Reinhard als er am Morgen erwachte; der Tag begann kaum zu grauen, das ganze Thal lag in dichten Nebel gehüllt.

Er versuchte noch zu schlafen, es gelang ihm nicht.

„Hast du recht gethan? Hat der rasche Ansturm des Freundes dich nicht zu einer Uebereilung getrieben, und du Mensch, der du keine Illusion mehr zu haben glaubtest, bist wieder darin und ziehst ein anderes hinein?“ wollte es in ihm fragen. „O nein,“ antwortete es schnell — quoll das aus den von ihm so genannten zwei Strömungen seiner Seele? — „O nein,“ antwortete es, „es hat sich nur eine vom ersten Tage an gesetzte Thatsache bestätigt und sie ist gut. Ich werde glücklich sein und auch Malva beglücken. So lang ich Künstler war und sein wollte, war ich dessen nicht fähig, was jetzt eben zum Feierabend vergönnt ist. Das macht keine Ansprüche, ist selber gesund und erhält gesund. Wie nur Malva erwacht sein mag?“

Er öffnete die Augen, das ganze Thal stand im goldenen Duft.

Der graue Nebel wird zum Feuerglanz — so beginnt dein zweites Leben.

Reinhard lag im Fenster und schaute hinaus in die Landschaft. Alles hatte sich im Gewitter aufgefrischt, die Luft war kühl und würzig, die Schwalben flogen hoch, an den Waldbergen hingen zerrissene Wolkenflocken, der Bach rauschte vom neuen Zustrome so laut, daß man ihn bis hier herauf hörte.

„Das war gestern ein schwüler Tag, der sich endlich im Hagelwetter befreite. Was warten auf den Tod! Jeden Tag fängt das Leben an!“

Reinhard war in frischer Spannkraft wie die Natur ringsum, da klopfte es, der Kollaborator trat bei ihm ein und rief:

„O Freund! Laß dich noch so nennen.“

Reinhard antwortete in heiterem Tone: „Vor allem bitte ich, nicht mehr in das Fortissimo zu verfallen. Die Bauersleute brauchen nicht zu hören, wie die vollendete Geistes- und Herzensbildung sich ausdrückt.“

Der Kollaborator zuckte in sich zusammen, dann begann er in gehaltenem Tone:

„O wie recht hast du! Die Unbildung hat immer einen verborgenen Haß auf die Bildung und freut sich, eine Ursache zur Geringschätzung zu finden.“

Reinhard sah den sofort ins Allgemeine überspringenden Freund verwundert an, und der Kollaborator nahm neu auf:

„Ich habe eine Sünde gegen dich auf dem Herzen.“

„Eine alte oder neue?“ unterbrach Reinhard.

Der Kollaborator stutzte, dann fuhr er fort:

„Du warst für mich tot und solltest es auch für sie sein. Ich habe geglaubt, daß zwei Leben nicht einsam vergehen sollen. Ja, ich habe deine Frau bestimmen wollen, dich öffentlich für verschollen erklären zu lassen. Das bekenne ich und —“

„Ich weiß das.“

Der Kollaborator hielt den Kopf in beiden Händen und fuhr fort: „Ich war stolz auf meine Rechtschaffenheit, aber es soll niemand ganz aufrecht stehen, bis er in die Grube sinkt. Kannst du mir verzeihen? Ich bitte darum. Ich sehe meinen Fehl vollkommen. Du durftest nicht für sie tot sein und man durfte ihr nicht die Erinnerung an dich zerstören, und ich durfte nicht da ein Glück hoffen, wo dein Glück gescheitert war.“

Reinhard schwieg und der Kollaborator begann aufs neue: „Ich bitte dich, laß uns in Güte scheiden. Du hast es gesagt: nur wer reiner Seele, darf sich so großem Unternehmen anschließen. Laß mich reiner Seele, laß mich ohne bittern Gedanken sterben auf dem Meere, auf einer einsamen Insel oder im ewigen Eise. Es darf niemand auf der Welt sein, der ein Wehe von mir im Herzen trägt. Du vor allem nicht. Ich leide schwer. Du hast es so gut gemeint und ich kränkte dich so tief. Mitten in meiner Raserei spielte schon eine Nebenmelodie in meiner Seele, war etwas in mir selber, was ums Wort bat, aber ich ließ es nicht dreinreden, ich, der eine verweigerte dem anderen in mir das Wort. O! was ist der Mensch!“

„Ich weiß ihn auch nicht zu bezeichnen,“ warf Reinhard leicht hin.

„Aber ich. Ich habe den schlimmsten Dämon der Menschen-

seele in mir selber kennen gelernt. Ich habe dir boshafte unverantwortliche Worte gesagt. Das ist der Dämon des Zorns, der, weil er den Gegner nicht überwunden sieht, ihn mit Giftworten verwundet. Der Zornesdämon schleudert Vorwürfe hin, von denen er weiß, daß sie nicht wahr sind; aber eben das reizt ihn, weil er auch weiß, daß solches trotzdem, oder weil es erlogen ist, den anderen reizt und verletzt. Die Theologen haben manchmal recht. Im leidenschaftlichen Menschen ist eine Besessenheit von Teufeln, die aus den Säuen in den Menschen gefahren sind."

„Dürfte man das nicht seelische Trichinen nennen?"

„Ich danke dir," entgegnete der Kollaborator, „daß du mich neckst. O! Ich sah dich in der Nacht immer vor mir stehen an dem Tannenbaum gleich einem Märtyrer, der die Geschosse auf sich abschnellen läßt und meine Geschosse waren explodierende, völkerrechtswidrige. Laß mich reden. Ich bekenne meinen Fehl, ich bekenne meinen Fehl gern, ich habe schwer gesündigt an dir und an mir. Ich bitte, befreie mich. Es raubte mir den Schlaf, daß ich durch meine Heftigkeit und durch meine Abtrünnigkeit dich in neues Elend hineintreiben könnte. Was siehst du mich so starr an?"

„Dein Fehl war klein und verzeihlich. Ich hatte kein Recht mehr. Ich sollte und durfte für tot gelten. Der Kultus des Toten ist nutzlos, hast du gesagt. Das ist wahr. Hier meine Hand. Alles ist ausgelöscht."

Der Kollaborator faßte warm die Hand des Freundes, der nun in hellem Tone fortfuhr:

„Dein Worthagel ist auch zu Wasser geworden und fließt den Bach hinab."

Ein Lächeln zog über das Antlitz des Kollaborators, das nicht bloß dem Gedanken des Freundes galt, sondern auch der Art des Ausdrucks. Reinhard kannte die Bilderfreude des Freundes, und er setzte mit lustigem Tone hinzu: „Wir Künstler fassen die Welt der Erscheinung als Motive, ihr Gelehrten macht Gesetze daraus. Ließe sich nicht eine seelische Hagelbildung, eine Zorneskrystallisation feststellen?"

„Ich danke dir. Aber dein Scherz ist nicht bloße unfruchtbare Wortspielerei. Wir müssen es allerdings noch zu einer Physik der Affekte bringen. Die Psychophysik ist dem, was du meinst, auf der Spur. O wie schön ist's, so im Morgentau beim Heuduft neben dem Freunde zu sitzen!"

Reinhard machte den Freund glücklich, da er ihn fragte, ob die Wissenschaft Heuduft und Tau bereiten könne. Der

Kollaborator erklärte des breiteren, daß die Chemie den Heugeruch als solchen nicht aufbauen könne, weil er ein Konzert von Gerüchen sei. Dann erklärte er, wie der Tau die Wissenschaft lang geneckt habe, bis man den einfachen Vorgang fand. Trotz dieser Ablenkung kam er wieder auf den gestrigen Zerfall zurück. Als er aber von Malva reden wollte, unterbrach ihn Reinhard:

„Nichts von gestern mehr, dabei bleibt's. Laß uns aber auch nicht deutschgrüblerisch von Zukunft reden. Wenn es Rosen sind, werden sie blühen, sagt ein italienisches Sprichwort. Ich heiße dich aufs neue willkommen. Du bleibst also heute noch bei mir?"

„Bis Mittag. Ich bin heute in jeder Beziehung unzufrieden mit mir. Ich muß stark sein, um die Mühen der Forschungsreise auf mich zu nehmen. Heute fühle ich mich so matt. Ich ertrage Seelenschmerzen schwer. Sonst härte ich mich ab, und ich hoffe, meine zähe Natur hält aus."

„Du bist kräftiger als je," bestätigte Reinhard und zum Beweise dafür machte der Kollaborator allerlei Turnübungen; er bedauerte, daß zu seiner Zeit die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt war, er wäre durch einjährigen Dienst ein viel festerer Mann geworden. Reinhard mußte zählen, wie lang der Freund Luft einziehen und wieder ausatmen könne. Reinhard lachte nicht; er sagte vielmehr mit ernster Miene: „Schade, daß du dein Flötenspiel aufgegeben. Du wärst den Wilden als ein Wunder erschienen, wenn du auf einem Holze ihnen deine Lieblingsmelodien vorgeblasen hättest."

„Du sagst das im Scherz, vielleicht im Spott. Aber ich sage dir: alle Religion —"

„Ich weiß, ich habe deinen Hauptspruch behalten: Nur was gesungen werden kann — ist wirklicher Inhalt der Religion."

„Ich danke," entgegnete der Kollaborator, er war teils geschmeichelt, teils verdrossen über das Citat des Freundes.

Die beiden Freunde standen miteinander am offenen Fenster und schauten hinaus ins Weite.

„O Freund!" rief der Kollaborator, „mir ist wie einem Genesenden. Da ist die Welt wieder! Sie ist mir tagtäglich ein Wunder. Wie wird mir erst sein, wenn ich als der erste Mensch ein unentdecktes Stück Erde sehe. Ach verzeih, ich weiß, du sprichst nicht gern am Morgen und verzeih auch, ich bin jetzt so redselig."

Reinhard entgegnete: „Ich habe sogar deine Redekunst bewundert. Du bist originell. Ich glaube nicht, daß Demosthenes

oder Cicero solche Bilder gefunden hätten. Pfui und Wehe streiten sich um eine arme Seele. Es ließen sich Gestalten bilden, die Pfui und Wehe repräsentieren, aber die arme Seele, die wüßte ich nicht zu gestalten."

„Ich danke dir. Sprich nur mehr, sprich viel, du hast deinen braven Baß noch, bei dem mir so warm und satt wird. Ich möchte dich immer sprechen hören, der Ton deiner Stimme thut mir so wohl."

Reinhard empfand die Innigkeit des Freundes, die etwas Liebkosendes hatte, wie eine Mutter, die ihr langentbehrtes Kind hegt. Reinhard konnte den leise spöttischen Ton nicht festhalten. Die beiden Freunde waren lange still. Da begann der Kollaborator wieder:

„Sieh die Spinne in ihrem Gewebe hier vor dem Fenster und dort die Schwalbe, die im Zickzack fliegt. Wenn die Linien, die die Schwalbe zieht, zu Fäden würden, wäre das ein ähnliches Spinngewebe. Das eine findet im Fluge seine Nahrung, das andere in einem aus sich gesponnenen Netz."

„Schön und sonderbar!" entgegnete Reinhard, „aber wie die Schwalben und Spinnen sich in ihrer Art nähren, so haben auch wir jetzt die naturrechtliche Pflicht, Kaffee zu trinken, den Frau Vroni in voller Rechtschaffenheit und ohne Cichorienfalschheit braut."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Madonna im Exil.

Die beiden Freunde saßen im ehemaligen Baumgarten Wendelins.

„Ich glaube," sagte der Kollaborator, „daß Orest und Pylades in einer Gewitternacht oder sonst einmal auch hart aneinander gerieten, eben weil sie die besten Freunde waren. Und weißt du, daß wir eine ähnliche Aufgabe haben, wie die beiden?"

Reinhard sah den Freund fragend an. Der Kollaborator erklärte:

„Wir haben das Götterbild wieder in seinen Tempel zurückzubringen. Leider hast du keine Schwester, die wir nebenbei retten und die vielleicht den Orest —"

„Ich bitte, mein Kopf ist etwas benommen. Uebersetze dich aus dem Klassischen ins Süddeutsche."

„Du bist jetzt wieder da, und das Madonnenbild muß wieder an seine Stelle, wohin es gestiftet war.“

„Der Fürst hat es erworben. Ich verstehe nicht, wie er das thun konnte.“

„Der Fürst? O nein, deine ehemalige Gönnerin und Freundin, die Gräfin Felseneck hat den Wunsch des Fürsten ausgeführt; sie hat durch ihre Schwester gute Verbindungen mit der Klerisei.“

„Wo ist das Bild jetzt?“

„In der Galerie. Es ist eine Lohnbedientenmerkwürdigkeit. Du hast doch gewiß auch tiefes Verlangen, das Bild wiederzusehen. Die Naivetät Lorles war damals auf deine Künstlerschaft übergegangen; da war nichts Absichtliches, alles nur unschuldige Wirklichkeit.“

„Es wird mir doppelten Schmerz machen,“ entgegnete Reinhard. „Ich möchte, ich weiß es nicht anders zu sagen — ich möchte das Bild sehen, aber die Malerei nicht.“

„Warum?“

„Weil es aus der Zeit stammt, als ich noch nicht malen konnte.“

„Du thust dir unrecht. Ich habe deine Diana und Endymion auf der Weltausstellung gesehen — ich war mit in der Jury für die mineralogische Abteilung, damals hieß es ja, du seiest gestorben. — Das Bild ist schön gemalt, mit etwas mehr oder weniger Bravour als die Franzosen und Italiener auch leisten. In deiner Lorlemadonna ist aber etwas Holbeinisches, das sagen alle Kenner, dein Nachfolger im Amte auch; da ist eine Innigkeit und Wärme, eine Andacht und Liebe, es klingt daraus wie Harfenton und zugleich wie ein Volkslied, ja wie eine Bachsche Passion, so wahrhaftig, so deutsch, nur deutsch und lauter ganze Noten, keine zerhackten Töne. Das Bild ist in der Galerie wie im Exil. Du mußt es erlösen. Ich bin, wie du weißt, ein Unkirchlicher, aber ich sage doch, das Bild gehört nur dahin, wo zur Orgel gesungen und gebetet wird.“

Reinhard sah schweigend auf den Freund, dessen Züge wahrhaft schön wurden, als er so sprach. Bei all seiner Weichlichkeit und Absonderlichkeit war er doch in Aeußerung der Verwerfung wie der Verehrung ein gewaltiger wahrhaftiger Mensch.

Reinhard legte die Hand auf die Hand des Freundes und der Kollaborator hielt still; diese warme Berührung schien ihn mit neuer Lebenskraft zu durchdringen. Er fürchtete sich aber vor einer enthusiastischen Aeußerung und sagte:

„Komm, wir wollen den Wechselbalg sehen. Gehen wir nach der Kirche und sehen wir, was dort hängt."

Sie gingen miteinander, und der Wirt schaute ihnen verwundert nach.

„Die Herren Gelehrten und Künstler sind doch wunderliche Menschen," sagte er zu seiner Frau, „hat man gemeint, die reißen einander die Köpfe herunter, und jetzt sind sie wieder Bruder-ander."

„Es sind beide grundgute Menschen und gescheit," erwiderte Vroni, „gescheite Menschen besinnen sich und sind wieder gut miteinander."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Scheiden und Meiden.

Der Kollaborator war so harmlos und so redselig wie vor dreißig Jahren, ja das überwundene Zerwürfnis schien seine Mitteilsamkeit noch zu steigern. Er pries die Baumpflanzungen an den Bahnhöfen als Parkanlagen für jedes Dorf. Er freute sich, daß der Fink noch sang, der in den nächsten Tagen aufhören muß; er zeigte Reinhard, daß seit gestern die Wiesen von der aufgeblühten sogenannten Habermarke gelb geworden, er freute sich der Fortschritte im Ackerbau und „erinnerst du dich noch?" hieß es, „wie ich vor dreißig Jahren wegen der Armutei beim Pfarrer war? Seitdem hat unser Bauernstand am meisten gewonnen, Grund und Boden ist im Werte gestiegen, die Eisenbahn hat viel bar Geld aufs Land geworfen, die landwirtschaftlichen Produkte haben leichteren Absatz und höheren Preis, die Freizügigkeit hat die Arbeitskraft mobilisiert."

„Für welche von deinen Wissenschaften gehst du mit auf die Forschungsreise?" schaltete Reinhard ein.

„Von meinen Wissenschaften? Ich habe kaum eine recht inne; indes bin ich ein leidlicher Mineralog."

Die Freunde gingen ins Dorf, der Kollaborator wies auf die gutgebauten Häuser hin, gab dem Freunde aber sofort wieder recht, daß diese weißgetünchten Wände durchaus unmalerisch seien.

Bauern mit Cigarren im Munde begegneten ihnen und Reinhard lächelte still, als der Kollaborator darlegte, welch ein gemütliches Verhältnis zwischen Raucher und Tabakspfeife verschwunden sei.

„Horch!“ unterbrach er sich, „die Klavierpest ist auch hierher gedrungen. Das ist schon das dritte Klavier, darauf ich hier klimpern höre. Ist aber auch wieder gut. Wenn die Mode ins Volk geht, stirbt sie oben ab. Ja, daß ich's nicht vergesse! Bei deiner Sammlung des Volkstümlichen kann dir der Flohberger — ich selber will nichts mit ihm zu thun haben — viel nützen. Dein Plan ist sehr schön.“

Um doch auch etwas beizusteuern, erzählte Reinhard, daß er den Menschenschlag hier zu Lande bei weitem nicht mehr so schön fände wie ehedem; er setzte indes hinzu, daß es wohl daher käme, weil er selber alt geworden sei.

Der Kollaborator hatte ein Wort der Erklärung auf der Zunge, aber er unterdrückte es, er fürchtete, daß es wieder zu einer Debatte und zu unliebsamen Verhandlungen führe. Reinhard sah ihm an den Lippen an, daß er ein Wort hinabschluckte.

„Ich kann nicht mehr zum Hohlmüller, es ist mir für den Vormittag zu weit,“ sagte der Kollaborator, „grüße den Ehrenfesten von mir, aber die Malva möchte ich noch aufsuchen. Ich meine, ich war gestern barsch und ungerecht gegen das Kind, welchem Lorle soviel Liebe widmete. Komm, gehen wir zu ihr.“

„Wir treffen sie jetzt schwerlich zu Hause und wir wollten ja zur Kirche,“ lenkte Reinhard ab, aber er erschrak, da eben Wendelin des Weges kam.

„Wendelin! Ist die Malva daheim?“ fragte der Kollaborator.

„Nein, sie ist im Feld.“

„So saget ihr einen guten Gruß von mir und sie soll mir verzeihen, daß ich gestern so . . . so unfreundlich, so grob gewesen bin.“

„Will's ausrichten,“ erwiderte Wendelin und ging durch die Gartenhecken.

„Willst du nicht wie sonst den Schullehrer besuchen?“

„Nein. Ich bin mir noch nicht klar, ob die Schullehrer besser geworden sind, seitdem sie besseres Gehalt haben. Der hiesige findet jedenfalls seinen Vorteil dabei, sich zu den Schwarzen zu halten. Und kennst du das Härteste, was uns die Pfaffen angethan haben?“ setzte er hinzu.

„Was nennst du so?“

„Sie haben das Volk aufsässig und widerspenstig gemacht gegen die Bildung, sie haben die alte Zutraulichkeit zwischen uns aufgelöst. Das ist das Härteste und Bitterste.“ Die beiden Freunde gingen nach der Kirche, und als sie das Heiligenbild sahen, erzählte der Kollaborator, daß ein vordem heidnisch gesinnter Künstler, der nicht durchdrang, sich in die Gunst des

Bischofs gesetzt habe und nun ins ganze Land die Bilder von alltäglicher Mache bringe, die ihm ein schönes Stück Geld eintragen.

Auf dem Heimwege begegnete ihnen der Wallfahrer Kaspar, der Reinhard darum ansprach, er solle ihm ein Bild malen für die neue Kapelle, die er erbaue.

„Ich male nicht mehr,“ entgegnete Reinhard.

„An diesem frommen Kaspar da,“ sagte der Kollaborator im Weitergehen, „habe ich ein Meisterstück der Albernheit gemacht. Ich entdeckte an seiner Bergwiese ein mächtiges Lager von Schwerspat, ich zwinge den Mann fast, einen Schurfschein zu nehmen. Und was ist das Ergebnis? Der Flohberger hat glänzenden theatralischen Kies in seinen Gartenwegen, und der Kaspar hat Geld genug zu Wallfahrten, und aus dem Urgestein werden reichliche Peterspfennige. Der Kaspar hält sich nun für etwas Höheres, weil er die Wallfahrt nach Rom und Jerusalem gemacht.“

Man kam gegen das Haus zur alten Linde und der Kollaborator sagte schon von ferne, er wolle heute nicht hineingehen, er habe seit gestern zu viel Herzbewegungen gehabt.

Sie gingen vorüber. Der Kollaborator schaute nicht auf.

Es war Zeit, daß man nach dem Bahnhof ging. Reinhard legte seine Hand in den Arm des Freundes und dieser die Hand an sich drückend, sagte: „Fühle meinen Arm. Nicht wahr, ich bin stark geworden? Du glaubst auch, daß ich die Strapazen überdauern kann?“

„Ich zweifle nicht. Und nach deiner Rückkehr kommst du zu uns.“ Zu uns? Was meinst du damit? wollte der Kollaborator fragen, aber er unterdrückte auch dies. Diese kurze Spanne Zeit soll durch nichts wieder gestört werden und Reinhard hat unzweifelhaft mit dem Uns das Dorf gemeint.

Man hörte den Bahnzug von ferne rollen und dem Kollaborator war's, als habe er seine ganze Pflicht noch nicht erfüllt; er sagte daher:

„Ich habe eine letzte Bitte. Erzeige mir eine letzte Liebe.“

„Und die wäre?“

„Laß mich nur noch einmal von meiner gestrigen Waldwut sprechen. Bei all meinen bitteren Worten bewegte mich doch nur der Schmerz, daß ich dich vereinsamt und in schwerer Gefahr zurücklasse.“

„Ich bin nicht in Gefahr.“

„Aber wenn du in Gefahr kommst, so denke, es gibt Gefahren, denen zu entfliehen nicht Feigheit ist, sondern höchster Mut, die Kraft, sich selbst zu besiegen. Man rettet einen Nachtfalter,

der sich verbrennen will, am sichersten, wenn man das Licht löscht. Nicht wahr, das behältst du mir zulieb?"

Reinhard bejahte und der Kollaborator sagte erleichtert: „Sieh, lieber Bruder, es war Fanatismus, aber nicht ein solcher der Rechthaberei, sondern der Freundschaft. Freilich war es auch von jener ein Stück. Aber nie wollte ich etwas für mich und sei es nur momentane Superiorität über dich, ein stolzes Gefühl des Sieges und des Wohlthuns. Es war meine tiefe Liebe zu dir, für deine hohe Natur, für deine Würdigkeit. Nicht wahr, das weißt du, und hast mich wieder ganz lieb ohne Schatten?"

Tiefbewegt erwiderte Reinhard:

„Jetzt, da wir uns vielleicht auf ewig trennen, darf ich dir alles sagen. Ich habe deine kindliche Seele nie verkannt. Man sagt im Sprichwort; er ist gut wie ein Kind — man könnte auch sagen, er ist bös wie ein Kind, wie ein bös, das heißt zornig gemachtes, das sich häßlich benimmt, weil sein Selbstwille durchkreuzt ist."

Mit Thränen in den Augen betrachtete der Kollaborator den Freund und rief: „Jetzt noch möchte ich wiederholen: komm mit."

„Und ich möchte wiederholen: bleib hier bei mir."

Lachend mit Thränen in den Augen stieg der Kollaborator ein.

Reinhard stellte sich noch auf den Wagentritt und sagte: „Ich bin der Zuversicht, du kommst wieder. Ich möchte mir deine Redeweise erlauben und dir sagen: Du hast eine goldene Seele im eisernen Körper."

Der Zug brauste davon und auf dem Wege lächelte der Kollaborator vor sich hin. „Eine goldene Seele im eisernen Körper," sprachen seine Lippen noch oft. Nur manchmal fuhr es ihm wie ein Schreck durch die Glieder: „Du kommst zu uns. Ist damit nicht Malva gemeint? Wie wird das enden?"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Renaissance.

„Still verborgen muß alles bleiben, bis der Freund zur See ist; das bin ich ihm und mir schuldig," sagte sich Reinhard, als er vom Bahnhof zurückkehrte und wieder einsam war. —

Wie von selber fügte sich's, daß nunmehr der Sänger in den Vordergrund trat; er war vom Plane Reinhards unterrichtet und in dienstfertiger Weise berichtete er von da und dort vorhandenem altem Hausrat und war noch Bedeutenderem vom besten Kunststil auf der Spur. Reinhard legte dem Sänger ausführlich den Plan klar, wie er die schwindenden volkstümlichen Formen festhalten wolle; denn neben der Hauseinrichtung sollte die ehemalige große Wirtsstube mit der Holzsäule in der Mitte eine um den Tisch sitzende Hochzeitsgesellschaft aufweisen; Figuren in den alten Trachten mit Musikanten auf der Erhöhung und daneben möglichst vollständigen Hausrat.

Ulrich äußerte sich beglückt, hierbei mitwirken zu können und seine hochgewölbte Sängerbrust hob sich noch höher. Er trug eine sammetbesetzte Jägerjoppe, die er nach eigenem Geschmack verschönert hatte und das Ehrenzeichen aus dem Kriege war gut sichtbar. Er erzählte gern, wie er mehrmals bei einem sogenannten Sanitätszuge gewesen und Verwundete heimgebracht habe.

Auf Weg und Steg erfuhr Reinhard, wie jedes einzelne Menschenleben neuen Inhalt bekommen in der großen Zeit. Der Mann, der so zufrieden mit einigen Gemeinplätzen lebte, war doch eine tüchtige, in sich feste Natur.

Der Sänger und Reinhard wanderten miteinander bergaus und bergein, sie wanderten die Wege, die Reinhard damals mit dem Kollaborator gezogen; diesem war jegliches Begegnis wie ein Wunder voll Bedeutsamkeit erschienen und ließ ihn überall stillhalten, dem Sänger dagegen war alles selbstverständlich und erheischte keine besondere Betrachtung.

Vor allem gewannen sie aus einem alten Schlosse einen wohlerhaltenen Kaminmantel aus der besten Renaissancezeit und er paßte wie abgemessen in die große Wirtsstube, die Reinhard bereits scherzweise sein Museum nannte. Er gab dem Baumeister neue Zeichnungen und besonders kunstreich war die zum Geländer des Söllers, denn das alte war morsch. Es kam eine neue Belebung über Reinhard, die fast als Ersatz für künstlerisches Schaffen erschien, und der Sammeleifer konnte dem vorgeschrittenen Alter gemäß sein.

Während die Stücke des Kamins abgeladen wurden, sprach Reinhard schon jetzt im Sonnenscheine von der anheimelnden Kraft des offenen Feuers und wie er da sitzen und träumen und die Welt vergessen wolle. Noch war alles Gewonnene chaotisch, aber vor dem Auge des Künstlers ordnete es sich bereits zu einem in sich vollendeten Bilde, das eine abgeschlossene Kulturperiode darstellte. Leuchter, Trinkgefäße, alte Uhrgestelle, Schränke,

Bettstätten und Tische, auch gute Stücke alter Trachten fanden sich zusammen und der Sänger war ein guter Geleitsmann. „Habt ihr nichts Zerbrochenes oder Verlegtes?“ fragte er mit keckem Humor in die Häuser eindringend und die Bodenräume öffnend. Unerwartetes kam zu Tage, das der Sänger zu mäßigem Preise erwarb; denn Reinhard behandelte Geldangelegenheiten noch immer mit einer vornehmen Gleichgültigkeit.

Reinhard erfreute sich immer mehr an dem frischen und wohlgeordneten Wesen des Sängers, der sich allerdings ständig in Scene zu setzen wußte und etwas Gespreiztes, Theatralisches hatte, aber die einfache Grundnatur kam dabei doch auch zu Tage. Er sprach oft davon, wie glücklich er sei: seine Frau sei zwar weit gebildeter als er — er flocht ihre vornehme Herkunft gern ein — und daß die Recensenten ihm jetzt die bewegte dramatische Darstellung nachrühmen, das verdanke er ihren Aufschlüssen; es sei eben eine besondere Gunst, daß sie beide dem Künstlerberufe angehörten und daneben verständen sie gut bürgerlich für das Alter zu sparen.

Mit den Bauersleuten als ein Zugehöriger verkehrend, hatte er dabei doch etwas Beherrschendes, daß er die Menschen fast wie Requisiten behandelte. Er hatte eine eigene Sorte Cigarren, die er popularitatis nannte, sie war so kräftig als billig, und indem er sie verschenkte, wußte er die Männer, alt und jung, vertraut und redselig zu machen. Seine Hauptagenten waren seine „Herren Kollegen“, wie er die Nachtwächter in den Dörfern nannte; aber auch die Mitglieder der Gesangvereine hatte er im Aufgebot und diejenigen, die gleich ihm den Kriegsorden hatten, waren seine Kameraden. Daneben hatte er noch eine besondere Gabe, die ihn da und dort willkommen sein ließ. Vom Kriege her hatte er manche ärztliche Erfahrungen, die er ohne Entgelt anwendete, und als die beiden einmal auf der Straße dazu kamen, wie ein Mann, der Stammholz geführt hatte, ächzend am Wege lag, während die Umstehenden nur klagten und schrieen, wußte der Sänger schnell einen Notverband anzulegen, so daß man den Verletzten heimtragen konnte.

Da und dort beim Wandern, auf einer Anhöhe auf einem Felsvorsprunge, jodelte der Sänger hell und mächtig in die Landschaft hinein, so daß die Arbeitenden auf dem Felde aufschauten und manchmal ein junger Bursch oder auch ein Mädchen mit einem frischen Jodelruf entgegnete.

Reinhard sah in dem Sänger ein Stück seiner eigenen Vergangenheit; ähnlich war er selber einst gewesen, damals, als er um Lorle freite.

Und jetzt? Etwas wie ein Schreck überfiel ihn, wenn er an Malva dachte, dann aber sagte er sich wieder: du hast ein neues Glück gefunden, wie du es nie mehr erwarten durftest.

Das sagte er sich, aber Tage vergingen, ja eine ganze Woche, ehe er mit Malva selber ein Wort tauschte. Oft durchzuckte es ihn: was wird sie denken, daß du so von ihr fern bleibst? Sie ist stark und fest, antwortete er sich — ich bin zu Liebeständeleien zu alt und habe ein zu schweres Leben hinter mir.

Auch im Hause bei dem Sänger, der ihm Lieder vorsang, war er oft, und die Frau wußte es ihm behaglich zu machen. Sie hatte leise den Wunsch geäußert, daß Reinhard sie male; als er aber erklärte, daß er nicht mehr male, stand sie ohne Empfindlichkeit davon ab. Sie hatte in Erscheinung und Wesen etwas Hohes, was mit ihrem Rollenfache zusammenstimmte, und in ihrem Gespräche zeigte sich jene vielverbreitete täuschende Unterhaltungskunst, die es versteht, gebildete Fragen zu stellen, wodurch ein Redseliger gute Unterhaltung gefunden zu haben glaubt; nur hatte sie die Eigenheit, daß sie mit ihrem mächtigen wohltönenden Organ sich gerne hoher Worte bediente. „Solch ein Morgengang im tauduftenden Hochwald ist voll Daseinswonne," erklärte sie mit Pathos und Ulrich sah dabei glückselig auf Reinhard, der gewiß diese Erhabenheit zu bewundern vermochte.

Sie war indes voll natürlicher Güte gegen die Angehörigen ihres Mannes und gab Reinhard zu verstehen, daß sie die ehrliche Grundnatur ihres Ulrich hochschätze.

Reinhard war fast überrascht, als er an die Familie Malvas erinnert wurde, denn der Ohm Bahnwärter kam zu ihm und lud ihn zum Taufschmaus auf den morgenden Sonntag ein; sein Jüngstgeborener werde morgen getauft und Ulrich und seine Frau stehen Gevatter. Er fügte hinzu:

„Die Malva hat mir gesagt, ich darf den Herrn Reinhard einladen. Sie ist schon die ganze Woche bei uns und pflegt meine Frau wie eine Schwester."

Reinhard mußte zusagen und es war ihm lieb, zu hören, daß Malva in diesen Tagen nicht zu Hause war.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Besinn' dich noch einmal.

Reinhard saß am Sonntagmorgen auf dem Langholz an der Sägmühle, dort, wo er sich in der Gewitternacht mit Malva verlobt hatte. Die Mühle stand still und ringsum war sonntägliche Ruhe. Er betrachtete sinnend ein Schwalbennest, in dem die Jungen kaum mehr vom Ausfluge zurückzuhalten waren, so daß die hin und her eilenden Eltern immer warnen und zureden und mit guten Bissen beschwichtigen mußten. Jetzt läutete es, der Taufzug kam des Weges, Reinhard ging ihm entgegen bis auf die Straße. Malva trug das Kind, sie sah ruhig und fromm aus.

„Das ist brav, daß der Herr Reinhard kommen ist," sagte sie; in ihrem Ton und in ihren Mienen war auch keine Spur eines Vorwurfes über die Vernachlässigung Reinhards. Hat sie keinen Vorwurf in ihrer Seele oder weiß sie sich nur vor den Menschen zu beherrschen?

Malva saß nicht mit am Tisch, sie trug das Essen auf und als der Ohm das einfache Mahl gegen Reinhard entschuldigte, sagte sie:

„Der Herr Reinhard verlangt keine Umstände, er weiß, was wir geben können und wie die Menschen hier zu Lande sind."

Beim Beginn ihrer Rede war die Falte zwischen den Augen Reinhards immer tiefer und dunkler geworden, jetzt glättete sie sich und ein strahlender Blick ruhte auf Malva, die auch ihn treuherzig ansah, aber ihre Wimpern zuckten.

„Was sehe ich?" sagte der Sänger leise zu seiner Frau, „zwischen dem Professor und Malva geht was vor."

„Das habe ich schon beim Begegnen auf der Straße bemerkt. Es wäre schade, wenn das brave Kind ins Elend gestürzt würde," erwiderte die Frau ebenso leise.

Der Sänger erwartete Gäste aus der Stadt, er ging mit seiner Frau bald davon. Reinhard blieb, und verstohlen sagte er zu Malva: „Ich warte im Garten auf dich."

Sie antwortete nicht, kam aber bald.

„Hast du dir keine Gedanken gemacht, weil ich dich die ganze Woche nicht gesprochen habe?" fragte Reinhard.

„Nein, ich will dem Herr Reinhard in nichts ein Hindernis sein, da kann er ruhig sein."

„Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht.

Es zuckte im Antlitze Malvas, ihre Lippen waren energisch geschlossen, in ihren Augen war ein kalter Glanz.

„Was meinst du?“ fragte er nochmals.

Sie wendete den Kopf rasch, wie wenn sie geweckt würde und erwiderte, auf die Sägmühle deutend:

„Sehen Sie, die steht still. So ist es auch mit den Menschen. Man kann nicht immer das Rad treiben.“

„Du bist gescheit.“

„Ich glaub's bald auch. Die Menschen sagen mir's alle, und jetzt auch der Herr Reinhard. Ich hab' in dieser Woche wenig geschlafen und habe mich viel besonnen. Hoffentlich hat der Herr Reinhard sich auch ordentlich besonnen.“

Jetzt waren in der That wieder die zwei Strömungen im Gemüte Reinhards. Wie? Will das Mädchen ihn befreien? Ist aber das nicht ein Verschmähen? Mit einer Schnelligkeit des Gedankens, die keine Worte zu erreichen vermögen, ging ihm durch den Sinn, daß es kein Wesen auf der Welt gäbe, das so für ihn geschaffen und so begehrenswert war, wie Malva. Und diese sollte er jetzt verlieren?

„Ich meine, ich verstehe dich,“ brachte er hervor, da Malva innehielt.

„Gewiß versteht mich der Herr Reinhard und klar wie der Tag soll alles sein. Der Herr Reinhard hat sich schon einmal übereilt gehabt, es wäre schlimm, wenn's noch einmal wär'. Ich reiße mir das Herz auseinander, aber ich muß. Ich will nicht das neue Unglück vom Herr Reinhard sein, da soll Gott bewahren.“

In ihrem Gesichte lag der Ausdruck einer entschlossenen Seele und Reinhard erwiderte:

„Ich seh', wie gut du bist.“

„Nein, Herr Reinhard, ich bin nicht gut, was die Leute so heißen; ich bin nicht so sanft und nachgiebig, wie die Selige war. Ich bin nicht so reich und nicht so schön, und wieder nicht so demütig, wie sie gewesen ist. Ich kann Magd sein, ich kann dienen und mir befehlen lassen, aber wo ich Frau sein soll, muß ich das Meinige auch gelten. Soviel hab' ich wohl ausgefunden: Frau Lorle ist immer aufgescheucht und in Angst gewesen vor dem Herr Reinhard, sie könnte etwas nicht recht machen. Ich hab' gar keine Angst, gar nicht: ich thu', was recht ist und sag', wie ich's versteh, und weiter geht mich nichts an, was ein Herr Reihenmeyer und was sieben Generale und siebzehn Gräfinnen darüber denken mögen. Ich will zulernen, was sich gehört, ich bleib' aber auch, was ich bin. Ich trag' keinen

Schleier und keine Handschuhe und bleib' im Dorfe und meine Gespielen behalt' ich auch und meine Verwandten und meine Annehmer."

„Vom Wegziehen aus dem Dorf war nie die Rede."

„Ja, ja. Aber es ist besser, wenn alles gesagt ist. Ich hätt's nie geglaubt, daß ich so mit dem Herr Reinhard reden könnte! Aber ich bin nicht umsonst bei der Frau aufgewachsen. Ich muß von der Frau reden. Nicht wahr, ich darf?"

„Gewiß, du bist mir ein Trost, bei dir habe ich meinen Schmerz um meine Schuld und meine Liebe nicht zu verbergen."

„In der Ehe sind immer beide schuldig, vorher oder nachher, hat sie oft gesagt. Drum soll alles jetzt an Tag. Ich will mir nicht unrecht thun, ich bin nicht bös, gewiß nicht, und gegen den Herr Reinhard bös sein wäre die ärgste Sünde auf der Welt. Aber er soll wissen, daß ich eigenwillig bin. Ja, ich kenn' mich auch, ich hab' nicht so viel erfahren wie der Herr Reinhard, aber doch auch schon manches. Ich habe gemeint, ich habe den Waldhüter gern, aber es ist nicht wahr gewesen. Wenn ich's genau überleg', hab' ich nur gern zweistimmig mit ihm gesungen, er singt schön. Wie der Herr Reinhard kommen ist, habe ich's gespürt wie einen Messerschnitt. Der Herr Reinhard soll aber von dem Abend her nicht gebunden sein. Wenn er eine Minute wünscht, daß es nicht wäre, soll's nicht gewesen sein. Lieber springe ich da ins Wasser und ersäufe mich, ehe ich den Herr Reinhard übereilen und ihn noch einmal unglücklich machen will."

„Du bist mein! tausendmal mein!" rief Reinhard und wollte Malva küssen.

Da brachte der Ohm in einer Wiege den Täufling in den Garten und sagte Malva, sie solle auf das Kind acht geben, damit die Frau schlafen könne.

Als er weggegangen war, rief Reinhard:

„Komm her! Hier lege deine Hand zu der meinen auf das Haupt des Kindes und ich schwöre dir: So wahr dieses Kind rein und unschuldig, so wahr ist mein Gelöbnis, ich will dein sein von ganzer Seele und von ganzem Herzen und nichts soll uns je trennen. Und du sagst ja."

„Ja," sagte Malva und warf sich an seine Brust. Die beiden hielten sich umschlungen. Ein Flug junger Schwalben flog über die beiden dahin, zwitschernd und jauchzend in der ersten Flugluft. Und während Reinhard die Geliebte umschlungen hielt, durchschauerte es ihn, er hörte die Worte, er spürte den Atem, wie Lorle damals sagte: „Nicht sterben! Jetzt erst recht leben." Ist das jetzt? Was ist Vergangenheit? . . .

Er ließ Malva los und sie sagte:

„Hat der Herr Reinhard auch die jungen Schwalben ausfliegen gesehen?“

„Gewiß,“ entgegnete Reinhard sich gewaltsam fassend. „Es war, als wir uns in den Armen hielten. Sie können's durch alle Lüfte verkünden, was sie gesehen haben. Ja, Malva, wenn diese Wandervögel sich ihr erstes Nest auf der anderen Seite der Erdkugel bauen, dann zieht der alte Wandervogel da auch in sein Nest mit seiner jungen Frau.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Zusammenstimmen.

Wo die Ahorngruppe gestanden, dort war jetzt das Häuschen des Ohm Bahnwärters, darin Reinhard und Malva still verständigende Stunden hatten. Dort hörte er auch Malva singen, wenn sie in der Kammer den jungen Vetter in Schlaf sang, denn aufgefordert sang sie selten, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie wußte, Reinhard lausche draußen auf der Bank im Garten, denn sie sang noch lange, wenn das Kind bereits schlief und nicht Wiegenlieder, sondern Lieder voll Liebeslust und Liebesleid.

Reinhard war ergriffen von ihrer mächtigen Stimme und ihrem tiefen Ausdrucke; er hoffte indes, sie dahin zu bringen, methodisch singen zu lernen, sprach das aber jetzt noch nicht aus.

Wenn Malva mit hochgeröteten Wangen aus der Kammer kam, reichte sie Reinhard die Hand, und einmal sagte sie: „Ich hab' auch manchmal die Frau Professorin in Schlaf gesungen wie ein kleines Kind, und da hat sie auch ganz rote Backen bekommen.“

Die ständige Erinnerung an Lorle schien Reinhard genehm, und wie Malva ständig an die Tote dachte, so hielt sie auch fest, daß Reinhard ihr deshalb um so mehr anhing, weil er mit ihr von Lorle reden konnte.

Wunderlicherweise fing er aber jetzt nicht mehr von selber davon zu reden an.

Eines Tages sagte er: „Ich habe dir's noch gar nicht ausgerichtet: der Herr Reihenmeyer läßt dir einen Gruß sagen und dich um Verzeihung bitten, wenn er dich beleidigt hat.“

„Ich brauch' keinen Gruß von ihm und er keine Verzeihung von mir, wir gehen einander nichts an.“

„Aber er ist mein Freund.“

„Da muß der Herr Reinhard wissen warum.“

„Wir haben von Kindheit an treulich miteinander gelebt und werden nie voneinander lassen.“

„Ist recht. Und wenn er zu uns kommt, soll er unser Ehrengast sein, da soll's an nichts fehlen.“

„Er kommt vorerst nicht wieder, er geht zu Schiff übers Meer.“

„Meinetwegen dahin, wo der Pfeffer wächst.“

„Dahin geht er auch,“ erwiderte Reinhard lachend. „Nächsten Sonntag über fünf Wochen reist er ab, und an dem Tag ist unsere Hochzeit.“

„So? Just an dem Tag?“

„Ja,“ schloß Reinhard kurz ab; er sagte nicht, daß er die neue Ehe dem Freunde verbergen wolle.

Es schmerzte Reinhard, daß Malva so starr und schroff gegen den Freund, obgleich sie es doch nur war, weil sie meinte, daß er ungetreu an Reinhard gehandelt. Er erklärte ihr, daß der Freund doch rechtschaffen sei; was er gethan habe, sei in dem guten Glauben geschehen, daß Lorle verwitwet sei.

Malva hörte ihm still zu, sagte aber nichts, und Reinhard hielt inne, Malva zu anderer Ansicht bekehren zu wollen. Er erinnerte sich, wie er ein Leben zerstört habe, da er einfaches gerades Denken hatte vervielfältigen und umbiegen wollen. Diese Erfahrung sollte nicht verloren sein. Er sagte sich, daß Malva weder methodisch singen lernen noch die Einfalt ihrer Empfindungen ablegen solle. Er wollte ihre gesunde, wenn auch schroffe Natur achten und sich ihrer erfreuen. Sie hat festen Lebensverstand und starkes Selbstvertrauen der Welt gegenüber und das ist gut.

Stumm saßen die beiden beisammen und endlich sagte Malva, von ihrer Näherei aufschauend:

„Es läutet zwölfe. Der Herr Reinhard muß jetzt zum Essen. Ich hab' kochen gelernt von der Frau Professorin, und und ich weiß alle Leibspeisen vom Herr Reinhard.“

Sie stand auf und Reinhard sagte:

„Wenn du aufstehst, bist du immer überraschend groß.“

„Ja,“ entgegnete sie strahlend, „es wird schön sein, wenn wir miteinander durchs Dorf gehen; ich hab' auch schon dran gedacht, wir haben grad die rechte Größe füreinander.“

„Ja, aber ich bin grau und alt.“

„O nein, der Herr Reinhard ist gar nicht alt, nur der Bart ist's, und der Herr Reinhard hat einen Gang, so fest wie ein junger Soldat in Urlaub."

Wie ein junger Soldat in Urlaub — wiederholte Reinhard still lächelnd, er hatte schon manches freundliche Wort von schönen Lippen gehört, aber keines erfreute ihn mehr als dieses.

„Weißt du, wie alt ich bin?" fragte er.

„Ja wohl."

„Und wenn ich bald sterbe?"

„Ein Jahr oder sieben Jahr, oder soviel es ist, glücklich gewesen mit dem Herr Reinhard, das ist mehr als siebzig Jahr mit einem anderen."

„Es ist gut, daß du nicht weißt, wie schön du bist, wenn du so was sagst, wie dein ganzes Gesicht lauter Sonne ist."

„Ist mir recht, wenn's dem Herrn Reinhard so recht ist. Aber jetzt behüt Euch Gott und lasset's Euch gut schmecken."

Reinhard ging in der That in strammer Haltung voll neuer Jugendkraft heimwärts. Im stillen war ihm oft die Sorge gekommen: in die Liebe und Hingebung, die der Mann grauer Haare empfängt, ist ein Tropfen Mitleid gemischt, als Geschenk und milde Gabe. War das auch bei Malva?

Jetzt war das Bangen besiegt. Er sah im Weitergehen immer nur Malva vor sich, so fein, so reizend, so urkräftig und ihre Seele so offen und selbstlos.

„Du siehst so glückselig aus," begrüßte ihn Vroni, „wie wenn dir was Gutes angethan worden wäre, oder wie wenn du jemand was Gutes gethan hättest. Du bist in den letzten Tagen um zehn Jahr jünger geworden. Gott sei Lob und Dank, daß es dir bei deinen Verwandten so wohl ist."

Reinhard dankte, es schmerzte ihn, daß er hier bald nicht mehr wie ehedem Verwandter sein werde.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Sei stolz.

Der Sänger kam zu Reinhard im Auftrage des Hohlmüllers, der sich sehr darüber gräme, daß ihn Reinhard gar nicht mehr besuche. Der Sänger setzte indes sofort hinzu, daß man Reinhard nicht zumuten könne, immer von Lorle als von einer noch

Lebenden zu sprechen, und daß es überhaupt nicht wohlgethan sei, dem Alten den Todesfall zu verhehlen. Er erbot sich, dem Hohlmüller die Wahrheit zu sagen, aber Reinhard hielt ihn davon ab; er wollte nicht in das Verhalten von Schwager und Schwägerin eingreifen.

Der Sänger hatte allerlei Plane für sich und Reinhard, und dieser ließ ihn gern gewähren. Er verkündete nun, daß heute abend die Jagd auf der Dorfgemarkung versteigert werde; er wolle dieselbe gemeinsam mit Reinhard erstehen, denn er könne im Winter sich bisweilen frei machen und zur Jagd hierher kommen.

Reinhard willigte ein und er lächelte, als der Sänger hinzufügte, Reinhard könne es bei seinem Ansehen leicht bewirken, daß der Wiener Eilzug hier anhalte, statt im Nachbarorte, dadurch sei es Reinhard auch möglich, Oper und Schauspiel bequem zu besuchen. Reinhard freute sich an dem vielen guten Denken des Sängers für ihn; er sagte indes, daß er derartiges genug genossen, er habe nur ein einziges Verlangen und das sei vollkommene Ruhe und stilles Alleinsein.

Reinhard wollte so bald als irgend thunlich das Wirtshaus verlassen und sein eigenes Haus beziehen.

Neben dem peinlichen Gefühl, daß er gegen Schwager und Schwägerin seine Absicht verheimlichen mußte, störte ihn vor allem auch der blödsinnige Fabian.

Reinhard hatte wohl bemerkt, daß man den Armen oftmals eingeschlossen hielt, solang er da war; er bestand daher darauf, daß man ihm bis zur Unterbringung in einer Anstalt die volle Freiheit lasse. Er bezwang sich und näherte sich freundlich dem Blödsinnigen, dieser aber wich ihm scheu aus, verkroch sich vor ihm und starrte ihn aus einem Versteck grinsend und zähnefletschend an. Der Arme hatte offenbar eine Vorstellung davon, daß Reinhard an seiner Einsperrung schuld war. Wenn er den Namen Reinhard hörte, machte er Zeichen, als ob er mit beiden Händen einen großen Bart fasse; er wollte damit sagen, daß er wohl wisse, von wem die Rede sei.

„Ich werde bald in mein Haus ziehen," sagte Reinhard eines Tages zu Malva.

„So? Ich hab' gemeint, wir ziehen erst miteinander ein."

„Nein, du kommst zu mir."

Malva antwortete nicht, sie sah nur wie verwirrt hin und her und seufzte tief auf. Reinhard bemerkte es nicht, denn er hielt in stillem Brüten die Hand fest auf die Augen und Malva nickte still vor sich hin, wie wenn sie sich sagen wollte: Vergiß das nie mehr, er ist Herr.

„Ich muß für mich sein," fuhr Reinhard fort. „Im Wirtshaus betrachtet mich jeder so keck, als ob ich zu seiner Unterhaltung aufgestellt wäre, und manchem ist es unterhaltsam, mich anzureden, er denkt eben an sich und nicht an mich, ob ich auch mit ihm reden will."

„Das ist recht," entgegnete Malva, „das freut mich, daß der Herr Reinhard wieder stolz ist, wie sich's ihm gehört. Das ist das einzige, worüber ich mich mit der Frau Professorin gezankt habe; sie ist nicht genug stolz gewesen und nachher hat's ihr leid gethan, wenn die dummen Menschen das nicht verstanden und so zuthulich gewesen sind."

Reinhard lächelte zufrieden. Malva machte freilich aus allem, was man sagt, ein anderes, eben weil sie eine Natur für sich war, und Reinhard freute sich, daß er eine solche Natur jetzt richtig zu verstehen wüßte.

„Und daß ich's nicht vergesse," sagte sie, „das ist grundgescheit. Der Herr Reinhard hat die Jagd gepachtet, jetzt ist der Waldhüter unser Untergebener, nicht wahr?"

„Ja freilich."

„So gehört sich's. Der Herr Reinhard sollt' eigentlich König sein über alle."

„Ich will nicht einmal über dich herrschen, du sollst mich nur herzlich lieben und Geduld mit mir haben."

Malva wollte ihm die Hände küssen, er aber umhalste sie.

Dreißigstes Kapitel.

Alle Lichter brennen.

Der Schwager war sehr erstaunt, daß Reinhard schon jetzt das Haus beziehen wolle; als er aber hörte, daß der Entschluß unumstößlich war, wollte er Reinhard unter den drei Mägden des Hauses wählen lassen, oder auch er schlug ihm vor, er solle einen Knecht zu sich nehmen, denn das dulde er als Bruder nicht, daß Reinhard so allein sei; er sei doch kein junger Mensch mehr. Stephan redete sich indes von selbst Beruhigung ein, indem er sagte, im Herbst reise er mit Madlon nach Straßburg, wohin deren Vater mit Ida käme, da tauschten sie dann ihre Kinder aus, und Ida wäre gewiß grad recht, um Reinhard das Hauswesen zu führen, sie gleiche in vielen Stücken dem Lorle.

Vroni entgegnete ihrem Manne, daß Reinhard schon selber wissen müsse, was ihm gut sei. Sie ließ sich's nicht nehmen, den neu angekommenen Hausrat einordnen zu helfen; sie war nicht wenig glücklich über die vielen schönen Sachen, die der Sänger für Reinhard bestellt hatte und doch war noch das und jenes vergessen — denn ein Mann denkt doch nicht an alles — das sie aus ihrer Wirtschaft nach dem alten Hause bringen ließ.

Es war Abend, als Reinhard nach seinem Hause ging, um fortan für immer dort zu bleiben. „Behüt dich Gott, Reinhard," sagte Vroni beim Abschied, „und ich wünsch' dir, daß der heutige Tag ein neuer Glückstag für dich sei."

„Was ist denn heut für ein besonderer Tag?" fragte Stephan in der Nebenstube, wo er einen besseren Rock anzog, um Reinhard zu begleiten. „Stephan, sag ihm aber nichts davon," entgegnete Vroni, „heut ist ja der Hochzeitstag von ihm und vom Lorle."

Reinhard konnte es nicht ablehnen, daß der Schwager ihn begleitete, aber im Hause angekommen bat er, ihn allein zu lassen.

Auf dem Heimwege ging der Schwager noch zum Nachtwächter und empfahl ihm, heute und die nächsten Nächte sich beim alten Hause aufzuhalten.

Reinhard war nicht lange allein, er ging durch die Hinterthüre und durch den Garten nach dem Hause Wendelins. Dort bat er Wendelin und Malva, mit ihm in sein Haus zu kommen, er habe was zu besprechen, und hier könne man gestört werden.

Die beiden folgten ihm, und Reinhard bat Malva, alle Lichter, die in Leuchtern aufgestellt waren, anzuzünden. Wein stand auf dem Tische.

„Wendelin, setzet Euch hierher," begann Reinhard mit bewegter Stimme. „Ich will Euch was sagen, es muß aber noch unter uns bleiben. Wendelin! Von dieser Minute an sollet Ihr Vater heißen. Seid Ihr einverstanden?"

„Ich heiß' schon lang Vater, von dem, der in Frankreich liegt und von dieser da und von den anderen."

„Ihr sollt auch mein Vater heißen. Ich bitte Euch, mir die Malva zur Frau zu geben."

Wendelin schaute um und hielt sich am Tisch, daß die Flaschen und Gläser aneinander klangen. Reinhardt schenkte ihm ein und sagte: „Da trinket." Wendelin trank, er trank das Glas ganz aus und sich den Mund wischend, sagte er:

„Sie ist so jung, und —"

„Ihr wollet sagen, ich sei so alt?"

Wendelin lachte hellauf.

„Er ist gescheit. O der ist gescheit!“ rief er. „Weiß der Baumwirt schon von der Sache?“

„Niemand weiß und niemand soll wissen als wir drei, bis zum Tag des Aufgebots, und ich habe niemand zu fragen als Euch.“

„Gewiß, den Baumwirt geht's gar nichts an; das Kind ist gestorben, die Gevatterschaft hat ein End'. Es ist schön, daß mir der Herr Reinhard die Ehre anthut und mich noch fragt, ich seh' ja schon, euch zwei kriegt man nicht mehr auseinander. Den Ehevertrag den mach' ich mit dem Herrn Reinhard, da weiß ich schon Bescheid. Jetzt, ich sag' Glück und Segen dazu.“

Reinhard steckte den Brautring an die Hand Malvas und Wendelin rief: „Schenket noch einmal ein! Der Wein ist gut, der König hat keinen besseren. So, stoßet mit an.“

Die drei stießen an und tranken. Wendelin trank wiederum ganz aus, dann rief er:

„O Malva, wenn das dein' Mutter noch erlebt, und wenn das das Lorle noch erlebt hätt'.“

Die beiden schraken zusammen über diesen seltsamen Anruf, und auch Wendelin merkte, daß er etwas Ungeschicktes gesagt habe. Malva bat Reinhard leise, dem Vater keinen Wein mehr zu geben, er sei keinen gewohnt und nun gar so starken.

Wendelin war noch nicht so weit, daß er das nicht merkte, und er sagte: „Du hast recht, Malva. Ich darf keinen Tropfen mehr trinken. Und es muß ja nicht heut alles getrunken sein. Mein Schwiegersohn schenkt mir ein, solang ich leb'.“

„Ja, Vater, Ihr sollt es gut haben.“

„Ich hab's schon gut. Und ich sag dir, du heiratest gescheit. Du hast eine brave Frau gehabt, das ist wahr, aber die Malva, weißt? die ist aufgeweckter, und nicht so wehleidig, die ist stramm, wie die Preußen sagen; wenn dir einer was anthun will, die steht für den Mann, sie hat einmal den Schreiber vom Rentamt an der Brust gepackt und niedergeschmissen wie —“

„Aber Vater!“

„Nur noch eins. Zur Hochzeit muß mir der Herr was schenken.“ Malva sah verweisend auf den Vater, dieser aber rief jubelnd: „Eine Trommel ist's, weiter nichts. Der Herr Reinhard muß mir eine rechte Soldatentrommel schenken, ich kann's noch und ich will den Wirbel schlagen. Herrrrr!“

„Da habt Ihr meine Hand. Ihr bekommt die beste Trommel, die es gibt.“

„Mich denkt's,“ murmelte Wendelin glückselig, „mich denkt's, wie wenn's gestern gewesen, wie sich der Herr Reinhard hat aus-

trommeln lassen; damals ist sein Bart noch fuchsrot gewesen, und wir Kinder sind dem Schütz nachgesprungen durchs ganze Dorf, und abends hat er unter der Linde den Burschen neue Lieder vorgesungen, bis sie sie gelernt haben. Ist's nicht so? Ist nicht alles so?"

Reinhard bestätigte, und Wendelin war stolz auf sein treues Gedächtnis. Er wollte immer weiter von den lustigen Streichen Reinhards erzählen, aber Malva bat ihn, innezuhalten.

„Hast recht. Ich red' nichts mehr."

Vor sich hin lächelte er immer still, denn er dachte an den Grimmzorn des Baumwirts.

„Dein Vater ist wie ein glückliches Kind, das sich nichts als eine Trommel wünscht," sagte Reinhard.

Reinhard und Malva saßen Hand in Hand beisammen. Plötzlich löste Malva ihre Hand los und betrachtete dieselbe.

„Was hast du? Warum betrachtest du deine Hand so starren Blickes?"

„Lieber Herr Reinhard, lasset mir das. Es ist nicht nötig und nicht gut, daß man alles so sagt, was einem durch die Gedanken geht."

„Nein, sag mir's, was es auch sei."

„Aber es ist nicht am Ort und ist nicht recht."

„Du kannst nichts Unrechtes denken."

„Unrechtes ist es just auch nicht, aber es gehört jetzt nicht hierher."

„Sag es nur frei."

„Ich seh' schon, ich muß. Also Ihr wisset ja, daß die Frau . . . die Frau Professorin verordnet hat, man soll ihr ihren Trauring am Finger lassen ins Grab hinein, und da hab' ich meine Hand mit dem Ring angesehen, und hab' in die Erde hinein denken müssen. . . . Jetzt ist's also gesagt, und ich sag' auch noch: Dieser Ring da soll in Treuen an meiner Hand sein. So. Und jetzt genug heut an dem Tag." Sie sah stier darein, als sie die Worte „heut an dem Tag" sagte, dann aber faßte sie sich und rief:

„Und jetzt nichts Trauriges mehr. Weiß der Herr Reinhard noch, wie wir uns zum erstenmal gesehen haben?"

„Ja, du warfst mir Rosen auf das Haupt. Wie bist du dazu gekommen?"

„Das war so. Ich sitz' auf dem Heuwagen und hab' an gar nichts gedacht, oder doch, ich denk': ach Gott, ich bin so hungrig und wenn ich heimkomm', muß ich erst kochen. Und dabei ist mir's im Herzen doch so lustig, ich weiß nicht warum.

Der Herr Reinhard hat das gewiß auch schon so gehabt, es ist einem, wie wenn in der nächsten Minute jemand käm' und schenkt' einem ein goldenes Schloß. Da seh' ich einen alten Mann — der Herr Reinhard hat damals so alt ausgesehen — und da denk' ich, das ist ein alter General aus dem Krieg oder so was, er sieht so befehlerisch aus; wenn der in die Nähe kommt, der soll die Rosen haben."

„Du erfrischest mein Alter."

„Was alt? Ich tanz' noch mit dem Herr Reinhard. Das Tänzerle sagt, so kann's keiner wie der Herr Reinhard."

Aufstehend rief Reinhard:

„Eben fällt mir ein, ich habe dich immer nur bei Tag gesehen, aber bei Lampenlicht siehst du noch viel schöner aus."

„So? Bei Licht betrachtet bin ich noch schöner? Was so ein Maler nicht alles sieht! Was ist? Was soll das?"

„Erlaube mir, deine Zöpfe aufzulösen. So, so. Prächtig! Du mußt als meine Frau immer aufgelöstes Haar tragen." Er wühlte in ihren Haaren.

„Nein, das thue ich nicht. Die Fräuleins tragen's auch so, aber die schaffen nichts. Mit den Pferdemähnen, die einem immer ins Gesicht fallen, daß man sie zurückschütteln muß, kann man nichts arbeiten."

„Hast recht, aber in Ruhestunden."

„Ja wohl, da putz mich aus, wie der Herr Reinhard will."

Von der Straße herauf ertönte plötzlich schöner Chorgesang.

„Das ist der Ulrich mit dem hiesigen Liederkranz," erklärte Malva, „er hat seiner Schwester gesagt, daß er dem Herr Reinhard, wenn er in sein Haus einzieht, ein Ständchen bringen will."

Die Sänger auf der Straße sangen ein vorzeiten von Reinhard ins Dorf gebrachtes Volkslied, dann das Lieblingslied Reinhards: „Schön Schätzichen wach auf."

„Das hast du damals auch gesungen," sagte Reinhard zu Malva. Sie winkte Stille, und jetzt begann ein Solo, das nur von Brummstimmen begleitet war, der Wohllaut von Ulrichs Stimme drang durch die stille Nacht, und er betonte so deutlich, daß man jedes Wort vernahm.

Dort, wo einst du jung gewesen,
Willst du nun im Alter sein,
Hast dein Dörfchen dir erlesen,
Mußt dem Herz den Willen thun.

Schmückte dich am Tiberstrande
Reichen Lorbeers Ruhmesglanz,
Krönt dich nun im Heimatlande
Unsrer Tannen schlichter Kranz.

Ein Bauernbursch rief: „Hoch lebe unser neuer Bürger, der Herr Professor Reinhard!“ Dreifach in wohlgestimmtem Rufe ertönte das Hoch.

„Wir wollen durch den Garten heim,“ sagte Malva, „der Herr Reinhard muß die Sänger heraufrufen und ihnen einen Trunk geben.“

„Nein, bleibt, ich gehe zu den Sängern hinab.“

Reinhard ging auf die Straße, sprach seinen herzlichen Dank aus und entschuldigte sich, daß er die Sänger nicht heute bewirte, er sei zu bewegt, und er hoffe, bald ein Fest anzuordnen.

Während Reinhard auf der Straße war, zöpfte Malva schnell wieder ihr Haar.

Singend zog die Schar drunten ab, Ulrich unter seinen Jugendgenossen.

Reinhard kehrte zu den Seinen zurück, er sah staunend auf Malva, aber er sagte nichts, er wollte sie in ihrer Art gewähren lassen.

„Ich mein', wir sollten jetzt heim,“ sagte Wendelin aufwachend.

Vater und Tochter verließen das Haus, Reinhard gab ihnen den Schlüssel zur Hinterthüre mit.

„Vater, ich hab' eine Bitt,“ sagte Malva im Garten.

„Du darfst um alles bitten, ich thu' dir alles; du machst mich zum König.“

Malva bat den Vater, er möge in der unteren Stube, wo Heu lag, bleiben, damit Reinhard nicht so allein sei in dieser Nacht.

„Hast recht, ich will's ihm sagen.“

„Nein, dann leidet er's nicht. So vornehme Herren sind gar scheu, und haben's nicht gern, daß man was Besonderes thut wegen ihrer, denen muß man ungesagt was Gutes kochen.“

„Hast recht! Der kriegt eine Frau, die ist wie angefrehmt für ihn. Du bist gescheiter wie das Lorle.“

„Vater, redet jetzt nicht wieder davon.“

„Du glaubst doch nicht, daß das Lorle heut nacht im Sterbekleide zu ihm kommt, weil er eine andere gern hat? Da hätt' sie viel in der Welt herumspringen müssen.“ Er lachte, und Malva bat ihn, stille zu sein, er aber fuhr leise fort:

„Kennst du auch das Lied von ‚Heinrich schlief‘, der wieder geheiratet hat? Wir haben's oft in der Kaserne gesungen:

„Zwölfe schlug's, da drang durch die Gardine
Eine kalte marmelweiße Hand;
Wen erblickt er? Seine Wilhelmine,
Die im Totenhemde vor ihm stand.“

So sang Wendelin leise und Malva bat ihn dringend, doch ruhig zu sein, denn Reinhard könne ihn hören.

„Ach Gott!“ klagte sie, „Ihr machet einem noch Aengste und ich hab' schon Schweres genug heimlich niederzudrücken. Wenn ich es vorher gewußt hätt', heut hätt' die Verlobung nicht sein dürfen.“

„Was ist denn heut?“

„Heut ist ihr Hochzeitstag, sie hat ihn immer gefeiert und hat mir erzählt, wie sie miteinander im Mondschein gefahren sind und der Rapp ist angespannt und der geht in die Luft hinaus. Brauchet Euch aber nichts zu fürchten, Vater. Ich fürcht' mich auch nichts mehr.“

„Weißt, was mich noch am meisten freut?“ pisperte Wendelin sich ermannend, „das, daß der Schwager sich grün und blau ärgert. Ja, guten Morgen, Schwager, jetzt ist ausgeschwagert. Jetzt sind wir da. Genug und fertig. Auf den Posten!“ schloß Wendelin, „ich bin sieben Jahr Soldat gewesen und fürcht' mich nichts.“

Leise wurde nochmals geöffnet, und Wendelin legte sich in der untern Stube ins Heu und schlief bald.

Einunddreißigstes Kapitel.

Dreißig Jahre und eine Nacht.

Alles still! Nun ist sie endlich erreicht, die so lang erstrebte, fast nicht mehr wirklich geglaubte, vollkommene Ruhe im eigenen Hause, von keinem künstlerischen Streben, von keiner Leidenschaft bewegt; stilles, wünscheloses Dasein.

Dieses Leben mit Malva wird das rechte; ruhig, erfrischend, tief ergeben, und in gewandter Vorsorglichkeit.

Reinhard lag am offenen Fenster und schaute hinein in den

Garten; alles still, nur der Brunnen rauschte, der Brunnen, den sie hatte fassen lassen. Nein, nicht zurückdenken heute, vorwärts! das Leben ruft, ein still beruhigtes.

Ein großer Nachtfalter war hereingeflogen, er flatterte ums Licht. Reinhard erhaschte ihn, ließ ihn hinausflattern in den Garten und schloß das Fenster. Er lächelte vor sich hin, denn er dachte: der Kollaborator würde sagen, das ist das Bild deines Lebens, du warst auch solch ein Falter, der sich verbrennen wollte, und eine milde Hand rettete dich und gab dich dem Leben wieder.

Es schlägt ein Uhr vom Kirchturm, die Geisterstunde ist vorüber. Reinhard löschte die Lichter und legte sich nieder.

Schlafe jetzt! sagte er sich fast laut, aber der Schlaf läßt sich nicht befehlen.

Da ist die Stube, darin sind dreißig Jahre Leben verbracht, zahllose, wortlose Gedanken schweben in der Luft. O, du Reine, Holde, wie schwer hast du getragen und wie schwer büße ich. Wie ist es möglich, daß soviel inniges, süßes Leben tot ist? Jene Sitte der Hindus, daß Gatte und Gattin miteinander im Feuer verzehrt werden, war schön und tief.

Wendet euch weg, ihr Gedanken, wendet euch zu jetzt, zu heute, zu morgen.

Ich werde mich nicht im Dorfe trauen lassen, ich will dem Wendelin sagen, daß er mit Malva an einen einsamen Ort kommen muß, dann reisen wir hierher.

Wenn das Lorle das erlebt hätte, hat der einfältige Wendelin gesagt, das kam doch heraus wie eine Wirrnis.

Horch! Was ist das? stöhnt es nicht unter dir?

Reinhard richtete sich auf. Es ist still. Wunderlich, wie abergläubisch man werden kann! Es war doch etwas wie Stöhnen aus tiefer Menschenbrust. Ich will künftig nachsichtig sein gegen den Aberglauben der Menschen. Die Aufregung gaukelt uns allerlei vor. Das werde ich dem Kollaborator berichten.

Reinhard suchte seine Gedanken an den Kollaborator zu heften. Das Denken an ihn gibt Ruhe, und er würde gutmütig lächeln, daß ich ihn als Schlafmittel suche.

War das nicht wieder ein Stöhnen?

Malva hatte recht, wir hätten erst gemeinsam einziehen sollen und der Schwager hat auch recht, ich hätte einen Knecht zu mir nehmen sollen. Aber seit wann bin ich denn so feig? Schäme dich! Morgen schaff' ich mir einen starken, treuen Hund an. Wie ich das nur vergessen konnte.

Der Nachtwächter ruft zwei. Also schon eine Stunde! Ich will den Mann herauf rufen, aber was sage ich? Nein, die Nacht

ist lind, ich bin so aufgeregt, ich will nicht schlafen und kann nicht, ich wandere hinaus. Nein! Vor was fliehst du denn? Du mußt schlafen.

Halt! Das ist keine Täuschung! Jetzt wälzt es sich vor deiner Thür, es raschelt, es knackt. Mit zitternder Hand macht Reinhard Licht, er öffnet die Thür, da schreit es: „Lorle! Lorle!" Das Licht entfällt seiner Hand und ein Dämon umschlingt ihn und würgt ihn. Reinhard schreit laut auf, da poltert es die Treppe herauf. Was ist? Wer ist da? ruft Wendelin. Reinhard schreit mit halb erstickter Stimme. Da wirft sich Wendelin auf den Angreifer, reißt ihn los und wirft ihn zu Boden wie einen Sack.

„Licht! Licht!" ruft er, „was ist das?"

Es gelingt Reinhard, Licht zu machen, und da sehen sie den blödsinnigen Fabian auf dem Boden stöhnen.

„Du bist's, du verfluchter Kerl," schreit Wendelin, „und du hast mich in den Finger gebissen." Reinhard mußte Einhalt thun, so grausam mißhandelte Wendelin den Blödsinnigen.

Der Blödsinnige sah sich kaum befreit, als er zum Angriff überging, und beide Männer bedurften aller Kraft, um ihn zu bewältigen. Wendelin band ihm endlich Hände und Füße zusammen.

Der Nachtwächter kam, und bald nach ihm der Baumwirt.

„Lorle!" schrie der Blödsinnige, als man ihn davon trug; es war, wie wenn ein Tier das Wort rief, es war nicht wie eine Menschenstimme.

Der Tag brach an, ein heller, frischer Tag. Der Baumwirt kam wieder und suchte Reinhard zu beruhigen.

„Der arme Kerl hat geglaubt, das Lorle sei wieder da, da er Licht im Hause gesehen hat, und du bist selber schuld; du hast darauf bestanden, daß wir ihn nicht mehr einsperren. Wendelin!" wendete er sich plötzlich, „wie kommst du daher? Was hast du hier zu thun?"

Noch bevor dieser antworten konnte, fiel Reinhard ein: „Ich danke Euch herzlich, lieber Nachbar. Gehet jetzt heim, ich komme bald zu Euch."

Wendelin ging in sich hinein lächelnd davon. Der Schwager blieb bei Reinhard.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ist die Schuld ein lebendiges Gespenst?

„Du brauchst deswegen nicht bereuen, daß du das Haus gekauft hast. So etwas kommt nicht mehr vor," tröstete der Schwager. „Morgen am Tag oder heut noch — der verfluchte Wendelin hat ihn arg geschlagen, aber es thut ihm nichts — heut noch bringe ich den Fabian in eine Anstalt."

„Warum hast du das nicht früher gethan?"

„Ich habe gemeint, du thust's und versorgst ihn überhaupt."

„Ich? Warum ich?"

„Ich red' nicht gern darüber, ich mach' dir nicht gern ein schweres Herz. Du weißt doch, wie alt der Fabian ist?"

„Nein."

„Das weißt du nicht? Er ist grad so lang auf der Welt, als das Lorle heimkommen ist."

Der Schwager sah Reinhard so seltsam, bald so scheu, bald so vertraulich an, daß das Ungeheuerlichste Reinhard als möglich erschien.

„Was hat die Heimkehr Lorles mit Fabian zu thun?"

„Ich sag dir's nicht gern, du bist heute ohnedies verstört, du siehst aus, wie wenn du aus dem Grab kämst."

„Sprich, was ist?"

„Ja, bis jetzt hat's kein Mensch gewußt außer dem Bezirksarzt, und der ist gestorben."

„Was ist denn? So sprich doch gradaus."

„Du zwingst mich also? Ich sag's. Der Fabian ist von dir und vom Lorle . . ."

„Wie? Was? Bist du von Sinnen? Willst du mich verrückt machen?"

„Laß mich doch ausreden. Ich mein's ja nicht so. Er ist unser Kind, natürlich . . . Aber . . ."

„Was aber?"

„Also damals ist meine Frau mit dem Fabian gegangen und von dem Schreck über Lorle ist das Kind als blödsinniges zur Welt gekommen. Versprich mir," fügte er hinzu, indem er die Hand Reinhards faßte, — sie war starr und kalt — „sag meiner Frau nichts, daß ich dir das gesagt habe. Du hast mir jetzt die Hand drauf gegeben. Jetzt sei ruhig . . . Schau, dort kommt meine Frau, sie bringt dir Kaffee. Ich geh, und du, du hältst dein Wort."

Reinhard erwiderte nichts.

Hat sich die Schuld in ein lebendiges Ungeheuer verkörpert?

Vroni kam. Reinhard starrte sie stumm an, sie aber war voll beredter Zutraulichkeit und freute sich, daß jetzt wieder Tag sei, und am Tage ließe sich alles ordnen.

„Sag, was hast? Was siehst du mich so an, wie wenn du mich noch nie gesehen?“ fragte sie.

„Wie geht es Fabian?“ fragte er endlich.

„Er hat gegessen und getrunken und ist so wie immer. Der einfältige Wendelin hat seinen Zorn auf meinen Mann an dem armen Wesen ausgelassen, aber der Fabian ist hartschlägig, der spürt nichts, das ist so bei der Art.“

„Vroni! Verhehlst du mir nichts?“

„Ich wüßte nicht.“

„Wie alt ist der Fabian?“

„Dreißig Jahr. Und man versündigt sich, wenn man ihm den Tod wünscht. Er hat freilich nichts vom Leben . . .“

„Vroni! Dir glaube ich. Sag offen. Haben wir . . . Habe ich an Fabian . . .“

„Hat dir mein Mann gesagt?“ schrie Vroni laut auf, sie wurde flammrot und rasch schwand alle Farbe aus ihrem Gesichte.

„Vroni, du bist so gut gegen mich und ich, ich habe dir so Schweres . . .“

„Also, er hat dir's gesagt? Du hast schon schwer genug zu tragen, und wer weiß, ob's wahr ist. Der Doktor hat's freilich gesagt, aber alles wissen die Doktor doch nicht, und du kannst nichts dafür und das Lorle kann nichts dafür. Ich allein bin schuld. Warum bin ich so schreckhaft? Und jedes muß was haben, und Gott hat mir sonst lauter gesunde Kinder geschenkt.“

Lange herrschte Stille. Endlich fragte Reinhard:

„Wußte Lorle auch? . . .“

„Sie hat wenigstens nie ein Wort darüber gesprochen. Freilich, sie hat über Dinge, die sie nicht sagen wollte, schweigen können wie ein Beichtvater. Und Geduld hat sie mit dem Armen gehabt wie ein Engel und ihr hat er auf einen Wink gefolgt und er kann sonst nichts reden, aber du hast's ja gehört, ihren Namen kann er sagen.“

Vroni wußte mit großer Beredsamkeit das Ungeheuerliche Reinhard aus der Seele zu nehmen und sie schonte sogar ihren Mann nicht, der dem Doktor etwas eingeredet habe, um sich selber von einer bitteren Heftigkeit zu entlasten.

„Darf ich dir was raten? Darf ich dir alles sagen?“ begann sie aufs neue.

„Gewiß. Du meinst es ja so getreu.“

„Es kann's niemand auf der Welt getreuer mit dir meinen. Also überleg dir, was ich dir sag; ich sag' dir: Bleib nicht hier. Du passest nicht hierher. Es ist ganz recht, daß du neben dem Lorle begraben sein willst, aber deswegen brauchst du dich nicht hier lebendig begraben. Du kannst das Haus behalten, ich will dir's sauber halten und du kommst manchmal her. Aber bleib nicht für immer hier. Es ist nicht gut für dich, so allein zu sein. Du bist noch zu — fast hätte ich gesagt, zu jung und du machst dir auch zu viel Gedanken. Ich nehm dir's nicht übel, daß du meinen Vater nicht mehr besuchst. Kann mir's denken, daß es dir schwer wird, von Lorle zu reden, wie wenn sie noch lebte, kann ich's ja kaum. Glaub mir, wenn das Lorle vom Himmel herunter reden könnte, es thäte dir auch sagen: Bleib nicht hier. Du brauchst mir jetzt kein' Antwort zu geben. Ich sag' nur, überleg dir's.“

Reinhard war nahe daran, Vroni seine Verlobung mit Malva zu bekennen, und er erschrak, da Vroni wieder aufnahm:

„Wenn du wieder heiraten könntest, thäte ich sagen: Bleib hier, laß dir's die paar Jahre noch wohl sein. Der alte Baron Hahnenkamm hat in deinen Jahren auch wieder geheiratet und hat zwei schöne Kinder. Aber freilich! wer das Lorle zur Frau gehabt hat, kann nicht wieder heiraten. Jetzt aber hab' ich genug geschwätzt. Jetzt behüt dich Gott! Leg dich noch hin und schlaf. Ich mach' die Laden zu.“

Sie ging und Reinhard schlief in der That bis zum Abend.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Zweierlei Botschaften.

Ist es Folge des Alters oder der heftigen Gemütsbewegung und innerer Seelenkämpfe? Es wirkten wohl beide Ursachen zusammen, daß Reinhard mehrere Tage gar kein anderes Verlangen hatte als nach Ruhe. Er war doch nicht so kräftig, als es den Anschein hatte und er schlief jetzt stundenlang am Tage und von Sonnenuntergang bis zum Aufgang. Die Ermattung dauerte an, man wollte einen Arzt zu Rate ziehen, Reinhard wehrte ab, er fühle keinerlei Schmerz und Beunruhigung, nur eine Müdigkeit, die fast angenehm sei, wie ein Ausruhen nach langer Bergwanderung.

Der Sänger bewährte eine wohlthuende Sorgsamkeit. Reinhard dankte ihm nochmals für das Ständchen und die Worte des Liedes.

„Die sind nicht von mir,“ entgegnete der Sänger, „die hat meine Frau gesetzt. O, sie könnte noch in anderer Weise berühmt sein. Sie haben ihr einmal das Wort des Hohlmüllers erzählt, man muß da alt sein, wo man jung war, und darauf hat sie die Verse gesetzt.“

Malva umkreiste das Haus von allen Seiten. Warum durfte sie Reinhard nicht pflegen?

Sie schickte endlich ihren Vater zu ihm, der gerade in der Minute kam, als Reinhard nach ihm verlangte.

Reinhard bat den Sänger, ihn mit dem Manne allein zu lassen.

„Sie hat mir einen Brief mitgegeben,“ sagte Wendelin, nach der sich schließenden Thüre umschauend, „sie hat gemeint, ich könnt's nicht recht ausrichten.“

„Gebt her!“

Reinhard las: „Kein anderer Mensch auf der Welt hat das Recht, meinen Herrn Reinhard zu pflegen und zu warten als ich, und kein anderer Mensch auf der Welt kann es so wie ich. Und da laufe ich wie aus der Welt ausgesperrt herum. Ich mache mir nichts draus, was die Leute sagen könnten; ich bitte mit aufgehobenen Händen, daß der Herr Reinhard mich zu sich kommen läßt. Will er's vor der Welt sagen, wie's mit uns ist, um so besser. Ich bitte, ich bitte nur um ein einzig Wort, ich vergehe vor Jammer. Verzeih', daß ich so bin, aber ich wär's nicht wert, wenn ich nicht so wär', und ich bin bis in den Tod dein und ewig dein.“

Da Reinhard, nachdem er gelesen, den Brief still betrachtete, sagte Wendelin:

„Nicht wahr, sie schreibt gut? Sie kann schreiben wie ein Advokat. Sie ist die Erste in der Schule gewesen.“

„So sag ihr viel tausend herzliche Grüße und ich sei nicht krank und werde morgen ausgehen; sie solle Geduld haben. Ich komme bald.“

In der Thüre wendete sich Wendelin nochmals und sagte: „Ja, daß ich's nicht vergess'. Das mit der Trommel ist nur Spaß gewesen. Ich stehe, gottlob! so, daß ich mir selber eine Trommel kaufen könnt' und ich nehme von niemand was geschenkt.“

Reinhard wußte, woher diese ungewöhnlich lange und zusammenhängende Rede des Wendelin stammte.

Wendelin bat noch, daß sein zweiter Sohn, der Stiefbruder

Malvas, fortan im Hause Reinhards schlafen dürfe. Reinhard willigte ein und sagte, er solle später das Reitpferd besorgen, das er sich anschaffen wolle, und jetzt solle Wendelin den Hund herbringen lassen, den er dem Waldhüter hatte abkaufen wollen.

Wendelin ging lächelnd davon.

Reinhard las den Brief wiederholt, dann holte er eine alte Brieftasche und nahm ein vergilbtes Blatt heraus, es war der letzte Brief, den Lorle damals hinterlassen hatte, als sie ihn heimlich verließ. Der Gedanke wollte sich in ihm regen, daß Malva ihn nicht so verlassen, sondern seine Umkehr und Heilung abgewartet hätte. Wie um diesen Vorwurf zu verscheuchen, las er den Brief der Verstorbenen laut, die Spuren der Thränen, die aus dem Auge der Verstorbenen auf das Papier geflossen, waren noch sichtbar, und was noch von Widerstreit in Reinhards Seele war, löste sich in Thränen auf.

Während Wendelin bei Reinhard gewesen war, saß die Frau des Sängers mit Vroni in der großen Wirtsstube, deren Fenster nach der Straße zu gingen. Vroni sprach die Vermutung aus, Reinhard werde auch nur zeitweilig hier bleiben und wahrscheinlich nach der Residenz ziehen; die Frau des Sängers wollte das nicht glauben.

„Wunderlich!“ sagte Vroni, „was nur die Malva hat. Sie geht jetzt seit einer Viertelstunde schon zum drittenmal am Haus vorbei. Sehen Sie? Jetzt geht sie ihrem Vater entgegen. Er sagt ihr etwas, und sie faltet die Hände, und jetzt fährt sie nach den Augen. Ich glaub' gar, sie weint.“

Vroni öffnete das Fenster und rief: „Malva, komm herauf!“

„Ich danke. Ich kann jetzt nicht,“ erwiderte Malva mit thränenvoller Stimme und ging mit ihrem Vater heimwärts.

Als Reinhard wieder zum erstenmal durch die Dorfstraße ging, hörte er hinter sich sagen: Des Lorles Reinhard! Er schaute nicht um. Darf er noch so heißen?

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Welt ruft.

Im Gefühle der Genesung und einer festen starken Liebe ging Reinhard durch das Dorf und über die Felder; alle Menschen sahen so heiter drein, denn sie schauten in sein neu belebtes

Antlitz. Er mußte sich oft besinnen, daß er schon einmal ein Leben gehabt und daß er schon so alt sei; das Dasein schien erst jetzt zu beginnen.

Die Welt draußen aber hatte ihn nicht vergessen. Es kamen drei Briefe auf einmal, der eine war aus Rom, der andere trug ein gräfliches Siegel und der dritte das Siegel des Fürsten.

Reinhard öffnete den aus Rom zuerst. Angela schrieb: „Ich habe deine Adresse erfahren. Dein Freund, der Bildhauer, mit dem grausamen Namen Kneitler, hat mir's verraten. Willst du also in der That deinen teutonischen Wunsch ausführen und dich in den dunkeln Wäldern deiner Heimat begraben?

Wenn du kannst, vergiß mich.

Der Papagei ruft jetzt eben deinen Namen. Wenn du von heute an in drei Wochen nicht hier bist, muß der Schwätzer sterben. Ich danke dir indes, daß du mir deine Bacchantin hinterlassen."

Reinhard schaute eine Weile drein, als müßte er sich auf einen Traum besinnen, dann steckte er den Brief zu sich. Er öffnete den zweiten und las:

„Eine alte Freundin — wirklich alt und wirklich Freundin — ruft dem Jugendgenossen Willkomm in der Heimat zu. Finden Sie in dieser Photographie noch etwas von den alten Zügen? Das Herz läßt sich leider nicht photographieren, sonst würden Sie es sofort wiedererkennen.

Sie sind wieder im Vaterlande, ich weiß aber nicht, ob Sie eine alte, nein, ich sage eine junge innige Beziehung fort erhalten wollen. Ich möchte Ihre Einsamkeit nicht stören, nur wissen sollen Sie, daß Sie unvergessen sind von — darf ich mich noch so nennen? — Ihrer Freundin, verwitwete Ida von Felseneck.

(Briefschleppe): Die Baronesse Arven in Ihrer Nähe ist meine älteste Tochter.

Ich bringe in der Regel die Herbstmonate bei ihr und meinen Enkeln zu."

Ohne weitere Zögerung öffnete Reinhard den dritten Brief, es war ein eigenhändiger vom Fürsten, der ihn einlud, nach der Residenz zu kommen und den Tag seiner Ankunft zu melden.

Die ersten beiden Briefe überging Reinhard mit Stillschweigen, vom dritten aber erzählte er Malva und fragte:

„Was meinst du? Ich kann ablehnen, ich bin frei. Oder soll ich doch hingehen?"

„Ich glaub', der Herr Reinhard fragt mich nicht nur, er will mich auch hören."

„Gewiß."

„Ich mein', da muß man hingehen; es ist eine große Ehre und es schickt sich auch."

Malva hätte gern aller Welt gesagt, daß Reinhard zum Fürsten gerufen sei, aber sie mußte schweigen.

Der Baumwirt dagegen verkündete im ganzen Dorfe, daß sein Schwager, der Professor, eine Einladung vom Fürsten bekommen habe; er sprach das so gelassen und selbstbewußt aus, als wollte er sagen: das gehört sich für uns, und es ist nur schade, daß ich eine solche schmackhafte Nachricht nicht auf die Zeche setzen kann.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Zieh Handschuh an.

„Das ist herrlich, daß Sie mitreisen," sagte der Sänger, der gekommen war, um sich bei Reinhard zu verabschieden, da die Ferien zu Ende waren und die Theatersaison begann. „Es ist mir lieb, daß ich Ihnen gleich den Tamino singen kann. Meine liebe Gisela sagt, daß mein hohes B noch viel reiner und voller geworden sei. Ich freue mich, Ihnen meine Arie in Es dur zu singen." Diese leise vor sich hinsummend, setzte er hinzu, daß Reinhard von den Kindern nicht belästigt werden solle.

Am Morgen der Abreise stand der erste Herbstnebel im Thale, und der Sänger hielt sich ein seidenes Tuch an den Mund. Es waren beim Abschied Ulrichs weit weniger Menschen als bei der Ankunft, denn es war eben nicht Sonntag. Martin hatte sein Alltagsgewand an, die Schwester war da und mit ihr der Pate, den aber Malva auf den Armen hatte.

„Das ist schön, daß du auch da bist," sagte der Sänger, dumpf in das Tuch hinein sprechend, zu Malva; sie lächelte.

„Aber das Kind hättet ihr bei solchem Nebel zu Hause lassen können," sagte die Frau.

„Es ist ein starkes Kind, dem schadet's nichts," entgegnete Malva.

Die Kinder Ulrichs, die große Blumensträuße trugen, hatten die Volkstracht abgelegt und waren wieder modisch gekleidet.

Der Zug kam an, der Abschied war übereilt, der Sänger küßte seine Schwester und reichte dem Vater die Hand. Reinhard küßte das Kind auf dem Arme Malvas.

Der Zug ging ab, und da man hier durch die ganze Reihe

der Wagen gehen kann, wanderte der Sänger alsbald umher, um nach Bekannten auszuschauen; er kam zurück und berichtete, daß er ein Abenteuer ersten Rangs erlebt habe: die Nonne, die Bruderstochter des Hohlmüllers, sei im Geleite einer andern Nonne mit auf dem Zuge; sie halte den Blick auf ein Brevier geheftet und bewege lautlos die Lippen, es sei ihm aber unzweifelhaft, daß sie ihn gesehen habe.

„Sieh dir sie an," sagte er seiner Frau, „es ist eine Studie für deine Rolle als Aebtissin."

Lächelnd erzählte die Frau, daß die Nonne eine Jugendliebe ihres Mannes sei.

„Sie ist eine Verwandte Ihrer Seligen," setzte der Sänger halb ablehnend hinzu, „ihre Großmütter waren Schwestern und sie haben auch Aehnlichkeit."

Die Frau winkte ihm unwillig, denn sie sah die Betroffenheit in den Zügen Reinhards, der sich schweigsam verhielt.

„Herr Professor," wendete sich die Frau an Reinhard, „finden Sie nicht auch, daß das Wort Sommerfrische hoch bedeutsam, und es ist neu in unserer lieben deutschen Sprache. Wissen Sie vielleicht, von wem es stammt?"

„Ich glaube von Ludwig Steub, dessen Schriften selber voll Sommerfrische sind."

Man fuhr eine geraume Strecke am Parke eines Lustschlosses vorüber, auf welchem die Fahne flatterte.

„Die Fürstin Mutter sind noch nicht in der Residenz," sagte der Sänger und war voll Entzücken über die schönen Anlagen, darin Springbrunnen sprangen, schöne Blumengruppen glänzten, und helle Wege sich durch die künstlerisch geordneten Wiesen und Baumgruppen schlängelten. Man sah einen leichtgebauten Pavillon, der von Schlinggewächsen bedeckt war, und Frau Berger sagte mit vollklingender Stimme: „O die farbenbunten wilden Rebenranken!" und ehe Reinhard auf ihre Frage nach den römischen Gartenanlagen antworten konnte, sagte der Sänger mit bedeutsamem Blick zu Reinhard gewendet: „Ja, die Natur ist schön, aber die Kunst auch;" er sprach das wie eine große Weisheit, wie die Entdeckung eines bisher ungelösten Rätsels, und da Reinhard schwieg, setzt er hinzu: „Sie stimmen doch mit mir ein, Herr Professor?"

„Allerdings. Vollkommen."

Man näherte sich der Residenz. Der Sänger wurde von vielen neu Hinzukommenden begrüßt. Reinhard hörte, daß gefragt wurde, wer er sei, und auf die leise Antwort sah er die Lorgnetten auf sich gerichtet.

„Werden Sie von jemand erwartet?“ fragte der Sänger.

„Ja, ich habe meinem Freunde Reihenmeyer telegraphiert.“

Man fuhr in den großen Bahnhof ein, und die Frau sagte: „Franz, zieh Handschuh' an.“ Der Sänger gehorchte und gab weiter: „Kinder, zieht Handschuhe an.“

Man stieg aus. Die Reisegefährten entfernten sich, Reihenmeyer war nicht da.

Reinhard schaute sich wie verlassen um. Die junge Nonne ging an der Seite einer alten an ihm vorüber, sie schaute flüchtig auf nach ihm und preßte die Lippen zusammen; Reinhard war erschüttert, die Nonne sah in der That Lorle sehr ähnlich. Sie stand bei der Frau des Bahnhofsrestaurateurs und sprach mit ihr. Reinhard erinnerte sich, daß dies die Tochter Stephans sei; er sah auch den Knaben, den Urenkel des Hohlmüllers, der seinen Namen trug, aber er wollte jetzt nicht weiter die Familienbeziehung beanspruchen.

Er ging in die Stadt, er glaubte diesen und jenen, der alt geworden war, zu erkennen: er sprach niemand an. Der Schloßplatz, der ehedem kahl gewesen, war mit Bäumen und Rasen besetzt und mächtige Springbrunnen rauschten. Wo ehedem ein unförmliches Stallgebäude gestanden, war jetzt ein säulengetragener Prachtbau, neue Straßen mit neuen Helden- und Siegesnamen waren angelegt. Reinhard ging wie träumend weiter. Aber da ist doch noch das Alte! Die Wachparade zieht noch zur selben Minute mit klingendem Spiele durch die Hauptstraße, und eine große Menschenmenge folgt ihr. Die Soldaten haben aber andere Uniformen, und ihre Haltung scheint fester und stolzer.

In der Wohnung Reihenmeyers hörte Reinhard, daß dieser zur Erwerbung von Instrumenten für die Forschungsreise abwesend sei.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

In weißer Halsbinde.

Mit dem festen Vorsatze, sich nicht durch Erinnerungen an die Vergangenheit verdüstern zu lassen, sondern mit hellem Blick die Zukunft festzuhalten, wanderte Reinhard durch die Straßen der Residenz. Wie zur Befestigung seines Vorsatzes trat er zuerst in einen Modeladen ein und wählte mehrere für Malva

passende Kleiderstoffe; eine schöne junge Verkäuferin hatte den ungefähren Wuchs von Malva; Reinhard bestimmte, daß die Stoffe alsbald verarbeitet werden und gab dabei einige von der Mode abweichende künstlerische Bestimmungen.

„Darf ich um Ihren Namen und Ihre Adresse bitten?" wurde gefragt.

Reinhard erschrak und bezeichnete nur die Nummer seines Zimmers im Gasthofe; er sagte, er werde die Kleider abholen lassen und entrichtete sofort den Preis.

Als er aber wegging, hörte er, wie ein alter Handlungsdiener zu der Verkäuferin sagte: „Ich wette meinen Kopf, das ist der ehemalige Professor Reinhard."

Nunmehr that sich Reinhard keinen Zwang mehr an. Er ging von Laden zu Laden, kaufte Teppiche und schönen Hausrat; er freute sich über die Fortschritte, die das Kunstgewerbe gemacht und bestellte Handwerker nach dem Dorfe, das er nun seine Heimat nannte.

Der Hof war angekommen, Reinhard meldete sich und wurde sofort zu einer großen Soiree auf den anderen Abend geladen. Am Morgen aber kam ein Lakai und beorderte ihn zum Fürsten.

Dieser kam ihm mit großer Herzlichkeit entgegen und sagte, er habe ihn allein sprechen wollen, bevor er ihn in großer Gesellschaft sehe.

Der Fürst war voll und gedrungen geworden, von der ehemaligen Weichlichkeit war keine Spur, und auch die vormalige Phrasenhaftigkeit war geschwunden. Er trug einen Vollbart, in den sich schon graue Haare mischten. Sein Auge schien größer geworden, es leuchtete voll Wohlwollen. Vor dreißig Jahren hatte Reinhard wegen seiner Hofstellung den Bart abnehmen müssen.

„Schade," sagte der Fürst, nachdem verschiedene Fragen über Rom erledigt waren, „schade, daß Sie unsere große Zeit in der Ferne mit gelebt haben. Sie hätten im Felde großes Leben gesehen. Aber schön, daß Sie jetzt wiedergekommen sind, um sich an unserer Einheit und Größe zu erfreuen."

Reinhard errötete und schwieg. Er mußte sich über etwas loben lassen, das ihm nicht gebührte. Er erzitterte aber am ganzen Leibe, da der Fürst fragte: „Befindet sich Ihre Frau Gemahlin recht wohl?"

„Meine Frau ist tot."

Der Fürst war nicht minder erschreckt als Reinhard, und fügte herzlich teilnehmend hinzu, daß er davon nichts gehört

habe. Daneben gab er im voraus dem Oberhofmarschall einen Verweis, der ihn darüber nicht instruiert hatte.

Der Zerfall mit Lorle schien vergessen. Der Fürst lobte die Pietät Reinhards, und dieser erzitterte, denn er dachte an Malva. Er erntete Lob für etwas, das nicht mehr in ihm war.

„Sie wissen," sagte der Fürst mit inniger Teilnahme, „welche Hochschätzung ich für Ihre Frau Gemahlin hatte. Es gibt Pflanzen, die sich nicht verpflanzen lassen. Ich habe einmal, als ich durch Weißenbach kam, bei Ihrer Frau Gemahlin anfragen lassen, ob ich sie besuchen könne. Sie hat mir mit großer Zartheit verneinend antworten lassen. Sie soll, wie man mir sagte, wahrhaft verklärt ausgesehen haben, und sie war der gute Engel des Dorfes."

Jedes Wort des Fürsten versetzte Reinhard eine blutige Wunde.

„Ist das Haus zur Linde noch im alten Stande, und wer besitzt es?"

„Ich."

„Das ist schön."

Der Fürst verdoppelte seine Freundlichkeit, faßte die Hand Reinhards zwischen seine beiden Hände beim Abschiede: „Auf Wiedersehen, lieber Professor, heut abend."

Noch im Weggehen hörte Reinhard, daß der Fürst den Oberhofmarschall rufen ließ. Dieser begegnete ihm bereits auf der Treppe, und reichte nur im Vorübergehen eilig die Hand.

Im Kabinette aber sagte der Fürst in ärgerlichem Tone zu dem Oberhofmarschall:

„Aber, lieber Truben, wie konnten Sie mich in Unwissenheit lassen, daß die Frau des Professors bereits gestorben ist?"

„Ich wußte nicht, daß mein gnädiger Herr den Mann privatim empfangen werde vor heut abend."

„Sie haben recht. Er hat doch sehr gealtert."

„Und doch sagt man, daß er wieder heirate und wieder ein Bauernmädchen."

„Noch einmal? Unfaßlich! Woher wissen Sie das?"

„Die Schauspielerin Berger, die ein Landhaus in Weißenbach hat, hat mir's erzählt; natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, aber unter diesem Siegel werden viele Menschen Wissende sein."

„Ich meine, Sie sollten das doch nicht weiter verbreiten." Der Hofmarschall verbeugte sich zustimmend.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Verwandelte Gestalten.

Es war großes Hoffest, Reinhard hatte sich früh eingefunden; er sah die Festräume des Schlosses neu und geschmackvoll dekoriert, er ging durch die glänzend erleuchteten Säle und stand vor manchem neuen Kunstwerke still, ein Schreck überfiel ihn aber, als er sein altes Bild, „Waldeinsamkeit“ genannt, wiedersah. Welch' eine kindische Auffassung und ängstliche Pinselführung.

Er konnte nicht lange einsam die Bilder betrachten, denn bald war er von einer Gruppe höherer Offiziere und in goldstrotzende Uniformen gekleideter Civilbeamten umgeben. Der Lieutenant, der ihm damals bei dem Duell wegen des Kollaborators sekundiert hatte, war jetzt General. Die Menschen waren so zuvorkommend, sich ihm neu vorzustellen, nur zwei waren so neckisch, ihn zu fragen: „Kennst du uns nicht mehr?“

Reinhard konnte sich nicht besinnen und sagte, es sei anstrengend, so in den Zügen vor sich und in der Erinnerung herum zu wühlen. Die Männer stellten sich nun als ehemalige Kneipgenossen vor, sie waren jetzt beide Minister geworden; sie erzählten von vielen Genossen jener lustigen Gesellschaft, in der der Kollaborator das große Wort führte; die einen waren da und dort in hohen Stellen, viele aber auch waren längst tot.

„Haben Sie unseren Freund, den Kollaborator, schon begrüßt?“ fragte der Kultusminister, und da Reinhard bejahte, fragte er:

„Und Sie finden ihn?“

„Ganz den alten.“

„Ja, ganz derselbe, er lernt alle paar Jahre eine neue Wissenschaft, er hält sich an der Grenze des Originals.“

Reinhard fand es angemessen, dem Minister jedes positive Urteil über den Kollaborator vorzuenthalten und die Reden beider blieben so gestellt, daß man in Lob oder Tadel übergehen konnte.

Der Minister erklärte endlich nicht ohne Befriedigung, daß er bei der Reichsbehörde die Zuziehung des Kollaborators zu der Erforschungsreise befürwortet habe, und eben, als er darlegen wollte, daß der Kollaborator wegen des Madonnenbildes in der Galerie mit ihm gesprochen, zerteilten sich die Gruppen. Der Hof erschien. Der Fürst führte seine Gemahlin und grüßte

nach allen Seiten, er nickte Reinhard besonders zu. Hinter dem Fürsten kam der Erbprinz, eine elastische Erscheinung, seinem Vater von damals ähnlich, aber größer; er trug das eiserne Kreuz, und ein Nachbar sagte Reinhard, daß der Prinz sich tapfer im Franzosenkriege bewiesen habe.

Mehrere Prinzessinnen folgten, und unter den Palastdamen erkannte Reinhard sofort die Gräfin Ida von Felseneck; sie war noch schön, die entblößte Büste war voll und von edler Form. Sie grüßte Reinhard, zwiefach mit dem Kopfe nickend.

„Wer ist die Dame mit der eigentümlichen Dekoration?“ fragte Reinhard, er wurde berichtet:

„Das ist die Schwester der Gräfin Felseneck, sie war mit auf dem Pilgerzuge nach Rom und Jerusalem und erscheint heute zum erstenmal bei Hof mit einer Dekoration vom Papste. Warum soll man nicht aus seiner Kirchlichkeit einen Gesellschaftsschmuck machen?“ setzte der Gefragte — es war der Kanzler der Universität — leise hinzu.

Im nächsten Saale wurde getanzt. Nur die Tänzer durften weiter schreiten. Im Nebensaale hielt der Hof Cercle, wohin nur die in unmittelbarer Hofstellung sich befindenden Männer folgten.

Der Nachfolger Reinhards, ein Künstler von gutem Namen, stellte sich ihm vor, erzählte von der Rührigkeit des Kunstlebens in der Hauptstadt, und fragte nach Berufsgenossen in Rom.

Reinhard konnte nicht ausführlich antworten, denn ein Kammerherr rief ihn zum Fürsten.

Der Fürst war überaus huldvoll und bat Reinhard, sich die neuen Kunsterwerbungen in der Galerie anzusehen und sein Urteil darüber abzugeben. „Oder waren Sie schon in der Galerie?“

Reinhard verneinte. Der Fürst wendete sich an den Oberhofmarschall und sagte ihm leise einige Worte. Reinhard glaubte das Wort Madonna zu hören.

Reinhard wurde der Fürstin, dem Erbprinzen und den Prinzessinnen vorgestellt, und jedes hatte ein freundliches Wort für ihn.

Die Oberhofmeisterin stellte sich ihm als das Mädchen vor, das er — er solle nicht sagen, wie lang das sei — als Braut gemalt.

Als er sich zurückzog, sah er, wie die Gräfin Belgern, vormalige Felseneck, ihm zunickte. Er eilte zu ihr, sie reichte ihm die Hand, sie drückte die seine warm, er erwiderte den Druck.

Gräfin Ida fand zuerst das Wort; ihre Stimme war tiefer

geworden, aber noch immer voll Wohllaut: „Es ist eine Gnade des Geschicks, daß wir uns wiedersehen. Ich wagte es nicht mehr zu hoffen. Haben Sie auch bisweilen des unbedeutenden Mädchens gedacht, das einstmals zu dem genialen Künstler aufschaute? Damals verstand ich Sie doch noch nicht ganz."

„O liebe Gräfin, ich selber verstand mich damals auch nicht. Sind Sie der Kunst treu geblieben?"

„Der Kunst nicht. Begeisterung für eine Sache ist noch nicht Talent dafür. Ich erkannte meine geringe Begabung, die aber vielleicht bis zu einem gewissen Grade befähigt, die Schöpfungen der hohen Meister zu verstehen."

Reinhard erwiderte einige verbindliche Worte.

„Mir ist es wie ein Traum, daß ich Sie wiedersehe und Ihnen muß ja auch alles wie ein Traum sein," sagte die Gräfin, und ein voller warmer Blick ruhte auf Reinhard.

„Singen Sie noch viel?" fragte er.

„Ja," antwortete sie, rückte sich dabei das diamantenbesetzte sammetne Halsband zurecht und legte den Kopf etwas zurück mit jener vollen Anmut der Jugendtage; sie wußte noch immer gütig zu lächeln, aber mit einem begleitenden schmerzlichen Ausdruck, der zu sagen schien: ich bin alt. Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort: „Und Sie, Herr Professor, singen Sie auch noch?"

„O nein, ich singe schon lange nicht mehr."

Die beiden sprachen das und dachten doch anderes, und sie redeten nur, um sich gegenseitig wieder genau anzusehen.

Es kamen andere herbei, und die Gräfin sagte rasch: „Also morgen um zehn Uhr erwarte ich Sie und die versprochene Skizze."

Reinhard verließ den Saal und wieder stellten sich ihm alte Kameraden in den Weg. „Behalten wir Sie, . . . dich, nun wieder bei uns?" wurde er oft gefragt. Er erklärte, daß er im Dorfe bleibe, und man bewunderte und rühmte seine Treue für das Dorfleben.

„Ja, das ist alles wie ein Traum," wiederholte Reinhard, als er in seine Zimmer zurückkehrte, „aber ich habe diesen Traum zum letztenmal geträumt," setzte er hinzu, als er das Licht löschte.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Verfügung über sich selbst.

Der heutige Abend soll mich nicht mehr hier finden, gelobte sich Reinhard beim Erwachen und er vermochte, sich das volle Bild Malvas zu vergegenwärtigen.

Er fertigte mit rascher Hand die Zeichnungen zu dem bestellten Hausrat, die er dem Kunsttischler versprochen hatte.

Er wanderte durch die Straßen, überlieferte die Zeichnungen und nun war's Zeit, die Gräfin aufzusuchen. Sie wohnte neben dem Hause, in dem er ehedem mit Lorle gelebt. Er bannte jedes Zurückdenken aus seiner Seele und ließ sich bei der Gräfin melden; sie ließ ihn sofort eintreten, sie war in einem weiten Morgengewand und trug eine feine weiße Haube. Sie reichte ihm die Hand, sie drückte die seine nicht mehr.

„Ach!" klagte sie, „wir sind eben doch alt. Bitte, keine Schmeichelei! Ich habe mich gut konserviert, Sie auch, trotzdem Sie und ich viel gelitten. Mein guter Mann war lange krank, und man hat Not und Sorge mit Kindern und Enkeln. Wie habe ich mich gefreut, eine gute Stunde mit Ihnen zu sein und in Jugendidealen zu schwelgen, und nun hat meine Schwester über mich verfügt und ich kann Ihnen, oder sage ich besser mir, nur eine Viertelstunde gönnen. O, das Leben ist nichts als Unruhe."

Gräfin Ida war nur Großmutter und gegen ihn nur mütterliche Freundin. Reinhard kam kaum zu Wort und die Gräfin sagte, er müsse während ihrer Anwesenheit bei ihrer Tochter sie besuchen und ihr dort ausführlich erzählen, denn die Fama berichte doch immer falsch.

Als sich Reinhard zum Abschied erhob, reichte sie abermals leise die Hand und, wie sich zusammenfassend, sagte sie:

„Verzeihen Sie einer vielleicht altväterischen Großmutter, die den Wunsch hat, daß Sie sich in der Heimat nicht deplaciert fühlen mögen. Sie haben vergessen, daß hier nicht Paris, nicht Rom und London ist. Wenn man hier Damentoiletten kauft, so bleibt das nicht verborgen. Ich rate Ihnen aus alter Freundschaft, vorsichtiger zu sein."

Reinhard erwiderte etwas, er wußte nicht was, und ehe er sich's versah, stand er wieder auf der Straße. Alle Welt spielt mit dir und du lässest dich wie ein Fangball hin und her werfen, sagte er sich vorwurfsvoll, und er mußte sich auf sein Selbst

besinnen. In solcher Stimmung heftet sich die unruhige Seele leicht an Aeußeres. Mit einem Eifer, als wäre er der Aufseher, sah er den Pflästerern zu, die die Straße neu pflasterten und dann las er die Schilder an den gegenüber stehenden Häusern, als müßte er sich das alles genau merken. „Notar Kräutler" stand hier neben angeschrieben, da in dem Hause, wo er früher mit Lorle gewohnt hatte. Das ist's ja, was du unbewußt suchtest. Reinhard ging hinein.

Der Notar, ein Mann von ruhiger gemessener Haltung, begrüßte ihn geschäftsmäßig. Als aber Reinhard seinen Namen nannte, rief der Mann, die Hände zusammenschlagend:

„Was? Sie sind's? Es hieß ja vor einigen Jahren, Sie seien tot. Entschuldigen Sie. Ich bin ganz verwirrt. Ja, Sie sind's, ich erkenne Sie wieder. Sie waren damals ein junger Mann und ich ein kleiner Knabe. Wir wohnten ja früher zusammen in diesem Hause, und als die Mutter krank war und starb, pflegte uns Ihre selige Frau."

Ein Schreiber unterbrach mit einer Meldung den Notar, dieser erklärte, er wäre jetzt für niemand zu sprechen und in zutraulicher Redseligkeit fuhr er fort:

„Ich habe mit meiner Familie Ihre Frau vor drei Jahren besucht und ihr gedankt, sie hatte große Freude an uns, sie wollte auch ein Testament machen. Es ist wohl nicht geschehen?"

Reinhard verneinte, und der Mann fuhr fort:

„Ich war einmal sehr bös auf Sie, Herr Professor. Ich war mit Ihrer Frau auf dem Paradeplatz, als sie mit dem Soldaten aus ihrem Dorfe sprach, und der Herr Professor wurden sehr zornig. Am Abend kam sie zu mir und brachte mir einen Apfel; ich sehe noch, wie schön rot er war und da sagte sie mir: Albrecht — so heiß' ich — Albrecht, mein Mann ist nur von den Hoflakaien geärgert gewesen, drum war er so zornig; sonst ist er so gut, wie es keinen anderen mehr auf der Welt gibt."

Reinhard errötete. Ein Funke aus seiner Zornesflamme war in die Seele des Kindes gefallen, und Lorle hatte ihn ausgelöscht. Der Notar aber fügte lächelnd hinzu:

„Ja, man weiß nicht, was alles die böse Zeit gemacht hat. Damals war's unschicklich oder wenigstens auffällig, wenn eine Frau aus höherem Stande mit einem gemeinen Soldaten sprach; jetzt, bei der allgemeinen Volkswehr, erscheint uns solche Auffassung unbegreiflich. Aber lassen wir das! Ich denke an Ihre selige Frau wie an eine Erscheinung aus der höheren Welt, und auch meine Kinder wissen von ihr."

Reinhard empfand einen tiefen Schmerz. Das war ja,

wie in der Sage von jener Heiligen, überall, wo Lorle gewandelt, sproßten Rosen empor, und ihm wurden die Rosen zum Dornstrauch.

Er wollte umkehren. Sollte er gerade diesem Manne die Bestimmungen für seine neue Ehe kundgeben? Er faßte sich gewaltsam und ließ in aller Form Rechtens sein Testament aufsetzen. Er vererbte sein ganzes namhaftes Vermögen, falls er kinderlos sterbe, an Malva, ausgenommen war eine Summe für den Unterhalt von Fabian; seine Skizzenbücher und Sammlungen sollten Reihenmeyer zufallen.

Das Testament war fertig; der Notar reichte ihm die Hand und versprach, doppelte Ausfertigung alsbald in den Gasthof zu schicken.

Als Reinhard in seine Wohnung kam, fand sich eine Deputation der Künstlerschaft ein, die ihn zu einem Feste einlud, das man ihm zu Ehren veranstalten wollte; er dankte und bat, davon abzustehen, denn er müsse alsbald abreisen. Er schrieb noch einen Brief an den Hofmarschall, seine schnelle Abreise entschuldigend. Mit dem nächsten Zuge eilte er heimwärts.

Neununddreißigstes Kapitel.

Aufgebot.

Das Abendrot glühte am Himmel und glänzte von den Schienen, als Reinhard den Bahnhof der Residenz verließ. Die Sonne ist doch schöner draußen in meinem stillen Dorfe, dachte Reinhard.

An dem ersten Haltepunkt setzte sich eben der Eilzug in entgegengesetzter Richtung in Bewegung. Reinhard schaute unwillkürlich hinaus und sieh da! das ist der Kollaborator, er hat ihn auch bemerkt und winkt zurück mit einem Buche in der Hand, aber bald ist nichts mehr zu sehen als der verfliegende Rauch.

Wie wäre es geworden, wenn du den Freund getroffen? Nein, besser so, und alles rasch, fest und fertig.

Die Wangen Reinhards glühten in Fieberhitze, er schloß die Augen, aber er konnte keine Ruhe finden. Es ist doch peinlich, daß kein Eilzug am Dorfe hält; der Sänger hat recht, das muß geändert werden; der alte Genosse ist ja Verkehrsminister, es wird leicht zu bewirken sein.

Endlich, endlich hielt der Zug am Dorfe, es war bereits Nacht. Reinhard verließ rasch den Bahnhof, aber zwischen den Gartenhecken stand er still.

Es überkam ihn plötzlich, wie wenn er verlassen in die Oede versetzt wäre. Läßt sich allen höheren Freuden, aller geselligen Verbindung, aller Kunst entsagen?

Jetzt singt der Sänger Berger und schaut nach der Loge auf, wo du sitzen solltest: „Bei Männern, welche Liebe fühlen." Das schöne Duett sang sich in seiner Erinnerung, und er dachte daran, wie er es einst mit der Gräfin Felseneck gesungen.

Reinhard drängte die Erinnerung zurück, aber doch summte er die Melodie: „Bei Männern, welche Liebe fühlen," leise vor sich hin.

Das ist die Macht des Genius, sie geleitet in ungeahnter Zeit auf einsamen Wegen ein zitterndes Herz und schlichtet und beruhigt. Die Weisheit, die Leidenschaft, die reine Liebe, die sinnliche Gewalt, alles, was jenes Werk in Töne gefaßt, drängte sich in die wenigen Minuten zusammen, da hier der Wanderer zwischen den Gartenhecken stand.

Sei beruhigt! Es läßt sich alles festhalten, alles finden im eigenen Selbst und in der Liebe eines anderen. Aus ihnen strömt alles höhere Dasein, alle Kunst.

Mit fieberhafter Hast, als müsse er vor einer untergehenden Welt fliehen und sich in eine neue retten, eilte er weiter.

Ueberall in den Häusern brennen Lichter und ist die Familie beisammen, bald soll es auch in deinem Hause licht und warm sein. Er ging an seinem Hause vorüber nach dem Pfarrhause, dort brannte noch Licht. Er klingelte und wurde eingelassen.

„Was verschafft mir noch so spät die Ehre?" fragte der Pfarrer.

Reinhard erklärte, daß er sich mit Malva wolle trauen lassen und zwar morgen am Sonntag.

„Ist unmöglich, dreimaliges Aufgebot muß sein; allerdings zwei können abgelöst werden, aber eine Woche vorher ist unerläßlich."

Reinhard war bereit, die Ablösungssumme zu bezahlen. Da sagte der Geistliche:

„Sie müssen auch noch Dispens wegen des Trauerjahres haben."

Da Reinhard ohne zu erwidern dreinstarrte, fuhr der Geistliche fort: „Es sind ja kaum fünf Monate, seit Ihre Frau gestorben ist."

Es war, als ob ein Schuß Reinhard in die Brust gedrungen war, so zuckte er zusammen. Er faßte sich aber und sagte: „Hochwürdiger Herr! Sie können mir glauben, daß ich in meiner Natur in einer Stunde den Verlauf ganzer Jahre erlebe."

„Das glaube ich, aber das Gesetz kennt das nicht. Indes können wir auch da helfen."

Reinhard erklärte sich bereit, eine namhafte Summe für den zweiten Dispens zu bezahlen, und als er dankend davonging, sagte ihm der Pfarrer, es genüge, wenn Wendelin morgen vor der Kirche im Namen seiner Tochter die Meldung mache.

Reinhard ging nach dem Hause Wendelins. Er fühlte sich stark und frisch in der Empfindung der neuen Liebe.

„Ich soll nicht in einer liebeleeren Welt sterben," sagte er vor sich hin.

Im Hause Wendelins schlief schon alles; er weckte Vater und Tochter und erklärte ihnen das Vorbereitete; er sei entschlossen, nun nicht auswärts sich trauen zu lassen, sondern im Dorfe.

„Das ist mir auch lieber, aber so schnell!" sagte Malva, „und ich habe noch kein Brautkleid."

„Ich habe es bestellt, es kommt."

Reinhard händigte Wendelin eine Abschrift seines Testamentes ein, eine zweite sollte versiegelt im Gemeindehause aufbewahrt werden. Wendelin sagte Malva, sie solle es vorlesen, er sei mit Geschriebenem nicht sehr bewandert. Malva sagte, das könne sie nicht und Reinhard beruhigte den Alten, indem er ihm die Hauptsachen mündlich mitteilte.

Von Wendelin geleitet, ging Reinhard heim.

Vierzigstes Kapitel.

Harte Wirkung.

Beim Ausgang der Kirche am Sonntagmorgen war lärmendes Durcheinanderreden, wie es vor wenigen Jahren, als man den Einfall der Franzosen fürchtete, nicht stärker gewesen war.

„Hast gesehen? Wie der Baumwirt das Aufgebot gehört hat, ist er davon gerannt, wie wenn ihm die Sohlen brennten."

„Er wird Einspruch erheben."

„Er kann nichts machen."

„Der Herr Reinhard sieht totenbleich aus."

„Ja, wie der geköpfte heilige Johannes auf der Schüssel."

„Das gibt bald wieder eine vornehme Witwe."

„Und eine reiche."

„Die Rothaarige ist gescheit und der Wendelin —"

„Still! Sie kommen!"

So hieß es in der Männergruppe hin und her, jetzt ging sie auseinander, Reinhard und Malva kamen Hand in Hand.

„Glück und Segen!" wurde von seiten der Männer den Vorübergehenden zugerufen; in den Frauengruppen ging es siebenstimmig durcheinander.

„Ach, das gute Lorle weint jetzt im Himmel," rief eine kleine Frau und half der himmlischen weinen.

„Ich mein', das Grab da drüben muß sich aufthun."

„Die Rothaarige hat's fein gemacht, daß er sie heiraten muß."

„Keiner ist leichter zu verführen als ein Witwer in Trauer," sagte eine uralte Frau und wackelte mit dem greisen Kopfe.

Es entstand großes Gelächter, sie aber fuhr fort:

„Die Witmänner heiraten bald wieder oder gar nicht mehr, bei den Witweibern ist's anders."

Das Tänzerle aber sagte und seine Eidechsenäuglein flimmerten:

„Recht hat der Herr Reinhard, man muß lustig leben, solang man lebt."

Eine große, kropfige Frau prophezeite mit starker Stimme, das gäbe ein Unglück, das könne nicht gut ausgehen, das sei ja himmelschreiend. Diese Prophezeiung bewirkte einen Umschlag der Stimmung.

Malva hatte doch wieder so viele gute Freunde im Dorf, daß die Prophetin weidlich ausgeschimpft wurde. Schimpfen und Losziehen wollte man — das ist in der Ordnung und dazu hat man ein Recht — aber Unglück prophezeien, das gilt nicht.

Die Männer waren sehr eilig beim Mittagstisch, sie wollten allesamt bald hinaus zum Baumwirt, um ihn schimpfen zu hören und sich an seinem Ingrimm zu ergötzen, denn er hatte eigentlich keinen guten Freund im Dorf und man gönnte ihm den Schabernack.

Sie täuschten sich aber alle. Der Baumwirt war nicht zu Hause. Er hatte kaum einen Bissen gegessen, um so mehr aber mit seiner Frau gescholten, die es auch nicht recht fand, daß Reinhard ihnen nichts gesagt; sie machte ihm aber wegen der

Heirat keinen Vorwurf und lobte sogar Malva. Mit raschem Entschluß eilte Stephan zu seinem Schwiegervater nach der Hohlmühle.

Unterwegs begegnete er dem Waldhüter.

„Du bist grad der rechte, den ich treffen will.“

„Ich?“

„Ja du. Warst du in der Kirche? Ja? Und du gehst in den Wald? Deine Flinte solltest du anders wohin richten. Pfui! Eure Lieder vom mutigen Jägerburschen sind alle lauter Lug und Trug. Ja, singen könnt ihr von dem Jägerburschen, der das ungetreue Mädchen mit samt seinem Verführer erschossen hat. Aber ausführen? Krach! Da liegt ihr? Pfui, schäm dich.“

„Herr Wirt! Was saget Ihr da? Wenn ich das melde?“

„Melde dich beim Teufel und seiner Großmutter,“ schloß Stephan. Schweißtriefend und zornglühend eilte er weiter. Der einfältige Waldhüter wird doch nicht wirklich Anzeige machen? Pah! Mit einer Leberwurst stopft man dem das Maul und mit einem Schoppen macht man ihn reden, was man will.

Er rannte weiter und kam in atemloser Hast bei seinem Schwiegervater an.

„Was ist?“ fragte der Alte. „Du siehst drein, wie wenn jemand gestorben wär'?“

„Aerger als gestorben. Der Reinhard . . .“

„Was ist mit dem Reinhard?“

„Schwäher! Ihr seid der einzige, der's ihm wehren kann. Auf Euch allein hört er. Lasset ihn kommen. Er darf das nicht thun. Er darf uns die Schand nicht anthun und uns um alles bringen. Die Tote im Himmel hat Euch gern gehabt, wie einen Vater. Ihr seid der Vater, Ihr müßt Einsprach thun.“

„Ja was ist denn? Ich verstehe dich kein Wort.“

„Ja so. Ich komm' aus der Kirch, der Reinhard hat sich aufbieten lassen mit des Wendelins Malva, einmal für allemal, und nächster Tage soll die Hochzeit sein.“

„Hast du einen Rausch? Ein Trinker bist auch? Am hellen Sonntagsmorgen?“

„Schwäher, ich hab' nicht getrunken.“

„Ja, wie kann denn der Reinhard heiraten wollen und hat doch eine Frau? Da muß das Lorle drein reden.“

„Jetzt kann man's Euch nicht mehr verhehlen. Ihr allein könnt da helfen. Das Lorle ist schon lang tot und begraben. Man hat's Euch nur verhehlt, aber jetzt geht's nicht mehr.“

„Was? Das Lorle tot? Und du und die Vroni und alle und er selber da, ihr habt mir immer Grüße von ihr aus-

gerichtet und mir mein Herz ausgestohlen. So . . so betrügt man einen alten Mann, weil er nicht mehr vom Fleck kann?" Er weinte bitterlich und sich gewaltsam aufrichtend rief er: „Verfluchter Lugenbeutel! Herr! O Herr! Lorle! Kinder!"

Er sank auf den Boden. Der Wirt schrie, alles kam herbei. Es war zu spät. Der Hohlmüller war tot . . .

In den Wirtsgarten kam ein Bote, Vroni solle schnell zu ihrem Vater kommen, er läge im Sterben. Vroni eilte davon. Der Bote sagte aber den Gästen, daß der Hohlmüller bereits tot sei. Sie tranken rasch aus, auf der Kegelbahn wurden die Einsätze geteilt. Leer und still war's.

Einundvierzigstes Kapitel.

Ueberstürzt.

Als Reinhard mit seiner Braut und deren Vater, geleitet vom Ohm Bahnwärter und seiner Frau und vielen anderen Anverwandten aus der weitverzweigten Familie in sein Haus kam, war ein Extrabote mit einer Kiste da. Der Geleitbrief trug das Siegel des Hofmarschallamtes. Reinhard las und erblaßte. Die Direktion der Galerie schickte im besonderen Auftrage des Fürsten ihm das in seine Verfügung gestellte Bild der Madonna.

Reinhard ließ das Bild in die große Stube mit dem Söller bringen und bat die Angehörigen, ihn allein zu lassen und in den anderen Zimmern auf ihn zu warten.

Die Frauen, die bei Malva waren, bewunderten die schönen Kleider, die Reinhard bestellt hatte und das Tänzerle ließ nicht ab, Malva mußte ein seidenes anprobieren. Tänzerle half dabei wie eine kleine Hexe, und als Malva nun ihr Haar auflöste, daß es in reichen Strähnen herabfloß, rühmten alle: „Du siehst aus wie die Prinzessin im Märchen."

Unterdes hatte Reinhard Stemmeisen und Hammer geholt und schlug die Kiste auf; er erbebte von den Schlägen, als öffne er einen Sarg.

Der Deckel hob sich. Da war's. Das ist das Bild Lorles als Madonna.

Er sank in die Kniee. „O Lorle!" rief er und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, und dicke Thränen quollen zwischen

den Fingern heraus. Er ermannte sich und leise vor sich hin sprach er: „Du hattest recht. So kann ich nicht mehr malen. Dies Grün so saftig, dies Rot so leuchtend und o, dieses Auge so kindlich froh und warm. Dies da ist falsch, kindisch, aber diese Innigkeit, dieser Mut. O Lorle, das konnte ich, als meine Seele noch dein, noch rein war; das konnte ich nur durch dich, das bin ich nicht mehr. O Lorle! Damals als ich dich malte, sagtest du: Ich bin gestorben gewesen und allein . . ."

Es flimmerte ihm vor den Augen, die Gestalt bekam rotleuchtende Haare, das Gesicht verwandelte sich. „Malva! Malva!" schrie er.

Malva trat ein. „Um Gottes willen, was ist? Du siehst ja aus . . . Was siehst du mich so an? Um Gottes willen, Vater, kommet!"

Reinhard erwachte aus seinem Starrblick und bat, den Vater nicht zu rufen.

„Schön! Ja, du bist schön!"

„Aber so zeig' ich mich nur dir," entgegnete Malva.

Er sah sie abermals starr an und als sich sein Blick nach dem Bilde wendete, zuckten seine Wimpern. Aus gepreßter Brust sagte er:

„Ich danke, danke. Aber bitte, laß mich jetzt wieder allein."

„Nein, laß mich bei dir sein," bat Malva und legte ihre Hand auf seine Schulter. Er zuckte zusammen. „Halt dich tapfer. Du mußt dich nicht unnötig quälen."

Sie betrachtete das Bild und fragte:

„Sag, hat die Frau je so ausgesehen?"

„Ja. Ich glaub's. Ich, ich hab' sie so gesehen. Aber bitte, laß mich jetzt noch eine Minute allein. Du nimmst's doch nicht übel?"

„Von Uebelnehmen weiß ich nichts. Ich geh' schon, ruf mich oder komm bald nach."

Reinhard war wieder allein.

Da hörte er die Totenglocke läuten. Die große Thür nach dem Söller stand offen, und es tönte, als ob die Glocke in der Stube selber läutete.

Reinhard ging auf den Söller, er legte die Hand auf das Geländer, aber er zog sie rasch zurück, denn das morsche Gebälke schwankte; er wollte Vorübergehende fragen, wer gestorben sei, aber er kehrte schnell um und ging zu den Seinen und fragte, wer gestorben sei. „Der Hohlmüller" wurde ihm geantwortet. Wankenden Schrittes ging er wieder zu dem Bilde.

Die Menschen alle, selbst Malva, erschienen ihm wie Schatten, wie Gespenster.

Was kommt polternd die Treppe herauf?

„Ich muß zu ihm,“ rief Stephan, „er hat mit seiner zweiten Heirat meinen Schwiegervater getötet!“

Die Thür wurde aufgerissen und der Schwager drang ein, hinter ihm Malva und Wendelin. Stephan stand starr, den Blick auf das Bild gerichtet und rief:

„Was? Das hast du . . . Wie kannst du dein Auge auf diese da richten?“

„Du,“ wendete er sich zu dem Bilde, „thu deinen Mund auf! An deinem Hochzeitstage hat er sich mit der da verlobt.“

Reinhard erbebte und Stephan fuhr fort: „Aber ich will ruhig sein. Nur stet, hat mein Vater gesagt; ich will gut mit dir reden. Zum letztenmal. Weißt du, was du thust, daß du aus unserer Familie in so eine hinein heiraten willst? Wer das Lorle zur Frau gehabt hat, wie kann der eine solche zur Frau nehmen —“

„Ich verlange von dir nichts als Ruhe. Wendelin, ich danke, ich brauche keine Hilfe. Das ist mein Haus und ich gebrauche mein Hausrecht.“

„Was? Dein Haus? Jeder Balken, jeder Stein schreit: Hinaus mit dem meineidigen Maler und seiner rothaarigen —“

„Lorle! Lorle!“ tönte es plötzlich wie aus der Unterwelt, wie von einem Ungeheuer.

Fabian war mit seinem Vater gekommen und als er das Bild sah, auf dessen Rahmen Reinhard die Hand gelegt hatte, schrie er fortwährend den Namen.

Alles wendete sich zu Fabian, den der Vater zu beruhigen suchte, dann trat Stephan nochmals schäumend vor Wut auf Reinhard zu und schrie: „Das Bild da ist nicht sein, er darf es nicht haben.“

Er legte die Hand auf das Bild.

Reinhard riß ihn davon weg, aber der Wirt faßte es wieder und rief auf den Söller eilend: „Lieber werfe ich es auf die Straße.“

Reinhard rang mit ihm, es gelang ihm, das Bild zu erfassen, aber Fabian krallte sich an Reinhard, wie eine Katze, Reinhard suchte den Blödsinnigen abzuwehren und sich umbiegend, wurde er an das Gewölbe des Söllers gedrängt, das Geländer krachte, Reinhard stürzte vom Söller auf die Straße, das Bild fiel nicht weit von ihm auf das Angesicht. Alle eilten auf die

Straße. Man hob Reinhard auf, er atmete kaum; man trug ihn in das Haus.

Malva trug das Bild Lorles, der goldene Rahmen war zerschmettert, das Bild war unversehrt.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Ich danke dir, Lorle.

Alle Dorfbewohner sammelten sich vor dem Hause. Ein großer Kreis umstand den Nachbar Schmied, der den Sturz mit angesehen hatte. Man betrachtete die Stelle, wo Reinhard gestürzt war, wo das Bild gelegen hatte; man stritt darüber, ob er auf den Kopf oder auf den Rücken gefallen sei. Die Männer lärmten, die Frauen klagten. Der Ohm Bahnwärter kam herab und sagte, Reinhard lebe noch, er habe die Augen aufgeschlagen, aber die Sprache versage ihm noch. Er ging rasch davon, um nach dem Geheiße Malvas ein Telegramm an den Kollaborator aufzugeben, damit er sofort komme. Jeder erbot sich zu helfen, und nach verschiedenen Seiten wanderten Eilboten, um einen Arzt herbeizurufen. Bärbel-Martin, der Dorfschütz, wendete seine ganze Amtsgewalt auf, um die Leute zum Auseinandergehen zu bewegen, denn der Kranke müsse Ruhe haben. Auf den Baumwirt schimpfend und den Fabian verwünschend, gingen sie endlich davon.

Beim Spritzenhaus sammelte man sich wieder und dort hieß es, daß Stephan vor das Schwurgericht müsse, aber er werde alles auf den Trottl schieben. Während man noch darüber sprach, ob Malva etwas erben werde, kam ein Knecht aus der Hohlmühle herzu und berichtete, daß Stephan durch seine Mitteilung seinem Schwäher einen Schlaganfall zugezogen habe. Nun brannte das Feuer wieder neu. Die einen sagten, man dürfe Stephan nicht mehr ins Haus lassen, andere dagegen wollten gerade heute ihn aufsuchen, um zu sehen, wie er sich verhalte.

Während man noch sprach, hörte man Musik, die auf der Eisenbahn thalauf kam. Alles eilte nach dem Bahnhof, heute war Gauversammlung der Feuerwehren in der Kreisstadt. Der Zug hielt an, die Musik spielte weiter, aber Martin ging an den Wagen auf und ab und schrie mit mächtiger Stimme:

„Wenn ein Doktor auf dem Zug ist, soll er aussteigen. Ein Mann ist in Todesgefahr. Und es wird gut bezahlt,“ setzte er auf Geheiß des Stationsmeisters hinzu.

Die fremden Reisenden starrten den Rufer an und die Feuerwehrleute fragten teilnehmend nach dem Vorfall, aber es war kein Arzt da. Dagegen stieg Ulrich, der Sänger, aus, er konnte kaum zu Wort kommen, denn der Jagdhund, den er beim Vater gelassen, sprang an ihm empor. Als der Sänger gehört hatte, was geschehen war, legte er Jagdtasche und Flinte ab und eilte ins Dorf.

Der Zug rollte davon und lustige Musik erscholl wiederum.

Der Sänger bewährte seine Kriegserfahrungen: er schnitt Reinhard sofort die Haare ab, legte ihm kaltes Wasser auf den Kopf und schickte nach der Kreisstadt, Eis zu holen.

„Sei ruhig Malva,“ tröstete er, „noch kann alles gut werden, die Pulslosigkeit hat aufgehört, der Puls geht wieder, freilich schwach. Aber nur kein Weibergeschrei! Nimm dich zusammen.“

„Kannst dich drauf verlassen. Ich danke dir,“ entgegnete Malva. „Kann ich denn gar nichts thun?“

„Nein. Nur Ruhe halten. Das Wasser ist nicht kalt genug. Hol von dem aus dem Garten.“

Malva ging, holte Wasser aus dem Brunnen, den Lorle hatte graben lassen.

Als sie wiederkam, war der Arzt aus der Kreisstadt da. Er gab ausweichenden Bescheid.

Wendelin fragte, ob man nicht dem Kranken zur Ader lassen solle, aber der Arzt erklärte, daß man dies frühestens den anderen Tag thun dürfe.

Stunden gingen vorüber, der Kranke erwachte, verfiel aber bald wieder in Ohnmacht.

Heute zum erstenmal hielt der Eilzug am Dorfe. Der Kollaborator kam und mit ihm der Arzt, der zur Gesellschaft der Erforschungsreise gehörte; sie brachten Eis mit und als man es auflegte, schien der Kranke beruhigter, er öffnete die Augen und nickte, er schien den Freund und Malva zu erkennen.

Malva saß am Bette Reinhards, sie weinte nicht, aber ihr Antlitz war totenbleich, sie hielt die Hand Reinhards und unter dem hellen Verlobungsring klopften Pulse, als hämmerten sie gegen den Ring.

„Also ihr seid verlobt?“ fragte der Kollaborator leise.

Malva nickte und nach einer Weile sagte sie: „Da, just auf dieser Stelle habe ich die Selige gepflegt. Herr Reihen-

meyer," fuhr sie stockend fort, „ich hab' eine Bitte." Sie wartete, daß er frage, welche Bitte sie habe; als er aber stumm und regungslos blieb, fuhr sie fort: „Wir zwei sind die einzigen Menschen, die er auf der Welt hat. Herr Reihenmeyer, wenn ich Euch was Leids angethan hab, oder wenn Ihr sonst was gegen mich gehabt, ich bitte mit aufgehobenen Händen, laßt es aus und vorbei sein. Seine zwei einzigen Menschen sollen nicht da in Unfriede an seinem Krankenbett, vielleicht Totenbett, sein. Ich bitt', und ich glaub', er wird eher gesund, wenn wir gut sind."

Mit wechselndem Ausdruck in den Mienen betrachtete der Kollaborator die so leise und sanft Redende.

„Ich habe dir nichts zu verzeihen," sagte er endlich, „oder wir haben alle einander zu verzeihen."

„Seht, wie er im Schlaf lacht," hauchte Malva leise, „ich glaub', er spürt die Worte aus Eurem guten Herzen. Und wenn er wieder gesund wird, da sollet Ihr sehen, was ich —"

„Jetzt genug, still!"

Reinhard murmelte zuerst Unverständliches, dann sprach er italienisch, kurze Worte „Bacchantin und Holbein" verstand man ganz deutlich. „Adalbert! Das Meer! Der Wellentod!" rief er, bäumte sich empor und sank wieder zurück und schlief, bis der Tag erwachte.

Da hörte man Sensendengeln in der Nähe. Hellauf lachend rief Reinhard: „Der Tod dengelt die Sense. Hast recht, Bruder."

Reihenmeyer schickte den Ohm Bahnwärter zu dem Nachbar mit der Bitte, daß das Sensendengeln eingestellt würde. Bald war alles still rings umher.

Die Sonne stieg höher, Reinhard erwachte zum Bewußtsein und fragte: „Wo bin ich?" Er war glücklich, Reihenmeyer zu sehen, aber er streckte nicht ihm, sondern Malva die Hand entgegen, dann erst erzählte er dem Freunde, wie es ihm geworden, da er das Bild wiedersah, er schien zu glauben, daß er davon in Ohnmacht gesunken sei. Erst allmählich besann er sich auf die Rauferei mit dem Schwager. „Damals," sagte er, „als ich zum erstenmal an seinem Tisch saß und hörte, wie er die Knochen des Brathuhns zermalmte und wie er sprach, damals fühlte ich's, es ist nicht gut, mit diesem Menschen Feind sein."

Er fragte, wo das Bild sei und ob es unverletzt. Auf die beruhigende Antwort bat er, daß man ihm das Bild vor das Bett stelle. Der Arzt gestattete es. Reinhard starrte lange auf das Bild, ein wehmütiges Lächeln zog über sein Antlitz.

„Wer kommt? Wer ist da?“ rief er wie erwachend, da Schritte vernommen wurden. Man sagte ihm, daß der Amtsrichter da sei, um den Thatbestand festzustellen. Reinhard hieß ihn eintreten und erzählte, daß nicht der Schwager, sondern der unzurechnungsfähige Fabian und das morsche Geländer an seinem Sturze schuld seien.

Der Freund und die Braut waren wieder getrosten Mutes, der Arzt aber blieb noch bedenklich; er wollte in dem vollen Puls, in der Röte des Gesichts keine Hoffnung erkennen. Am Morgen wagte der Arzt einen Aderlaß und Reinhard verfiel in ruhigen Schlaf. Da ertönten alle Glocken. Der Hohlmüller wurde begraben. Reinhard richtete sich krampfhaft empor und starrte auf das Bild. Malva eilte herzu, faßte ihn in die Kissen und reichte ihm eine Kühlung. „Ich danke dir, Lorle,“ rief er zu dem Bilde, und mit einem tiefen Seufzer, der aber nicht schmerzlich klang, sondern wie im Ausruhen nach langer Ermüdung, streckte er sich und hauchte seinen letzten Atem aus.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Die Schwalben ziehen fort.

Lautlos war's im Hause zur Linde, als hätte der auf ewig verstummte Mund Reinhards jede Lippe verschlossen. Malva lag auf dem Boden, nur das Zittern ihres Körpers zeigte, daß noch Leben in ihr. Der Kollaborator stand starren Blickes, er preßte den Mund zusammen, und auf einen Stuhl niedersinkend bedeckte er die Augen mit beiden Händen. Wendelin verließ das Zimmer, man hörte seinen Schritt nicht.

Der Sänger und der fremde Arzt kamen nach einer Weile. Sie waren zur Reise gerüstet, der Arzt sagte kaum hörbar, daß er zur Hauptstadt zurückkehre, der Sänger fügte hinzu, daß er zum Begräbnis wiederkehre; es lag ein schmerzlicher Ausdruck in seinem Gesichte, da er hinzufügte, er müsse morgen abend singen, werde aber, da er im letzten Akte nicht mehr beschäftigt sei, noch in der Nacht hierher reisen.

Malva erhob sich und fragte, ob Reinhard nicht Verwandte habe, denen man es anzeigen müsse. Der Kollaborator bat, daß sie alle mit ihm in die Nebenstube gehen sollten, Malva folgte zögernd, und zurückgewendet sagte sie: „O du Guter, ich muß dich allein lassen.“

In der anderen Stube erklärte der Kollaborator, daß Reinhard schon in der ersten Kindheit verwaist war, und daß alle seine Verwandten nach Amerika ausgewandert seien. Mit gefaßter Stimme gab er dem Sänger und dem Arzt verschiedene Aufträge, und als diese fortgegangen waren, sagte er zu Malva:

„Sei getrost. Du hast ihm seine letzten Lebenstage neu belebt, und wenn wir's recht überlegen, so ist ihm geworden, was er eigentlich wünschte; er war ja nur gekommen, um neben seiner Frau begraben zu werden. In dir liegen die Kräfte zu Edlem und Tüchtigem. Ich hoffe, du wirst sie zu gebrauchen verstehen. Wenn ich wiederkomme, soll es mein erstes sein, nach dir zu schauen."

Malva hatte die heiße Stirn an die Fensterscheibe gedrückt und schaute hinaus. Da stehen noch die Bäume, wie früher, da scheint noch die Sonne, die Schwalben ziehen in Scharen hell zwitschernd durch die Luft, und sitzen dann gedrängt auf der Dachfirste des Nachbarhauses; sie sammeln sich und rüsten sich zum Fluge übers Meer, dabei sind wohl auch jene, die damals beim Brautkusse den ersten Flug unternommen hatten.

„Die Schwalben ziehen fort," sagte Malva leise vor sich hin, und plötzlich sich umwendend, sagte sie:

„O, Herr Reihenmeyer, wenn ich nur auch fort könnte. Ich weiß nicht wohin. Ich will nichts von all den Sachen da. Aber ich möchte mit dem sein, der ihm der liebste war auf der ganzen Welt, und möcht' alle Tage von ihm reden können. Sind auf Eurem Schiff denn nicht auch Mägde? Könnt Ihr mich nicht auch mitnehmen?"

„Nein, wir sind nur Männer. Halte dich still und gut hier. Du trägst eine Ehrenkrone."

„Aber ich vergehe vor Jammer."

„Du wirst dich aufrichten lernen."

Vroni kam, sie umhalste Malva weinend und sagte, sie solle an ihr einen Beistand haben, sie könne sich ja getrösten, daß sie den beiden — sie nannte die Namen Lorle und Reinhard nicht — nur Gutes gethan.

„Wie trägt es Stephan?" fragte der Kollaborator.

„Er hat doppelt schwer zu tragen. Mein Vater und der Herr Reinhard. Aber er ist an beiden eigentlich unschuldig und unser armes Kind versteht ja gar nichts von allem."

Gemeinderat und Gerichtsbote kamen, sie wollten alles versiegeln, aber Wendelin legte das Testament vor, und Malva

weinte laut, als sie hörte, daß außer dem Vermächtnis für Reihenmeyer und Fabian ihr alles vererbt war.

„Es ist eine Kiste angekommen," sagte der eintretende Ohm Bahnwärter. „Der selige Herr Reinhard hat mir gesagt, ich soll immer alles aufmachen. Es sind noch mehr Kleider für dich drin und ein Brautkranz. Schau," unterbrach er sich, „da sitzt der Fabian auf dem Nußbaum und stiehlt Nüsse."

Die Männer eilten ans Fenster und sahen, wie schwer es dem Ohm gelang, den fletschenden Trottl herab zu bringen.

Während noch der Gemeinderat da war, kam Stephan und sagte: „Ich trete vor den Toten hin und schwöre, ich hab' ihm kein Leid anthun wollen. Ich bin freilich wild gewesen und das Unglück ist ja leider von dem armen Kind geschehen."

Niemand antwortete ihm, bis endlich der Gemeindeschreiber ihm das Vermächtnis für Fabian verkündete.

Vroni bat, daß man sie mit Malva allein lasse. Alle gingen fort, nur Reihenmeyer und Wendelin blieben in der Nebenstube.

Es ward Nacht und ward wieder Tag. Malva stand wieder am Fenster. Da sind noch die Häuser, da sind noch die Bäume, und die Sonne scheint so hell, aber in der Luft regt sich nichts, die Schwalben sind in der Nacht fortgezogen.

„Die Schwalben sind fort," sagte Malva. Niemand achtete darauf.

Reihenmeyer hatte das Album vor sich, das ihm Reinhard vererbt hatte. Es war ein Tagebuch seines Lebens mit Lorle. Besonders lustig waren die Zeichnungen von der damaligen gemeinsamen Wanderung mit dem Freunde bergaus und bergein. Auf dem letzten Bilde stand geschrieben: „An meinem Grabe," und darunter das Datum von Reinhards letzter Ankunft im Dorfe.

Die Blumen, die im Garten erblüht waren, bedeckten den Sarg Reinhards. Die Baronin Arven, die Tochter der Gräfin Felseneck, hatte einen Lorbeerkranz geschickt, der Künstlerverein aus der Hauptstadt einen Tannenkranz.

Die Glocken läuteten, vor dem Hause stand die ganze Bewohnerschaft des Dorfes.

„Malva, ich sage dir jetzt lebewohl," sagte Reihenmeyer mit heiserer Stimme, „ich muß vom Kirchhof aus fort. Halte dich tapfer und unseres Freundes würdig."

Neben Lorle wurde Reinhard begraben.

Als Reihenmeyer die erste Scholle auf den Sarg warf, küßte er die Scholle, und seine Thränen fielen darauf.

Vom Liederkranz begleitet sang der Sänger Ulrich mit bewegter Stimme:

„. . . Schmückte dich am Tiberstrande
Reichen Lorbeers Ruhmesglanz,
Krönt dich nun im Heimatlande
Unsrer Tannen schlichter Kranz.“

Nelken und Rosmarin blühen auf dem Grabe von Lorle und Reinhard.

II.

Der Tolpatsch aus Amerika.

Erstes Kapitel.

Station Horb! rief der Schaffner.

Ein schwarzgekleideter junger Mann von derber, stämmiger Gestalt stieg aus, er stieß den breiten Hut zurück, so daß er ihm im Nacken saß; das trotzig dreinschauende Gesicht mit der mächtigen Stirn und den starken Backenknochen war frisch rasiert und hatte nur einen herzförmigen, kurz gehaltenen Kinnbart. Um den Hals, der kräftig und sonnverbrannt war, hatte er mit einem Knoten, darauf ein Diamant glitzerte, ein ziegelrotes Halstuch geschlungen. Jetzt that er den Hut ab, der fast so breit war, wie ein mäßiges Wagenrad, und wie er den Kopf zurückwarf und sich mit gespreizten Beinen hinstellte, schien es, als früge er in die Welt hinein, ob jemand mit ihm anbinden wolle. Seine derbe Hand, an der er einen großen Ring trug, spielte mit dem Behäng einer schweren goldenen Uhrkette, das aus Winkelmaß, Hammer und Kelle von Gold bestand. Die blauen Augen, deren gutmütiger Ausdruck mit der rauflustigen Erscheinung im Widerspruche war, wendete er hin und her.

Ein wohlverschnürter Koffer wurde ausgeladen, der Schaffner fragte:

„Gehört das Ihnen?"

„Well!" antwortete der Fremde; „werde ihn holen lassen."

Ohne ein weiteres Wort wendete er sich und ging nach der Stadt zu.

Auf der Neckarbrücke hielt er an, schaute hinab in den Strom, darin just weiße Enten schwammen, und ein seltsames

Lächeln ging über sein breites Gesicht, da er vor sich hin sagte: „Vater! hab' mir's größer gedacht. Da drunten also liegt dein Glückskreuzer. Man könnt' ihn sehen, wenn er noch da wäre. Ich meine, die Wasser seien hier viel klarer als bei uns."

Nun wissen wir's also, es ist der Sohn des Aloys, genannt Tolpatsch. Der Vater war damals, von seinem Soldatendienste befreit, wegen seiner Liebe zu dem falschen Marannele, das den Jörgli geheiratet hatte, nach Amerika ausgewandert.

Die Singweise des Liedes vom „schwarzbraunen Mädichen" vor sich hinpfeifend, kehrte der junge Mann um, überschritt die Schienen der Eisenbahn und ging den Berg hinan.

„Grüß Gott! Wollet Ihr nicht einkehren?" rief die Wirtin, die auf der Vortreppe der Bahnhofsrestauration stand. Der junge Mann wehrte stumm mit der Hand winkend ab und schritt weiter.

„Das also ist die Ziegelhütte und das die Schlucht, wo damals die argen Raufhändel waren," dachte er vor sich hin im Weiterschreiten, und als er die vielen in die Berghalde eingegrabenen Bierkeller sah, sagte er mit dem schweren Kopf nickend: „Für den Durst ist hier jedenfalls wohl vorgesorgt."

Der Tag war heiß, am Walde hielt der Wanderer an und schaute auf die Stadt, die so wunderlich am Berg hinangebaut ist; er schaute aber auch auf einen Rasenhügel am Wegrain.

„Da also hat das Marannele damals gesessen, als der Vater von der Soldatenlotterie heimgekommen ist."

Knaben mit Schulränzchen kamen den Berg herauf, sie stutzten und ein kecker, sommersprossiger Bursch sagte, die Mütze abziehend:

„Guten Tag, Herr Amerikaner."

„Woran erkennst du mich?"

„Am Radhut."

„Wie heißest du?"

„Julius."

„Wer ist dein Vater?"

„Er ist gestorben."

„Wie hat er geheißen?"

„Des Kobbels Frum" (Abraham).

„Verwandt mit des langen Herzles Kobbel?"

„Von dem weiß ich nichts."

Die Knaben gingen eine Strecke neben ihm weiter, und der Sommersprossige fragte:

„Ihr seid wohl Zimmermann oder Maurer?"

„Warum?"

„Weil Ihr das Handwerkszeug von Gold an Eurer Uhrkette habt.“

Jung Aloys gab weiter keine Antwort.

Am Gemarkungspfahl, wo angeschrieben ist: Dorf Nordstetten — blieb er stehen und ließ die Knaben voraus ziehen.

Ja! Da ist auch eine Station.

Wie traurig ist der Vater damals gewesen, als er diesen Grenzpfahl zum letztenmal sah! Dafür hat er aber auch in Amerika ein Dorf gleichen Namens gegründet.

Von der Tanne, die unweit des Gemarkungspfahles steht, brach der Ankömmling einen Zweig mit frischem Jahresschosse ab.

Horch! Welch ein Singen in der Luft! Nicht aus Baum, nicht aus Hecke, frei vom Himmel herab klingt es, und sieh, dort schwingt es sich, ein kleiner zitternder Punkt.

Das ist die Lerche!

Jung Aloys hörte zum erstenmal im Leben die Lerche.

Er stand lange still, bis er weiterschritt.

Auf der Hochebene hielt er an, und wie damals sein Vater von der Bildechinger Höhe aus das Dorf militärisch begrüßt hatte, so stand der Sohn nun still und betrachtete sich das Dorf, dessen Häuser so hell und freundlich aus den Baumgärten schimmerten.

Im Acker am Wege sang eine Frauenstimme nur leise. Wie wär's, wenn ich auf das erste Mädchen zuträte und ihm sagte: „Willst du mich heiraten? Ich bin gesund und kann eine Frau ernähren.“

Er setzte den Fuß über den Weggraben, und wollte nach dem erhöhten Felde gehen aber er zog den Fuß wieder zurück, nicht aus Furcht vor dem großen Hunde, der am Rande des hohen Feldrains erschien und bellte, sondern er wartete auf die Erscheinung der Frau, die laut rief: „Ruhig, kusch! hierher, Tolpatsch!“

Hat er wirklich den Ruf Tolpatsch gehört, oder liegt ihm das nur im Sinn?

Denn vor der Abreise hat ihm der Großvater, Mathes vom Berg, heimlich vertraut, Vater Aloys habe im Dorf den Unnamen Tolpatsch gehabt; er sei freilich nicht schön, aber auch nicht so schlimm gemeint.

Es kam niemand, und Jung Aloys ging weiter. Da drüben ist das Schießmauernfeld, wo der Vater einen Acker gehabt hat und da auf der Hochbux liegen Bauhölzer, wie zu Vaters Zeiten. Damals arbeitete der Vater Ivos hier.

Verwundert las Jung Aloys am Eingang des Dorfes auf

dem Pfahle den Namen, die Amtsstadt, den Kreis und den Landwehrbezirk. Dies ganze Deutschland ist doch in den Soldatendienst gestellt.

Zweites Kapitel.

„Es kommt ein Amerikaner! Es kommt ein Amerikaner!" riefen durch die Dorfgassen die Knaben, die aus der Realschule des Städtchens heimkehrten.

Ein Amerikaner war just nichts Neues mehr, aber jedes fragte doch, wer es sei; denn es ist kaum jemand im Dorfe, der nicht Verwandte in der Neuen Welt hat. Die Knaben wußten indes nicht weiter Auskunft zu geben, nicht einmal, ob der Fremde ein Christ oder ein Jude sei. Und der Fremde kam lange nicht ins innere Dorf, denn er hielt schon am dritten Hause an, dort bei der unteren Stube neben des Maurers Mendles Haus. Er klopfte, niemand antwortete. Aus des Landolins Haus gegenüber steckte ein Alter seinen schneeweißen Kopf heraus und rief:

„Zu wem wollt Ihr?"

„Ich hab' nur fragen wollen, wer da wohnt. Ich will zu niemand."

„Der wohnt just da! Da wohnt der Niemand," rief der Alte und lachte so übermäßig, daß ihm fast der Mund offen blieb.

„Hat da nicht des Bartels Basches Witfrau, die Mutter von Aloys Schorer, gewohnt?"

„Freilich! Aber das ist schon lang her. Aber wartet! Ich komm' hinab."

Der Alte kam auf die Straße und fragte:

„Woher seid Ihr?"

„Von Nordstetten, aber nicht von hier."

„Wenn Ihr einen zum Narren haben wollet, so schaffet Euch einen Euresgleichen an — ich mein' so jung."

„Ich will Euch nicht zum Narren haben. Ich bin aus Nordstetten in Amerika und bin der Sohn von des Bartels Basches Aloys."

„Was? Der Sohn vom Tolpatsch? Potzheideblitz! Was man nicht alles erlebt? Ist der Vater auch mit?"

„Nein, er ist daheim geblieben."

„So sag' ich grüß Gott. Ja, ja, das Amerika kommt zu uns. Früher hat man gemeint, es geht nur ein Weg von hier nach Amerika, jetzt geht aber auch einer von Amerika hierher.

Ihr seid wohl wegen der Erbschaft von Eures Großvaters Schwester in Seebronn gekommen?"

„Ihr saget's."

„Wer hätt' das geglaubt, daß da einmal was zu erben wär'! Ich dritten Geschlecht bin ich auch verwandt mit Eurer Mutter, oder auch im vierten, nämlich —" Und nun wurde ein Stammbaum aufgestellt, dem in seinen Verzweigungen schwer nachzuklettern war. Der Alte vermochte das selber nicht und schloß: „Wir sind halt verwandt. Kannst's glauben. Ich brauch' aber, gottlob! nichts davon."

Jung Aloys giug fürbaß; aber Umstehende mußten schon verkündet haben, wer er sei, denn aus den Häusern grüßte man, und hinter sich drein hörte er sagen:

„Das ist der Sohn des Tolpatsch."

An des Zundelmanns Haus kam ihm eine alte Frau entgegen und rief schon von ferne laut weinend:

„O meiner Mechthild ihr Sohn!"

Als sie vor ihm stand, konnte sie vor Weinen und Schluchzen nicht reden. Der Ankömmling reichte die Hand und sprach beruhigende gute Worte.

„Ich meine, ich höre deinen Vater," rief die Muhme, „just so herzgetreu hat er auch gesprochen. Nimm mir's nicht übel, wie ich ausseh'; hätt' ich's gewußt, daß du kommst, ich hätt' mich gesonntagt und wär' dir entgegen gegangen. Gott sei tausendmal gedankt und gelobt, daß ich noch ein Lebendiges von meines Bruder Geschlecht sehe! — Nicht wahr, ich darf du zu dir sagen?"

„Natürlich."

„Du bist der jüngste?"

„Ja."

„Und noch ledig?"

Jung Aloys konnte nicht darauf antworten, denn an des Schloßbauern Haus kam ein hagerer Mann, der eine Brille trug, in aufgestreiften Hemdärmeln und großer Schürze mit Brustlatz auf ihn zu und sagte:

„Bin ein alter Kamerad vom Vater, bin mit ihm Soldat gewesen."

„Ihr seid der Schuhmacher Hirtz?"

„Ja."

„An Euch hat mir der Vater besondere Grüße gegeben und hat mir gesagt, ich soll mir bei Euch in allen Dingen guten Rat holen."

„Ja, Schusterdraht und guten Rat kann man bei mir haben. Jetzt, da wohn' ich und bin immer daheim."

„Ich komme bald zu Euch."

„Ist recht," sagte der Mann und ging eilig wieder in sein Haus zurück an seine Arbeit.

„Das ist das Schloß," sagte Jung Alois, auf das Gebäude deutend; er wurde belehrt, daß die Gemeinde das Schloß angekauft und Rathaus und Schule daraus gemacht.

Der Schultheiß schaute zum Fenster heraus und nickte. Jung Aloys ging sofort hinauf und legte seine Legitimation und Vollmacht vor. Er erhielt den Bescheid, daß es dessen kaum bedurft hätte, denn man glaube sich um dreißig Jahre zurückversetzt, so ähnlich sehe er seinem Vater, nur habe er den höheren Wuchs des Geschlechts derer vom Mathes vom Berg.

„Du wärst ganz dein Vater," sagte der Schultheiß, Jung Aloys am Kinn fassend, „wenn du nicht den Bocksbart da hättest."

„Und du bist ganz gut rasiert," entgegnete Jung Aloys, dem Schultheiß sein glattes Kinn streichelnd.

Der Schultheiß fuhr zurück. Das ist keck, daß der junge Mensch so schnell gefaßt ihm thatsächlich entgegnet; aber es ließ sich nichts dawider sagen und thun.

Vor sich hinlächelnd ging Jung Alovs die Treppe herab. Wie wird der Vater sich freuen, wenn er ihm erzählt, daß er die hochmütige Zutraulichkeit gleich bar heimbezahlt hat. Sie mögen alle Tolpatsch sagen, sie sollen's merken, daß ein Amerikaner sich von niemand oben herab behandeln läßt.

Auf der Straße wartete die Muhme, und viele hatten sich zu ihr gesellt. Einer der Schulknaben, denen er auf der Steige begegnet war, hatte einen Verwandten von des langen Herzles Kobbel gebracht. Jung Aloys konnte berichten, daß derselbe im Wohlstand sei und auch im neuen Nordstetten in Amerika wohne; er hatte ihm sogar Geld für arme Verwandte mitgegeben. Noch viele andere kamen und fragten nach ihren Angehörigen, die in ganz anderen Staaten wohnten. Jung Aloys wußte nicht Bescheid zu geben, aber alle geleiteten ihn weiter das Dorf hinein.

„Wir haben ihn! Wir haben ihn!" wurde an das Schmidjörglis Haus gerufen.

Aloys fragte, was das sei, und hörte, daß man einen zugeflogenen Bienenschwarm eingefangen habe.

„Das ist ein gutes Zeichen," bedeutete die Muhme, „o, das beste. Denk' nur, ein Bienenschwarm bei deinem Angang eingefangen. Gott Lob und Dank, Besseres hätt' man sich nicht wünschen können."

Aloys ließ sich diese Rede still gefallen. In der Alten Welt ist eben noch viel Aberglauben.

„Wo willst du denn absteigen?“ fragte die Muhme.

„Bei dir.“

„Ja, bei mir ist's armselig. So ein Herr, wie du, muß in der tapezierten Stube im Adler wohnen.“

Die Muhme hatte vielleicht erwartet, daß Jung Aloys Einsprache thue, aber er sagte ganz einfach: „Ist recht.“

Die Muhme fügte hinzu:

„Und die junge Adlerwirtin ist auch von deines Vaters Seite verwandt mit dir, sie ist die Bruderstochter von deines Ohms Frau. Verstehst du?“

„Nein.“ Alles lachte.

Erst mit Hilfe anderer wurde Aloys endlich klar, daß die Adlerwirtin die Tochter Ivos sei, und seines Vaters Bruder hatte ja eine Schwester Ivo's zur Frau.

Ja, das ist einmal so, wer sich nicht im Vetterles- und Bäsles-Wald zurechtfinden kann, der taugt nicht in unsere oberdeutsche Heimat.

Ein junger Mann in verwahrloster Kleidung, den etwas zerdrückten Cylinderhut schief auf dem Kopfe, kam unsicheren Schrittes vom oberen Dorfe herab.

„Da kommt der Ohlreit!“ hieß es, und durcheinander wurde gerufen: „Ohlreit, jetzt kannst englisch schwätzen! Ohlreit, sprich englich, da ist auch ein Amerikaner!“

Der junge Mann kam auf Aloys zu und redete ihn mit heiserer Stimme in der That englisch an, Aloys erwiderte ablehnend in derselben Sprache und ging weiter. Der Angetrunkene schaute ihm, gläsernen Blickes vor sich hin murmelnd, nach.

Jung Aloys wurde berichtet, daß dies des Schreiner Philipps Trudpert sei, der vor bald einem Jahre mit viel Geld heimgekommen war, aber nichts zu thun wisse, als zu prozessieren und sich täglich zu betrinken und ständig auf alle Welt zu schimpfen.

Der Landbriefbote stellte sich Jung Aloys als Sohn des Soges vor und erhielt den Gepäckschein, um den Koffer von der Bahn hierher zu bringen.

Beim Adler staunte alles, da Jung Aloys fragte, wo denn die Linde sei, bei der vor Zeiten immer große Holzbeugen aufgeschichtet waren. Nur ältere Leute wußten sich dessen noch zu erinnern. Der alte Tolpatsch hatte seinen Sohn offenbar gut unterrichtet.

Vor allem aber hatte er ihm gesagt: Die Erbschaftsgeschichte ist ein guter Vorwand. Hol dir eine Frau aus unserer Heimat. Am liebsten wär's uns, du brächtest eine Tochter vom Ivo und der Emmerenz.

Die Adlerwirtin war eine anmutende Erscheinung und Aloys hätte gern gefragt: Hast du noch eine ledige Schwester, die dir gleicht?

Aber Jung Aloys war bedachtsam genug, nicht sofort seine Absichten kundzugeben.

„Wo ist der Adlerwirt?" fragte er.

„Er muß bald heimkommen, er ist auf dem Sulzer Markt. Wir brauchen eine frischmelkige Kuh."

In guter Manier, zu der die Adlerwirtin beifällig nickte, bat Jung Aloys die Muhme, ihn jetzt eine Weile allein zu lassen. Die Muhme sah verwundert drein, daß sie so ohne weiteres heimgeschickt wird, sie blieb indes dabei, sie wolle in der Wirtsstube warten, bis Aloys wieder herunter käme; aber sie mußte doch heimgehen, bevor er wiederkam, denn bei aller Herzlichkeit für das ganze Dorf und vorab für die Muhme, wollte er seine Ruhe und stilles Besinnen nicht dran geben.

Wie wunderlich ist es doch in der Welt, so in ein Dorf zu kommen, wo in jedem vom ersten bis zum letzten Haus bei Nennung deines Namens sich Erinnerungen erwecken und jedes an deinem Leben teilhat! Wie viel hat der Vater aufgegeben, sich von allem dem loszureißen und allein oder doch nur mit wenigen Altvertrauten das Leben neu anzufangen. Der Stamm muß gesund sein, der, aus der Gemeinschaft des Waldes versetzt, zu neuem Gedeihen kommt.

Drittes Kapitel.

Es war noch Tag, als der Adlerwirt heimkam, denn die Eisenbahn hat das Gute, daß sie das Ausbleiben abkürzt. Der Landbriefbote hatte den auffällig schönen Koffer auf das Fuhrwerk geladen, das den Adlerwirt erwartet hatte, und so wußte dieser bereits von der Ankunft des Aloys und kam zu ihm auf sein Zimmer. Auch der Adlerwirt war von bekanntem Geschlechte, er war der Sohn des sogenannten Studentle, der indes schon seit Jahren verstorben war. Aloys richtete nun den Gruß vom Vater an den Sohn aus.

„Unsere Väter sind gut Freund gewesen, wir wollen's auch sein," sagte der Adlerwirt, und Aloys reichte zur Bestätigung nochmals die Hand, indem er sagte: „Ich trete hier nicht bloß das Erbe von der Base in Seebronn an, ich erbe lauter gute Freundschaft."

Der ist wie sein Vater, dachte der Adlerwirt und sein lauernder Blick nahm einen wohlwollenden Ausdruck an, indem er laut sagte: „Wenn du über jemand Kundschaft haben willst, frag nur mich; du wirst gut dabei fahren. Haben wir lang die Ehre von dir?“

„Ich weiß noch nicht, wie lang ich bleibe. Mein Vater schickt mich auch zu deinem Schwiegervater, zum Ivo. Hat er noch Kinder im Haus?“

„Freilich. Noch eine Tochter und einen Sohn, der ist aber nicht daheim, er wird Tierarzt.“

Ueber das Gesicht von Jung Aloys ging etwas, dessen Sinn, wie er glaubte, niemand errate, aber der Adlerwirt erriet es doch. Denn drunten in der Stube sagte er seiner Frau:

„Behalt im Sinn, was ich dir jetzt sag'. Du gefällst dem jungen Tolpatsch.“

„Schäm' dich, was sind das für Reden!“

„O, Hoffart! Es geht ja gar nicht auf dich. Der ist da — aber behalt's bei dir und sag's niemand — aber halt! Es ist besser, ich sag' dir's gar nicht.“

„O du! Du hast getrunken und weißt nicht, was du schwätzst. Du hast gar nichts, du willst mich nur neugierig machen.“

„Gut. Also ich sag' dir, der Jung Aloys ist da, um deine Schwester Ignazia zu holen. Jetzt sei aber gescheit, sonst verdirbst du die Sach'.“

Die beiden konnten nicht weiter allein reden, denn bald war die Wirtsstube gesteckt voll; alle wollten Jung Aloys sehen, der bald frisch gekleidet eintrat. Sie staunten, wie schnell er sich zurecht fand, wer dieser und wer jener sei und von wem die jüngeren abstammten; sie lachten, da er die Unnamen kannte und klatschten in die Hände und schlugen auf den Tisch, als er sagte, man solle ihn nur den jungen Tolpatsch heißen.

„Der ist gescheit!“ sagte die Adlerwirtin hinter dem Schenktisch, „weil er's ihnen erlaubt hat, wird ihn jetzt gewiß niemand so heißen.“

„Ist des Maranneles Jörgli nicht da?“ fragte Jung Aloys.

„Der ist schon lang tot.“

„Wie geht's denn der Frau?“

„Halt so so. Sie ist viel bettlägerig.“

„Hat sie Kinder?“

„Ja, fünf. Ein Sohn ist ihr im Krieg umgekommen, der war der beste Trompeter, und eine Kanonenkugel hat ihm die Trompet vom Mund weg und den Kopf dazu abgeschossen. Sie

hat auch zwei Söhne drüben (in Amerika), sie lassen aber nichts von sich hören und sehen. Eine Tochter von ihr ist an den Forstwart in Ahldorf verheiratet, und eine hat sie noch daheim, die sieht grad aus, wie wenn sie dem Jörgli aus dem Gesicht geschnitten wär', und sie geht auch so soldatenmäßig und ist die beste Kirchensängerin. Die wär für übers Wasser."

Ein jeglicher schien seinen Beitrag zur Schilderung geben zu wollen, und dabei ließen sie sich tapfer auftragen, Wein und Bier, je nach Lust.

Die Adlerwirtin stellte sich hinter den Stuhl von Jung Aloys und fragte leise:

„Soll ich alles, was da verzehrt wird, auf deine Rechnung schreiben?"

„Nein," entgegnete Jung Aloys ebenso leise, „es zehrt jeder für sich."

Die Adlerwirtin hatte nicht Zeit, eine Meinung über diese Bestimmung zu fassen oder gar kundzugeben, denn eben trat der Schuster Hirtz ein; Jung Aloys ging ihm entgegen, hieß ihn an seine Seite sitzen und rief der Wirtin, eine Flasche vom besten zu bringen. Hirtz aber lehnte entschieden ab, er trinke seinen Schoppen für sich und lasse sich von niemand freihalten. Die Anwesenden verzogen das Gesicht, da Aloys schnell hinzufügte: „Ist gut. Ich erlaube mir also nicht jemand freizuhalten." Nun war's bekannt, jeder mußte seinen Abendtrunk selbst bezahlen.

Der Vater hatte Jung Aloys freilich gesagt, er möge einen Freitrunk geben und Jung Aloys war, wie wir schon noch erfahren werden, ein folgsames Kind, wie es deren in Deutschland und in Amerika wenige gibt. Dennoch wußte er, daß der Vater da nur eine Anweisung gegeben, es aber sicherlich nicht mißbillige, wenn der Sohn seinem eigenen Sinne folgte und der stand nun darauf, die Leute sollten nicht des Trinkens wegen, sondern weil er der Sohn des Aloys war, ihm die Ehre geben, und schließlich verdroß es ihn doch, daß man es noch wagte, den Vater Tolpatsch zu nennen.

Jung Aloys war sonst nicht ruhmredig, aber als jetzt auch der Schultheiß und die drei Lehrer kamen, erzählte er, daß der Vater Friedensrichter und im Kriege zum Hauptmann erwählt worden sei; Ludwig Waldfried, der drüben im Murgthal wohnt, sei sein Oberst gewesen.

Die Stimmung schien sich daraufhin doch etwas in höhere Tonart zu finden, man hörte hin und her, wie stolz man auf den guten alten Genossen war.

„Ist er auch noch lustig?“ wurde gefragt, und Jung Aloys erzählte, wie viel sie daheim singen und der Vater fast so lustig sei wie der Großvater, der Mathes vom Berg, der alle Lieder wisse.

Jung Aloys bat nun, daß man auch hier singe, aber es hieß, daß es nicht mehr der Brauch sei, wie in alten Zeiten; es sei aber jetzt ein Gesangverein da, und der Oberlehrer versprach, denselben am Sonntag für den Ehrengast zusammenzuberufen.

„Ich meine,“ sagte ein junger Mann — es war der jüdische Lehrer — „ich meine, es wird im Dorfe weniger gesungen, seitdem der lahme Klaus, der Stricker, die Ziehharmonika spielt.“

Kaum hatte er das gesagt, als der Stricker Klaus auf Krücken hereinkam und mit großer Kunstfertigkeit schöne Weisen erklingen ließ. Bald indes sprach man hin und her und wie um die Musik zu übertönen, wurde das Gespräch immer lauter und lebhafter.

„Mir kommt's so vor, als ob wenig junge Bursche im Dorf seien,“ sagte Jung Aloys.

„Er hat recht. Er hat's schnell heraus. Das ist vor Zeiten anders gewesen,“ wurde ihm erwidert, und der Schultheiß sagte:

„Da ist der Preuß' schuld.“

„Wie so der Preuß'?“

„Es muß jetzt eben alles Soldat werden, da gibt's wenig heimgezogene junge Bursche mehr.“

Aloys fragte den Stricker Klaus, ihm heimlich Geld zusteckend, ob er die Weise vom schwarzbraunen Mädichen spielen könne. Er konnte es, und nun sang alles, und Jung Aloys am eifrigsten, er wußte sämtliche Strophen, die fast niemand mehr kannte.

„Das hab' ich noch vom Großvater, vom Mathes vom Berg gelernt,“ rief er fröhlich. Der Abend schien schön und heiter zu verlaufen, da hieß es plötzlich:

„Der Ohlreit kommt.“

„Heißt der Mann denn Ohlreit?“ fragte Aloys.

„Er welscht immer so,“ wurde erwidert, und schon von draußen hörte man ihn rufen: All right.

Verschlafen blinzelnd kam Ohlreit an den Tisch und wollte englisch reden. Aloys antwortete ihm deutsch. Indes erlustigte sich alles mit dem Verkommenen, und Aloys sah, daß die Leute mehr Freude an einem Gehänselten haben, als an einem Geachteten, und Männer, die den ganzen Abend den Mund nicht aufmachten als zum Trinken, waren jetzt plötzlich überaus redselig.

Aloys ging mit dem Schuster Hirtz, der seinen Schoppen ausgetrunken hatte und keinen Tropfen weiter genoß, auf die Straße. Da stand ein Trupp Mädchen, sie flogen auseinander bei seiner Annäherung, nur eins blieb stehen.

„So ist's recht,“ sagte der Schuster, „laß du die Gänse springen.“

„Guten Abend,“ sagte das Mädchen, zu Aloys gewendet, und dieser erwiderte:

„Danke. Wer bist du?“

„Des Maranneles Tochter. Die Mutter läßt grüßen und läßt sagen, Er soll doch auch zu ihr kommen; sie ist leider Gottes bettlägerig.“

Jemand in der Nähe zündete mit einem Zündhölzchen seine Pfeife an, es leuchtete kurz, und Aloys sah zwei große, helle Augen, dann war wieder alles dunkel, und „Gut Nacht,“ schloß das Mädchen und huschte wie ein Wiesel davon, bevor Aloys ein Wort erwidern konnte.

Der Schuster ging mit Aloys noch nach dem Hause des Mathes vom Berg, wo die Muhme wohnte, aber hier war alles dunkel und still, die Muhme schlief bereits.

Aloys begleitete den schweigsamen Mann noch bis zu seinem Hause, er war auch schweigsam, denn es bewegte sich gar viel in seiner Seele. Der Mond schien hell, da und dort bellte ein Hund und krähte mit dünner Stimme ein junger Hahn, der sich wohl noch nicht recht in die Zeit fand. Hirtz sagte:

„Also, da bin ich daheim, und da findest du mich immer. Das Haus hat vormals dem blinden Konradle gehört, dein Vater hat dir gewiß auch von ihm erzählt, er hat dich, wie's scheint, von allem unterrichtet.“

„Ja, und mir gesagt, Ihr sollet mir in allem raten, und die Mutter hat noch gesagt, der Hirtz, der kennt die Menschen, der hat den Leisten von jedem im Dorf.“

„Ja, dein' Mutter, die ist immer ein aufgeweckt Mädle gewesen. Ich kann mich just nicht berühmen, ein großer Menschenkenner zu sein, aber so viel weiß ich: vom König bis zum Kesselflicker, in Amerika und bei uns sind alle Menschen gleich, sie stecken alle barfuß in den Strümpfen.“

Aloys lachte, dann fragte er:

„Was ist der Adlerwirt für ein Mann?“

„Er ist kein unebener Mann und der richtige Sohn des Studentle; von dem Gebot: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, hält er's besonders mit dem zweiten Teil.“

„Lebt der alte Buchmaier noch?“

„Ja, aber er ist am Auslöschen. Er ist über achtzig.“

„Mein Vater hat mir einen besonderen Gruß an den Buchmaier aufgetragen, auf diesen ist er besonders stolz.“

„Ist auch ein Ehrenmann, aber von Amerika will er nichts wissen, das ist so seine Eigenheit; von seiner Sippschaft hat niemand nach Amerika auswandern dürfen. Aber jetzt gute Nacht. Morgen ist auch noch ein Tag. Laß dir was Gutes träumen in der ersten Nacht bei uns.“

Aloys ließ sich wachend noch was träumen. Er ging durch die Hohlgasse und zwischen den Gartenhecken hinaus vor das Dorf.

Der Weizen blühte, und ein nährsamer Duft schwebte über den Feldgebreiten.

Der Nachtzug von der Eisenbahn leuchtete und dröhnte im Thal, und jetzt schwanden die Lichter und verklang das Dröhnen drüben im Hochdorfer Tunnel. Stille war's ringsum, nur von der Steingrub herüber tönte das halb verschlafene Quaken eines Frosches, aber auch die Wachtel schlug noch jetzt in der Nacht und der Wachtelkönig antwortete drauf.

Die Kette der rauhen Alb lag hell im Mondenschein und eine Burg war deutlich sichtbar.

„Das muß der Hohenzollern sein. So sieht also eine Stammburg aus,“ dachte Aloys vor sich hin.

Es klingt und schwingt etwas in stiller Mondnacht über die Heimatberge, dessen sich auch der junge Amerikaner nicht erwehren konnte. Horch! Die Glocke im Dorfe schlägt an und jetzt die drüben in Ahldorf und noch eine andere, wohl von Mühlen oder Hochdorf, und jetzt deutlich von den verschiedenen Türmen in Horb. Am Tage hören die Dörfer einander nicht, aber in der Nacht sprechen sie miteinander mit eherner Stimme. Hier sind deine Vorfahren gewandert und auch deine Eltern, die jetzt drüben in weiter Ferne sind, dort ist Tag, sie sind bei der Arbeit und denken dein.

Wunderlich! Das Marannele hat also noch eine Tochter. Hat das der Vater gewußt? Gewiß! Sonst hätte er ja nicht ausdrücklich gesagt: „Schau, am besten ist's, du holst dir eine Frau von daheim und du kannst mir als Schwiegertochter heimbringen, wer dir gefällt, arm oder reich, Jud' oder Christ, wenn's nur schaffig und gesund ist, ist mir alles recht und der Mutter auch. Erkundige dich nach der Familie beim Schuster Hirtz und auch beim Ivo. Am liebsten wär' mir freilich, du bekämest eine Tochter vom Ivo und der Emmerenz, die wohnen da droben bei Freiburg und die haben gewiß gute und schöne Kinder, er ist auch ein Bruder, du weißt, was das sagen will. Wir können

hier niemand brauchen, das nicht über den Katechismus hinaus denkt. Der Ivo hat sollen Geistlicher werden, und sie ist eine rechtschaffene Magd gewesen, das ist gewiß ein gutes Geschlecht und bei guten Gedanken aufgewachsen, hell im Kopf. Aber bring' du, wen du magst. Nur bring' mir nicht eine Tochter vom Marannele und dem Jörgli. Weiter sag' ich dir nichts, das andere kannst du dir denken."

Ja wohl kann ich mir's denken, und es ist gut, daß ich's weiß, sagte Jung Aloys zu sich, als er endlich wieder ins Dorf zurückkehrte. Er nahm sich vor, sobald die Erbschaftssache bereinigt sei, zu Ivo zu reisen, und es macht sich ja ganz geschickt, daß er hier bei dessen Tochter wohnt, vielleicht reist die Adlerwirtin mit, oder doch ihr Mann.

Als Aloys gegen das Wirtshaus kam, sah er von ferne, wie dem Ohlreit herausgeleuchtet wurde.

„Spiel auf!" rief der Ohlreit, und der krumme Klaus ging mit der Ziehharmonika voran und spielte Yankee Doodle nach der Hintergasse zu, wo Ohlreit wohnte, aber Klaus verknüpfte schnell auch die amerikanische Melodie mit der vom schwarzbraunen Mädichen.

Viertes Kapitel.

Von Haus zu Haus im ganzen Dorfe suchte heute jedes mit einem neuen Gedanken in der Seele den Schlaf.

Ein Sohn des Tolpatsch ist da! Wie lang hat man nicht an den gedacht, und es ist auch nicht möglich, die Gestorbenen und Ausgewanderten alle in Gedanken zu behalten; jedes hat genug mit sich selbst zu thun und mit dem, was um einen herum lebt.

„Wie sieht er denn aus?" fragte da und dort eine Frau den aus dem Wirtshaus heimgekehrten Mann.

„Ganz gut," lautete die Antwort, „er hat eine schwere goldene Uhrkette und einen großen Ring, aber von Freihaltingen ist er nicht daheim. Jedes hat seine Zech' bezahlen müssen. Ist das schön?"

„Just nicht besonders. Aber mir ist das ein Zeichen, daß er reich ist."

„Kann schon sein. Hände hat er, doppelt so breit wie die meinigen, und mit wem meinst, daß er am zutraulichsten gewesen ist?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Mit dem Schuster Hirtz. Da steckt was dahinter."

„Ist er noch ledig?"

„Kann wohl sein."

„Gib acht, der holt sich eine Frau von hier. Gewiß des Hirtzen Madlen', ich thät's ihr gunnen, sie sieht ganz elend aus von dem Telegraphen-Klöppeln, und der Ohlreit, der kommt nie mehr auf."

„Laß mich in Ruh, mich geht der Tolpatsch mit seiner ganzen Sippschaft von Haut und Haar gar nichts an."

So wurde in vielen Häusern gesprochen, bevor man sich zum Schlaf wendete.

In einem Hause aber dauerte das Gespräch noch lange.

In den sogenannten Hinterhäusern, nicht weit vom neuen Kirchhof, steht ein breites Haus mit Scheune und weitläufigen Ställen; die Scheune ist nur halbvoll, die Ställe sind fast ganz leer; denn zwei Kühe und ein sechswöchiges Kalb sind in dem weiten Raume fast wie verloren. Zu Lebzeiten Jörglis war's freilich anders; da waren vier Rosse in dem einen und sechs Kühe im anderen Stall und in der Scheune, meist aber vor dem Hause, stand ein großer Stellwagen, der zwölf Sitze hatte, ungerechnet die vier Plätze auf dem Deck.

Der Ernährer, der alles dies leitete, liegt nun da drüben auf dem Kirchhof, er war bis zu seinem Tode ein lustiger Kamerad gewesen, und wie er vor Zeiten als stolzer, junger Kavallerist durch die Dorfgassen jodelte, so jodelte er noch oft vom Bock herunter, wenn er dreimal in der Woche mit seinem eigenen Stellwagen zur Hauptstadt und wieder heimfuhr und auf dem ganzen Weg, in Städten und Dörfern, sah er lauter fröhliche Gesichter, denn alles hatte den Jörgli gern und lachte ihm zu. Ja, auch der Hund, der neben dem Wagen herlief, teilte die Beliebtheit seines Herrn; nie kam er in Raufhändel, was freilich sich auch daraus erklärt, daß es kein Hund war, sondern eine Hündin und um diese raufen sich wohl die Hunde, sie selbst aber wird nie angegriffen.

Jörgli ist, wie die Rede lautet, vor seiner Zeit gestorben, denn er hatte Backen fast so rot wie seine Scharlachweste und wie die nahe aneinander gereihten silbernen Knöpfe drauf, so glänzten seine Zähne aus einem Munde, der für jedes am Wege eine Scherzrede hatte.

Bei seinem Tode fand sich, daß durch die Anschaffung von Pferd und Wagen das Bauerngütlein verschuldet war, aber die Witwe konnte doch noch mit ihren Kindern Nahrung auf eigenem

Felde bauen, freilich nur knapp. Zwei erwachsene Söhne, statt der Mutter zu helfen, wanderten aus, ein Acker und eine Wiese mußten zu ihrer Ausstattung und Ueberfahrt verkauft werden. Der jüngste Sohn, in Gestalt und Lustigkeit ganz seinem Vater gleich, war im letzten Krieg gefallen.

In der Kammer, deren Fenster nach dem Kirchhof geht — man sieht ihn aber nicht, denn der Nußbaum am Hause und die Obstbäume im Garten verdecken den Ausblick — da leuchtete der Mond auf die Decke eines Bettes, in dem eine Frau vor sich hinmurmelte:

„Was hat man davon, daß man einmal jung und übermütig gewesen ist und jedes hat einem schön gethan? Da lieg' ich jetzt wie eine verhutzelte alte Birn' im Gras. Aber schön ist's doch gewesen, wie ich den Tolpatsch tanzen gelehrt hab'! Bist von klein auf ein guter Tralle gewesen, ein weiches Herz, hast gewiß auch meiner gedacht, hast mich gern gehabt, mehr als gut gewesen ist, hab' dir's nicht vergelten können. Was kann ich dafür? Hast uns gewiß durch deinen Sohn was sagen lassen oder auch was geschickt. Weißt denn, daß ich noch leb'? Freilich ein Leben, der Tod wär' besser. Wo nur das Marannele so lang bleibt! Es wird sich doch nicht zu ihm ins Wirtshaus setzen! Meine Kinder sind fort und meine eigenen Füße wollen nicht mehr gehen.“

So klagte die Frau in einsamer Nacht, jetzt hörte sie den krummen Klaus spielen und den Ohlreit johlen, dann war alles still.

Es schlug Viertelstunde auf Viertelstunde, und vom Thale herauf klang der Pfiff der Lokomotive.

„Es ist gleich elf Uhr. Wo nur das Kind bleiben mag. Marannele!“ rief sie laut, „Marannele! Bist denn noch nicht daheim?“

„Ja freilich, schon lang,“ antwortete es aus der Kammer. „Ich hab' gemeint, Ihr schlafet.“

„O nein! Komm herein und erzähl'.“

Das Mädchen kam herein und setzte sich auf das Bett der Mutter. Diese fragte:

„Hast ihn gesehen? Was hat er gesagt? Wie sieht er aus?“

„Ich hab' ihm Euern Gruß ausgerichtet, aber wie er aussieht, das weiß ich nicht; wir sind im Schatten gestanden und er hat einen Hut auf, so breit wie ein Regendach. Groß ist er und breit und hat eine Stimme wie ein Oberamtmann.“

„Was hat er zu dir gesagt?“

„Zu mir? Nichts. Ich hab' ihn aber gehört, wie er mit dem Schuhmacher Hirtz geredet hat. Wie er auf uns zukommen

ist, sind meine Gespielen alle davongerannt und haben mich fast umgerissen; ich bin aber stehen blieben und hab' ihm Euren Gruß ausgerichtet."

„Und was hat er dir drauf gesagt?"

„Nichts. Ich weiß nicht. Wie ich's heraus gehabt hab', bin ich eben auch davongerannt."

„O du Tättele du! Aber schon gut, er hat nun doch in der ersten Nacht hier eine Gutnacht von mir, und er müßt' nicht sein Sohn sein, wenn ihm das nicht in der Seele blieb'! Freilich, die Menschen in Amerika verwachsen sich, der Ohlreit sagt, daß die Zwetschgenbäume drüben allemal zu Pflaumenbäumen werden, aber ein Tannenbaum wird doch kein Birnenbaum. Schon gut. Morgen in aller Früh machst das Haus sauber, von oben bis unten, und putzest das Bild ab, das draußen hängt, das von dem Soldat zu Fuß. Wirst sehen, er kommt gleich morgen. Und weißt was?"

„Was?"

„Morgen in aller Früh gehst in die Frühmess'. Wirst sehen, er kommt auch und da —"

„Nein, Mutter, das thu' ich nicht. Ich thät' mich vor unserm Herrgott schämen."

„So? Da laß es bleiben." —

Während hier von ihm gesprochen wurde, stand Jung Aloys am offenen Fenster und atmete mit bewegter Brust die Heimatsluft seines Vaters, bald trat er zurück, öffnete seinen Koffer und schrieb:

„Liebe Eltern! Ich will euch nur gleich sagen, daß ich gut hier angekommen bin. Ich bin in einem Zug von Hamburg hierher gereist. Mir ist gewesen, wie wenn ich in Europa keine Nacht anderswo daheim sein könnte, als eben in Nordstetten, und wie wenn hier ein Wunder auf mich wartete. Aber es ist alles wie überall.

Lieber Vater! Das muß ich Euch aber gleich sagen: Auf der Eisenbahn habe ich Menschen auf das neue Deutschland schimpfen hören. Warum, haben sie mir nicht deutlich machen können, aber es gibt eben immer und überall Menschen, die unzufrieden sind.

Der Tannenzweig, der da einliegt, ist vom Baum an der Gemarkungssäule. Ich lege auch ein Blatt bei vom Nußbaum an des Großvaters Haus. Vom Lerchensang, den ich zum erstenmal im Leben recht gehört habe, kann ich nichts schicken.

Die Muhme Rufina ist noch ganz munter, aber sie spricht so, daß ich sie nur schwer verstehe und überhaupt auch sonst. Ich werde mich schon dran gewöhnen.

Es ist doch schade, daß bei uns daheim kein Nußbaum fortkommt.

Wie oft habt Ihr mir von Eurer Heimat erzählt, aber sehen ist doch noch anders. Es macht sich gut, Ihr habt's wohl nicht gewußt, daß die junge Adlerwirtin die Tochter vom Ivo ist, sie ist erst seit Ostern verheiratet, und ihr Mann ist ein Sohn vom Konstantin. Ich bin hier in lauter Vettern und Basen eingewickelt und das Marannele ist Witwe und hat noch eine Tochter. Ich schreibe bald wieder.

Euer Aloys.

Nachschrift. Lieber Vater! Morgen besuche ich den Buchmaier, wie Ihr mir aufgetragen. Es soll höchste Zeit sein, denn man erwartet stündlich seinen Tod.

Großvater! Der Nachtwächter singt nicht mehr so, wie zu Euern Zeiten."

Fünftes Kapitel.

Als Aloys in der Frühe erwachte, hieß es, der alte Landolin sei schon lange da und warte auf ihn. Aloys ging hinab, aber der Alte bat, mit ihm auf sein Zimmer gehen zu dürfen und, als ob er's bis dahin verhalten habe, fing er plötzlich an, heftig zu weinen. Aloys suchte ihn zu beruhigen, und der Alte sagte:

„Ja, ja, du hast das linde Herz von deinem Vater und es ist Gottes Fügung, daß ich von allen im Dorfe zuerst dich angesprochen habe. Ich habe dich nun was zu fragen. Wie lang bleibst du bei uns?"

„Mindestens zwei bis drei Wochen."

„Das macht sich gut. Von heut über acht Tagen hast's wieder auf Heller und Pfennig."

Der Alte brachte nun unter sehr vielen Wendungen und Beteuerungen vor, daß sein Sohn, bei dem er im Leibgeding lebte, nichts davon wisse, aber wenn Aloys helfe, werde der Alte bis an sein Lebensende die besten Tage dadurch haben.

Aloys mußte sich erst unterrichten lassen, daß es in Deutschland Sitte sei, daß ein Vater sein Besitztum abgebe und sich in Abhängigkeit von einem Kinde versetze.

Der Alte brachte endlich den Wunsch um ein Darleihen für seinen Sohn vor, der in acht Tagen durch Heuverkauf wieder zu Geld käme.

„Ich habe kein Geld zum Verleihen.“

„Der Adlerwirt gibt dir, was du verlangst.“

„Da kann er's ja selber Euch geben und ich glaub', daß Ihr's zur Zeit heimzahlt, aber wenn's nicht wär', ich könnt' Euch nicht verklagen. Das schickt sich nicht für mich.“

Aloys brachte das nicht in mildem Tone vor, er hatte geringes Mitleid mit der Armut; sie erschien ihm fast als Laster. Er war wieder ganz Amerikaner. Dem Alten blieb wieder der Mund offen vor Erstaunen und jetzt kam die Magd und sagte Aloys, es warte jemand draußen, der ihn notwendig sprechen müsse. Draußen stand der Adlerwirt und warnte Aloys, dem Alten Geld zu geben; er sei ein Ehrenmann, aber sein Sohn mißbrauche ihn, dieser warte schon hinterm Garten, bis der Vater wieder was für ihn geborgt habe, und es sei eine Schande fürs Dorf, daß Aloys gleich am ersten Tag so überlaufen werde.

Aloys fragte, ob er dem Alten was schenken dürfe; es wurde verneint und als Aloys wieder in sein Zimmer kam, merkte er, daß der Alte gehorcht hatte, der nun auf den Adlerwirt schimpfend bald davonging.

Sonntäglich geputzt kam die Muhme. Aloys konnte nicht umhin, auf ihr andringendes Fragen zu gestehen, daß er ein Mädchen aus rechtschaffener Familie, dem er gefalle, als Frau heimbringen wolle.

Die Muhme wurde überaus heiter bei dieser Mitteilung, aber plötzlich unterbrach sie sich:

„Hab' schon gehört,“ sagte sie, „des Jörglis Marannele hat dir gestern noch einen Gruß sagen lassen. Laß dich nur mit der falschen Schlange nicht ein. Am besten ist, du gehst ihr gar nicht ins Haus.“

„Das werde ich doch müssen.“

„Aber andere Leut' und rechte Leut' kommen zuerst dran. Ich bin deines Großvaters Schwester. Nicht wahr, ich darf alles sagen?“

Aloys bezwang seine Ungeduld über die umständliche Weise, die wohl hier zu Lande üblich ist, und er sagte:

„Ja wohl. Ich folg' Euch gern, wo ich's einseh'.“

„So ist's recht. Dein' Mutter hat mir auch immer gefolgt und du siehst, wie gut es gangen ist. Ich hab' sie und deinen Vater zusammengebracht. Jetzt bei dir ist's freilich anders.“

Die Muhme erzählte, daß es sich ganz geschickt füge, wenn er ein Mädchen aus dem Ort haben wolle. Am nächsten Sonntag sei Hochzeit, freilich nur eine kleine von einer Witfrau und einem Schneider; der junge Krappenzacher, der habe das Heiratgeschäft von seinem Vater ererbt und habe die beiden zusammengebracht. Wenn man wolle, sage der Krappenzacher den ersten Bauerntöchtern aus der Gegend Bescheid, die seien auch gerne bereit, wenn sie einen reichen Amerikaner bekommen könnten.

„Und noch dazu einen aus so einer Familie wie die unsere," setzte sie in neuem Adelsstolze hinzu. „Aber weißt, was das Gescheiteste wär'? Hast's ja gestern gesehen. Wenn man die Immenkönigin fangen will, muß man eine Immenkappe aufsetzen. Ich will aussprengen, du seiest schon verheiratet, dann bist du wie der Mann, der eine Nebelkappe hat überziehen können. Kennst du die Geschicht' vom hörnenen Siegfried? Es ist einmal ein Mann gewesen —"

Aloys dankte; das war doch zuviel, daß sich ein Amerikaner am hellen Morgen ein deutsches Märchen erzählen läßt, und als Amerikaner fühlte sich jetzt Aloys wieder. In der Nacht hatte ihn etwas von deutscher Traumsucht angefaßt, das ist verflogen. Aloys verabschiedete sich bei der Muhme und sagte, er müsse zum Buchmaier.

„Ist recht," bestätigte die Muhme, „das ist der beste Mann und das beste Haus. Wärst du nur ein halb Jahr früher kommen, da hat er noch eine ledige Tochter gehabt . . ."

Wenn man die Leute kennt und den Weg weiß, geht man nicht irre, sagt man bei uns daheim. Jung Aloys schien diese unwiderlegliche Wahrheit aufs neue zu beweisen. Er war gut unterwiesen, von Vater und Mutter und noch dazu vom Großvater. Dieser hatte ihm besonders die Namen der besten Sänger angegeben, die meisten waren aber bereits in den himmlischen Liederkranz abberufen. Vater Aloys dagegen hatte viel Rühmens gemacht vom Buchmaier, dem „ersten Freibürger", so nannte er ihn stets.

Beim ersten Ausgang am Morgen sah Aloys eine Gruppe von Menschen bei der Schmiede, sie umstanden ein Pferd und drin in der Werkstatt brannte das Feuer.

Vom Vater her wußte Aloys, daß bei der Schmiede sich stets die beste trockene, das heißt trunklose Unterhaltung ergibt.

Er gesellte sich zu den Männern, als eben der Schmied das Eisen anprobierte. Er musterte das Pferd und sagte:

„Bei uns in Amerika thät' man sagen, das kann Wähler sein."

„Was soll das heißen?

„Das Pferd ist gut zwanzig Jahr alt.“

„Hat's erraten.“

Stolz und lächelnd fügte Aloys hinzu, daß in Amerika niemand dem Pferd den Fuß aufhebe, das thue der Schmied selber und beschlage es dabei ohne fremde Beihilfe.

Die Leute nickten einander zu, sich bedeutend, das sei amerikanische Prahlerei.

„Ist es denn wahr, was der Ohlreit sagt,“ fragte der Knecht, der den Fuß des Pferdes hochhielt, „ist's wahr, daß die Ochsen in Amerika so gescheit sind, daß sie ohne Peitsche sich aufs Wort regieren lassen?“

Aloys bestätigte und erzählte Näheres wahrheitsgemäß; aber wenig erbaut von der Wahrnehmung, daß man den Amerikanern nicht recht glaube, ging er davon. Er nahm sich vor, den Leuten nichts Auffälliges mehr zu erzählen, so wahr es auch sei.

Während er nun nach dem Hause des Buchmaiers wanderte, rief er sich jene Geschichte zurück, wie der Buchmaier eine gesetzwidrige Verordnung des Oberamtmanns Rellings mit seiner Axt durchhieb.

Als er an den abgeschlossenen einzeln stehenden Hof kam, rannte ihm aus dem offenen Thor ein schönes Fohlen entgegen, das den Kopf hoch hob, einen Augenblick still stand und den Fremdling mit seinen großen Augen ansah, dann aber ausschlagend in die Wiese rannte und ruhig graste. Im Hofe begegnete ihm der Pfarrer mit dem Ministranten, die Kreuz und Weihrauchkessel trugen, sie kamen aus dem Hause. Als sie vorüber waren, fragte Aloys die Knechte, die vor der Stallthüre standen, wie es mit dem alten Buchmaier sei, ob er noch lebe. Er erhielt zur Antwort, daß er noch bei voller Besinnung sei, nur eben am Auslöschen.

„Da kommt der junge Bauer,“ hieß es. Der junge Buchmaier fragte Aloys etwas unwillig, wer er sei und was er begehre. Während Aloys seinen Wunsch erklärte, war eine hochschwangere Frau hinzugekommen und sie sagte: „Ich mein', du solltest das dem Vater doch berichten. Nehmen Sie's nicht übel,“ wendete sie sich zu Aloys, „mein Mann ist jetzt natürlich verstört und nicht aufgelegt.“

Der junge Bauer ging hinauf, und bald wurde Aloys gerufen.

Sechstes Kapitel.

In einem Lehnstuhl saß der Buchmaier, die langen Haupthaare und der Bart waren schneeweiß, er saß in sich versunken, aber die markige Gestalt war noch wohl erkennbar.

„Vater! Der Aloys aus Amerika ist da," sagte der junge Bauer mit bebender Stimme. Erst nach einer Weile sagte der Kranke:

„Wo ist der Aloys? Wo? Komm her! Ich seh' nicht mehr gut."

Jung Aloys näherte sich ihm und der Alte tastete ihm mit zitternden Händen über das Gesicht. Jung Aloys erzählte, daß sein Vater und alle in Neu-Nordstetten des Buchmaiers gedenken, wie er damals mit der Axt in die eigenmächtige Verordnung des Oberamtmanns hineingehauen habe. „Der Vater sagt oft und oft," berichtete Jung Aloys, „damals wie er Euren Axthieb gesehen und Eure Worte gehört habe, sei ihm aufgegangen, was Freiheit ist."

Ueber das Antlitz des Alten ging ein Freudenstrahl.

„Mathes!" rief er.

„Vater! Was wollet Ihr?"

„Leg mir die Axt auf den Sarg und gib sie mir mit ins Grab. Es ist die kleine breite mit dem Ahornstiel."

„Ich weiß, Vater," erwiderte der Sohn und biß die Lippen, während große Thränen ihm über die Wangen rollten.

Die ältere Tochter des Buchmaiers kam herein mit ihrem Mann und ihren Kindern, die jüngst verheiratete Tochter kam mit ihrem Mann und ihren Schwiegereltern, Männer vom Gemeinderat stellten sich ein; die Stube schien die Menschen alle kaum fassen zu können. Der alte Buchmaier saß in sich versunken, plötzlich erhob er sich und rief: „Sie kommen! Sie kommen!" Er breitete die Arme aus, als müßte er Entgegenkommende ans Herz nehmen. Aloys eilte auf ihn zu und hielt ihn aufrecht. Der Alte wendete den Kopf hin und her und schien verwundert auf den Fremden zu schauen, dann erhob er das Haupt hoch, ein Leuchten zog über sein Antlitz, mit weit aufgerissenen Augen starrte er drein und mächtig erscholl seine Stimme: „Alle kommen sie wieder! Machet das Thor weit auf, alle sind sie wieder da. Lebwohl, Amerika! Guten Morgen, Deutschland! Hellauf! Grüß dich Gott, Lucian! Grüß dich Gott, Mathes vom Berg! So? bist auch wieder da, du guter Tolpatsch? Laß sie nur alle herein. Alle. Wieder daheim. Hell-

auf!" Er wankte, er sank zurück und hauchte seinen letzten Atem aus.

Auch alle Anwesenden hielten den Atem an, bis endlich der Gemeindeschreiber sagte: „Solch ein ehrenfester Mann wie der Buchmaier lebt nicht so bald wieder auf . . ."

Als Aloys das Haus verließ, gab ihm der junge Bauer das Geleite und sagte auf der Schwelle:

„Du bist ein guter Bote gewesen, du hast meinem Vater einen leichten lustigen Tod gebracht."

In der Wiese draußen vor dem Hofe wieherte das Füllen in den hellen Tag hinein, die Vögel sangen in der Luft und von den Bäumen; dennoch war Aloys schwer bedrückt.

Als tags darauf der Buchmaier begraben wurde, stand Aloys wie ein nächster Verwandter an der Seite des jungen Bauers, der ihm die Axt übergab, um sie in das Grab des Vaters zu versenken.

Aloys schrieb alle diese Vorgänge an seinen Vater, aber er schickte den Brief nicht ab; es könnte daheim den Kränkelnden doch zu sehr angreifen.

Er fuhr mit der Muhme Rufina nach Rottenburg und suchte vor allem die Erbschaftssache zu ordnen.

„Das ist ein scharfer Mensch, man sollt' nicht meinen, daß das der Sohn vom Tolpatsch sei," lautete das Urteil der Verwandten von Seebronn.

Er wurde indes doch dringend gebeten, über den Sonntag bei ihnen in Seebronn zu bleiben, sie waren eifersüchtig auf Nordstetten und fanden es unrecht, daß er dort blieb. Sie sagten ihm wiederholt, die Nordstetter seien Spöttler, und wenn er entgegnete, er habe noch nichts davon gemerkt, da hieß es: „Gib acht, wirst's schon noch erfahren." Aloys aber fühlte sich in Nordstetten mehr daheim als in Seebronn, wo er allerdings weit mehr Verwandte hatte, er wußte aber wenig von ihnen, denn man kam selten mit der hier ansässigen Schwester des Großvaters zusammen. Der Vater hatte richtig gesagt: ‚In Amerika gelten sieben Stunden Wegs gar nichts, aber daheim ist man von denen überm Neckar drüben getrennt, als läge ein Meer dazwischen.

Es gab auch schöne Mädchen in Seebronn und alle waren verwandt, aber Aloys war seltsam stockig. Er reiste nach der Hauptstadt zu seinem Konsul, und auch, um einen Verwandten zu besuchen, der als Soldat diente. Er sah das Gebäude, in dem sein Vater Soldat gewesen; es diente jetzt gewerblichen Zwecken, aber wahrhaft erschrocken war er, als er zum ersten-

male eine Kaserne sah, in der hundert und hundert junge Männer in ihren besten Jahren leben müssen.

„Gottlob! das haben wir in Amerika nicht," dachte er auf dem Heimweg. Als er wieder gen Nordstetten kam, war's ihm, als wäre er hier von je daheim, und er fand etwas, das daheim macht wie nichts anderes.

Wie damals der Vater Ivos, der Zimmermann Valentin, so arbeitete heute auf der Hochbux ein Mann mit der Breitaxt, um Balken zuzuhauen. Aloys stellte sich zu dem Manne und fragte, warum man nicht die Stämme in der Sägmühle zurichten lasse; der Mann erwiderte, daß es mehr Mühe und Kosten mache, die Stämme den Berg hinab und die zugerichteten Balken wieder herauf zu bringen.

„Nehmt Ihr keinen Gesellen an?" fragte Aloys.

„Ich möcht' schon, aber es ist mit den Gesellen ja nicht mehr auszukommen."

„Vielleicht doch," entgegnete Aloys und zog seinen Rock aus, faßte eine Breitaxt und arbeitete mit Ruhe und Sicherheit, daß der Meister ihm zunickte.

Die vom Felde Heimkehrenden staunten, und sie mußten von der Seltsamkeit drin im Dorfe erzählt haben, denn Männer und Frauen und Kinder kamen und schauten auf Aloys, dieser aber arbeitete ohne umzuschauen weiter. Auch der Ohlreit ging vorüber und lachte so unbändig als gezwungen, dann aber saß er lange auf einem Steinhaufen und starrte hinüber zu Aloys, der bei seiner Arbeit blieb, bis Feierabend gemacht wurde.

Und so arbeitete Aloys eine ganze Woche. Jetzt aber mußte er rasten, denn die Grundmauern zu dem neuen Hause waren noch nicht weit genug, um das Gebälke aufzusetzen.

Er ist ein gelernter Zimmermann, hieß es im Adler, er hat das goldene Handwerkszeug an der Uhr hängen. Die Adlerwirtin aber vertraute ihrem Manne, sie wisse das von ihrem Vater her, Aloys sei ein Bruder Freimaurer.

„Da paßt er ja doppelt in deine Familie," entgegnete der Adlerwirt, „aber sag's nicht weiter. Die Leute hier sind noch so altväterisch und denken sich Teufelszeug drunter." —

Dreschen ist kein Geheimnis, sagt man, und auf der Hochbux Bauholz zimmern, auch nicht.

Als Aloys am ersten Tage da draußen arbeitete, galt das für einen Spaß, für eine Wunderlichkeit des Amerikaners; als er aber Tag für Tag das Geschäft fortsetzte, mußten die Leute doch sich anders besinnen und im Adler wurde darüber hin und her geredet und der Schluß war: „Es ist weiter nichts als

Prahlerei, er will zeigen, wie er schaffen kann. Prahlhanserei ist's."

Die kluge Tochter Ivos und der Emmerenz mischte sich sonst nicht gern in das Gespräch der Männer, zumal wenn wie jetzt der Schultheiß das große Wort führte; sie war auch noch zu neu im Dorfe, um ihre Meinung geltend zu machen. Jetzt aber hielt sie sich nicht mehr und mit zornbebender Lippe rief sie:

„Ei ei! Was muß man da nicht alles hören."

„Still! Die jung Adlerwirtin hat was," rief der Ratsschreiber. „Laß hören. Gib her. Glaubst du, daß der jung Tolpatsch was anderes dabei im Sinne hat?"

„Ich mein', das mit dem Tolpatsch könnt' man jetzt einmal lassen. Ja, ich mein' grad das Gegenteil von Euch. Wenn's auch wär', wenn er auch zeigen will, was er ist und kann; ist denn das was Schlechtes, wenn einer für das gelten will, was er wert ist? Die Leute, die so bescheiden thun, daß man sie um Gottes willen nicht lobe, das sind nicht immer die ehrlichen und die guten. Ich muß grad heraus sagen: Ich höre da allfort Spott und Schimpf und im besten Fall Bedauern über den Ohlreit, und jetzt kommt einmal einer und will nicht müßig warten und in den Wirtshäusern herumliegen, bis er wieder fortgeht. Ist das nicht ehrenhaft? Ich mein' einmal so."

„Du kannst ja predigen wie dein Vater."

„Und recht hat sie."

„Und wahr ist's."

„Die jung Adlerwirtin muß Gemeinderat werden."

„Die ist wie die verstorbene Schultheißin, die hat man die Stellfalle geheißen. Sie kann lange schweigen, wenn sie aber einmal anfangt, lauft's auch über die Wiesen."

So schlug die Meinung um, und die junge Adlerwirtin verbat sich nur jeden Unnamen.

Als Aloys nun in die Stube trat, rückte jeder beiseite und jeder rief: „Setz dich zu mir! zu mir."

Man neckte ihn, er verstand indes nicht, was das heißen solle, daß die junge Adlerwirtin sein Advokat sei. Als aber die Gäste fortgegangen waren, setzte sich die Adlerwirtin zu ihm und sagte:

„Du hast mir bisher gefallen, so deine ganze Art, und jetzt gefallst mir noch viel mehr. Wenn mein Vater da wär', er thät dir die Hand geben und sagen: Brav so! Du bist auf dem Rechten. Nicht müßig gehen, bis die Schreiber bei Amt fertig sind, das ist das Rechte."

„Du hättest mir nichts sagen können, was mich glücklicher macht als das, daß dein Vater mir die Hand gäbe. Wenn mein Vater den Namen Ivo sagt, da ist lauter Glückseligkeit in seinem Gesicht. Hab' ich dir schon gesagt, daß ich zu deinem Vater reise?"

„Jawohl."

„Und . . ."

„Was und? sprich nur frei."

„Also ich gefall' dir?"

„Das ist kein Spaß für dich und auch nicht für mich."

„Und ich muß es doch noch einmal sagen. Also ich gefall' dir? Und glaubst du, daß ich deiner Schwester auch gefallen könnt'?"

„Du bist nicht versteckt."

„Nein. Meinem Vater wär's das Liebste und seit ich dich kenn', mir auch, wenn ich deine Schwester kriegen könnt'. Sieht sie dir gleich?"

„Sie ist größer und breiter und anderthalb Jahr älter als ich."

„Das ist alles kein Schaden. Könntest du es nicht machen, daß sie hierher käme?"

„Nein. Sie geht nicht von daheim fort."

„Wie meinst das? Auch nicht, wenn sie heiratet?"

„Wenn sie heiratet? Ja, wenn. Sie ist verliebt."

„So? darf man wissen in wen?"

„Ja freilich. In den Vater ist sie verliebt."

„Das ist kein Fehler. Darin nehm' ich's mit ihr auf."

„Du wärst mir ein lieber Schwager. Aber daß meine Schwester nach Amerika geht, das wird schwer halten. Ich mein', du solltest dir hier eine Frau suchen, es hat schöne und brave Mädle hier genug."

Die junge Adlerwirtin erzählte von ihrer Schwester Ignazia, die selber darauf gedrungen habe, daß die jüngere Schwester heirate, denn sie wolle den Vater nicht verlassen, sie verstehe die Landwirtschaft so gut wie ein Hohenheimer Professor; daneben lese sie auch mit dem Vater die Zeitungen und Bücher, und sie habe als Krankenpflegerin im letzten Krieg das Ehrenzeichen bekommen. Die Verwundeten willigten in die Operation nur ein unter der Bedingung, daß ihnen Ignazia die Hand hielt. Uebrigens, schloß sie, könne man nie wissen, wie ein Mädchen gewonnen werden könne; Aloys solle sein Glück versuchen, denn glücklich werde der, der Ignazia heimführe.

„Ignazia! Ein seltsamer Name," sagte Aloys.

„Dein Vater hat dir gewiß vom Nazi, der ein treuer Knecht bei meinen Großeltern war und nachher als Bauer meinem Vater viel aufgeholfen hat, erzählt; der hat bei meiner ältesten Schwester Gevatter gestanden und davon hat sie den Namen Ignazia bekommen. Es gehört ihr auch ein besonderer Name; denn so wie sie gibt's keine zweite mehr. Sie ist für sich gar nicht stolz, aber wenn sie heiratet, muß es ein Mann sein, auf den sie stolz sein kann."

Jung Aloys sah betroffen auf. Er war in die alte Heimat des Vaters gekommen mit dem sichern Gefühl, daß er nicht nur die Ehre seiner Familie, sondern auch die Ehre von ganz Amerika mit sich bringe. Selbstverständlich würde jedes frohlocken, dem er sich zuneigt, und nun sah er sich gedemütigt; Zaghaftigkeit und Bangen überkamen ihn. Dennoch sprach er voll Mut, wie wenn noch ein anderer Mensch aus ihm rede. Er bat die Adlerwirtin, an ihre Schwester zu schreiben, daß er komme und warum er komme; er wolle keinen Vorteil vor ihr voraus haben.

„Ich verstehe nicht, wie du das meinst?" entgegnete die Adlerwirtin.

„Ich hab's so gemeint: Ich komme als Freier ins Haus und deine Schwester soll das so gut wissen, wie ich, und sich danach verhalten. Ich hab' keine Zeit zum langen Ausproben. Sie weiß, von welchen Leuten ich bin, und ich weiß, von welchen Leuten sie ist, und mit gutem Willen und wenn sie just nichts gegen mich hat, können wir gut miteinander leben."

Die Adlerwirtin wußte nicht recht, was sie hierauf sagen sollte; es ist doch ein seltsames Gemisch von Gutherzigkeit und Hochmut in dem Amerikaner.

„Bis wann willst du reisen?" fragte sie.

„Ich möchte gern das Haus richten helfen. Ich lasse nicht gern halbe Arbeit, und mein Vater hat mir erzählt, wie schön das Maiensetzen hier ist. Ich muß warten, bis die Grundmauern soweit heraus sind. Ich sage nicht gern etwas gegen die Leut hier zu Lande, aber grausam langsam sind sie. Morgen ist auch ein Tag, heißt's immer."

Siebentes Kapitel.

Nächst der jungen Adlerwirtin war der Schuster Hirtz am meisten erfreut von der Arbeitsbethätigung des Jung Aloys, und dieser saß am liebsten bei dem alten treuen Genossen seines

Vaters in der Werkstatt, die gar ruhig nach dem Grasgarten zu gelegen war.

Schuster Hirtz hatte, wie sich das fast von selbst versteht, auch einen Sohn in Amerika. Er hatte ihm einen Brief an seinen Jugendfreund Aloys mitgegeben, aber der Sohn hatte ihn nicht abgeliefert, war in New-York hängen geblieben und hatte seit Jahren nichts von sich hören lassen. Hirtz meinte, daß er wohl im Kriege gefallen, aber Jung Aloys bestritt das, denn es sei in dieser Hinsicht große Ordnung gewesen und es wäre sicher Kunde davon gegeben worden.

Zwei andere Söhne von Hirtz hatten eine Schuhfabrik in der Hauptstadt, und der Vater sagte, es sei einmal so bei der neuen Freizügigkeit, es dränge und treibe alles nach den Städten hin, aber das werde sich schon einmal wieder umdrehen.

Während die Menschen übers Meer und in die Städte zogen, saß Hirtz vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeitsam auf seinem Dreibein, und seine Aecker mehrten sich und im Hause war gutgeschmalztes Essen. Nur nach dem Mittagessen ruhte er, die nackten Arme auf der Brust übereinandergeschlagen, eine Weile, und da sprach er auch nicht gern, sonst aber war er gesprächsam und spendete gern von seiner still angesammelten Weisheit. Da er als Ehrenmann anerkannt war, hatte man ihm die Postablage übertragen, welche die eine Tochter besorgte, während die andere, als Telegraphistin angestellt, täglich morgens nach dem Bahnhofe hinabging und abends wieder heimkehrte.

Ja, Vater Aloys hatte seinem Sohne die beste Weisung gegeben, denn Hirtz sah Menschen und Dinge scharf und gut.

„Ich habe noch ein gutes Auge und nur zur Arbeit brauche ich die Brille,“ sagte er bisweilen.

Jung Aloys sammelte viel ein, was er dem Vater zu berichten hatte, und ihm selber auch that es wohl, zu vernehmen, wieviel tüchtige Menschen im Dorfe seien; aber obgleich er seinen Sinn auf Ivos Tochter gerichtet hatte, fragte er doch nach dieser und jener Bauerntochter, auf die der junge Krappenzacher hingewiesen; auch die Tochter des Papierers von Egelsthal war durch einen Neffen von des Herzles Kobbel in Vorschlag gebracht. Hirtz aber ging nur mit kurzen Worten auf diese Nachforschungen ein, er mißbilligte die Art, wie die Muhme ihren Neffen zu Markt brachte und wie dieser sie gewähren ließ. Um so freigebiger aber war er mit seiner angesammelten Weltweisheit.

„Mich freut's,“ sagte er, „daß du fleißig bist, es ist mir

ein Zeichen, daß du auch wahrhaftig bist. Wer nicht fleißig ist, muß lügen; muß sich selbst belügen und andere belügen. Denk drüber nach. Ich hab' lang gebraucht, bis ich das fertig gekriegt hab'. Und wenn's mit der Lüge nicht mehr geht, muß sich der Müßiggänger umbringen, stückweise, er muß sich betäuben durch Trunk und sonst allerlei. Und die Cigarre, das ist ein ganz neues Unglück. Da hat man kein' Pfeif' mehr zu stopfen und zu putzen und hat immer eine Spielerei in der Hand. Sieh dir den Ohlreit an, halbe Tage lang sitzt er da und bläst Nullen in die Luft und sieht zu, wie sie sich ringeln und wie sie zerfließen; der mit Rauch ausgefüllte Müßiggang ist ein großes Unglück. Das kannst deinem Vater auch berichten."

„Vielleicht wär' dem Ohlreit zu helfen, wenn man ihm ein ander Geschäft gäbe."

„Halt, das ist euer Amerika! Da werden die Menschen ungetreu."

„Ungetreu? Mein Vater —"

„Ich mein's nicht so, ich mein's so: sie haben keine Treue zu ihrem Handwerk. Macht man mit einem andern mehr Geld, so werfen sie das gewohnte Handwerk weg. Ist's nicht so?"

„Aber ich mein', es kommt eben dadurch, daß die Leute ausgewandert sind von allem Angewohnten daheim, und in der Neuen Welt neu auf die Welt kommen."

Hirtz schaute Aloys groß an. Er wollte sagen: Schau, schau, des Tolpatschen Sohn hat nicht unebene Gedanken. Er griff auf seinem Werktisch hin und her, als ob ihm jemand sein Handwerkszeug durcheinander gebracht und seine beste Ahle entwendet hätte.

„Ich lasse jedem seine Gedanken, ich behalte aber auch die meinen," schloß er, indem er weit ausgreifend den Draht wichste, die Borste in den Mund nahm und den Knieriemen schärfer einlegte.

Aloys ging nun mit seinem Anliegen heraus, er sagte, daß er die Tochter Ivos freien wolle.

„Es ist nur noch eine da, die Ignazia."

„Ebendie."

Schuster Hirtz sah ihn über die Brille weg groß an. Was sich so ein Amerikaner nicht alles einbildet! Er glaubt, nur kommen und pfeifen zu dürfen und die feinste und beste lauft ihm zu. Mit schelmischem Lächeln erwiderte er:

„Allen Respekt! Ja, wenn du die kriegst, da kannst du froh sein; aber schad wär's, die nach Amerika zu geben."

Aloys drückte es hinab, daß Hirtz einen Widerwillen gegen

Amerika hatte; der Mann hat da einen verlorenen Sohn, und so gescheit er sonst ist, er läßt sein Unglück ganz Amerika entgelten. Er ging daher über den letzten Ausruf weg und fragte:

„Also Ihr kennet die Ignazia?"

„Sieh, dort oben, da steht ihr Leisten. Wenn du bis nächste Woche wartest, kannst du ihr ein paar Doppelsohlenstiefele mitnehmen. Ja, die Ignazia, sie ist bei der Hochzeit ihrer Schwester hier gewesen und viel in meinem Haus. Ich habe als Soldat mitgespielt in der Jungfrau von Orleans, dein Vater ist auch dabei gewesen. Erinnere ihn nur dran. So eine, wie die Jungfrau von Orleans, könnte auch die Ignazia sein; aber sie hat keinen Aberglauben, sie ist freisinnig und hell wie der Tag. Jetzt sag, ist denn da schon was fertig gemacht?"

Aloys mußte verneinen, und je mehr Hirtz das Glück pries, eine solche Frau zu gewinnen, um so zaghafter wurde Aloys.

„Ich hab' eine Bitt'," sagte er endlich, „darf ich fragen, wieviel Ihr an einem Tag verdienet?"

„Darf ich fragen, warum du das fragst?"

„Weil ich Euch gern das bezahlen möcht'. Man sagt bei uns in Amerika, die Welt ist ein Markt, wo man für Geld alles haben kann. Die Freundschaft kann ich freilich nicht bezahlen, aber Euren Arbeitsertrag. Ihr thätet mir den größten Gefallen, wenn Ihr mich zum Ivo begleiten möchtet, oder vorausginget und mit der Ignazia von mir sprächet."

Hirtz lehnte entschieden ab.

Aloys saß lange still verdrossen. Die Menschen sind hier doch nicht so, wie der Vater meint; sie lassen nicht alles stehen und liegen und helfen einer dem anderen.

„Ich habe noch was fragen wollen," begann er endlich.

„Frag nur."

„Ich versteh' nicht, was das ist mit dem Ohlreit. Keiner kann mir's ordentlich erzählen. Wollet Ihr?"

„Nicht gern."

„Aber ich möcht' bitten."

„Nun denn, die Sach' ist so:

Bis zum Tod des Schreiners Philipp hat man nicht gewußt, daß das so vermögliche Leute sind und so schönes Geld haben neben ihren Aeckern. Sie haben gar genau gelebt, und die Frau ist eine von den stillen Schafferinnen, die früheste am Morgen und die späteste am Abend. Ihre Freude waren natürlich die beiden Kinder. Der Trudpert ist damals sechzehn, siebenzehn Jahr alt gewesen, wie der Vater gestorben ist, und man sagt, der Bub sei nicht gut gegen seinen Vater gewesen,

aber die Mutter hat alles vertuscht und den Trudpert verzogen. Ich muß das sagen, sie hat schwer gebüßt, aber eine Schuld hat sie auch gehabt, freilich nicht so, wie sie gestraft wurde.

Damals ist der Auswanderungsteufel bei uns umgegangen, und auf einmal heißt's, der Trudpert geht auch fort. Es weiß kein Mensch warum, er selber eigentlich auch nicht. Die Mutter kommt zu mir und bittet mich, ihm abzureden. Aber da hilft nichts. Fort will ich, war seine einzige Antwort und dabei ist es verblieben.

Man weiß jetzt, seitdem so viele zurückkehren, nicht mehr, wie es damals beim Auswandern gewesen ist. Das Weinen hat kein Ende genommen. Kannst dir denken, wie es der Mutter vom Trudpert war. Sie hat von da an nicht mehr ordentlich gearbeitet. Da draußen auf der Hochbux ist sie jedesmal gesessen, wenn der Briefbot' die Steig' herauf gekommen ist und hat ihm entgegen gerufen: Hast Brief' an mich von meinem Trudpert?

Wie nun Monate vergangen sind ohne Brief, hat sie nimmer gefragt, sie hat nur die Hand ausgestreckt, und wenn sie nichts bekommen hat, hat sie die Hände wieder gefaltet und hat gebetet: Lieber Gott! Laß es ihn nicht entgelten, daß er seine Mutter tausendmal umbringt, und er hat doch so gut schreiben gelernt. . .

Schau, ich hab' nicht zu entscheiden, welche Religion die beste ist. Ich mein' fast, wie der Doktor gesagt hat, die beste Religion ist noch gar nicht da. Das aber muß man den Juden nachsagen, noch kein Jude aus dem Ort hat die Seinigen daheim vergessen, jeder schickt was, selbst die, wo drüben Dienstboten sein müssen, schicken was heim. Ich mein', das kann doch keine schlechte Religion sein."

„Gewiß nicht. Aber wie ist es weiter mit der Frau geworden?"

„Einmal haben sie hier einen dummen Spaß gemacht oder eigentlich einen niederträchtigen. Ein Ausgewanderter aus Betra kommt die Steig' herauf und da rufen sie:

Der Trudpert kommt!

Die Mutter eilt die Straße hinab, und wie sie den fremden Menschen sieht, der sie anlacht, rennt sie ins Feld hinein, und erst spät in der Nacht hat man sie gefunden, drunten am Neckarufer im Wald, da wo der große Ameisenhaufen ist, sie war tropfnaß; man meint, sie hab' sich ertränken wollen. Gewisses aber weiß man nicht, und sie hat nichts davon bekannt. Von da an ist sie immer stiller geworden und mit einem Wort: sie hat sich hintersinnt.

Wie damals die Nachricht vom Untergang der Austria gekommen ist — es sind auch von hier und von Empfingen dabei gewesen — da war natürlich viel Wehgeschrei und Herzeleid, aber die Schreinerin ist fast lustig gewesen und hat gerufen: Jetzt ist er ertrunken. Es hat nichts genützt, daß man ihr gesagt hat, das Schiff sei ja nicht von Amerika gekommen, sondern dahin abgegangen; sie ist dabei geblieben, ihr Trudpert sei mit dem Schiff ertrunken.

Wenige Wochen drauf hat sie aber doch immer wieder den Briefträger abgewartet.

Ich habe zu erzählen vergessen, daß sie noch bei hellem Verstand — ich habe als Zeuge unterschrieben — ein Testament gemacht hat, worin sie dem Trudpert, statt des gesetzlichen Erbes, nur den landesrechtlichen Pflichtteil unter Abzug des Ueberfahrtsgeldes vermachte, das übrige der Tochter, die unterdes geheiratet hatte, und ihren Kindern.

Wir redeten ihr ab, aber sie sagte damals: Wenn er zu meinen Lebzeiten wiederkommt, gilt ja das Testament nichts, und kommt er nach meinem Tod, soll er spüren, was es heißt, der Mutter das Leben abkränken.

Sie ist vor einem Jahr gestorben, der Trudpert ist wiedergekommen, bevor er das Ausschreiben von der Testamentseröffnung hat zu Gesicht bekommen können, und das ist ein Zeichen, daß er in der Hauptsache die Wahrheit spricht: er ist von selber gekommen.

Er ist gut bei Geld gewesen und hat anfangs groß gethan und als ob er nichts von dem Erbe wollte. Mit der Zeit aber hat er den Prozeß angefangen und möchte den Beweis führen, daß seine Mutter damals schon irrsinnig gewesen. Das thut er, der sie durch seine Unkindlichkeit später dazu gebracht hat."

„Entsetzlich!" rief Aloys.

„Jawohl," bestätigte Hirtz, „und doch, sag' ich dir, ist noch etwas brav in dem Menschen und er wäre noch zu retten. Ich glaub's ihm, daß er aus Reue heimkommen ist und gern alles hätte wieder gut machen wollen. Freilich, die Jahre und den Verstand hätt' er seiner Mutter nicht mehr geben können."

Hirtz stand auf und atmete schwer, er mochte auch seiner Söhne gedenken und halb vor sich hin schloß er: „Das Gesetz mit dem Pflichtteil der Ausgewanderten scheint hart, ist es aber nicht. Wer so davongeht und nicht daran denkt, für die Eltern was zu thun, wenigstens ihr Herz nicht verhungern zu lassen, der soll auch nichts von den Eltern haben . . ."

Aloys ging von Hirtz weg auf den Bauplatz. Er half das

Haus richten, freilich ohne die Feierlichkeit, die er erwartet hatte, und nun bereitete er sich zur Reise zu Ivo. Er wollte nicht einmal mehr warten, bis er die Schuhe für Ignazia mitnehmen konnte. Nur eines, was er bisher von Tag zu Tag verschoben, hatte er noch zu erledigen: er mußte des Jörglis Marannele besuchen.

Achtes Kapitel.

„Er läßt mich warten. Ja, wer denkt an eine dürre alte Frau. Von seinem Sohn hätt' ich das doch nicht geglaubt. Aber der Rufina soll die Zung' verbrennen, die ist an allem schuld. Ich glaub' an keinen Menschen mehr. Ich bin eine vergessene verlassene Witib."

So jammerte und fluchte Marannele auf ihrem Lager, und es nützte nichts, daß die Tochter sie zu trösten versuchte, Aloys arbeite als Zimmergesell; die Mutter hatte doch erfahren, daß er am Abend bei diesem und jenem im Dorfe Besuch gemacht habe, er scheine unter Anleitung der Muhme zu leben, denn er sei am längsten immer dort geblieben, wo heiratbare Töchter im Hause seien.

„Sieht er lustig aus?" fragte die Mutter.

„Es kommt mir nicht so vor."

„Kennt er dich? Hat er dich begrüßt?"

„Nein. Er sieht kaum auf."

In der That war Aloys nicht gut gelaunt, denn er mußte zum Ueberdruß hören, wem er eigentlich gleiche; die einen behaupteten, er gleiche mehr seinem Vater, die anderen seiner Mutter, die meisten aber sagten jetzt, er ähnele vorzugsweise dem Großvater, dem Mathes vom Berg. Daneben waren die Menschen so ungeschickt, ihn geradewegs zu fragen, ob er sich bald entscheide, eine Frau mitzunehmen; denn die Muhme hatte den jungen Krappenzacher ins Vertrauen gezogen, ihrem Neffen die Fürnehmste zu verschaffen. Jung Aloys sagte der Adlerwirtin, daß er entschlossen sei, in nächster Woche zu ihrem Vater — Ivo — zu reisen, und vielleicht käme er von da gar nicht mehr hierher zurück. Der Adlerwirt schrieb einen Brief an seinen Schwäher, worin er den Ankömmling meldete. Er fand es besser, das geradewegs Aloys zu sagen, das war nicht nur ehrlich und gab Zutrauen, es band auch Aloys, sich in nichts anderes einzulassen.

Aloys hatte wohl in Erinnerung, daß ihn Marannele am

ersten Abend hatte begrüßen lassen, aber daß sie eine Tochter hatte, war ihm zuwider; der Vater hat also nicht umsonst gewarnt und am besten ist, sie gar nicht kennen zu lernen. Die Alte wird freilich gekränkt sein, daß er sie nicht besucht, aber man kann nicht allen Menschen helfen, und zudem ist es eine widerwärtige Sache, die Frau zu sehen, die die Geliebte des Vaters war, ihn verschmähte und einen anderen vorzog. Dennoch regte sich etwas in ihm — das hat er doch vom Vater — das ihn wie eine Sünde plagte, eine alte kranke Frau durch Vernachlässigung zu kränken.

Er kannte das Haus recht wohl, er war schon mehrmals dran vorbeigegangen und als er nun mit dem jüdischen Schullehrer, der sich ihm angeschlossen hatte, wieder vorüberging, hörte er einen Jodelgesang mit mächtiger Stimme.

„Wer ist das?"

„Des Jörglis Maranneles Tochter."

„Wie heißt sie?"

„Auch Marannele. Sie haben sie den ersten Abend gesprochen, sie hat Ihnen einen Gruß von ihrer Mutter ausgerichtet. Das Jodeln hat sie von ihrem Vater. So lustig jodelt keiner mehr im Ort. Er war auch ein freisinniger Mann, wie wenige mehr hier; er ist aus dem Gemeinderat zu mir gekommen und hat mir gratuliert, als ich Gemeindelehrer geworden bin, wie meine christlichen Kollegen auch."

Der Lehrer trug Aloys auf, seinem Vater zu erzählen, welchen Fortschritt man in der Heimat gemacht habe; denn es sei ja bekannt, wie gut sich sein Vater gegen des langen Herzles Kobbel benommen habe; drüben in Amerika begrüßen sich die Menschen nicht mehr als Religionsgenossen, sondern als Heimatsgenossen, und das Gleiche mache sich nun endlich auch im Vaterlande geltend. Jung Aloys war kein aufmerksamer Zuhörer, er schaute hin und her und wieder auf den Weg wie einer, der an sich hinreden lassen muß, was ihn eigentlich gar nichts angeht, gewiß aber nicht im gegenwärtigen Augenblick. Er verstand es indes nicht, in schicklicher Weise die Begleitung abzulehnen, zumal er glaubte, das sei wohl so im bevölkerten Dorfe, denn draußen auf seiner Farm kam ihm niemand in die Quere.

Endlich riß er sich doch los und ging nach dem Hause.

Der Gesang war verstummt, ein Mädchen saß auf der Hausbank, es hatte einen hellroten Rock an, der Oberkörper war nur mit dem straff anliegenden Hemde bekleidet, neben ihm lag eine Jacke, die bloßen Arme waren voll strotzender Kraft, und die sonngebräunten Backen so rund und frisch. Das Mädchen

nickte einem großen Leonberger Hund zu, der seinen Kopf an ihre Kniee drückte; jetzt brummte der Hund, sie schlug verwundert die großen blauen Augen auf, rief dem Hunde zu: „Ruhig! Kusch!“

Der Hund folgte. War das nicht derselbe Hund, den Jung Aloys beim ersten Angang gesehen und war das nicht dieselbe Stimme, die damals die gleichen Befehlworte gerufen hatte?

„Ei, Ihr seid's? Grüß Gott,“ rief das Mädchen. „Wollet Ihr zu uns?“

„Ja freilich.“

„Das wird die Mutter freuen. Das ist schön, daß Ihr kommet. Die Mutter hat Tag für Tag, jede Stunde auf Euch gewartet.“ Während sie sprach, zog sie abgewendet die neben ihr liegende Jacke an. Jetzt wendete sie sich flammenden Antlitzes um, er reichte ihr die Hand.

„Ein schöner Hund,“ war das erste, was er jetzt sagte, und der Hund schien die Worte zu verstehen, er drückte sich an das Mädchen und schaute ruhig auf den Mann.

„Und getreu ist er auch und gescheit. Ihr könnt ihn haben, wenn Ihr wollt. Wir haben ihn noch vom Vater her, wir wollen ihn aber nur einem guten Herrn geben, der ihn nicht an die Kette legt. Aber wartet jetzt eine Minute, ich will's der Mutter sagen, daß Ihr da seid, es könnte sie doch erschrecken. Ihr müßt ein wenig laut reden, sie darf's aber nicht merken; sie nimmt's übel, wenn man sie es merken läßt, daß sie fast taub ist. Du . . . bleib da! Bleib bei dem Herrn und sei brav, dann nimmt er dich mit,“ schloß sie lachend zu dem Hund und verschwand im Hause.

Der Hund blieb ruhig bei Aloys und blinzelte ihm zu. Aloys streichelte den Kopf des guten Tieres und dachte vor sich hin: wie fein und gut hat das Mädchen gesprochen und wie klingt ihre Stimme so gut.

Halt Aloys! Vergiß nicht, was dein Vater gesagt. Das wär' schön, wenn du just da . . .

„Du einfältiges Ding, was läßt ihn vor dem Haus warten?“ rief eine gellende Stimme oben.

Das Mädchen kam wieder und winkte Aloys mit den Augen, die größer geworden schienen, sie sagte leise: „Lasset Euch nicht anfechten, daß sie geschrieen hat.“

Aloys trat in die Stube. Aus der Kammer rief es:

„Kommet doch! Was machet Ihr so lang? Kommet herein miteinander.“

Neuntes Kapitel.

Die Thüre öffnete sich, Aloys stand still.

Das also ist das Marannele!

Die Alte mochte fühlen, daß der junge Amerikaner das dachte, denn sie rief:

„O lieber Aloys! Wie oft hab' ich das gesagt, aber der so heißt, hat's nicht gehört. Ja, lieber Aloys, nicht wahr, dein Vater hat dir gesagt, ich sei ein schön Mädle gewesen? Da siehst du jetzt, was aus einem schönen Mädle wird. Komm näher her!"

Die Augen der Mutter Marannele leuchteten zu dem Sohne, wie vor dreißig Jahren zum Vater, ihr Glanz schien derselbe geblieben.

„Verzeih, daß ich du gesagt habe. Ihr habt eine breite Hand und was für einen schönen Ring. Nicht wahr, meine Hand ist dürr? Gottlob, daß ich sie dem Aloys noch hab' geben können. Die Leute haben gesagt, er geht von hier fort, ohne bei mir gewesen zu sein, ich aber hab' gesagt, das kann der Sohn von meinem Vetter Aloys nicht übers Herz bringen, oder er ist sein Sohn nicht, und wenn alles andere nicht wär', verwandt sind wir doch auch."

„Jawohl sind wir verwandt, und saget nur auch du zu mir."

„Stell dich besser ins Licht, daß ich dich besser sehen kann. So, ja, es ist so, hab' schon gehört, du siehst dem Mathes vom Berg am gleichsten. Aber die Augen hast doch vom Vater und auch die Stirn und den Mund."

Aloys lachte.

„Ja, wenn du so lachst, das ist herzig das Lachen von deinem Vater. Die Gutheit hat aus ihm gelacht. Erzähl ihm nur, wie ich aussehe."

Aloys konnte mit Aufrichtigkeit erwidern, daß das Gesicht nicht anmutlos sei, daß es runzlig und verfallen war, brauchte er ja nicht auszusprechen.

„Jetzt sag mir, wie sieht denn dein Vater aus? Ist er auch so dürr wie ich?"

„Nein, er ist breit und dick; da seht, das ist sein Bild."

Jung Aloys zog ein Paket Photographien aus der Tasche und reichte eine davon.

„Ja, den hätt' ich nicht mehr erkannt, der sieht ja aus wie der alt' Buchmaier; ja dem sieht man das Wohlleben an,

ich gunn's ihm von Herzen, einen besseren Menschen, als er ist, gibt's auf der ganzen Welt nicht. Schau, dort hängt dein Vater."

Die Alte deutete auf ein koloriertes Bild, das an der Wand hing, worunter geschrieben stand: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterie-Regiment.

„Nimm's herab du!" rief sie zur Tochter. „O was sind die jungen Leut' jetzt! Wie ich so alt gewesen wie du, hätt' ich mir das nicht erst sagen lassen, ich hätt's von selber gethan."

Erschrocken ging Jung Marannele an die Wand und suchte das Bild herab zu nehmen, ihre Hand zitterte und Jung Aloys half ihr. So hielten die beiden das Bild des Vaters aus seiner Jugendzeit. Aloys hätte dem Mädchen gern gesagt: Ist brav von dir, daß du der keifenden Mutter nichts antwortest, und Marannele hätte gern gesagt: Ist brav von dir, daß du alles so geduldig anhörst.

Vielleicht sahen beide im begegnenden Blicke diese Worte.

„Hat mein Vater je so ausgesehen?" fragte Jung Aloys.

„Der Postur nach ja, und auch im Gesicht; nicht ganz, aber auch nicht weit gefehlt, und da steht's ja, das hat er selber geschrieben. Ach, lieber Gott! damals sind andere Zeiten gewesen."

„Das Bild scheint einmal zerrissen gewesen zu sein."

„Das ist ja eben die Geschicht'! Dein Vater hat dir gewiß davon erzählt. Freilich, so etwas erzählt man nicht gern einem Kind; es ist aber nichts Unrechtes dabei. Er hat mir das Bild geschickt, wie er Soldat gewesen, ich bin aber schon mit meinem Jörgli versprochen gewesen, und dein Vater war auch viel zu jung für mich und zu wehleidig, ich bin ein bißle scharf, aber nicht bös. Ich will mich nicht besser geben als ich bin. Wie er dann heimkommen ist, hat er das Bild zertreten, weil es noch in seiner Mutter Stube gehangen hat. Sie hat's aber doch nachher wieder zusammenflicken lassen. Und wie die Versteigerung von den Sachen deiner Großmutter war, bin ich eben hin ins Haus und hab' das Bild gekauft; es soll nicht verunehrt werden, es ist doch dein Vater und er hat was drauf gehalten, und mein Mann hat nichts dagegen gehabt. Wir haben's gehalten, Gott verzeih' mir's, fast wie ein Heiligenbild."

„Es ist Euch also sehr teuer."

„Ich hab's um den Wert vom Glas und Rahmen noch billig gekauft, ich glaub' um 26 Kreuzer. Es hat niemand drauf geboten gehabt, als der Schuster Hirtz. Wie er aber gesehen hat, daß ich's will, ist er zurückgestanden, er weiß doch,

daß ich deinem Vater näher gewesen bin als er. Wie ich höre, bist du arg gut Freund mit ihm."

„Er scheint mir ein Ehrenmann."

„Scheint nicht bloß. Ja, und da ist noch was. Der Turteltaubenkäfig ist auch von deiner Großmutter, aber die Turteltauben sind nicht mehr die alten, das sind junge davon."

Wie zur Bestätigung gurrten die Tauben aus dem Käfig.

Die Alte war offenbar zweifelhaft, wie sie über Schuster Hirtz sprechen solle, aber Aloys war nicht geneigt, ihr darin nach irgend einer Seite Beistand zu leisten. Er fragte daher:

„Den Käfig und die Turteltauben behaltet nur. Wäret Ihr aber nicht geneigt, das Bild herzugeben?"

„Ich weiß nicht." Es war ein lauernder Blick, mit dem die Alte den jungen Amerikaner betrachtete, dann fuhr sie fort, indem sie schnell eine andächtige Miene annahm: „Unser Herrgott weiß, ich kann nicht hinterm Berg halten. Was soll ich lügen? Wenn man so alt ist und bald vor den himmlischen Richter kommt. Ja, lieber Aloys, kein Mensch auf der Welt bekäm' es von mir als du. Du bist sein Sohn, du sollst's haben, ohne einen Kreuzer."

„Ich danke Euch, danke von Herzen."

„Es wird mir freilich and thun, das Bild nicht mehr zu sehen; in allen Ehren hab' ich das Bild Tag für Tag angesehen und dem Manne Glück und Segen gewünscht und es ist, gottlob! eingetroffen."

Aloys erwiderte ruhig:

„Darf ich das Bild gleich mitnehmen?"

„Schau, das hast du jetzt grad so gesagt, wie wenn's dein Vater gesagt hätte; ganz seine Stimme so von Herzensgrund. Marannele!" rief sie plötzlich in anderem Tone. „O lieber Gott, was ist denn heut mit dir? Muß man dir denn heut alles sagen und befehlen? Bist doch sonst — Jetzt hol dem Herrn Vetter ein Gläsle Kirschenwasser. Sag nichts dagegen, Aloys, ich trink' mit, es thut mir gut."

Jung Marannele ging still davon, und kaum war sie weg, als die Mutter leise sagte: „Komm näher her, ich hab' dir was zu sagen."

Zehntes Kapitel.

Die Alte nahm seine Hand zwischen ihre beiden dürren Hände und flüsterte:

„Sie ist sonst nicht so wie heut, sie ist ein aufgewecktes Mädle und ich zeig' ihr gern den Meister, und sie darf keine Widerrede machen. Das gibt nachher die besten Frauen."

Die Alte schien zu merken, daß sie zu vorschnell und zu weit gegangen war, denn sie setzte hinzu: „Es ist nicht mehr so wie vor Zeiten, daß alles auf und davon nach dem Amerika fliegen möcht'. Ich bin so allein. Aus dem Ort lasse ich kein Kind mehr. Ja, was hab' ich doch sagen wollen? Hast du mich nicht was gefragt gehabt?"

„Ob ich das Bild gleich mitnehmen kann."

„Von mir aus gern. Aber laß dir was sagen. Allem Anschein nach bist du ganz wie dein Vater und weißt auch nicht, wie schlecht die Menschen sind und wie sie einem alles verdrehen. Das Bild ist dein. In einer Ehrenfamilie wie die unsere ist ein Wort ein Eid. Bei minderen Leuten mag das anders sein, aber ich stamme auch von den Schorers ab. Wie ich höre, bist du gut gegen alle Menschen, aber laß dich in keine geringe Familie hineinziehen. Vergiß nicht, daß du ein Schorer bist. Deines Vaters Großvater und meiner Mutter Großvater sind Brüder gewesen —"

Die Alte war so ins Reden gekommen, daß sie nicht merkte, wie Aloys über die ewigen Vetterschaften lächelte, denn sie fuhr fort:

„Die Schorer, das ist von uralten Zeiten her ein Bauernadel. Dein Vater hat dir gewiß davon erzählt."

„Nein. Auf solche Sache halten wir in Amerika nichts. Mich hat's gefreut, wie ich die armseligen Häuser von meinen Großeltern beider Seiten gesehen hab'. Bei uns in Amerika ist das der Stolz, von geringen Leuten abzustammen und selber aus sich was gemacht zu haben."

Die Alte schaute verwundert um; auf ihre besten Trümpfe gewann sie keinen Stich. Sie gab aber das Spiel noch nicht auf und begann aufs neue.

„Nicht wahr, ich schwätz' viel? Ja, ich hab' eben zu viel mit mir allein geredet; die Tage und Nächte auf dem Krankenlager, da denkt man sich durch die ganze Welt durch. Also nicht wahr? Von dem Bild haben wir geredet? Folg mir und laß es da hängen, bis zu deiner Abreise. Die Leute könnten

drüber spötteln, und du hast das linde Herz von deinem Vater, dir thut so was weh. Sag. Kenn' ich dich und verstehe ich dich?"

„Zum Teil. Ich frage nicht viel nach dem Gerede. Aber Ihr habt recht."

„So hat's dein Vater auch in der Red' gehabt; er hat auch gern gesagt: du hast recht. Komm nur zu mir, so oft du willst. Laß dich dünken, ich wär' die Schwester von deinem Vater. Ach lieber Gott! Wenn ich nur sein' Schwester wär'!"

Sie weinte bitterlich und sagte dann: „Nicht wahr, das Bild, wie er jetzt aussieht, das darf ich behalten?"

„Von Herzen gern. Er hat mir noch ausdrücklich gesagt, Euch soll ich eins geben, wenn Ihr noch gut an ihn denkt."

„Und die anderen?"

„Die soll ich eben denen geben, die auch noch gut an ihn denken."

„O, du guter Aloys in der weiten Welt draußen! Bist von Kindsbeinen auf gutherzig gewesen und bleibst gut. Hast aber recht, man wird dick und fett dabei, wenn man nicht weiß, wie schlecht die Menschen sind. Marannele! Sag mir nichts. Ich seh' dir's an, du willst mir drein reden. Ich weiß, was ich sag', und ich sag's zu unserm nächsten —"

„Mutter! Ich hab' ja gar nichts —"

„Ist gut. Bleib dabei. Jetzt Aloys, glaub mir! Das ganze Dorf ist nichts als eine Räuberbande und Bettelpack, und die Reichen sind die Nichtsnutzigsten. Schau, wenn dein Vater morgen hierher käm' und wenn er noch einmal so brav wär' wie ein frisch vom Himmel hergeflogener Engel und er hätt' kein Geld, kein Mensch wendete ein Auge nach ihm. Auch wieder hier? thät's heißen. Hü Bläß! Hot Stromel! Und sie gingen mit ihren Kühen und Ochsen davon und ließen ihn stehen."

Von diesen Allgemeinheiten ging Marannele zu ganz genauen Persönlichkeiten über, sie ließ das ganze Dorf vom ersten bis zum letzten Haus vor ihrem Bette vorbeimarschieren und jeder bekam seinen Treff; besonders geschickt derjenige, der eine schöne Tochter hatte. Ueber die Mädchen selber sagte sie nichts Deutliches, sie winkte gegen Marannele hin, andeutend, daß sie vor ihrem Kinde nicht sagen dürfe, was da alles vorgehe. Sie schloß:

„Dir darf ich alles sagen und dir muß ich alles sagen. Ich weiß nicht, wie mir ist, ich bin wieder ganz jung. O was ist der Mensch für ein wunderliches Ding, das da drin, das wird nie alt —" sie deutete auf die Stelle, wo das Herz sein

soll, und sich wendend rief sie: „Jetzt hab' ich aber genug geschwatzt. Jetzt erzähl du: wie lebet ihr denn so in dem wilden Wald? Wie viel Geschwister seid ihr? Wie viel Häuser sind um euch herum und was für Leut'? Sind auch Arme da?"

„Ich erzähl' nicht gern von Amerika. Die Leute hier halten leicht alles für Prahlerei."

„Hast sie also schon so grundmäßig kennen gelernt? Ja, dir sieht man den hellen Verstand an. So jung und schon so . . . . Aber mir, lieber Aloys, mir kannst du berichten, bei mir ist's —" Sie konnte vor inniger Beteuerung kein Wort finden und Aloys erwiderte:

„Ja, also auf Eure letzte Frage will ich zuerst sagen: Arme gibt's eigentlich bei uns nicht, das heißt, es gibt Arme, aber das sind eben die Liederlichen. Wer schaffen will, braucht nicht zu hungern. Wir haben ein großes Bauerngeschäft. Wir ernten aber nicht wie hier mit Sichel und Sense, wir arbeiten mit der Mähmaschine, die arbeitet in einer Stunde, wozu zehn Mäher einen ganzen Tag brauchen."

„Und dein Vater kann noch immer gut schaffen?"

„Er thut nicht mehr viel als gärteln. Er hat mehr als zweitausend Pfirsichbäume gepflanzt."

„Zweitausend? So viel hat ja vielleicht das ganze Württemberger Ländle nicht."

„Wir verschicken viel Pfirsiche und lösen daraus ein schön Geld."

„Erzähl mir von deinen Geschwistern."

„Zwischen dem Basche und mir ist ein Geschwister gestorben. Jetzt sind wir noch fünf. Meine älteste Schwester, sie heißt auch Mechthilde, ist eine Lady, eine vornehme Frau, von den vornehmsten eine in der Stadt, ihr Mann hat eine Metzgerei und schlachtet alle Tage seine fünfzig bis sechzig Ochsen und gegen zweihundert Hämmel."

„O lieber Gott! Da geht's nicht hungrig her," unterbrach Marannele. „Aber erzähl weiter. Von deinem Vater."

„Ja, der geht nicht mehr weit weg vom Haus. Wie der Krieg ausgebrochen ist mit den Südländern, da hätten ihn keine zehn Roß' daheim gehalten, und die Mutter — besser versteht keine Frau ihren Mann — bevor er noch einen Laut gegeben hat, hat sie ihm gesagt: Geh du nur mit. Und er ist mitgangen und in großen Ehren heimkommen, leider mit einem Schuß im linken Bein schon im ersten Vierteljahr. Er hat im Regiment von Ludwig Waldfried gestanden, der jetzt da drüben bei der Freudenstadt wohnt. Das ist ein Mann! Er hat uns

besucht. Ich habe dem Vater versprochen, daß ich seinen Oberst aufsuche. Der Vater ist sein Adjutant gewesen —"

„Warum hat sich dein Vater nicht in seiner Uniform abbilden lassen?"

„Die Uniform gilt bei uns nichts. Es ist nicht so wie hier zu Land, wo die Beamten und die Offiziere, soviel ich sehe, sich für was Besonderes halten. Bei uns ist alles gleich. Wir sind freie Bürger."

„Ist auch besser. Jetzt sag: Hat's auch Wilde in eurer Gegend?"

„So nah grad nicht, aber wir sind auch schon mit ihnen zusammenkommen, ganz in Frieden, es sind Ehrenleute und stolz, und uns viel lieber als die Irländer. Das ist ein Lumpenpack oben heraus. Bis zu dem Krieg haben sie noch dazu immer gethan, als wenn sie was Besseres wären als wir Deutsche, und die Franzosen in der Stadt, die haben gelacht, daß man nur dran denken kann, die Deutschen werden nicht zu Wurst zusammengehackt. Ja, ihr daheim, ihr habt gewiß viel Angst ausgestanden, aber gewiß nicht mehr wie der Vater. Der hat jeden Morgen gesagt: Jetzt kommen vielleicht die Franzosen mit ihren Turkos die Horber Steige herauf und von Isenburg her und brennen und sengen und es kann niemand mit ihnen reden als der Franzosensimpel, wenn er noch lebt, und da hat der Vater auch von Euch geredet —"

Aloys hielt plötzlich inne, und die Alte fragte:

„Sag's nur, was hat er von mir gesagt? Ich nehm' nichts übel."

„Es ist just nichts Böses; er hat eben gesagt, das Marannele hat eine scharfe Zung', vor dem laufen die Franzosen davon."

Sie lachte gezwungen und Jung Aloys lächelte schelmisch, die Alte weiß nun doch auch, wie der Vater von ihr denkt; aus Gutmütigkeit fügte er indes hinzu, daß der Vater oft gewünscht habe, wenn er nur ganz Nordstetten bei sich aufnehmen könnte. Dann fuhr er fort:

„Jeden Abend hat eines von uns auf die Post reiten müssen und die Zeitung holen. Wir halten den ‚Schwäbischen Merkur' und wissen alles. Der Vater hat's voraus gesagt: Jetzt kommen die Deutschen zu Ehren, daheim und hier. Er hat nur gemeint, in der ersten Schlacht siegen die Franzosen, nachher aber sicher die Deutschen."

„In solchen Sachen ist dein Vater so gescheit?" suchte Marannele die Rede des Aloys in Bewegung zu erhalten, denn

er stockte, da er inne ward, wie unnötig es sei, das der alten Frau da zu sagen. Jetzt fuhr er fort:

„Ja, hier reden sie noch vom Tolpatsch; schön ist's nicht, aber was liegt dran? Der Vater ist ein Mann, so grundgut und so grundgescheit und so fest, einen besseren gibt's nicht in der Alten Welt und nicht in der Neuen."

Es kratzte etwas an der Thüre. Jung Marannele stand auf und verließ die Stube, es war ihr offenbar peinlich, wie die Mutter so viel in den guten Menschen hineinredete. Nach einer Weile kam sie wieder und Jung Aloys sagte: „Du hättest den Hund wohl hereinlassen dürfen. Ich habe die Hunde gern und die Hunde haben mich auch gern."

Das Mädchen schwieg, aber die Mutter rief:

„Wenn ich die Augen zumache, meine ich, dein Vater wär' da. Aber erzähl weiter. Sag, gibt's bei euch auch Schnee und ist es wirklich wahr, daß ihr keine Nußbäum' und keine Lerchenvögel habt, und daß dir das so viel Freude macht bei uns?"

Jung Aloys erzählte alles genau; er sprach eine Zeitlang dreinstarrend, wie wenn ein anderes die Worte für ihn hergebe, denn er dachte anderes, als er berichtete.

Mutter Marannele konnte gut fragen, sie hatte den Hauptschlüssel zu allen Verschlüssen in der Seele. Aloys fühlte sich so angeheimelt, daß er bekannte, es sei ihm, wie wenn er von Kindheit an bei der Base und ihrer Tochter gelebt hätte, und als er bei diesen Worten in das Antlitz der Tochter schaute, zuckte es ihm im Herzen, als wäre ein Blitz hineingefahren, und Jung Marannele fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als spüre sie leibhaftig den warmstrahlenden Blick von Jung Aloys.

Die Mutter richtete sich auf und jetzt war ein Augenblick, wo sie in der That wieder schön war, ihr Gesicht war wie durchleuchtet und in ihrer Stimme war ein Herzton, da sie sagte:

„Aloys, wenn du zu deinem Vater kommst, sag ihm, er soll mir auch verzeihen. Ich kann in der nächsten Stunde sterben, und es nimmt mir einen Stein vom Herzen, daß ich seinem Sohn das sagen kann ins lebendige Auge hinein. Sag ihm, er soll gut an mich denken in Zeit und Ewigkeit."

Sie hatte das mit großer Lebhaftigkeit gesprochen und ihre Wangen hatten sich gerötet.

Es herrschte geraume Zeit Stille, nur die Turteltauben gurrten.

„Jetzt, lieber Aloys," sagte die Alte, „du nimmst mir's

ja recht nicht übel, wenn ich dir sag': geh jetzt. Es hat mich so arg angegriffen. Marannele, gib dem Herrn Vetter das Geleit, und laß mich jetzt ein bißle schlafen. Ich spür's, lieber Aloys, dein Ehrenbesuch und alles Gute, was ich von dir gehört hab', macht mich gesund. Das ist besser als alle Doktor und Apotheker. Ich mein', ich könnt' jetzt aufstehen, aber ich will warten. Jetzt gehet miteinander und behüt' euch Gott."

Elftes Kapitel.

Mutter Marannele trank hinter den Weggehenden schnell das Kirschwasser aus, das Aloys hatte stehen lassen, dann legte sie sich in die Kissen zurück und schloß die Augen, aber ihre Züge lächelten.

Plötzlich richtete sie sich wieder auf und murmelte vor sich hin:

„Ich mein', ich könnte jetzt hören, wie sein Herz und wie ihr Herz schlägt. Die Welt wird immer wieder jung. Jetzt brennt's!" Es fiel ihr die Geschichte von dem Brandstifter aus Ahldorf ein, der sein Haus angezündet hatte und hierher ins Wirtshaus ging; er saß beim Schoppen und im Denken, was fern von hier vorging, rief er plötzlich laut: Jetzt brennt's!

Es brannte, aber doch anders als die Mutter gedacht hatte.

Jung Marannele und Aloys waren ohne ein Wort zu reden die Treppe hinabgegangen, er hielt sich am Geländer, sein Schritt war unsicher. An der untersten Stufe standen sie still und das Mädchen sagte: „Ich dank' dir tausendmal, daß du noch zu uns kommen und so gut zu meiner Mutter gewesen bist. Wie ich höre, gehst du bald wieder fort."

Jung Aloys schien das nicht zu hören, er drehte die hölzerne Kugel, die an der Treppenpfoste aufgesteckt war.

Jung Marannele öffnete die Hausthüre, ein warmer breiter Sonnenstrahl drang herein, auch der Hund kam mit lechzender Zunge, betrachtete die beiden, schüttelte den Kopf und legte sich in den Schatten unter der Treppe.

„Mach nur die Thüre wieder zu," sagte Aloys. Sie gehorchte. Er drehte fort und fort die Kugel, daß man das Rollen vernahm.

„Ich hab' dich was fragen wollen," begann er tief aufatmend.

„Frag du nur, es soll mir lieb sein, wenn ich dir Bescheid geben kann."

Jung Aloys zögerte lange, dann sagte er: „Besinn dich, der Hund erinnert mich an was. Bist du nicht an dem Tag, wo ich hier ankommen bin, draußen in einem Acker an der Horber Steige gewesen und hast leise gesungen und dann dem Hund zugerufen?"

„Ja freilich. Ich hab' deinen großen Hut gesehen, aber sonst nichts. Ich hab' dem Fremden guten Tag sagen wollen, aber es ist mir gewesen, wie wenn ich nicht dürft'; ich hab' in unserem Haferacker Disteln ausgejätet. Aber darf ich wissen, warum du das fragst?"

„Ich wollt', ich hätt' damals gethan, was mir durch den Kopf gefahren ist."

„Was ist's denn gewesen?"

„Es ist besser, ich sag's nicht. Ich mein' aber, du hast mir was zu sagen."

„Ja wohl. Ich danke dir, daß du mit meiner Mutter so geduldig gewesen bist und . . ."

„Was und?"

„Es hat mir das Herz gerührt, wie du deinen Vater so im Herzen hast und noch im Leben vor dir. Mein Vater ist tot und ich möcht' für ihn reden. Du hast vielleicht gehört, daß mein Vater sich über den deinigen lustig gemacht hat. Er hat gern Späße gemacht, aber er ist kein böser Mann gewesen, gegen niemand, aber weißt so . . . so . . . übermütig und neckisch, und . . ja . . da hab' ich dich bitten wollen, sag deinem Vater, er soll dem meinen in der Ewigkeit verzeihen."

„Das ist so gut wie geschehen. Ich wollte nur, mein Vater hätte dich gehört und könnte dich jetzt sehen."

„Das wünsch' ich auch und ich weiß gewiß, er thät' zu dem, was ich sag', nicht nein sagen!"

Aloys erbebte und schaute um und um. Die Kugel am Treppenpfosten flog aus dem Pflock, aber er haschte sie noch schnell und steckte sie wieder auf.

„Weißt, was ich jetzt möcht'?" rief er stockend.

„Was?"

„Dir einen Kuß geben."

„Und ich dir auch."

Die beiden umhalsten und küßten sich und schienen nicht mehr voneinander lassen zu können. Sie sahen und hörten nichts mehr von der Welt, sie hörten den leisen Schritt nicht

oben am Treppengeländer und sahen nicht, wie Mutter Marannele mit frohlockendem Blicke herniederschaute.

„Verzeih mir! Ich dank' dir!" sagte Aloys endlich. „Leb wohl!"

Er öffnete rasch die Hausthüre und stürmte davon.

Jung Marannele setzte sich auf die unterste Treppenstufe. Die Turteltauben da oben in der Stube gurrten so tief und so unaufhörlich und lachten dann wieder so schelmisch: Kukeruku! Unsere Haustochter und der Vetter Aloys haben einander geküßt! Kukeruku!

Wie vor sich selbst verbergend, bedeckte Jung Marannele ihr Angesicht mit der Schürze und dachte, was denn das sei, daß Aloys so plötzlich und mit so seltsamen Worten davongestürmt war.

Sie ging lange nicht zur Mutter hinauf. Als sie endlich doch an ihr Bette kam, fragte die Mutter:

„Ist der Vetter Aloys bis jetzt da blieben?"

„Nein, er ist schon lang fort."

„Wie gefällt er dir?"

„Der Vetter Aloys scheint ein braver Mensch und kann auch gut reden, aber wunderlich ist er doch auch."

Die Alte lächelte in sich hinein, wie wenn sie sagen wollte: Ich hätt's vor meiner Mutter auch so gemacht. Wart nur! du beichtest mir schon!

Laut aber sagte sie: „Häng ein Tuch über den Käfig, damit die Turteltauben still sind, ich weiß nicht, was die heut haben, sie thun wie närrisch und ich möcht' schlafen. Ja, der Vetter Aloys! Was die Leut' so einfältig schwätzen! Da haben sie gesagt, er sei nicht besonders schön. Jetzt mir gefällt er, er hat so getreue Augen und einen Mund, aus dem geht gewiß kein unrecht Wort heraus."

Jung Marannele fand nichts darauf zu erwidern, und die Mutter fuhr fort:

„Er ist viel gewitzigter, aber er hat doch noch viel von seinem Vater. Lern von mir, Kind! Ich bin nicht so gut geschult wie du, aber das kannst du doch von mir lernen. Wenn man machen will, daß ein Mensch sich ganz hergibt und noch dafür dankt, muß man ihm Gelegenheit geben, seine Gescheitheit an den Tag zu bringen, und wenn man ihm dann zu verstehen gibt: so gescheit wie du ist kein zweiter Mensch auf der Welt, dann kann man mit ihm machen, was man will. Hast mir sonst nichts zu sagen?"

„Ich muß ins Schießmauernfeld in unsern Hopfenacker."

„Willst du nicht vorher essen? Du hast ja noch nicht zu Mittag gegessen.“

„Ich hab' jetzt keinen Hunger,“ erwiderte Marannele, zog die Tischschublade auf und schnitt sich ein groß Stück Brot ab, das sie zu sich steckte, „behüt' Euch Gott! Mutter,“ sagte sie abgewendet und ging davon.

„Der Acker hat seinem Vater gehört,“ rief die Mutter noch nach, und für sich dachte sie: „Sie haben das gewiß ausgemacht, daß sie sich dort treffen. Aber wenn ihr nichts redet, ich kann warten.“

Alt Marannele fühlte sich in der That frischauf, und sie überlegte, was besser sei, krank sein oder aufstehen; sie kann aufstehen, das fühlte sie, und es ist nicht ganz gelogen, wenn sie Aloys sagte, sein Besuch habe sie gesund gemacht. Es hat freilich sein Gutes, wenn man besucht werden muß, man hat den Besuch fester, aber jetzt darf man den Aloys nicht mehr fremden Leuten überlassen, besonders nicht der Muhme Rufina, man muß ihnen den Weg verlegen. Die beiden sind jetzt draußen miteinander im Hopfenacker, das beste wäre, jetzt gleich fertig machen.

Sie ruhte noch geraume Weile, da hörte sie Männerschritte.

„Wer ist da?“

„Euer Schwiegersohn, der Forstwart.“

„Du kommst wie gerufen. Wart, ich kann aufstehen. Ich komm in die Stub'.“

Zwölftes Kapitel.

Wie sind die Häuser so hell, in lauter Sonnenglanz getaucht, wie strahlt es von Pflug und Egge vor des Seppers Scheuer, wie glitzern an den Bäumen die Blätter und die Aepfel haben glühende Wangen, der dürre Reisighaufen ist eitel rotes Gold und der weiße Hahn obendrauf kräht so lustig und schlägt die Flügel und wirft seinen purpurnen Kamm bald rechts bald links auf seinem stolzerhobenen Haupte; drin im Hause gackert die Henne und das Rotbrüstchen auf dem Dache zirpt so in sich vergnügt und schwenkt sein Schwänzchen und wetzt sein Schnäbelchen. Die Welt ist erwacht, es ist zum erstenmal Tag, und gleich so brutwarmer Mittag. Die Kinder, die aus der Schule kommen, sagen guten Tag und lächeln so glückselig wie Engelsgesichter. Guten Tag! Wie wohl thut das, daß da so viele

sind, die grüßen, und die Sonnenstrahlen sagen auch guten Tag zum Apfel auf dem Baum, zur wilden Rose am Hag und zu dem Korn auf dem Felde, die Bienen summen zu den Wiesenblumen und die Lerche singt zum Himmel hinauf: Guten Tag!

Aloys that den Hut ab, er hätte ihn gern jauchzend in die Luft geworfen, aber als er den breiten Hut in der Hand hielt, preßte er die Lippen zusammen, die noch vom Kusse Maranneles brannten. Welches Wort wird jetzt zuerst von diesen Lippen kommen? Warum ist es nicht so, daß man nach dem ersten Kusse vor den Altar tritt und vor Gott und den Menschen bekennt: Dies Weib ist mein und ich bin sein?

O Mutter! rief er fast laut, denn aus allem heraus tauchte ihm die Erinnerung auf, wie die Mutter ihm beim Abschiede gesagt: in der Minute, wo du spürst, da ist sie, wir sind füreinander aufbewahrt — da denk', ich bin bei dir, liebes Kind. O Mutter! wiederholte er leise aber er wendete den Kopf, als hätte jemand hinter ihm gerufen: Und dein Vater!

Wie aus einer Berauschung kam er wieder zu sich; seine Mienen verzogen sich in schwerem Nachdenken:

Nein, es geht doch nicht, es kann nicht sein, es darf nicht sein. Nein, Vater! Ich will dir deine alten Tage nicht verbittern. Du kannst als alter Mann nicht immer vor dir sehen, was dir als junger Mann fast das Herz zersprengt hat; du hast keinen Glauben an eine Tochter von denen da, und müßtest dich zwingen ihr guten Tag zu sagen.

Aber Vater! Sie hat drüber geweint, weil man über euch gespöttelt hat. Und denk', Vater, ich hab ihr einen Kuß gegeben. Ich weiß, was du sagst: ein Kuß ist kein Ehepfand. Das ist wahr, aber eben doch —

So mit sich redend war Aloys gleich von des Seppers Haus weg den Feldweg gen Ahldorf gegangen. Die Menschen, die ihm begegneten, waren erstaunt, daß er auf keinen Gruß Antwort gab, geschweige zuerst grüßte; er war doch sonst so leutselig gewesen. Aber die Menschen waren hungrig und hielten sich nicht auf, dazu brannte die Sonne vom Himmel herunter, wie wenn sie sich eilen müßte, um das Korn zu reifen.

Aus dem Dorfe läutete es zu Mittag, drin im Adler wartete das Essen auf ihn, Aloys spürte auch Hunger, aber er ging doch weiter, er wollte jetzt vor keinen Menschen treten und besonders vor der Adlerwirtin schämte er sich; sie hat ihrer Schwester geschrieben; und nun ist er ungetreu, er hat freilich noch keine Verpflichtung, aber wie verwirrt ist jetzt alles.

Plötzlich schrak er zusammen, er fühlte es kalt an seiner

Hand, der Hund war ihm gefolgt. Hat sie ihn geschickt oder ist er von selber gegangen?

Er fürchtete, daß die Menschen, die den Hund sehen, gleich wissen, woher er käme. „Kehr um! Geh wieder heim!" rief er dem Hunde barsch zu. Der Hund sah ihn an, wie wenn er staunte. „Willst du gleich fort?" rief Aloys scheltend; der Hund wendete sich, aber er lief nicht ins Dorf zurück, er jagte durch ein Kornfeld, man sah einen langen Streif, wie sich die Halme bogen und immer weiter zog sich's, bis hinaus ins Schießmauernfeld, wo ein roter Rock durch den Hopfenacker schimmerte.

Sie ist wohl dort! Sei's. Ich gehe nicht hin. Aloys! besinn dich!

Im Felde war ein seltsames Schnarren und Knarren, Knaben gingen die Feldwege hin und her und drehten die sogenannten Rätschen, um die Sperlinge zu verscheuchen, diese flogen auf, aber hinter dem Rücken der Warnenden stürzten sie wieder in hellen Haufen in das reife Getreide und schmausten lustig.

Zum erstenmal that Aloys wie die Leute im Dorfe, zog seinen Rock aus und ging hemdärmlig den Feldweg durch die wogenden Kornfelder. Vielleicht sah doch die im roten Rocke dort den Mann hier mit dem breiten schwarzen Hut und den weißen Hemdärmeln.

Hastigen Schrittes ging er nach dem Wald, aus dem eben ein Forstwart mit der Flinte auf der Schulter und einem schedigen Dachshund an der Leine auftauchte.

„Sie sind der Herr Aloys Schorer?" fragte der Forstwart. Aloys nickte und der Forstwart fuhr fort: „So sag' ich grüß Gott, Herr Vetter. Meine Frau ist verwandt mit Ihnen, sie ist die älteste Tochter vom Jörgli. Meine Schwiegermutter wartet von Tag zu Tag auf Ihren Besuch."

„Ich komme eben von dort."

„So? Das ist schön. Besuchen Sie uns auch einmal in Ahldorf."

„Danke. Werde einmal kommen."

„Wohin wollen Sie?"

Aufs neue fremd erschien es Aloys, daß die Menschen hier zu Land so ohne weiteres fragen, wohin man wolle, und dazu wußte er's jetzt kaum anzugeben, er antwortete aber doch:

„Nur da hinunter gegen Egelsthal."

„Behüt's Gott."

Der Forstwart ging dem Dorfe zu und Aloys in den Wald.

Dreizehntes Kapitel.

Wie ist es da im Waldesgrunde so schattig und still, und der kleine Bach plaudert wie ein vor sich hinlallendes junges Kind in der Wiege, das am Mittag einsam aufgewacht ist. Ja, aber du mußt auch bald arbeiten, da ist die Leitung und dort treibst du das Wasserrad an der Papiermühle.

Aloys besah sich das Mühlwerk und fand es gut eingerichtet; sie sind hier doch in allem schon weiter, als der Vater meint.

Als er die Mühle verließ, begegnete ihm Soges der Landbriefbote und sagte, daß er im Adler einen Brief aus Amerika für ihn abgegeben. Aloys schien aber gar nicht neugierig auf Nachrichten von daheim, er sah den Boten an, als ob er nichts gehört hätte, und Soges sagte vertraulich, eben sei noch ein Freier für des Papierers Tochter angekommen, es sei auch ein Papierer, aus dem Hohenzollernschen.

„Wünsche Glück und Segen!“ erwiderte Aloys lächelnd, es kam ihm wie ein vergessener Traum vor, daß die Muhme ihn auf die Papiererstochter gewiesen hatte. Der Soges schaute dem Amerikaner verwundert nach; sind doch wunderliche Leute die von drüben, könnte der Mensch unterhaltsame Gesellschaft haben zum Heimweg und geht jetzt allein und jetzt steht er dort bei der großen Weißtanne und schaut auf den Ameisenhaufen, wie wenn er sein Lebtag so was nicht gesehen hätte . . . .

„Good evening Sir!“ rief eine Stimme zu Aloys; Ohlreit stand vor ihm, an seinen Kleidern, in seinem Haar hing noch Moos, er hatte offenbar im Walde geschlafen und er blinzelte auch wie einer, der eben erwacht ist.

„Nicht wahr, eine schöne Tanne? Edeltanne heißt man's bei uns. Weißt wozu die gut wär'? Sich dran aufzuhängen.“

„Das sind keine Späß', die ich hören mag.“

„Gut. Steck deinen Stock in den Ameisenhaufen, sieh zu — grad so ist es gewesen, wie ich heimkommen bin. Hui! Wie ist da das ganze Dorf hin und her gerannt, wie die Ameisen da. Und jetzt? Pah! Weißt du, was das Dümmste auf der Welt ist?“

„Nein.“

„Das Dümmste ist, daß man gern für reicher gelten will, als man ist. Ich rate dir, mach dich fort, eh du unwert wirst und nimm mich auch mit, nimm mich mit. Teufel hol's!“ unterbrach er sich, „ich hab' kein Feuer. Kannst du mir kein Feuer geben?“

Aloys verneinte und Ohlreit rief: „Ja so, du rauchst ja nicht! Möcht' wissen, wie man lebt, ohne zu rauchen. Gut. Ich kann auch kauen.“ Er zerbrach die Cigarre und steckte sie in den Mund. „Aber gut ist's,“ rief er, ein Knöllchen bildend, „daß ich dich da treffe, hast du es auch schon entdeckt?“

„Was denn?“

Lachend erwiderte Ohlreit: „Da, ja da hab ich mich setzen wollen, hab' mich auch gesetzt, aber nur von einem Wirtshaus ins andere. Aber schau, da, wo sie den Neckar wegen der Eisenbahn haben abgraben müssen, schau, was das ein Gefäll ist. Mit einem Geringen fangt man hier die beste Wasserkraft, und da ließe sich eine Werkstatt herstellen, eine echt amerikanische. Meiner Schwester Mann ist halt ein grüner Junge, weil er nicht mitthut. Ich könnt' denen hier zeigen, was ein Amerikaner ist. Die Kerle hier wissen noch nicht einmal, daß beim Sägen die halbe Mühe vergebens ist, das Anziehen der Säge.“

Aloys freute sich, den Verwahrlosten doch einigermaßen bedachtsam zu finden, und er lobte sein Vorhaben.

Frohlockend rief Ohlreit:

„Du wärst mein Mann. Weißt du, was ich brauch'?“

„Geld.“

„Das auch, aber ein Co, das ist die Hauptsache. Ich bin ein ganzer Kerl, wenn ich zu zweit bin: Schorer und Compagnie soll es heißen. Ich will der Co sein.“

„Ich bleibe nicht hier und du wirst hier schon einen Gesellschafter mit Geld finden.“

„Nein. Eine Werkstatt hierher bauen, das käme ihnen vor, wie aus der Welt draußen. Wenn der Amerikaner ein Haus buildet, will er auch eine gute view haben, davon versteht das people hier nichts. Wenn sie nicht die Base drüben im Nachbarhaus ihre Kinder prügeln hören, dann meinen sie gleich, sie wären aus der Welt. O! Wenn ich sie nur alle einmal beim Kopf nehmen und eine Stunde ins Meerwasser halten könnte.“

Ohlreit kam so in Wut, daß ihm der Mund schäumte, der halbverschlafene Rausch schien wieder aufzuwachen.

Er geleitete Aloys und sagte, nun käme man noch zu rechter Zeit auf den Bahnhof, zwanzig Minuten nach sieben bringe der Soges die Briefe und warte auf den nächsten Zug, Soges sei der beste Trinkgenosse. „Und weißt was?“ rief Ohlreit, „ich hab' dir den besten Rat. Du willst die Leute hier kennen lernen? Mach's wie ich, geh mit dem Soges Briefe bestellen, da lernst du die Menschen kennen, von innen und von außen; sind aber von keiner Seite schön.“

Aloys dankte.

Als sie in der Au an dem Kreuzweg, da, wo dem Thal entlang der Weg nach Horb und bergauf nach dem Dorfe geht, trennte sich Aloys rasch von Ohlreit.

Wußte er, daß da oben die Gemarkung Schießmauernfeld ist? Er stand, aus dem Walde heraustretend, still und sah den roten Rock sich zwischen den Hopfenranken bewegen. Er hielt an, und jetzt setzte sich Marannele an den Feldrain unter den Ebereschenbaum und aß Brot und gab dem Hunde von Zeit zu Zeit ein Stück. Auch Aloys verspürte Hunger, er trat näher und rief: „Willst du mir auch ein Stück Brot geben?"

„Was ich noch hab'. Es ist leider Gottes wenig."

Er setzte sich zu ihr; über ihnen, im Wipfel des Ebereschenbaumes, sang eine Goldammer ihre kurzen und langgezogenen Töne, die nach der Landessprache bedeuten: I wie ist's so schön! I wie ist's so schön.

Vierzehntes Kapitel.

„Ist das nicht der Acker, der meinem Vater gehört hat?"

„Freilich, aber die Mutter hat mir gesagt, dazumal hat man hier noch keinen Hopfen gebaut. Er steht heuer gut, er hat viel Anflug."

„Dein Brot ist schmackhaft. Hast du das gebacken?"

„Wer denn sonst? Ich kann auch gut Kuchen backen. Wenn du bis zur Kirchweih da bleibst, mach' ich dir."

„Ich bin die längste Zeit hier gewesen."

Es trat eine Pause ein, bis Aloys wieder begann:

„Wie manche haben schon, wie wir zwei hier, beisammen gesessen."

„Kann wohl sein," lautete die Antwort des Mädchens; er nannte seinen Vater nicht und sie nicht ihre Mutter und doch gedachten sie ihrer.

Zwei Raben flogen über sie weg, waldwärts, das Weibchen flog still voraus, das Männchen schreiend ihm nach.

Drüben über den Vogesen begann die Sonne zu sinken, am mählich sich rötenden Himmel stand kein Wölkchen.

„Es gibt morgen wieder einen schönen Tag," sagte Marannele.

„Und den heutigen," fiel Aloys rasch ein, „vergesse ich nie und du gewiß auch nicht."

„Nein, nie.“

„Es ist das erste Mal in meinem Leben . . .“ — er stockte.

„Du hast was sagen wollen.“

„Ja, ich bin dein Vetter und da darf ich schon so bei dir sitzen.“

Bist du nur mein Vetter? fuhr es ihr schnell durch den Sinn und sie schärfte mit ihren kleinen weißen Zähnen die roten Lippen.

„Natürlich, Aloys!“

„Sag noch einmal Aloys! Ich bitt'!“

„Aloys! Aloys! Was ist denn dabei?“

„Ich hab' gar nicht gewußt, daß mein Name so schön ist; so hat er noch nie geklungen. Ich möcht' immerfort hören, wie du Aloys sagst.“

Ein närrischer Kerl, aber herzensgut. So muß sein Vater gewesen sein, dachte sie, fand aber nicht nötig, es zu sagen.

„Arbeitest du gern so allein?“ fragte er.

„Ja, am liebsten allein. Ich mach' mir nichts aus dem Schwätzen beim Schaffen; am Feierabend, da gehe ich gern zu des Hirtzen Madlene.“

„Kannst du dir denken, wie es bei uns ist, wo man oft tagelang keinen Menschen sieht und kein Wort über die Lippen kommt?“

„Freilich. Aber was hat man am Ende von den vielen Menschen im Dorf? Ich hab' viel Schweres für mich allein getragen und hab's niemand merken lassen, und es hat's auch niemand wissen wollen. Schau, in den Hauptsachen muß doch jedes mit sich allein fertig werden. Aber es ist mir lieb, daß du mich da dran erinnerst. Es gibt doch Menschen, die so wie am Ertrinken sind, und andere müssen ihnen heraushelfen. Und ja, da könntest du ein gutes Werk thun!“

„Ich? Was denn?“

„Ich hab' den Ohlreit gesehen, wie er den Wald hinunter getorkelt ist; ein Kind und ein Betrunkener thun sich nicht leicht einen Schaden im Fallen, aber man muß ihnen doch aufhelfen. Willst noch Brot? Da ist noch.“

„Nein, sag weiter, was meinst.“

„Von was hab' ich denn geredt?“

„Vom Ohlreit.“

„Ja. Also ich möcht' dir sagen: Nimm den Ohlreit von hier mit fort, er richtet sich zu Grunde und es ist doch schad um ihn. Ich glaub', er möcht' gern aus der Verwahrlosung und dem Trunk heraus und schaffen, aber er kriegt hier zu

Land den Hobel nicht mehr recht in die Hand und ist unwert vor den Menschen und unwert vor sich selber. Er ist stolz und es wird ihn vielleicht anfangs beleidigen, aber nachher wird er dir folgen. Jetzt, was meinst?"

„Ja wegen Ohlreit," entgegnete Aloys sich sammelnd, er hatte wieder anderes gedacht. „Ja, schau, ich kann mir keinen fremden Menschen aufladen. Wir Amerikaner haben das Sprichwort: Die Nächstenliebe fängt bei mir selber an, und unser Hauptspruch heißt noch dazu: Hilf dir selber."

Marannele hielt sich die Hand fest auf die Lippen, die Worte sollten nicht heraus, daß das ein stolzer, aber auch ein liebloser Spruch sei. Sie mußte an ihre beiden Brüder in Amerika denken, die wohl auch so für sich selber leben und nichts davon wissen wollen, daß daheim Mutter und Schwester zu kämpfen und zu ringen haben.

Aloys mochte fühlen, was sie denkt, denn er sagte:

„Ich sehe dir an deinen Lippen an, daß du mir etwas dagegen sagen willst. Sag's frei."

„Das kann ich. Ich hab' an meine Brüder gedacht und hab' sagen wollen, dich hätte ich gar nicht für hartherzig gehalten."

„Hartherzig? Das bin ich nicht." Er sah ihr lächelnd ins Gesicht, sie aber blieb ruhig und er fuhr fort: „Schau, bei uns in Amerika legt man niemand was in den Weg, man bahnt aber auch niemand einen; jeder mag seinen eigenen freien Weg gehen und sehen, wohin er ihn führt. Verstehst du das?"

„Ja wohl, du sprichst ja deutsch. Ich lege mir's so aus: Da, wo man nicht Guten-Tag sagt, kriegt man auch keinen Dank zur Antwort. Hab' ich dich verstanden?"

„Ja, auf deine Art."

„Und auf meine Art hab' ich gemeint, du solltest dir an dem Ohlreit einen guten Dank verdienen."

Aloys gab sich Mühe, den tiefen Abscheu eines Amerikaners vor dem Trunkenbold zu erklären, jedes andere scheint ihm verzeihlicher als dieses Laster. Er kam nicht zu Ende, denn Marannele half ihm:

„Ich merk' schon. Weil jeder sich selber helfen soll, so meinet ihr, das Aergste ist, daß einer sich selber zu Grunde richtet. Ihr hättet vielleicht weniger Abscheu, wenn er das einem andern anthut!"

„So arg ist's gerad nicht, aber in etwas hast du's getroffen. Schau, wir haben jetzt auch böse Zeiten. Früher ist's anders gewesen, da sind die Menschen nach Amerika gekommen

und haben gesagt: Hopsa, da bin ich, jetzt Glück komm und mach mich reich. Es ist auch zu vielen gekommen und mein Vater hat vielen von hier geholfen. Aber jetzt —"

„Ja, jetzt hilf du dem einen, dem Ohlreit."

„Schau, ich thät's gern, aber schau, bis jetzt habe ich den Menschen so viel als möglich vermieden, und wenn ich mich mit ihm einlasse, so thut er vor der Welt und glaubt auch selber, daß er ein Recht auf mich habe, und wenn ihm, wie ich fürchte, nicht mehr zu helfen ist, dann —"

„Du bist bedachtsam, du denkst weiter hinaus. Jetzt bitt' ich dich, laß es."

„Nein, ich will's. Ich will sehen, ob ich dem Ohlreit helfen kann, dir zulieb. Ich sag dir jetzt schon Dank, daß du mich so ermahnst. Ich laß mich gern ermahnen."

Geraume Zeit saßen die beiden wieder still und doch sagte eines dem anderen gar viel.

Endlich fragte Aloys:

„Also du bist am liebsten allein?"

„Ja. Ich hab' aber doch immer einen Kameraden."

„Deinen Hund?"

Das Auge Maranneles leuchtete in schelmischer Fröhlichkeit, indem sie sagte:

„Nein, einen ganz anderen. O, das ist ein Wesen von lauter Herz und Seele und so getreu und kennt meine innersten Herzgedanken, und sagt mir sie vor und ich sag's ihm nach, und es ist bei mir im Feld und in der Stub' und im Stall und wenn ich mich niederleg' und wenn ich aufsteh'."

Sie hielt schalkhaft inne und er sagte:

„Du meinst unsern Herrgott?"

„Unser Herrgott soll mir's verzeihen, ich mein' ihn nicht. Ich mein' etwas, du hast's grad so gern wie ich und ist das Billigste auf der Welt, man braucht nichts dazu als Luft. Weißt noch immer nicht, was ich mein'? So will ich dir's sagen: den Gesang mein' ich."

„O du!" rief Aloys glühenden Antlitzes. „Weißt du, was ich mir jetzt wünsch'?"

„Nein. Ich hab' dich auch nicht lang raten lassen; laß du mich auch nicht. Sag, was?"

„Meine Mutter wünsch' ich mir her, die hätte sollen deine Worte hören, die sollte dich jetzt sehen, dein Gesicht im Abendrot ..."

Aloys hatte eine Mutter angerufen, es kam eine andere, frisch und rüstig drein schreitend, es war Alt Marannele, sie rief schon von ferne:

„Glück und Segen miteinander! Bleibet nur dort! Ich komm'.“

Gellend klang die Stimme.

J wie ist's — pfiff nur noch der Vogel im Baumwipfel und sich unterbrechend flog er davon.

Der Hund sprang laut bellend zwischen den beiden oben und der Alten unten hin und her. Eben sank die Sonne hinab, ein Schauerfrost ging über die Erde und Aloys fror es plötzlich bis ins Mark. Er ging der Alten rasch entgegen und sagte: „Verzeihet! Ich muß schnell ins Dorf, es wartet im Adler ein Brief auf mich.“

Die Alte blieb wie versteinert stehen, Jung Aloys jagte davon, als ob das wilde Heer hinter ihm drein wäre. Erst beim Hause seiner Großmutter hielt er an und verschnaufte. Er ging an das Haus, er faßte den Pfosten der Hausthüre und starrte lange auf die Schwelle. Es wurde Nacht und der junge Mann, der so frohgemut und zuversichtlich in die Alte Welt gekommen war, stand hier wie verloren und verwirrt. Endlich raffte er sich zusammen und ging hinein ins Dorf.

Fünfzehntes Kapitel.

Da und dort saßen Männer und Frauen in der Abendkühle auf der Hausbank und plauderten und scherzten mit den Kindern. Aloys grüßte zuvorkommend. Aber was ist denn das? Hinter sich drein hört er immer Tolpatsch sagen und besonders die Kinder pfeifen und locken und rufen: Tolpatsch! komm her!

Schuster Hirtz saß noch vor seinem Hause mit Frau und Töchtern, auch die Muhme Rufina saß bei ihnen. Aloys mußte sich aufhalten und er wurde gefragt, warum man ihn den ganzen Tag nicht gesehen, wo er denn gewesen sei.

Aloys sagte, er sei im Egelsthal gewesen und habe die Papiermühle beschaut.

Plötzlich rief die Muhme: „Tolpatsch! Was thust du da? Fort! Marsch!“

Aloys schaute verwundert und fragte: was denn das für Redensarten seien.

„Ja, wie kommt denn der Hund zu dir?“ hieß es. „Das ist ja des Jörglis Hund. Weißt denn nicht, wie er gerufen wird?“

„Nein.“

„Tolpatsch wird er gerufen.“

Aloys erzitterte, und sein Schreck wurde nicht gemindert, da der Hund ihm just die Hände leckte.

„Es ist ein übermütiger Possen vom Jörgli gewesen, just nicht so bös gemeint,“ beschwichtigte der Schuster Hirtz, die Muhme aber behauptete, die falsche Schlange, das Marannele, habe dem Hund den Namen gegeben.

Aloys redete kein Wort drein und sagte nur schnell, es warte im Adler ein Brief auf ihn und ging davon.

„Komm heut zu mir und bericht mir, und ich muß dir auch noch was sagen,“ rief ihm die Muhme nach. Er erwiderte nichts und eilte davon.

Also in lauter Liebe schickt mich der Vater hierher, wo sie einem Hund seinen Unnamen gegeben haben. Wartet nur! Und wie schön hat sie Aloys gesagt, aber seit Jahren hat sie auch dem Hund Tolpatsch gerufen . . .

Er schaute nicht um, ob der Hund ihm folge. Als er aber beim Adler um die Ecke bog, sah er das Tier und sagte: „Bleib du nur bei mir. Ich brauch' dich.“

Die Adlerwirtin begrüßte Aloys herzlich und sagte, indem sie ihm einen Brief einhändigte, sie habe auch einen Brief aus Amerika bekommen von der Schwester ihres Vaters, die an den Bruder vom Vater Aloys verheiratet war. Der Brief an Jung Aloys war eben von diesem Ohm. Er drückte zunächst die Freude aus, daß die junge Adlerwirtin seine Nichte und dann die Mahnung, Aloys solle sich nicht lange in Nordstetten aufhalten, sondern alsbald zu Ivo reisen und sehen, ob er dessen ältere Tochter Ignazia zur Frau bekommen könne.

„Willst du nicht was essen? Es ist noch für dich da,“ sagte die Adlerwirtin. Aloys ließ sich auftischen und trank rasch einen Schoppen Unterländer dazu. Er gab dem Hunde zu essen.

„Hast du den Hund gekauft?“ fragte die Adlerwirtin.

„Nein, er ist mir nachgelaufen.“

„So? Der da lauft dir nach?“ rief der Adlerwirt lachend, er pisperte seiner Frau etwas zu; sie wehrte ab. Aloys ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. Bei einer Wendung sagte er:

„Adlerwirtin, gib mir noch eine Wurst.“

„So? Bist noch nicht satt?“

„Nicht für mich, für den Hund.“

„Für den da?“

„Ja. Er soll nicht drunter büßen, und vielleicht hab' ich Gutes durch ihn."

Und während er dem Hunde den Leckerbissen schnitzelweise gab, fragte er den Adlerwirt, ob er ihn in den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen zu seinem Schwäher Ivo begleiten wolle. Der Adlerwirt gab triftige Gründe an, die ihn nicht von Haus wegließen.

Es war schon spät, als Aloys nochmals den Adler verließ und mit dem Hunde hinaus ins Feld wanderte. Es war wieder so still wie am ersten Abend, aber in Aloys war ein gewaltiger Lärm und vielerlei Stimmen riefen durcheinander, daß er das und das thun solle. Unversehens stand er vor dem Hause Maranneles, es war kein Licht mehr oben, aber ein Fenster war offen und man hörte Stimmen. Aloys hielt die Hand auf den Kopf des Hundes, der zu verstehen schien, daß er schweigen solle.

„Sei nur ruhig! Er kommt wieder!" sagte die Alte oben. „Wenn auch sonst nichts wär', wir haben da das Bild seines Vaters. Und weißt was? Morgen machst einen Kranz drum herum. Das wird ihn freuen, er hat das weiche Gemüt von seinem Vater."

„Mutter! Das thu' ich nicht. Ich thue keinen Kranz herum. Das kommt nicht aus mir und ich thue nichts, was nicht aus mir kommt. Mutter! Ich hab' eine Bitt'!"

„Sag's!"

„Mutter! Habt Ihr den Vater von ihm wirklich gern gehabt?"

„Ehrlich gestanden, nein. Er ist ein guter Pudel gewesen, dem gibt man die besten Worte; aber weiter ist da nichts dabei."

„Mutter! Hat er Euch einmal geküßt?"

„Ja, ein einzigmal, wie er zur Soldatenlotterie gegangen ist. Aber was ist das für eine Welt, wo ein Kind so etwas die Mutter fragt? Ich hätt' meine Mutter nie so was fragen dürfen. Aber jetzt hör, Kind. Paß auf, was ich dir sag'. Dein Vater, ich ruf' ihn vom Himmel herab zum Zeugen, dein Vater ist der erste und einzige Mensch auf der Welt gewesen, den ich in den Arm genommen und ans Herz gedrückt hab', daß ich gemeint hab', es muß mir springen, und wenn er gewollt hätt', daß ich mir alle Adern für ihn schlagen lasse und für ihn ins Feuer springe, ich hätt's gethan."

„O Mutter, so ist's! just so —"

Der Hund unten spürte ein Zittern der Hand auf seinem Kopfe, aber Aloys faßte ihn wieder stärker und horchte, wie oben die Alte fortfuhr:

„Dein Vater ist Knecht gewesen, für mich aber ist er der König über alle Menschen gewesen. Er hat einem nicht viel gute Worte gegeben, aber so herzig, so lieb und so lustig und so getreu wie er gibt's keinen mehr auf der Welt. Und wenn ich noch einmal all das Schwere auf mich zu nehmen hätt', ich thät's wieder. Schau, der Aloys ist ein guter Mensch gewesen, ein herzguter, aber wie ein Kalb, wie ein junger Hund, der über seine eigenen Füße stolpert. Verzeih' mir's Gott, daß ich so was sag'. Er ist um meinetwillen Soldat geworden und um meinetwillen in die weite Welt gegangen; ich hab' nichts dagegen machen können. Man kann einem, weil er brav ist, alles Gute erweisen und wünschen, aber heiraten kann man ihn deswegen doch nicht, und erst recht nicht, wenn man einen anderen im Herzen hat. Aber Kind! Jetzt ist genug, mach mich nicht so viel reden. Geh schlafen und laß mich auch schlafen."

„Mutter! Noch eins! Warum habt Ihr's erlaubt, daß der Vater den Hund Tolpatsch geheißen?"

Der Hund unten bellte bei Nennung seines Namens laut auf. Jung Marannele sah zum Fenster heraus und Jung Aloys rief:

„Mach die Thür auf und laß deinen Hund hinein, den Tolpatsch . . .!"

Er rannte davon.

Sechzehntes Kapitel.

Früh am Morgen, als es kaum tagte, saß Jung Aloys bei der Adlerwirtin und sie schenkte ihm Kaffee ein.

„Ich fürcht', du triffst den Vater nicht daheim, er ist Abgeordneter und hat sonst viel Ehrenämter."

„Aber deine Schwester ist doch daheim?"

„Gewiß! Außer in der Kriegszeit, wo sie im Lazarett gewesen, ist sie nie acht Tage von Haus weg gewesen. Vergiß nicht, daß ich dir gesagt hab', sie ist nicht so wie ich, sie ist viel vornehmer; es ist ihr keine Arbeit zu grob, aber sie ist eben doch vornehm, und der Vater, du weißt ja, ist ein Studierter, aber mit ihr kann er alles ausreden."

„Du machst mir bang."

„Brauchst kein Bang zu haben. Und wer weiß. Jedenfalls ist's der Mühe wert, daß du dein Glück versuchst. Es wird dir bei uns gefallen. Es ist aber ganz anders wie hier.

Mein Vater ist doch von hier gebürtig, aber er sagt immer, drüben im Badischen seien die Menschen viel aufgeweckter, um fünfzig Jahr weiter. Und du mußt auch vorher etwas an dir anders machen."

„Was?"

„Wie du gleich feuerrot wirst! Es ist nichts Besonderes. Der Vater hat's nur nicht gern, wenn die Amerikaner überall damit groß thun, daß sie Amerikaner sind. Du bist kein Prahler. Im Gegenteil. Aber thu den breiten Hut weg. Laß die Krempe abschneiden, oder kauf dir einen, wie hier zu Lande der Brauch. Auch das rote Halstuch mit der Brillantnadel, das du für Alletag hast, thu ab. Nicht wahr, du nimmst mir's nicht übel? Thu das meinem Vater zulieb."

„Das kann ich schon. Wenn ich nicht mehr hierher kommen sollte — es kann ja sein — so ist alles oben in der Stub' gut gepackt zum Schicken."

„Du kommst schon wieder, aber warum eilst du so? Es geht erst in zwei Stunden ein Zug für dich."

„Ich will in Horb warten."

Aloys ging durch das Dorf, wo da und dort in den Häusern ein Stall geöffnet und ein Fensterladen aufgemacht wurde.

„Wohin schon so früh?" wurde er da und dort gefragt. Er gab ausweichende Antwort.

Ja, im Dorf kann man nicht so für sich allein leben. Man muß von Gehen und Kommen Bescheid geben.

Beim Schuster Hirtz hörte Aloys bereits Leder klopfen. Arbeitet der Mann vielleicht jetzt an den Schuhen für Ignazia? Jung Aloys ging nicht hinauf, lebewohl zu sagen.

Dort, wo er bei der Ankunft Marannele hatte singen hören und wo der Hund zuerst geknurrt hatte, dort blieb er einen Augenblick stehen und schaute auch hinüber nach dem Hopfenacker im Schießmauernfeld, wo er gestern bei Sonnenuntergang mit Marannele gesessen.

Lerchen tänzelten vor ihm auf der Straße, flogen dann auf und jubelten hoch in den Lüften.

Solch ein frischer Morgen läßt keinen Trübsinn haften und Aloys ging mit sicherem Mute den neuen Ereignissen entgegen.

„All right! Komm herein!" wurde er beim Bahnwirt angerufen; es war die Stimme des Verwahrlosten. Hat ihn nicht gestern Marannele ermahnt, dem zu helfen? Es gibt eigene Bedrängnisse, in denen man gerade besonders geneigt ist, anderen beizustehen.

Aloys trat ein; in der Stube waren die Stühle mit in

die Höhe gerichteten Füßen auf die Tische gestellt, der Boden war naß, aber Ohlreit hatte bereits eine halb geleerte Flasche Wein vor sich stehen. Er schob die Flasche weg und sagte:

„Du mußt mir's jetzt abnehmen. Willst du mich geduldig anhören?"

„Ja. Aber nicht hier. Komm mit in den Garten."

„Well."

Die beiden saßen im Garten, und Ohlreit begann:

„Hast du nicht eine gute Cigarre bei dir? Sie haben hier nichts Gescheites. Ja so, ich vergess' schon wieder, du rauchst ja nicht."

„Ja, ich wollte dich bitten, daß du nicht rauchst, während du erzählst; du sprichst dann deutlicher."

Ohlreit sah den Aloys groß an und indem er eine Cigarre in der Mitte zerbrach und die Stücke ins Gras warf, rief er: „Auch den Cigarren hier geht die Luft aus! Aber hör mich an, ich will ruhig sein."

Aloys nickte.

„Ich bin," begann Ohlreit nach einer Weile, in der er sich mit beiden Händen das Gesicht gewischt hatte, „ich bin, wie du weißt, des Schreiner Philipps Sohn, bin auch Schreiner. Dein Vater war gut bekannt mit meinem Vater, der mich als Lehrling nicht gut behandelt hat; sie mögen sagen, was sie wollen, es ist doch so, und ich hab's ihm vergolten. Meine Mutter ist eine Sklavin gewesen, aber sie hat nicht gemurrt, sie hat nicht verdient, daß es ihr so gegangen ist, auch an mir nicht. Wie ich zum Gesellen gesprochen worden, bin ich fort nach Amerika. Was ich da erlebt hab', ist jetzt einerlei. Mich geht die Welt nichts an und ich die Welt auch nicht. Ist mir auch gegangen wie allen, bin erst zu was kommen, wie der letzte europäische Heller weg war. In der ersten Zeit bin ich bös auf die daheim gewesen, sie hätten mich nicht sollen fortgehen lassen, und anfangs aus Aerger und nachher aus Haß und weil ich von niemand mehr was wissen will, hab' ich kein Wort heim geschrieben. Ich bin viel herum gekommen und zuletzt zu den Temperenzlern. Da bin ich wieder ein Mensch geworden. Ja, anfangs hat mir's ganz gut gethan, keinen Tropfen geistiger Getränke zu mir zu nehmen, ich bin gesund geworden und stark, sieh mich an, nicht wahr, das ist alles von Eisen?"

Er streckte den Arm hin, dann fuhr er fort: „Ich hätt' gut heiraten können, aber es hat mir doch nicht gefallen; außer Kirchenliedern gibt's gar keinen Gesang, und einmal in der

Nacht hör' ich meine Mutter singen, lustige Lieder, kreuzfidele. Ich hab' am Tag nicht gewußt, daß ich selber sing', aber man hat's gehört. Wenn unversehens die fünf Schüsse in meinem Revolver losgegangen wären, es hätt' nicht ärger sein können. Und ich bin mit dem Vorstand hart aneinander und auseinander gekommen und fast hätt's geknallt. Teufel auch! Halt! Ich kann nicht weiter erzählen, wenn du mich nicht rauchen lässest."

„Gut, so rauche." Und mit Begierde den Rauch einziehend und von sich blasend, fuhr Ohlreit fort:

„Zwei Pferde haben mich hierher gezogen."

„Zwei Pferde?"

„Ja, gelt, das ratest du nicht? Das eine war ein Rapp und das andere ein Schimmel, und der Rapp hat Heimweh geheißen und der Schimmel Prahlhans; oder auch umgekehrt; wie du willst. Mir ist's eins. Bin also heimkommen, hab' Geld gehabt und schöne Kleider und eine Uhr mit goldener Kett', wie du. Sie haben da gemunkelt, meine Mutter habe sich hintersinnt, weil ich die langen Jahre nicht geschrieben hab'; das ist Unsinn. Ich red' nicht davon. Ich bin heimkommen und hab' auftischen lassen und da hat's geheißen: lieber Vetter hin und lieber Vetter her. All right. Ich hab' sie alle freigehalten, und ich bin ja nicht mehr dort, ich kann trinken, wann ich will und was ich will und soviel ich will. Ich hab' mir auch wieder Thee angeschafft, ich hab' ihn sonst nicht ungern getrunken, aber er schmeckt hier ganz anders; das Schwarzwälder Wasser muß nicht dazu sein. Und sag, was du willst, das mußt du doch auch sagen: Respekt vor dem Trudpert, sag meinetwegen auch Ohlreit, Respekt vor dem, er rührt keine Karte und keinen Würfel an, er spielt nicht. Ist das was? Sag, he?"

Mit der Zudringlichkeit Verkommener drängte er auf Lob und fuhr dann fort:

„Ja, guck mich nur an. Wein und Bier schmeckt mir eigentlich nicht mehr, aber der da aus dem Fegfeuer mit den kleinen Gläsern, der kriegt mich nicht. Davon kriegt man die Schlangen am Kopf, um die Füß! Ich hab's gesehen in Amerika. Sie greifen auf, greifen ab. Nein! Nein!" rief er und schlug auf den Tisch. „Und meinen Prozeß gewinnen muß ich, und wenn ich die dreitausend Dollar gewonnen hab', schmeiß' ich ihnen den Bettel vor die Thür."

„Man hat mir gesagt, das Gesetz ist gegen dich, du kannst deinen Prozeß nicht gewinnen."

„So?" rief Ohlreit. „Wollen doch sehen."

Er glaubte offenbar selber nicht mehr an günstige Ent-

scheidung, aber es ist gar bequem, als Rechtsgekränkter in den Wirtshäusern zu schimpfen, und er hatte sich die Summe bequem in dreitausend Dollar umgesetzt. Er sah wild umher und grimmig auf Aloys. Dieser suchte abzulenken und fragte:

„Wo wohnst du denn?"

„Im Elternhaus bei meiner Schwester. Wir reden aber nichts miteinander. Mein Schwager ist auch Schreiner, aber ich kann nicht bei ihm arbeiten, er versteht nichts. Bis vor wenig Wochen bin ich auch noch ein Herr gewesen, aber nur der Herr von meinem Hund. Sie haben mir ihn weggenommen, weil ich keine Steuer dafür bezahlt hab'. Hundesteuer zahlen sie hier . . ."

„Willst du mir nun sagen, was du vorhast und ob ich etwas dafür thun könnte?"

„Du? Alles. Bind mich, schleppe mich an den Haaren, aber nimm mich wieder mit. Ich komme nicht mehr aus den Sonntagskleidern heraus hier zu Land, und ich möcht doch wieder schaffen. Schau, das ist der wahre help your self," rief er und zog einen fünfläufigen Revolver aus der Tasche. „Aber sei ruhig, ich thu' ihnen den Gefallen hier nicht. Ich will meiner Mutter unterm Boden zulieb auch den Prozeß aus sein lassen, wenn du es sagst. Ich schenk' ihnen die dreitausend Dollar."

Aloys versprach, für ihn bedacht zu sein und ihn mitzunehmen, wenn er bis dahin das Trinken lasse.

„Da hast du's, ich laß es," rief Ohlreit und warf eine volle Flasche an den Baum, daß die Scherben klirrten und der Wein umherspritzte. Aloys verlangte nun noch, daß ihm Ohlreit den Revolver aushändige, man bedürfe dessen hier zu Lande nicht. Wirr und grimmig sah Ohlreit den Fordernden an, endlich sagte er:

„Gut, da nimm's. Jetzt kann mich ein Kind umwerfen."

Aloys suchte sich loszumachen, aber Ohlreit hing sich an ihn, und als sie den Soges sahen, sagte Ohlreit schmunzelnd:

„Und das Marannele geht also mit uns?"

„Was sagst du?"

„Der Soges hat's gestern abend erzählt, daß er dich beim Marannele am Feldrain habe sitzen sehen."

So ist es also im Dorfe allbekannt und du reisest zu einer anderen, um sie zu freien, mußte Aloys vor sich hindenken, als er endlich nach einem Gange in die Stadt zum Bahnhofe ging.

Siebzehntes Kapitel.

„Willst schon wieder fort?"
„Doch nicht auf ganz?"
„Wohin geht's?"
„Du hast einen neuen Hut auf."
„Er steht ihm nicht so gut wie der große."
„Du fahrst wohl erster Klasse?"
„Bis wann kommst wieder?"

So und noch viel mehr wurde Aloys auf dem Bahnhofe von anwesenden Nordstettern angeredet. Ja, so ist's. In Amerika fragt dich kein Mensch, aber hier bist du eben in die Dorfgemeinschaft eingetreten, und jedes hat ein Recht, dein Thun und Lassen zu erfragen.

Ohlstreit stand abseits, er sah seltsam verändert aus und schob seine ewig brennende Cigarre bald in den einen, bald in den anderen Mundwinkel. Er streckte Aloys die rechte Hand mit den ausgespreizten fünf Fingern entgegen. Das sollte wohl den Fünfläufigen bezeichnen. Dann machte er mit der Linken über der Handwurzel das Zeichen des Abhackens. Das sollte wohl bedeuten, daß ihm mit Wegnahme des Revolvers die Rechte abgehackt sei. Als der Zug sich in Bewegung setzte, that er die Cigarre heraus und rief in englischer Sprache: „Vergiß nicht! Ich verlasse mich auf dich." Er blinzelte mit den Augen, die in Thränen zu stehen schienen.

Aloys war froh, als er endlich allein war. Er betrachtete bald lächelnd, bald wehmütig den schnell gekauften, schmalkrempigen und niederen kleinen Hut. Sieht der nicht aus wie der schüchtern zusammengeschrumpfte aus der Heimat? Und warum soll man dem Aberglauben — er nannte alle Vorurteile Aberglauben — warum soll man dem nachgeben, daß man nicht überall zeigt, daß man ein freier Amerikaner ist? Das ist und bleibt doch das Stolzeste auf der Welt. Er suchte sich in diesem Gedanken aufzurichten, aber es war ihm doch nicht wohl zu Mut; und wunderlich! wie die beiden Namen auf den Taktschlag der Lokomotive gingen! Bewegte sich der Zug langsam, dann hieß es: Ignazia, Ignazia; ging er schnell und das war viel öfter und länger, da hieß es: Marannele! Marannele!

Schöne Gegend! Kunstreich gebaute Bahn! nickte Aloys manchmal zum Fenster hinaussehend mit dem Gefühl, daß Gegend und Kunststraße zufrieden sein könnten, das Lob eines Amerikaners zu erhalten. Im übrigen sah er nicht schöne Wiesen,

sondern nur saftiges oder mageres, saures oder süßes Gras; er sah auch nicht Wälder, sondern nur schlagbare Bäume oder junge Anpflanzungen.

Er hatte den praktischen, aber auch den scharfen Blick des Farmers, der tagüber wenig Wechsel der Gegenstände vor Augen hat, aber alles Vorkommende rasch mit seinen Besonderheiten erschaut und festhält.

Es war hoher Mittag, als er an dem freundlichen Freiburg ankam, er besah sich das Münster und konnte nicht umhin, den Deutschen das Lob zu geben, daß sie schöne Bauwerke haben.

Noch am Abend fuhr er auf der Außenseite des Stellwagens durch das Himmelreich nach dem Höllenthal. Er saß auf der Außenseite beim Postillon, der ein lustig Stücklein blies, daß es von Berg und Thal widerhallte. Aloys forderte weitere Stücklein und sein Antlitz wurde hochrot, da der Postillon die Weise des Liedes vom schwarzbraunen Mädichen blies.

Aus dem Inneren des Wagens schaute eine junge Frau mit großen Augen herauf.

Im behaglichen Sternwirtshaus wollte er übernachten, denn er wollte nicht in der Nacht, sondern am Morgen bei Ivo ankommen.

Eine schöne stattliche Frau — wohl die, die auf dem Wege herausgeschaut — stieg aus dem Wagen, legte ein Gepäck auf ein wartendes einspänniges Fuhrwerk, ging nach dem Hause und kam bald wieder, von mehreren Frauen geleitet, die ihr herzlich Lebewohl sagten und fuhr davon.

„Wer ist das?" fragte Aloys einen Knecht.

„Die Jungfer Ignazia vom Reutenhof."

„Wie heißt ihr Vater?"

„Ivo Bock. Der angesehenste und bravste Mann der ganzen Gegend, er ist aus dem Württembergischen, hat eigentlich sollen Geistlicher werden, ist aber aus dem Konvikt durchgegangen und ist Bauer worden. Er ist schon lang Witwer, und die Ignazia ist das einzige Kind, das er noch daheim hat."

Aloys sprach im Gastzimmer mit keinem Menschen, und hatte eine unruhige Nacht. Früh am Morgen machte er sich auf den Weg. Als er eben das Haus verließ, hörte er rufen:

„Marannele!"

„Was gibt's?"

„Mach hurtig! Dein Bräutigam ist kommen."

Ein hell gekleidetes Mädchen kam aus dem Haus und umhalste einen Mann, der eben vom Pferde stieg.

Es gibt eben viel Maranneles auf der Welt, dachte Aloys

vor sich hin, und ich will und muß mir sie aus dem Sinn schlagen. Hätte ich nur gestern noch meinen Amerikanerhut gehabt, die drin im Wagen hätte mich erkannt. Aber vielleicht ist es besser so.

In allerlei Gedanken wanderte Aloys dahin, der Tau glitzerte auf Wald und Wiese, die Vögel sangen so fröhlich, er sah selbstvergessen zu, wie lange Baumstämme aufgeladen wurden; das ist mühsame und gefährliche Arbeit, aber es ging alles sicher und gut von statten. Er raffte sich zusammen und wanderte fürbaß durch das Thal, wo Ivo vordem eine Sägmühle gehabt, an den Löffelschmieden vorbei. Aus einem Hause am Wege kam ein nur mit dem Hemdchen bekleidetes Kind auf den Wanderer zugerannt und umfaßte seine Kniee, die Mutter eilte dem Kinde nach, nahm es schäkernd auf den Arm und sagte dem Fremden, er müsse was Gutes an sich haben, daß das Kind, das sonst so scheu war, ihm so zutraulich sei. Aloys dankte und sagte, er nehme das als gutes Zeichen.

Im Wirtshaus am Wege wartete er, gestern wollte er nicht so spät, heute wollte er nicht so früh bei Ivo ankommen.

Die Leute sahen ihm verwundert nach, da er endlich davon ging und den unberührten Wein bezahlte.

Selbstvergessen stand er an der Schmiede und sah zu, wie ein Pferd beschlagen wurde, als ob er das noch nie gesehen hätte.

Was nutzt das Zaudern? Frisch drauf los! Er hatte noch eine gute Strecke auf der Hochebene zu wandern. Trotz des heißen Sommertages war hier oben die Luft so erfrischend und so würzig, sie trug den Duft der Waldberge und Seen. Aloys ging seines Weges, ohne umzuschauen, er fand die Straßen in Deutschland sehr gut gehalten. Plötzlich flimmert es ihm vor den Augen. Sieh da die Alpenkette weit hinaus mit den gezackten leuchtenden Gletschern und im Vordergrunde der weite Mantel der Wälder. Und das sieht sie jeden Tag! sprach es in ihm; und von da soll sie mit dir in die weite fremde Welt? Er zögerte wiederum, aber plötzlich lüpfte er den Hut und grüßte. Er hatte keine Ahnung von der Herzbewegung gehabt, die uns der Posthornklang erweckt; jetzt aber grüßte ihn etwas mit gezackten Flügeln, die auf und ab gingen und sein Angesicht wurde so heiter, als sähe er einen alten vertrauten Freund. In dem großen Feldgebreite nicht weit vom Hause Ivos sah er die Mähmaschine in Bewegung, und das war ihm wie ein Heimatsgruß. Und warum soll eine Maschine nicht auch anheimeln können so gut wie Posthornklang?

„Das habt ihr doch von uns Amerikanern,“ sagte Aloys

fast laut vor sich hin und mit neuer Zuversicht, als hätte er selbst das erfunden und gebracht, schritt er auf das stattliche Haus Ivos hinzu; man hatte es ihm ja genau beschrieben. Der Rauch steigt gradauf zum blauen Himmel hinan. Ob sie wohl dort am Herde steht und ins Feuer schaut, dessen gedenkend, der jetzt kommen soll?

Es ist kein Thal so verborgen, es blüht eine Blume drin und es klingt ein Klavier.

Aloys stand am rauschenden Röhrbrunnen und horchte nach den Tönen des Klaviers.

Achtzehntes Kapitel.

Wohlhäbig und breit steht das Haus Ivos da, einsam inmitten wohlgebauter Felder, zwei mächtige Scheunen und ein großer Schafstall zeigen, daß hier größere Wirtschaft betrieben wird.

Vor Jahrzehnten schon hat Ivo die Sägmühle verlassen und unter Beihilfe des getreuen Nazi das große Anwesen von einem Auswanderer gekauft; er hat mit unermüdlichem Fleiß und großer Umsicht den Ertrag des Gutes erhöht, einen Wald in Feld und ein weites Stück Sumpfland in die beste Wiese verwandelt; es ist ihm gelungen, das Gut schuldenfrei zu machen und mit Behagen schaut sich's aus dem Hause über den Titisee nach dem Feldberg.

Bei aller Feldarbeit, wobei er selber tapfer mit Hand anlegte, ist Ivo doch seinen Studien nicht untreu geworden, die er allerdings vom Himmel auf die Erde verpflanzt hat, denn in der Bücherei des Zimmers im obern Stock — das die Buchstube genannt wird — sind landwirtschaftliche Werke vorherrschend, aber auch ein Klavier ist da zu sehen, über welchem ein Waldhorn hängt, und auf dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers liegen Zeitungen.

An diesem Morgen war die Thüre nach dem Söller offen, und an dem Klavier saß ein Mädchen mit großen, wunderbar hellen, blauen Augen und las in einem Briefe; sie hatte den Brief offenbar schon mehrmals gelesen, denn sie ging über viele Zeilen weg und las besonders:

„Ja, liebe Ignazia, ich schreibe dir, weil ich's versprochen habe, denn dir zu raten wage ich nicht. Es ist wahr, es ist Stolz dabei, aber auch Offenherzigkeit, daß er will, du sollest gleich wissen, er kommt als Freier um dich. Er ist ein gar

ordentlicher Mensch und hat nichts von der amerikanischen Groß-prahlerei. Manchmal ist er ungeschickt und stockig und dann wieder flink und aufgeweckt. Er hat hier geholfen, ein Haus zimmern und aufrichten und wie ich ihm sage: das wird meinen Vater freuen, wenn er's hört — da ist er ganz schön geworden, wirklich schön; er sieht sonst nicht zum Verlieben aus, ist aber gut gewachsen und wie ich dir sage, sein ganzes Gesicht hat geglänzt und er sagt: Vom Ivo gelobt werden, das wär' mir das Liebste in ganz Europa. Also, liebe Schwester. Ich kann dir nur sagen, wenn er in meinen ledigen Tagen gekommen wär' und eh ich meinen Mann gekannt, ich hätte ihn genommen. Aber freilich du, du bist anders. Der Doktor ist dir zu jung, der Bezirksförster zu gesetzt und der Papierstofffabrikant zu bigott. Ich glaub', der Aloys hat keinen von diesen drei Hauptfehlern." Die Leserin überschlug mehreres, dann las sie wieder: „es ist mir so, wie wenn er die weite Reise gemacht hätte, um zu unserm Vater zu wallfahrten; er verehrt ihn wie einen Heiligen, und es thut gar viel zu einer guten Ehe, wenn der Mann den Vater der Frau so hochhält. Liebe Schwester! Du bist soviel gescheiter als ich, aber —"

Das Mädchen steckte schnell den Brief ein und fast laut sagte sie vor sich hin: „Es ist doch eigentlich eine empörende Keckheit, da kommt ein Mann aus der weiten Welt, von dem man nichts gewußt hat und sagt: ich will dich heiraten."

Nicht von Bangen und Zagen, sondern von Empörung pochte ihr Herz und sie nahm sich nur vor, diese Empörung zu bemeistern und den Fremden mit kalter Höflichkeit abzulehnen.

Sie versuchte, Klavier zu spielen, stand aber bald auf und ging, die Arme über die Brust gekreuzt haltend, mit raschen Schritten durch das Zimmer. Sie war eine große und volle Gestalt, nicht just modisch, aber auch nicht in Bauerntracht gekleidet. Bei einer Wendung blieb sie vor dem Spiegel und das Gefallen, das jedermann an ihr haben mußte, schien auch ihr nicht fremd. Sie lächelte dem vollen Spiegelbilde zu und schob eine Ringellocke zurück, die sich über die hochgewölbte Stirne gelegt hatte.

„So? also du denkst doch: wie sehe ich aus und wie wird er mich ansehen?" sagte sie wie im Zorne zu sich und die feingeschnittenen Lippen verzogen sich ärgerlich.

Sie trat auf den Söller, gab einem Knechte die Anweisung, jetzt mit dem Fuhrwerk dem Vater entgegen zu fahren, dann setzte sie sich wieder an das Klavier, aber plötzlich brach sie ab, sie hörte eine fremde Stimme, die mit dem Knechte sprach.

Das ist er! sagte das Mädchen, ihr Busen wallte hoch, sie hielt eine Weile still, dann ging sie hinab.

„Ich heiße Aloys Schorer. Sie sind Fräulein Ignazia?“ sagte der Fremde.

Sie verneigte sich, öffnete die Stube im Erdgeschoß und sagte: „Treten Sie ein.“

Neunzehntes Kapitel.

Aloys ging voran in die Stube. Eine Sekunde schauten die beiden einander stumm an. Die dunkeln Wimpern der Jungfrau zuckten mehrmals, da ihr helles Auge ihn forschend betrachtete; Aloys betrachtete sie festen Blickes.

„Der Vater ist leider nicht zu Hause, aber er kann jede Stunde kommen,“ begann Ignazia.

Aloys schien nichts weiter sagen zu können, er atmete unhörbar tief und unhörbar sprach's in ihm: Ja die! die ist zu schön und zu vornehm für mich. Aber mit Blitzesschnelle dachte er wieder: Wollen doch sehen.

Ignazia sah die Befangenheit des Mannes, in dessen Mienen Treuherzigkeit und Arglosigkeit unverkennbar waren; ihr strenger Blick milderte sich und ward immer wohlwollender, als Aloys mit bewegter Stimme sagte: „Mein Vater hat mir's auf die Seele gebunden, ich darf nicht aus Europa heimkommen, ohne den Herrn Ivo gesehen zu haben. Und die Frau meines Ohms, die Schwester vom Herrn Ivo, läßt viele Grüße sagen; bringe auch Grüße von der Adlerwirtin, von der Schwester in Nordstetten.“

„Ich danke. Es thut immer wohl, Menschen zu sehen, die eines unserer in der Ferne Lebenden gesehen haben.“

„Man kann mir frei in die Augen sehen, es ist nichts Unehrliches dahinter,“ entgegnete Aloys, und während er das frei hin sagte, spürte er einen Stich im Herzen, denn es ist nicht wahr. Er lügt mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt! würde Marannele schreien, wenn sie da wäre, und jetzt schlug er die Augen beschämt nieder.

Ignazia war überrascht von dieser Wendung, sie war fast zornig über diese rasche Andringlichkeit und doch sah der Mann jetzt plötzlich so demütig aus.

Sie antwortete nichts, sondern wendete sich schnell, und an den Schrank gehend und Kirschwasser aufstellend, dachte sie: ist

dies Benehmen Keckheit oder gewaltsam bezwungene Schüchternheit?

Wie aus vielerlei Gedanken heraus sagte Aloys:

„Sie kommen mir gar nicht wie eine Bauerntochter vor. Freilich, Ihr Vater ist ein Studierter. Meine Schwägerin ist auch eine Lady. Sie sprechen gewiß auch englisch?“

„Nein, nicht einmal französisch. Das hab' ich im Krieg besonders bedauert —“

„Ja, hab' gehört, wie groß Sie im Krieg gewesen sind.“

Ignazia nickte dankend, sie hörte ihm gut zu, wie er von der Teilnahme der Deutschen in Amerika sprach und Aloys legte alles noch viel besser dar, als da drüben beim Marannele; die verständnisvolle Zuhörerin hier machte ihn beredter.

„Mein Vater,“ entgegnete Ignazia, „ist ganz glücklich heimgekommen von Ludwig Waldfried, der ihm erzählt hatte, wie tapfer Ihr Vater sich im Kriege zur Befreiung der Schwarzen gehalten hat.“

Jetzt konnte Ignazia sehen, wie recht die Schwester hatte, daß das derbe Gesicht des Aloys wahrhaft schön werden konnte.

„Entschuldigen Sie,“ unterbrach Ignazia, „ich höre jemand auf dem Flur.“

„Sie sind grad wie meine Mutter, die spricht auch mit einem in der Stube und hört und weiß doch alles, was draußen vorgeht,“ konnte Aloys noch schnell der Davongehenden nachrufen.

Ignazia kam schnell wieder herein mit einem Päckchen und sagte:

„Das kommt auch aus Nordstetten. Haben Sie den Schuster Hirtz kennen gelernt?“

Aloys erklärte, daß ihm das eigentlich der liebste Mann im Heimatsdorfe sei, und die hellen, blauen Augen der Ignazia leuchteten noch freundlicher, da er sagte:

„Das ist ein gediegener, einfacher Mann, so einen kennen zu lernen, ist schon allein eine weite Reise wert.“

„Ja,“ ergänzte Ignazia. „Wenn man ihn so ansieht, hat er nichts Ehrwürdiges und doch ist er's von Grund aus; er arbeitet, und alles allein, will keinen Verdienst von der Arbeit anderer und bleibt ruhig am Ort. Sowenig sein dreibeiniger Stuhl wandern will, sowenig will er wandern.“

Schnell fiel Aloys ein: „Aber seine Gedanken wandern oft gern zu Menschen in der Ferne und besonders gern zu Ihnen, er hat gar gut von Ihnen gesprochen; ich wollte nur, er könnte auch zu anderen so von mir reden.“

„Ueber einen guten Menschen reden, das macht gut bekannt miteinander,“ unterbrach Ignazia, indem sie rasch das Päckchen öffnete und dabei fortfuhr:

„Ich wünsche, daß Sie noch mehr solche tüchtige Männer im Vaterlande kennen und schätzen lernen, um daheim davon berichten zu können.“

Die denkt nicht dran, mitzugehen, fuhr Aloys durch den Sinn; dennoch sagte er, die ausgepackten Stiefelchen streichelnd:

„Die Stiefelchen sind fein und stark, die passen . . . Wenn man nur wüßte, wo die noch gehen werden.“

„Das weiß ich selber nicht. Jedenfalls nicht weit. Ja, daß ich's nicht vergesse. Der Vater ist kein großer Freund von Amerika und er arbeitet stark gegen die Auswanderung.“

„Was hat er gegen uns?“

„Ich wollte Ihnen das nur voraus sagen. Wollen Sie mich ins Feld begleiten? Wir haben viel fremde Schnitter draußen.“

Aloys war bereit, und als sie vor das Haus kamen, sagte er:

„Wie schön ist's hier oben! Es muß Ihrer Schwester schwer geworden sein, von da weg zu gehen.“

„Und ich werde es doch auch bald über mich nehmen müssen.“

Aloys errötete und Ignazia fuhr fort:

„Mein Vater nimmt wahrscheinlich einen Staatsdienst an.“

„Einen Staatsdienst?“ fragte Aloys, das Wort schien ihm eine Entwürdigung. „Ich hab' immer gehört, Ihr Vater sei ein freier Mann.“

„Er bleibt dabei doch frei und kann viel Gutes thun. Es wird ihm nicht leicht, in alten Tagen noch das Leben zu ändern. Sieh da! dort kommt er! Er muß unser Fuhrwerk unterwegs getroffen haben.“

Sie eilte dem Vater entgegen; er stieg ab, sie sprach kurze Worte, er eilte voraus zu Aloys.

Zwanzigstes Kapitel.

Nach der herzlichen Begrüßung sagte Ivo, die Hand des Aloys lange festhaltend:

„So ist's recht, die Amerikaner schicken jetzt ihre Kinder

ins Vaterhaus zurück, wo jetzt Friede und Freude und Einigkeit ist."

Die Stimme Ivos und jedes seiner Worte kam so aus dem Herzensgrund, und eine wahre Wohlthat war's, wie er dreinblickte, er sah so ehrgebietend und doch so zutraulich aus.

Ivo war, was man einen wohl ausgearbeiteten Mann nennen kann, und wie er in seinen hohen Stiefeln dastand, konnte man sagen, das ist ein fester Mann auf festem Grund. In seinem faltenlosen, freundlich glänzenden Gesicht lag der Ausdruck der Geradheit und Bestimmtheit, sein Auge hatte den stillen, beruhigenden Blick der Menschenfreundlichkeit; die Gestalt, gedrungen und untersetzt — so was man pfostig nennt — war von behaglicher Fülle, die aber noch Behendigkeit zuläßt.

Da Ivo noch immer seine Hand hielt, sagte Aloys:

„Mir ist's, wie wenn der Herr Ivo mich von Kindheit an so an der Hand geführt hätte."

„Soll dir auch wohl bei uns sein."

Und Aloys wurde schöner bei diesen Worten; denn das Beste, was er aus Amerika mitgebracht hatte, war die Achtung vor der höheren Bildung, und hier hatte sich noch inniges Wohlwollen dazu gesellt. Ivo fuhr fort:

„Wir haben dich schon lang erwartet. Meine Schwester in Amerika hat geschrieben, daß du kommst. Wo ist denn die Ignazia? Ignazia!" rief er, „komm herein in die Stube, ich muß dir was Wichtiges sagen."

Ignazia kam zögernd und Ivo sagte:

„Ich habe die Stelle als Vorsteher der Ackerbauschule angenommen und der Schwager Kupfer wird Hauptlehrer. Schon zum Herbst ziehen wir auf die Burg."

Zu Aloys gewendet, erklärte er diesem, daß die Regierung schon lange in ihn dringe, die Leitung einer Ackerbauschule zu übernehmen, worin Bauernsöhne und Knechte in den Fortschritten der Landwirtschaft unterrichtet werden, aber die Haltung doch so bleibe, daß sie bei höherem Wissen sich nicht für zu gut halten, einen Wagen voll Dung zu laden.

„Ich habe der Regierung als eine Hauptbedingung gestellt," fuhr er fort und zu Aloys gewendet: „nicht als Gunst für mich, das verlange ich nicht, und das ist bei uns in Deutschland auch nicht, nein, weil er's verdient, hab' ich's verlangt, man soll mir meinen Schwiegersohn, der Reallehrer in Offenburg ist, als Hauptlehrer beigeben. Und das ist bewilligt worden. Du gehst doch auch gern mit?" wendete er sich zu Ignazia.

„Von Herzen gern, Vater. Ich hab' gewußt, daß Ihr annehmet, und es ist das Rechte. Ich hoffe, auch nicht unnütz zu sein.“

Sie verließ das Zimmer und Ivo sagte hinter ihr drein:

„Es gibt doch keine größere Freude auf der Welt, als wenn ein Kind eben bei allem Verstand das rechte Kinderherz behalten hat. Wie mir meine Schwester schreibt, bist du auch ein guter Sohn an deinen Eltern. Das soll ja bei der frühen Selbständigkeit der Knaben in Amerika nicht gar so häufig sein.“

Er fragte nach seiner Tochter in Nordstetten und dann nach den Angehörigen in Amerika.

Aloys erzählte genau und legte ein Bild seines Vaters vor.

„So sieht er aus? Ich sehe noch sein gutes, junges Gesicht aus dem alten heraus. Ich vergesse es nie, wie ich seinen langen Brief deiner Großmutter vorgelesen habe. Dein Vater war ein Herzmensch, ein wenig weichmütig, aber Amerika hat ihm die nötige Straffheit gegeben. Ludwig Waldfried hat viel von seiner Bewährung im Kriege erzählt. In dem damaligen Briefe deines Vaters war eine Kinderhand abgezeichnet, als Gruß herüber gereicht zu uns; das kann nicht deine Hand gewesen sein.“

„Nein, die von meinem ältern Bruder Basche, er hat schon selber fünf Kinder und seine Frau ist eine Lady.“

Ivo schien die letzte Bemerkung nicht zu verstehen oder nicht zu beachten, denn er fuhr fort:

„Ja dein Vater! In unserem Dorf haben sie nicht verstanden, was in ihm steckt, und wer weiß, ob's daheim je an den Tag gekommen wäre. Viele werden erst in Amerika zu dem, was sie sein sollen. Jetzt gottlob nicht mehr. Wir schicken Euch keinen Zuzug mehr. Wir behalten unsere tüchtigen Menschen daheim.“

„Herr Ivo,“ begann Aloys.

„Heiß mich nur Vetter. Und sei nicht zaghaft. Soweit die Tannen grünen, findest du keinen Menschen, der es besser mit dir meint und sich mehr mit dir freut, als ich.“

Ivo erzählte, wie es ihn gefreut habe, daß Aloys in Nordstetten ein Haus habe zimmern und richten helfen und Aloys fügte so bedachtsam als bescheiden hinzu, daß man in Deutschland nicht so zu arbeiten verstehe wie in Amerika, wo man die Zeitverschwendung für einen der schlimmsten Fehler halte. Ivo sah wohlgefällig auf den jungen Mann, da ist etwas, was man doch nur in der Neuen Welt bekommt, ein entschlossenes und behendes Zugreifen, wie es auch Ludwig Waldfried mit heim-

gebracht hat. Aloys steht ihm an Bildung nach, aber gewiß nicht an mannhafter Selbstheit und solche könnten wir aus Amerika importieren. Ein flüchtiges Lächeln ging über die Mienen Ivos und Aloys, der darin die Wohlgesinntheit erklärte, platzte mit dem Gedanken heraus, warum er gekommen sei. Kopfschüttelnd entgegnete Ivo:

„Du gehst schnell, aber da mußt du sachte thun. Wie lang kannst du denn bei uns bleiben?"

„Ich hab' noch gute Zeit. Ich möcht' nur vor den Herbststürmen zu Schiff sein. Ich habe also fragen wollen."

„Sei ohne Scheu. Sprich offen."

„Ich habe fragen wollen, ob der Herr Vater nichts dagegen hat."

„Ich geb' kein Kind gern nach Amerika. Aber vielleicht läßt sich's umdrehen. Wenn sie dich will, habe ich nichts dagegen. Ich bleib' nicht allein, ich hab' meine Tochter und ihren Mann und ihre Kinder auf der Burg. Aber da kommt das Essen. Laß dir's bei uns schmecken."

Man hatte kein Tellerrasseln und kein Messerklappern gehört. Der Tisch war mit feinem, glänzenden Linnen bedeckt. Ignazia sagte, sie müsse eigentlich ins Feld, aber sie wolle dem Gastfreunde zulieb mit zu Tisch gehen, nur solle er's nicht verübeln, wenn sie bald aufstehe.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Man saß wohlgemut bei Tische und Vater und Tochter waren unbefangen gegen den Gast, als ob sie von seiner Absicht gar nichts wüßten. Sie fanden Gefallen an dem Amerikaner, der mit Geschick von allem berichtete. Ivo war verständig und gutherzig genug, den Gastfreund nicht bloß auszufragen, sondern berichtete auch von sich. Er trug dem Sohne auf, dem Vater Bericht zu geben: „Kannst deinem Vater sagen, ich fühle mich noch wie in jungen Jahren, nur daran spüre ich etwas vom Alter, daß ich nach der Arbeit müder bin als ehedem. Sag ihm auch, daß seit seiner Zeit sich die Landwirtschaft bei uns geändert hat. Die Güterzusammenlegung ist weit vorgeschritten und zeigt sich als sehr vorteilhaft, und die verbesserte Wiesenwässerung ist allgemein. Wir bauen nicht mehr vorzugsweise Brotfrüchte, sondern Futterkräuter zu guter Milch- und

Fleischerzeugung. Unsere Landleute müssen mehr Fleisch essen, sonst muß man das Militärmaß noch weiter herunterthun."

Ivo berichtete, daß Luzian, genannt Luzifer, wieder aus Amerika heimkomme, denn er sehe ein, daß die Aufgabe der Religionsfreiheit nicht in der Neuen Welt, sondern in der Alten und besonders in Deutschland gelöst werde. Ivo fügte hinzu, daß es jetzt ganz anders sei, wie zu seines Vaters Zeiten, damals galt es für freisinnig und man war's gewohnt, auf Deutschland zu schimpfen, weil man darunter nur die Regierungen meinte, jetzt habe die Zeit begonnen, in der Regierung und Volk, Soldat und Bürger eins werden.

Aloys hielt sich bescheidentlich von jedem Eintreten in dieses Gebiet zurück, und als ihn Ivo geradezu fragte, sagte er:

„Ich bin nicht so gut geschult, daß ich da mit drein reden darf." Er berichtete, daß ihn zuerst der Ohm Gregor unterrichtet habe und auch des langen Herzles Kobbel, das meiste aber — es sei aber freilich wenig — habe er aus guten Büchern zu lernen gesucht.

„Ich lerne gern," fügte er hinzu, „aber ich könnte eher die Stationen der Pacificbahn im Kopf behalten, als die Vetterschaften. Mein Vater hat mir in dem Büchlein alle aufgeschrieben: bei den Gestorbenen habe ich ein Kreuz, bei den Verdorbenen eine Null gemacht. Es ist mir nur lieb, daß mein Vater nicht, wie anfangs im Plan war, mitkommen ist."

„Warum ist Ihnen das lieb?" fragte Ignazia.

„Jeden Tag siebenmal hätte mein Vater einen Herzstoß bekommen, so hören zu müssen von Tod und von allem. Mich rührt das weniger an, ich habe die Menschen nicht gekannt."

„Aufs Wohl von deinem Vater und auch auf dein Wohl," unterbrach Ivo das Glas erhebend.

Auch Ignazia stieß mit Aloys an und Ivo fuhr fort:

„Ja dein Vater! Es ist ein Glück gewesen, daß er seine erste Liebe nicht geheiratet hat. Das ist oft gut. Ich freilich, ich hab' das Glück gehabt, das erste und einzige Mädchen, das ich auf der Welt lieb bekommen, auch zur Frau zu kriegen. Wie würde sie sich gefreut haben, daß an unserem Tisch ein Sohn sitzt vom . . . vom . . ."

Er sah verlegen lächelnd umher, es fiel ihm offenbar der rechte Name nicht ein, sondern eben nur Tolpatsch.

Der Amerikaner sagte daher errötend schnell:

„Ein Sohn vom Aloys."

„Ja, ein Sohn vom Aloys und der Mechthild' des Mathes vom Berg.

„Sag einmal: hast du die alte Liebe von deinem Vater, des Jörglis Marannele auch gesehen? Und ich glaub', sie hat eine schöne Tochter, ein Kernmädle."

Aloys bejahte, aber er erschrak dabei so, daß er das Glas mit dem roten Wein umstieß.

„Verzeihen Sie! Das schöne Tischzeug!" wendete er sich zu Ignazia.

„Das hat nichts zu sagen," entgegnete Ignazia. „Vater! Kommet mit dem Herrn Vetter nach. Ich will jetzt ins Feld zu den Schnittern."

Sie stand auf, reichte Aloys die Hand und ging rasch davon.

Die beiden Männer waren allein und eine geraume Weile still.

„Darf ich was fragen?" begann Aloys.

„Frag du nur."

„Hat die Jungfer Ignazia vielleicht schon jemand einmal gern gehabt? Ich mein', der Herr Vetter hat das von der ersten Liebe, die nicht immer das Rechte trifft, noch aus einem besonderen Grund gesagt."

„Du passest gut auf."

„Soll das eine Antwort sein?"

„Du kannst sie dafür nehmen."

Aloys war betroffen, aber er sagte Mut fassend: „Ich will nur gestehen, daß das Wort mir in die Seele gefahren ist. Ich glaub', es paßt auch auf mich. Ich will's nur gestehen, das Jung Marannele hätt' mir gefallen, aber es paßt sich nicht, niemals, und seitdem ich die Jungfer Ignazia gesehen habe, erst recht nicht. Ich meine nur, ich wäre zu gering für sie."

Ivo hielt sich zurück, hierauf einzugehen. Im Gedanken, daß Aloys in Deutschland bleiben könne, sprach er davon, daß Aloys bei seinem guten Eifer und seiner festen Natur es leicht zu höherem Wissen bringen könne; er ermahnte ihn indes auch mit eindringlichen Worten, sich in jedem Falle die guten Erfahrungen und Einsichten nicht verderben zu lassen, die er bei guter Fassung von dieser Reise mit heimnehmen werde.

Wie eine innere Labung war jedes Wort Ivos; er war so entschieden und mild zugleich und sein ganzes Behaben so anheimelnd. Aloys fühlte die wohlthuende Art dieses Mannes, es beschlich ihn aber eine um so größere Bangigkeit.

Wie wird es denn sein, wenn du abgewiesen davongehen mußt?

Liebenswürdig in der eigentlichen und ersten Bedeutung des Wortes sollte Aloys erscheinen, aber im inneren Zerfall mit

sich und in Beschwichtigung von stillen inneren Vorwürfen des Gewissens ist man am wenigsten dazu geeignet.

Aloys konnte wie sein Vater damals bei der Soldatenbeschau sagen: Kusperet mich nur aus, ihr werdet kein Unthätele an mir finden. Er konnte jedem durchdringenden Blicke ruhig standhalten, aber es verdroß ihn, daß er Gescheitheit und gutes Herz zeigen sollte. Geschieht dir recht, dachte er in sich, warum hast du Marannele so ohne Wort verlassen! Sie hat kein Examen mit dir angestellt und du keines mit ihr, die Herzen sind aufgegangen füreinander und wegen eines Hundenamens soll das alles aus und vorbei sein? Eitelkeit und Stolz auf der einen und Liebe und Gehorsam auf der andern Seite kämpften um ihn.

Da drüben weint ein Mädchen, weil es sich um seine Liebe betrogen glaubt; der Mund, den du geküßt, zittert und bricht in Klagen aus. Was hat das arme, gute liebe Wesen denn verschuldet? Was kann es für den dummen Uebermut seines Vaters? Und was kannst du für einen untilgbaren Widerwillen deines eigenen Vaters?

Diese Gedanken bewegten Aloys, als er einsam durch Feld und Wald auf der Hochebene ging.

Ivo hatte ihn aufgefordert, ihn zu den Schnittern zu begleiten, aber Aloys hatte dankend abgelehnt; er wollte allein sein, aber er war doch nicht allein, denn eine Mädchengestalt ging mit ihm und sah ihn weinend an, und er sagte fast laut: „Sei ruhig, Marannele. Es ist noch nichts geschehen. Und vielleicht ist's gut, daß ich fort bin, es wird alles besser und fester dadurch . . ."

Er wandelte so in Gedanken versunken dahin, daß er die Gestalt nicht sah, die sich ihm näherte.

„Grüß Gott, Vetter! Sie sehen ja gar nicht auf," wurde er angeredet.

Ignazia stand vor ihm, sie trug den breiten Strohhut am Arme und sah hochgerötet und schön aus. „Es kommt ein starkes Gewitter," fuhr sie fort, „sehen Sie die schwarzen Wolken. Man stellt nur noch die Garben auf und dann geht alles heim."

„Da will ich helfen," antwortete Aloys und eilte querfeldein. Ignazia schaute ihm verwundert nach.

Mit einer Schnelligkeit, die das Staunen Ivos erregte, richtete Aloys Garbe um Garbe in die Höhe. Es donnerte und die Wälder rauschten mächtig, aber das Gewitter zog sich gegen die Schweiz hin und Aloys half mit großer Behendigkeit die Garben aufladen.

Als man hinter den geladenen Garbenwagen heimging,

sagte Ivo: „Im raschen Zugreifen können wir von euch Amerikanern lernen. Du wärest mir eine große Hilfe, wenn du über die Ernte bei uns bliebest. Wir haben Mangel an Feldarbeitern, glücklicherweise habe ich sechs Soldaten aus Freiburg zur Aushilfe bekommen; sie reichen aber kaum aus."

„Ja," schaltete Aloys ein, „ich meine, das Arbeitsleben wird in Deutschland bei jedem Menschen arg unterbrochen, daß eben jeder jahrelang Soldat sein muß."

Ivo suchte klar zu legen, daß wir die schwer zu vereinbarende Aufgabe haben, stark zum Krieg und mächtig zur Arbeit zu sein.

Die Mähmaschine wurde nach dem Hause geführt und Aloys sagte, es freue ihn, daß dies aus Amerika hier heimisch geworden; er erzählte, wie es ihn angemutet habe, als ob er einen guten Freund aus der Heimat sehe, da er diese Maschine hier erblickt.

Ivo sah den Redenden verwundert an; ein fremder Mensch schien aus ihm zu sprechen. Nach einer Weile sagte Ivo:

„Es macht mich freilich glücklich, ein neues Bauerngeschlecht erziehen zu helfen, aber es thut mir doch weh, das Gut zu verkaufen, in dem die Lebenskraft meiner besten Jahre steckt. Ihr Amerikaner kennt da keine solche Anhänglichkeit, bei euch ist alles money making."

„Just auch nicht alles," entgegnete Aloys.

„Wie wär's," begann Ivo, „wenn du mir das Gut abpachtest oder abkauftest und hierbliebest?"

„Ich bin ein Amerikaner."

„Gut. Warum soll sich's nicht auch umkehren? Es wandern bereits viele zurück, und es werden noch mehr kommen."

„Ich bin ein freier Republikaner."

„Ich ehre jede Ueberzeugung und jeden Mann, der auf sein Vaterland stolz ist. Die republikanische Staatsform ist gewiß schön und gut, aber damit ist das Schöne und Gute noch nicht da. Sieh dich bei uns um. An Freiheit fehlt uns nichts und wir halten's sogar für besser, daß ein Fürst obenan steht und nicht ein wechselnder Präsident und wechselnde Beamte. Dagegen ist bei uns die Verwaltung ehrlich und die Justiz unbeugsam. Glaub mir, lieber Aloys, wegen der Freiheit geht kein Mensch mehr nach Amerika. Mit dem Stolz auf die Republik ist's vorbei, bei unseren Nachbarn da drüben wie bei euch." Aloys schüttelte den Kopf und heftiger werdend rief Ivo: „Und ich muß dir sagen, es kommen jetzt viele aus Amerika zurück, einzelne und ganze Familien und nicht zu unserer Freude.

Die was besitzen und die nichts haben, alle glauben sie Großprahler sein zu müssen. Und was ist in Wirklichkeit?"

Ivo erging sich in bitteren Worten über den zeitweiligen Verderb des öffentlichen Lebens in Amerika. Aloys hatte nicht das Wissen, um ihn mit Thatsachen und Zahlen widerlegen zu können; da fiel ihm ein gutes Beweismittel ein und sein ganzes Gesicht lachte, indem er sagte: „Sie kennen ja auch den Oberst Waldfried. Ist das nicht ein Mann, wie nur Amerika ihn aufbaut?"

„Allerdings. Das ist ein kernbraver und großdenkender Mann. Aber, lieber Aloys, das ist kein Zeuge für dich. Er klagt selber über die Prahlhansigkeit und Verdorbenheit vieler Deutsch-Amerikaner. Ich war vor mehreren Wochen bei ihm. Da war ein Mann in arger Verwahrlosung mit Frau und fünf Kindern herüber gekommen. Waldfried nimmt ihn in sein Geschäft und der Mann schimpft täglich hundertmal über die Kleinlichkeit in Deutschland. Kleinlich! Alles ist bei uns kleinlich. Und was war sein großartiges Gewerbe drüben? Er schenkte täglich ein Faß oder mehrere vergifteten Schnapses an die Irländer aus, und seine Großartigkeit Amerikas bestand darin, daß man seine Kunden nicht kennt und keine dauernde Beziehung und Verpflichtung zu ihnen hat. Ja, lieber Aloys, ich meine, wenn nicht eine große sittliche Wendung bei euch eintritt, müßt ihr noch schweres Lehrgeld zahlen." Da Aloys schwieg, fuhr er fort:

„Aber was wollen wir uns streiten? Du bist mir ein lieber Besuch. Marte, komm her!" rief er einem starkknochigen Manne zu. Der Angerufene kam und Ivo sagte: „Aloys! Das ist ein Landsmann von uns, er ist auch aus Nordstetten. Dein Vater hat den seinen gut gekannt. Sag nur, der Sohn des Wendels von der Bruck. Der Marte ist schon einundzwanzig Jahre bei mir und geht auch mit auf unser Pachtgut bei der landwirtschaftlichen Schule."

„Wer ist der Herr?" fragte Gregor.

„Aus Amerika, der Sohn von des Barthels Basches Aloys."

„Von . . ." er wollte offenbar auch wieder Tolpatsch sagen, er unterdrückte es aber noch und sagte nur: „Grüß Gott," dann ging er davon. —

Am Abend war Aloys wieder wohlgemut, aber Ignazia merkte doch, daß zwischen dem Vater und dem Gastfreund eine Verfremdung war. Ignazia wollte offenbar freundliche Stimmung erwecken. Als daher noch am Abend Männer aus der Umgegend kamen, die von dem Wegzuge Ivos gehört hatten, ließ sie

den Vater mit den Männern und ging mit Aloys auf der Landstraße.

Die Nacht war mild und dunkel, kein Stern sichtbar am wolkenbedeckten Himmel, die ganze Natur war wie in atemloser Spannung, des ersehnten Regens gewärtig.

Aloys gestand offen, wie sehr es ihn überrasche und schmerze, daß Ivo so schlimm von Amerika denke. Ignazia wußte die Stimmung des Vaters dahin zu deuten, daß er vielleicht im Grunde Republikaner sei und darum so bitter, wenn er von deren Verderb höre. Uebrigens hätten ihn die Großsprechereien vieler Heimgekehrten in letzter Zeit vielfach verletzt.

Aloys erzählte von Ohlreit und wie er glaube, der voraussichtliche Untergang dieses Menschen habe damit begonnen, daß er für reicher angesehen sein wollte, als er in Wirklichkeit war. Ignazia fragte nach dem Heimwesen des Aloys und er war erschreckt und erfreut, wie sie alles genau erforschte.

Ist das ein Zeichen der Liebe und wird sie ihm in die Neue Welt folgen?

Er schilderte indes alles anschaulich und lebhaft und besonders schön war, wie er das volle und innige Familienleben darstellte.

Aloys schien im Dunkeln viel besser sprechen zu können als am hellen Tag. Verwunderlich blieb aber, daß seine Doppelnatur sich immer bestimmter kundgab; über manche Dinge sprach er wie ein Kind und über anderes wieder wie ein voll ausgereifter Mann.

In guter Wechselrede waren die beiden wieder zum Hause zurückgekehrt.

„Ich weiß nicht," sagte Aloys stehen bleibend und seine Stimme war wundersam bewegt. „Ich meine, ich höre Musik."

„Sie hören richtig. Da drüben in Erlenbruck ist heute Hochzeit und der Luftstrom trägt bisweilen den Trompetenklang zu uns."

Es mag sein, daß Ignazia fürchtete, Aloys könnte jetzt etwas sagen, was sie nicht wünschte; denn nach einer peinlichen Pause fragte sie: „Haben Sie in Ihrer Heimat auch Hebels Alemannische Gedichte?"

„Gewiß! Der Ohm Gregor hat uns oft daraus vorgelesen."

„Das ist schön! Sie wissen doch, daß Sie hier auf seinem Heimatsboden sind? Dort ist der Feldberg. Ich kann fast alle seine Gedichte auswendig. Im Lazarett habe ich sie oft und oft unseren Landsleuten vorgelesen, und es war den Verwundeten so wohl, wie wenn sie leibhaftig die frische Luft unserer

Waldeshöhen atmeten. Wenn Sie über den Sonntag bleiben, gehen wir allesamt auf den Feldberg. Aber jetzt, da ist der Regen! Gut Nacht, Aloys," sagte sie.

„Gut Nacht, Ignazia," antwortete er.

Aloys! Sie hat dich bei deinem Namen genannt. Aber hat's nicht doch schöner geklungen, wie Marannele Aloys sagte?

Ivo rief Aloys noch auf seine Stube und sagte: „Das ist viel, daß Ignazia mit dir gegangen ist. Dessen kann sich noch keiner rühmen. Darf ich wissen, was sie dir gesagt hat?"

„Sie hat nichts von der Hauptsache gesprochen, aber gut gegen mich ist sie, von Herzen gut. Es mag nun werden, wie es will, ich hab' eine gute Freundin."

Ivo begleitete den Gastfreund noch auf das Giebelzimmer, wo Ignazia alles wohl hergerichtet hatte.

Auf dem Tische lagen Hebels Alemannische Gedichte und als Aloys eben darin lesen wollte, mußte er aufhorchen. Ein wohlgestimmter Gesang der Soldaten tönte von der Scheune herüber. Aloys lauschte am offenen Fenster.

Der Duft der getränkten Erde stieg zu ihm auf und ein Hauch aus dem Tiefsten unseres vaterländischen Lebens wehte ihn an. Es war Nacht und Regen, und doch war's Aloys, als schiene die helle Sonne. Die Soldaten sangen das Lied vom guten Kameraden, das konnte er in der Ferne leise auch mitsingen, und jetzt stimmten sie die Wacht am Rhein an; Aloys suchte im Nachsingen sich die Weise einzuprägen, er verstand keine Worte, aber die Töne thaten ihm wohl. Nun erscholl noch helles Jauchzen. Dann war alles still.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wo der Dengligeist in mitternächtiger Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldene Sägese denglet
(Todtnau's Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg ...
Schwebt mi muntere Blick und schwebe mine Gedanke.
Feldbergs lieblige Tochter ... bis mer Gott wilche.

Ja, mitten im Rauschen des Regens ist ein Klingen in der Luft, wie vom Dengeln einer goldenen Sense, und wenn der Dengligeist heute nacht vom Feldberg herabgekommen wäre zu dem stattlichen Hause, das breit an der Straße steht, hätte er drei Menschen belauschen können in ihren innersten Gedanken.

Aloys hörte das Rauschen des Regens draußen und neben ihm tickte seine große Taschenuhr so laut, und jetzt verwandelte sich das Ticken der Uhr in den Taktschlag der Lokomotive und setzte bald das Wort Ignazia und bald das Wort Marannele.

Eine Regennacht ist so gut zum Schlafen, das rieselt und klingt draußen so leise und macht das Ruhelager doppelt behaglich. Dennoch war Aloys voll Unruhe.

Auch Ignazia ging in ihrer Kammer streng mit sich zu Rate. Gesteh dir's nur, du bist zu alt, als daß es dich überkäme: der und kein anderer. Er ist ein rechtschaffener gesunder Mensch und hat auch gute Gedanken und ein lindes Herz. Aber könntest du fort in eine fremde Welt und aufhören, eine Deutsche zu sein? Und warum diesen und nicht? . . Nein, vom Papierer kann keine Rede sein; vom Arzte noch eher, aber er ist zu fahrig. Warum aber nicht der Bezirksförster? Er ist so gediegen, so mannhaft; er wäre auch dem Vater der liebste . . . ist es Schüchternheit oder ist es Stolz, daß er jedes Liebeswort vermeidet? . . . Wenn Aloys hierbleiben und das Gut übernehmen könnte, wie dann?

Sie fand lange keine Ruhe.

Die Jugend hat's aber doch gut, der Schlaf ist stärker als alles Sinnen und Grübeln, er senkt sich auf die junge Seele und hüllt sie in Vergessenheit.

Ivo war doch auch müde von der Reise, von der Arbeit im Felde, wo er tapfer zugegriffen hatte, aber es schien, daß aus dem Heimwesen, das er zu verlassen beschlossen hatte, die alte Ruhe schon davon gezogen sei. Du gehörst fortan nicht mehr dir selber, du bist in Pflichten für die Jünglinge und Männer, die du zu dir rufst. Freue dich deines großen Wirkungskreises. Ja, und Ignazia? Wie wird sie sich entschließen? Es ist ein schwerer Schritt, auch für dich. Ach! das Bangen und Sorgen hört nicht auf. Glaubt man mit dem eigenen Leben fertig zu sein, so kommt die Lebensentscheidung der Kinder. Und Ignazia wird sie so schwer. Nimm dich in acht, du hast sie über die Bewerber zu früh zu dir reden lassen. Diesmal soll sie ohne ein Wort zu dir sich entscheiden. O, wenn die Mutter noch lebte, da wär' alles anders.

Dieser letzte Gedanke war nicht dazu geeignet, ihm den ersehnten Schlaf zu bringen. Und während Ivo um Mitternacht noch keinen Schlaf gefunden hatte, erwachte droben in der Giebelstube Aloys, wie wenn jemand seinen Namen gerufen hätte.

Ein mächtiger Regen rauschte nieder. Es ist doch gut, daß

die Garben eingebracht sind, was noch auf dem Halme steht, dem schadet der Regen nicht.

Ob es wohl da drüben in Nordstetten auch regnet? Ob Marannele in dieser Stunde schläft oder dein gedenkt in bitterm Harme? Vielleicht hat sie gar eben jetzt deinen Namen gerufen.

Er hatte das Richtige geahnt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Als Aloys am frühen Morgen die Horber Steige hinabgegangen war, konnte er in seinem Zorne nicht dran denken, wie er die vielen Menschen im Dorfe zurücklasse. Du kannst das Wissen von dir plötzlich in die Seele der Menschen einsetzen, aber nicht so plötzlich wieder herausnehmen.

Und nun gar die eine, die er umschlungen gehalten, wie lebte sie nun?

Wie waren Mutter und Tochter erschrocken, als Aloys vor dem Hause gerufen hatte: „Laß deinen Hund hinein! Den Tolpatsch!"

Jung Marannele rief zum Fenster hinaus: „Wart! ich komme."

Aber der davon Eilende hatte es nicht gehört und er hätte auch nicht gewartet.

Jung Marannele öffnete die Hausthür, der Hund kam herein und sprang an ihr empor und drückte sich dann an sie, wie wenn er sagen wollte: ich kann nichts dafür, aber es thut mir gar leid.

„Bleib da! Hier!" sagte Marannele zu dem Hunde, er legte sich nieder. Sie ging zur Mutter und sagte: „Er ist fort."

„Er kommt wieder," entgegnete die Mutter.

„Glaubet Ihr das wirklich?"

„Wenn er nicht wiederkommt, ist er selber ein Tolpatsch und du kannst dann von Glück sagen, daß du so einen losgeworden, so lang es noch Zeit ist. Aber er kommt wieder. Verlaß dich drauf."

„Ja, Mutter, es thät' mich auch kränken, wenn man meines Vaters Unnamen einem Hund gegeben hätt', und wer das gethan hat, der hat nicht recht gethan."

„So? Du beleidigst deinen Vater unterm Boden? Wer hat je denken können, daß ein Sohn vom Tolpatsch wiederkommt? Und ein unschuldiger Spaß ist's. Das will ich ihm morgen auslegen."

Ja, morgen! Und heute nacht verdammt er uns alle, dachte Marannele, aber sie sagte es nicht, denn sie wollte keinen Streit mit der Mutter.

„Er ist nur drei Häuser von uns," sagte sie; sie wollte darthun, daß sich ihm so leicht Botschaft geben ließe und wie hart es sei, daß sie nicht selber zu ihm gehen dürfe, aber die Mutter erriet es und rief: „Du wärst imstande und liefest ihm nach und thätest einen Fußfall vor ihm?"

„Ja wohl, das thät' ich gern und thät' es auch, wenn's nicht wegen der Leut' wär'," und schwer aufatmend setzte sie hinzu: „Er dauert mich, daß er jetzt so traurig ist."

„Laß ihn das ja nicht merken," mahnte die Mutter, „wenn er kommt, lach ihn aus. Das ist das beste. Zeig ihm, daß andere Menschen viel lustiger sind und nicht so weichselig, wie die vom Tolpatsch."

Marannele ging still in ihre Kammer.

„Nur einen einzigen halben Tag haben wir uns gern gehabt, aber der löscht nimmer aus, nie. O Aloys! Du bist doch so gescheit und so gut. Wenn ich nur an dein Fenster fliegen und dir alles sagen könnt'! Was geht uns die übermütige Einfältigkeit an? Und sie war nicht so bös gemeint."

Früh, als der Tag graute und eben der Pfiff der Lokomotive von der Hochdorfer Höhe herüber tönte, saß Marannele aufrecht im Bette, und ihr erster Gedanke war, er ist dort, wo die Lokomotive pfeift, fort, auf immer; sie war in Gedanken auf dem Schießmauernfeld und sah in den Tunnel auf dem jenseitigen Berge; dort in der schwarzen Höhle, dort ist er auf immer verschwunden.

Sie ging Wasser holen am Brunnen beim Adler, sie stellte lärmend ihren Kübel auf, sie pumpte lange und schlug mit dem Schwengel an die Teichel; die Fenster seines Zimmers gehen hier heraus, aber es zeigte sich nichts; sie trug den gefüllten Kübel auf dem Kopfe heimwärts, der Kübel mußte tropfen, denn sie fuhr sich mit der Hand oft über das Gesicht und wischte es ab.

Ließ sich denn gar keine Ausrede finden, um in den Adler zu kommen?

Aber dort kannst du ja nicht mit ihm reden. . . . Du erfährst aber doch, ob er noch hier ist. . . . Frisch entschlossen ging sie nach dem Adler und verlangte einen halben Schoppen alten Wein für die Mutter.

„Ist deine Mutter krank?" fragte die Adlerwirtin. „Man hat sie doch gestern auf der Gasse gesehen."

„Ich will ihr eine Weinsuppe kochen.“

„Wärest du zwei Minuten früher gekommen, hättest du noch den Aloys gesehen. Er ist fort.“

Das Fläschchen entfiel Marannele.

„Was bin ich ungeschickt!“ sagte sie schnell, und die gute Adlerwirtin gab ihr ein anderes Fläschchen und anderen Wein und nahm keine Bezahlung.

Marannele ging heim und dort an der Treppe, wo er sie geküßt, dort setzte sie sich nieder und weinte bitterlich. Sie hörte die Mutter oben, sie ging hinauf, brachte ihr den Wein und erzählte alles.

Die Mutter suchte ihr Kind damit zu trösten, daß sie darlegte, wie schlecht und ungetreu die Amerikaner seien; sie beteuerte, sie ginge nicht nach Amerika und wenn man ihr ein goldenes Haus baue.

Der Schwager Forstwart von Ahldorf kam und erzählte, daß der Soges gestern Aloys und Marannele beisammen habe sitzen sehen; er fragte, wann der Verspruch gehalten werde. Jung Marannele berichtete ihm mit bebender Stimme, was vorgegangen war.

Der Hund war mit in die Stube gekommen und die Mutter verlangte, daß der Schwiegersohn den Hund sofort erschieße, aber die Tochter duldete das nicht, das arme Tier habe sich ja nicht selber den Namen gegeben.

Sie ging mit dem Hunde ins Feld. Sie begegnete dem Ohlreit, der sie schon von ferne angrinste.

„Well,“ rief er, „ich hab' noch mit ihm gesprochen.“

„Hat er dir was für mich aufgetragen?“

„Für dich? Nein. Er ist ein smart fellow, der verspricht nichts fest, dir nicht und mir nicht.“

„Glaub mir, er hilft dir.“

„Und das sagst du? Die Adlerwirtsmagd hat's gehört, wie er gesagt hat, es sei alles gepackt, daß man's ihm nachschicken könne, er käme nicht wieder. Ich lege aber Beschlag auf seine Sachen, er hat mir meinen Fünfläufigen abgeluxt.“

Höhnisch lachend nahm Ohlreit einen Strick aus der Tasche und rief:

„Weißt, was das ist? Ein Halsband. Ich möcht' ihn dran aufhängen. Nein, besser, komm, ich hab noch Geld, geh mit mir nach Amerika.“

„Du bist verrückt oder betrunken.“

„Beides! Beides!“ schrie Ohlreit, er suchte Marannele

zu umfassen, sie stieß ihn von sich und rannte querfeldein, er sah ihr schimpfend nach und ging waldeinwärts.

Am Abend erfuhr Marannele von des Hirtzen Madlene, daß Aloys zum Vater und zur Schwester der Adlerwirtin gereist sei, offenbar werde Aloys die älteste Tochter Ivos heiraten; er habe indes auch dem Ohlreit versprochen, daß er ihn versorge, wenn er auch nicht mehr hierher komme.

Der Schuster Hirtz, der sonst so ruhig war, sprach sehr ingrimmig von Aloys. Das sei keine Art, so davonzulaufen, es sei eben auf die Amerikaner kein Verlaß; wo sie keinen Nutzen mehr sehen, laufen sie davon.

Der gute Hirtz meinte, daß Marannele damit getröstet würde, wenn Aloys nur eben schlecht sei wie andere auch; aber Marannele fand darin keinen Trost, sie ging durch die Dorfstraßen, sie arbeitete im Feld und am Herd, und ihr war, als ob sie das alles nicht selber thäte, sondern ein ganz anderes; ihre Seele war ihr entrissen, sie selber nur ein Schatten, der Schatten des Marannele von ehedem. Und in der Nacht, da es so mächtig regnete, erwachte sie mit dem Rufe: Aloys!

Wer weiß, welche Mächte solch einen Liebesruf hintragen über Berg und Thal. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In derselben Stunde, da Aloys hier erwachte und Marannele dort und das Rauschen des Regens vernahmen, saß Ohlreit mit einem fremden Manne in der Bahnhofrestauration und trank mit ihm.

Niemand kannte den Fremden, und wenn der rechte Aberglaube noch bestünde, müßte man ihn für den Teufel halten; aber der Mann war mit dem Züricher Zuge mittags angekommen, und von da und zu solcher Zeit kam bisher der Teufel nicht; der Mann sprach auch englisch, und das war bisher nicht die Sprache des Teufels, und schließlich nannte ihn Ohlreit Kapitän und dieser Titel des Teufels ist bisher nicht bekannt.

Freilich, gekommen und verschwunden ist er und gethan hat er wie der Teufel.

„Die Knochen her! Die Knochen!“ rief endlich Ohlreit. „Sie respektieren's doch nicht, daß ich nicht spiele! Die Knochen her!“

Er würfelte mit dem Fremden und sie lachten miteinander und fluchten englisch.

Als Ohlreit endlich auch seine Uhr eingesetzt und verloren hatte, ging der Fremde hinaus. Ohlreit wartete lange und ließ für sich allein die Würfel auf dem Tische rollen. Jetzt hatte er die besten Würfe und er lachte hellauf; jetzt wußte er, wie man den Becher halten und die Vierkantigen tanzen lassen muß. „Komm nur!“ rief er, „jetzt mußt alles wieder herausgeben.“

Aber der Fremde kam nicht.

Ohlreit eilte auf die Straße nach den Schienen, da brauste der Zug vorüber.

„Ich hab' den Zug versäumt!“ das hat ihn der Bahnwärter am Wegübergang rufen hören, dann war er verschwunden . . .

Eine Wolke mußte sich ins Thal gesenkt haben, es regnete von oben und von allen Seiten, da wälzte ein Mensch drunten in der Egelsthaler Halde einen Stein auf den Ameisenhaufen, stellte sich drauf, schlang einen Knoten um den großen Ast, eine brennende Cigarre fiel herab, zischte und verlosch.

Am Morgen fand man Ohlreit an der Tanne in der Egelsthaler Halde erhängt. Eine halb gerauchte Cigarre lag unter ihm im zerstörten Ameisenhaufen. . .

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es regnete in Nordstetten, und es regnete droben auf der Hochebene beim Feldberg.

Ivo war voll Unruhe, bis er am Morgen den Knechten und Soldaten, den vielen Taglöhnern und Taglöhnerinnen Beschäftigung unter Dach und Fach angewiesen hatte. Als ihm dies endlich gelungen war, saß er wohlgemut mit der Tochter beim Gastfreunde.

Ein Regentag inmitten der heißen Erntezeit bringt nach Ueberwindung des Mißgefühls über die Störung ein freies Aufatmen und wohliges Zusammensein; ein Stück winterlich stillen Behagens ist in den Sommer versetzt. Ignazia erzählte, daß sie heute schon an den Schuster Hirtz geschrieben habe, und sie fügte hinzu: „Es gibt doch nichts Besseres, als einen rechten Menschen gern haben, und es ist eins, ob er auf dem Schusterschemel oder auf dem Präsidentenstuhl sitzt.“ Ivo nahm hiervon Veranlassung, seine warme Verehrung für Abraham Lincoln

auszusprechen; er suchte offenbar mit besonderem Nachdruck darzuthun, daß sein Vorurteil gegen Amerika doch nicht so stark sei, um nicht das einfach Edle zu erkennen.

Aloys erzählte von jenem Entsetzen, das alle Menschen erfaßt habe bei der Nachricht von der Ermordung Lincolns, und wie er in so gedrungen innigen Worten sprach, fühlte er den warmen Blick von Vater und Tochter, der auf ihm ruhte.

Ivo fragte nach einem Kameraden aus dem Konvikt, einem großen Volksredner, der in die Revolution verflochten und flüchtig geworden, eine Zeitlang bei Aloys gelebt hatte, bis er im Irrenhause starb.

„Hast du ihn gekannt?"

„Ja wohl und an ihm hab' ich zuerst gesehen, was es heißt, Heimweh haben. Mein Vater hat's manchmal auch noch gehabt, aber er kann's bezwingen, und wie er eines Tages die Freiheit lobt, da sagt der traurige Mann: Was Freiheit! Wenn ich wieder heim dürfte, ich ließe mir meinetwegen einen Maulkorb anhängen . . . Der arme Mann hat doch in der Fremde sterben müssen."

Eine Zeitlang saßen die drei still. Endlich sagte Ivo: „Ignazia! Du hast ja dem Vetter Aloys die Geschichte von den Kindern von Erlenbruck erzählen wollen." Ignazia nahm lebhaft auf:

„Ja, gern. Also vor sieben oder acht Jahren sind zwei junge Eheleute nach Amerika ausgewandert mit einem einzigen bald dreijährigen Kinde, einem Mädchen. Die Eltern des Vaters wohnen da drüben in Erlenbruck, nicht arm, nicht reich, sie bringen sich so durch und der Alte soll in jungen Jahren ein Wilderer gewesen sein, aber sonst ist er brav. Das Enkelchen, ein Mädchen, hatte große Liebe zum Großvater und beim Abschied sagt das Kind: Großvater, komm mit! und der Großvater sagt: Mariele, bleib da! Das ist dem Kind, wie es mir erzählt hat — es spricht deutsch mit englich untermischt — im Gedächtnis verblieben. Nun sind die Eltern in Amerika weit nach Westen gezogen, ich weiß augenblicklich den Staat nicht mehr, und vier Jahre drauf, das Mädchen hatte ein Brüderchen bekommen, herrschte eine Epidemie, das Kind nennt es den gelben Tod, wahrscheinlich das gelbe Fieber, daran sind in wenigen Tagen die Eltern gestorben. Die Habe wurde verkauft, und das neunjährige Kind war entschlossen, mit dem Brüderchen zum Großvater heimzukehren. Es scheint, daß weiter keine deutschen Landsleute in der Umgegend waren. Als die Kinder beim Friedensrichter Abschied nahmen, sagte er weiter nicht viel,

aber er hing jedem an einer Schnur ein Täfelchen um, darauf war geschrieben: „Unsere Eltern sind tot. Wir reisen zu den Großeltern nach Deutschland." Die Kinder haben die Täfelchen noch, und ich glaube, das war amerikanisch und gut, daß da keine Bitte beigeschrieben war. Wem diese Thatsache das Herz nicht rührt, bei dem hilft auch eine Bitte nicht."

Ignazia hielt an, und Ivo sagte lachend: „Nicht wahr, Aloys, so ein Täfelchen wär' auch für dich geschickt gewesen, wenn darauf gestanden hätte: Ich bin der Jung Aloys Schorer aus Amerika und bleib so und so lang? Da hättest du nicht siebzigmal dasselbe zu sagen gehabt."

„Ja wohl," entgegnete Aloys schelmisch, „aber so ein Täfelchen, das noch ein bißchen mehr sagt, wäre auch zu anderem gut."

Ivo sah seine Tochter an, aber diese schlug die Augen nieder und sagte: „Ich will nur weiter erzählen. Gute Menschen halfen den Kindern bis New York, und dort und auf dem Schiffe und von Hamburg bis hierher waren überall gute Menschen, die den Kindern halfen, und sie sind der Trost und das Glück der alten Großeltern. Es ist doch herzerquickend, daß durch die ganze Welt eine Kette von guten Menschen ist. Ich hätte das Mädchen schon gern zu uns ins Haus genommen, aber es geht nicht vom Brüderchen weg. Herr Vetter" — Aloys schaute verwundert auf, sie nannte ihn Herr Vetter und nicht wie gestern nacht: Aloys. Ignazia fuhr ruhig fort:

„Wenn Sie über den Sonntag bleiben, dann lasse ich die Kinder hierher kommen, oder wir gehen miteinander nach Erlenbruck. Als der gute Nazi noch lebte, erzählte er mir, da ich klein war, oft das Märchen vom Brüderchen und Schwesterchen im Walde; ich meine die Geschichte dieser amerikanischen Geschwister wäre noch schöner."

Aloys sagte, wie er sich darauf freue, diese Geschichte seinem Vater zu erzählen, und wie herrlich es wäre, wenn Ignazia ihm dieselbe erzählen könnte.

Hochrot war das Gesicht von Jung Aloys und auch die Jungfrau errötete schnell. Ivo dagegen sah vor sich nieder; er hatte das Gefühl, daß die beiden allein sein müßten; sein Herz zitterte: ist die Entscheidung über sein Kind gekommen? Er wollte sich entfernen, da hörte man Männerstimmen draußen und herein traten hintereinander drei Männer. Zuerst der Bezirksförster, eine hohe, feste Gestalt, mit etwas trotzigem, vollbärtigem Gesichte, er hieß Stahl und es lag nahe zu sagen, daß in seinem Wesen sich etwas stählern Festes zeigte; hinter

ihm der Doktor, ein Mann rötlich blonden Haares, von breiter untersetzter Figur, rundlich und von hellem glattem Antlitze, in dem es flimmerte, denn er trug eine Brille, deren Gläser nicht eingefaßt waren; zuletzt kam der Besitzer der Holzpapierfabrik, ein Mann in den sogenannten besten Jahren, schwarzgekleidet, von fast geistlichem Gebahen und Ansehen.

Aloys wurde vorgestellt und drei Hände thaten ihm weh; zuerst die Hand des Forstmeisters, die, breit und knochig, ihn gewaltig drückte, dann die Hand des Holzpapierers, die so kalt war, am wehesten aber that ihm die Hand des Doktors, denn diese wurde gar nicht gereicht; der Doktor putzte seine Brille, setzte sie wieder auf und betrachtete dann den Fremdling scharf.

„Kennen Sie die Geschichte der drei Regenbrüder?" fragte der Förster mit anmutender Kraftstimme; wenn man diese Stimme in vollem Dunkel gehört hätte, so hätte man wissen können, daß sie von einem kräftigen, in sich festen Manne käme.

„Nein."

„Wohin die kommen, regnet's. Wir drei haben uns aber da getroffen, weil es regnet." Man lachte und diese erste Ansprache schien Heiterkeit über die Ankömmlinge wie über die Bewohner des Hauses und den Gastfreund zu verbreiten.

Aloys wußte von der Schwester in Nordstetten, daß diese drei Bewerber um Ignazia waren. Besser drei als nur einer, dachte er in sich hinein und schaute mutig umher.

Ignazia war hinaus gegangen, sie kam wieder mit einer Magd, die Fleisch und Brot trug, während sie selber Flaschen und Gläser brachte und nun einschenkte. Man stieß stumm an und wer weiß, was jeder dem andern innerlich wünschte, denn alle wußten, daß sie Nebenbuhler und Bewerber um Ignazia waren; vielleicht war Aloys noch der, dem man das Beste wünschte, denn wenn man abgewiesen war, so ist's vielleicht am genehmsten, kein Heimischer gewinnt Ignazia, und sie zieht in die weite Welt auf Nimmerwiedersehen. Sie betrachteten Aloys mit forschenden Blicken; der Bezirksförster spitzte den Mund und pfiff unhörbar. Von diesem Amerikaner ist nichts zu fürchten, er ist zu einfältig für solch ein Mädchen. . . . Der Fabrikant rieb sich die allzeit kalten Hände, wie wenn er sich leibhaftig rüste, um mit Aloys, der ihm als Schlaukopf erschien, zu ringen und ihn zu Boden zu werfen; der Doktor sah vielleicht das einzig Richtige, er erkannte in Aloys eine Art von Treuherzigkeit und Geradheit, die just ein vielbedenkendes Mädchen wie Ignazia gewinnt.

Man sprach zunächst durcheinander über den Wegzug Ivos. Der Doktor und der Holzpapierer beklagten, daß der beste Bür-

ger, der Stolz der Gegend, fortgenommen würde. Der Bezirksförster allein verlautbarte sich nicht darüber, jeder hatte aber ein besonderes Wort für Ignazia; sie entgegnete jedem unbefangen und frei und setzte sich dann an ihre geräuschlose Nähmaschine am Fenster, des Turnieres gewärtig, das auch nicht lange auf sich warten ließ; denn wo Kampfbereite sind, wird auch das Friedlichste zum Gegenstand des Streites.

Der Bezirksförster sagte, daß er gekommen sei, um Ivo zum Begräbnis des Halbjöchlers abzuholen. Ivo entgegnete, daß er dem Mann einen Nachruf in die landwirtschaftlichen Blätter setzen wolle, und zu Aloys gewendet, berichtete er, daß der Verstorbene seine Zeit und Kraft daran gesetzt habe, um die Zwillingsjoche abzuschaffen, mit denen die Ochsen wohl leichter regiert, aber auch unsäglich geplagt werden. Der Doktor fügte hinzu, daß der physiologische Bau des Ochsen das freie Joch bedinge. Ivo erzählte, wie er vor Zeiten ein Gegner der Tierquälervereine gewesen, weil er in der Zeit der Knechtschaft das für Spielerei gehalten; er bereue das tief, denn zum Guten sei immer Zeit, und er betrachte es jetzt als eine Probe der Religion eines Menschen, wie er sich gegen die Tiere verhalte. Der Holzpapierer nickte sehr beifällig und führte nicht ohne Geschick den Gedanken weiter, daß wer die Tiere schone, nicht nur einen äußeren Wertgegenstand wahre, sondern auch seinen eigenen, inneren menschlichen Wert erhöhe.

Mit heftig zusammengezogenen Brauen fuhr der Bezirksförster dazwischen, daß man die Weichlichkeit, die ohnedies schon groß genug sei, nicht weiter ausdehnen solle.

„Sie kennen den Herrn Forstmeister nicht," fiel Ignazia ein, zu Aloys gewendet, „glauben Sie mir, er ist weichherziger, als er bekennen mag. Wenn einem seiner Hunde was fehlt, ist er lauter Barmherzigkeit."

„Es freut mich, wenn Fräulein Ignazia meine Gedanken kennt, die ich nicht ausspreche," sagte der Forstmeister mit einer Grazie, die man ihm nicht zugetraut hätte, und doch errötete der starke Mann dabei wie ein schüchternes Mädchen.

Die Männer schauten einander an. Was ist das? Will die Umworbene, daß der Bezirksförster gerecht erkannt werde, oder ist ihr besonders daran gelegen, daß der Amerikaner von allen richtig denke? Für welchen von beiden liegt darin eine Entscheidung? Es kam zu keiner Gewißheit.

„Wie spannt man denn bei euch die Ochsen ein?" fragte Ivo den Aloys.

„Auch mit einem Doppeljoch, aber gar nicht am Kopf,

sondern mit einer Art Kummet um die Brust, aus verschiebbarem Hickoryholz. Ich glaube nicht, daß wir das Halbjoch einführen können; wir spannen auf den Wagen, die wir uns selbst herrichten müssen, oft zwanzig, dreißig Ochsen ein und die muß ein einziger Mann lenken können. Wir haben nicht Menschen genug. Unsere Einspannung ist ungefähr so!"

Er zeichnete schnell mit Bleistift auf ein Papier und Ignazia sagte: „Lassen Sie mich auch sehen." Während er das Blatt darreichte, sagte er:

„Mir fällt eben ein, daß wir von einem Tiere nie sagen, wie ich hier gehört habe: es ist krepiert oder verreckt, wir sagen he died, es ist gestorben, wie von einem Menschen."

„Das ist schön und fein," sagte Ignazia, „und Sie zeichnen ja ganz fertig."

„Wir Amerikaner müssen von allem etwas können. Auch bin ich Zimmermann und Schreiner und muß ein bißchen zeichnen können."

Der Holzpapierer rief spöttisch: „Da erfahren wir doch einmal aus dem Lande, wo König Dollar regiert, etwas Anmutiges."

Aloys war's, wie wenn aus warmer Luft plötzlich ein eisiger Sturm ihm ins Gesicht bliese, da der Papierer sich in heftigen Ausfällen gegen Amerika erging.

Aloys sah auf Ivo, ob er als Hausherr nicht für ihn antworten wolle, aber nicht Ivo, sondern der Bezirksförster nahm das Wort und sagte, wie er es bewundre, daß Aloys die neckische Art des Holzpapierers erkenne und darum nicht antworte. Der Herr spreche im ernstesten Tone immer scherzhaft.

Verwundert blickten die Einheimischen einander an, da der Bezirksförster so sprach, denn der Papierer vermied jeden Scherz auf das gewissenhafteste. An der Nähmaschine Ignazias riß der Faden ab und sie suchte mit niedergebeugtem Antlitze denselben wiederzufinden. Der Bezirksförster aber fuhr fort, Aloys zu erklären, daß der Herr Papierer vielleicht den Herrn Ivo nicht verstanden habe; dieser arbeite gegen die Auswanderung, aber er achte mit ihm die Größe und Unabhängigkeit Amerikas und alle Einsichtigen erkennen vollkommen die Solidarität der Völker im Fortschritt zur Freiheit, für welche Amerika Unvergängliches geleistet habe und noch leisten werde. Er schloß mit den Worten: „Morgen ist der vierte Juli. Machen Sie mir die Freude, Sie bei mir zu begrüßen, und wir trinken eine Flasche zur Feier Ihres großen Nationalfestes."

Noch nie hatte man den Bezirksförster so reden hören

nnd als eben Ivo beistimmend begann, kam ein Eilbote an den Doktor, er möge sofort nach Erlenbruck kommen, wo es gestern bei der Hochzeit zu Raufhändeln mit Messerstichen gekommen sei.

„Und da hörten wir in der linden Nacht Musik," sagte Ignazia, und Ivo rief:

„Da haben wir's! Die Raufhändel mit Messerstichen haben entsetzlich überhand genommen. Der Krieg hat unser Volk verwildert, wie ihr Amerikaner noch unter den Folgen des Südkrieges steht. Wir haben einander nichts vorzuwerfen."

Der Arzt forderte Aloys auf, sich auch ein Pferd zu satteln und mit ihm zu reiten; der Bezirksförster wollte, daß er mit ihm und Ivo gehe. Ignazia beugte sich auf ihren Tisch nieder, um das Lächeln zu verbergen, keiner wollte Aloys allein bei ihr lassen, sie sagte, als Aloys eben vorüber ging, leise und rasch: „Gehen Sie mit niemand, bleiben Sie hier."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Als die anderen endlich fortgegangen waren, sagte Ignazia zu Aloys:

„So, jetzt sind wir wieder allein. Ich will nur noch einiges draußen anordnen, dann setzen Sie sich zu mir, ich habe an der Nähmaschine zu arbeiten."

Sie ging hinaus, Aloys pochte das Herz, jetzt kommt die Entscheidung. Wird sie dir das Jawort geben? Darf dein Mund, der noch den Kuß von Maranneles Lippen fühlt, sie küssen?

Ignazia kam wieder, sie rückte einen Stuhl in ihre Nähe und begann an einem feinen weißen Linnen zu arbeiten.

Lange wurde kein Wort gesprochen. Endlich fragte Aloys, das Ende des Linnens fassend: „Ist das für Ihre Aussteuer?"

Ignazia hielt inne, ihre große Augen ruhten auf ihm: „Gut, besser heut' als morgen und am besten jetzt gleich . . . Jeder von den dreien, die da waren, begehrt mich zur Frau . . ."

Sie hielt abermals inne und Aloys sagte: „Da hab' ich also doch recht gesehen."

„Ja," fuhr sie fort, „und Ihnen darf ich sagen, was ich denen da nicht sage . . ." Sie stockte wieder, aber jetzt half ihr Aloys nicht weiter, er hätte auch kein Wort hervorbringen können und sie nahm neu auf.

„Sie sind ein erfreulicher Mensch ... In früheren Jahren ... Ich glaub', ... ich bin zu eigenwillig ... zu, zu ... Nicht wahr, Sie nehmen mir das gut auf, daß ich das sage und wir bleiben gut Freund? ..“

Wie in eine andere Welt versetzt, schaute Aloys drein und es war eine andere Welt. Der Himmel hatte sich plötzlich aufgehellt und durch das Fenster, vor dem Ignazia saß, sah man die Alpenkette in einen Regenbogen eingerahmt. Eine atemlose Pause entstand: „Sie starren so drein. Was wollen Sie sagen?“

„Ich danke Ihnen aus Herzensgrund, daß Sie so zu mir reden, und ich muß auch sagen, es wär' nicht recht von mir gewesen, denn ich ... ich hab schon eine andere gern ... Aber mein Vater meint, das darf nicht sein, und ich hab' gemeint ...“

„Ist es nicht des Jörglis Marannele?“

Aloys nickte stumm, aber sein ganzes Gesicht erglühte.

„Und warum soll's nicht sein?“ fragte Ignazia und begann wieder zu arbeiten und drückte ihr Gesicht tief nieder auf ihre Arbeit.

Aloys erzählte, sich oft unterbrechend, wie wunderlich es ihm vorkomme, daß er just Ignazia das erzähle. Er berichtete genau, nur das von dem Hunde verschwieg er.

„Wie wär's,“ sagte Ignazia wieder aufschauend, „wie wär's, wenn mein Vater statt Ihrer in dieser Sache an Ihren Vater schriebe?“

„Das wär' schon gut. Aber ich mein', da muß ich allein für mich einstehen. Wir Amerikaner sagen: Help yourself.“

Als Ivo wieder zurückkehrte, sah er betroffen auf Ignazia und Aloys, da dieser sagte, er werde am Nachmittag abreisen.

„Ich hab' gemeint, du bleibst länger bei uns.“

„Nein, ich will jetzt auf den Feldberg und von da zum Herrn Oberst Waldfried.“

Er hatte bis zu diesem Augenblick nur gewußt, daß er fort wollte. Jetzt wußte er, wohin er wollte.

Ivo wollte den Gastfreund in seiner Halbkutsche ein Stück Weges fahren lassen, die Pferde ständen bei dem Regen ja ohnedies müßig im Stall, aber Aloys sagte, es thue ihm besser, zu Fuß zu gehen.

Ivo ließ noch Wein auftragen zum Johannistrank. Ignazia stieß mit Aloys an und sagte leise: „Glück und Segen!“ Aloys trank das Glas aus bis auf den Grund und in lustigem Tone sagte er: „Vielleicht begegnet mir der Dengligeist, wenn er sich

nicht vor einem Amerikaner fürchtet. Ich bitte nur noch, grüßen Sie den Herrn Bezirksförster herzlich von mir."

Die Gastfreunde begleiteten ihn vor das Haus und als Aloys die dort stehende Mähmaschine sah, war's ihm, als streckte sie die Arme zum Himmel empor. Geschah das in Leid über die Ablehnung, oder in Freuden, weil ein Sohn Amerikas der Liebe allein folgen wollte?

Aloys nahm von Ivo und Ignazia herzlichen Abschied, er hatte edle Freunde gewonnen.

„Also wieder einer!" sagte Ivo, hinter dem Weggehenden drein. „Es scheint, du willst dein Leben lang bei mir bleiben."

„Ja Vater, ich kann mir's nicht denken, daß ich noch auf der Welt wäre, wenn ich keine Deutsche mehr wäre. Und daran seid Ihr schuld."

„Ich?"

„Ja. Seit ich denken kann, höre ich Euch danach verlangen, daß einmal ein Deutschland wird. Jetzt ist es da, und da soll ich fort? Und es ist ja alles in Ordnung. Der Aloys hat des Jörglis Marannele gern und er ist ein Mensch, den gewiß das Mädchen, das er liebt, auch wieder liebt."

Als Ivo mit seiner Tochter ins Haus zurückgekehrt war, sagte er: „Ist dir's nicht aufgefallen, daß der Bezirksförster Stahl kein Wort des Bedauerns ausgesprochen hat, daß wir von hier wegziehen?"

„Nein."

„Aber es hat seinen Grund."

Ivo hielt inne, er erwartete wohl, daß die Tochter frage, aber sie sah ihn nur mit großen Augen an, und er fuhr fort: „Er hat mir das Dekret gezeigt, er ist Forstrat geworden in der Residenz. Er hat es vor den anderen nicht sagen wollen. Du mußt ihm aber Glück wünschen, wenn er heut abend wiederkommt."

Ignazia nickte und sah nicht auf, sie verließ die Stube.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Zu Ludwig Waldfried und nach Nordstetten zurück oder eigentlich heim wollte Aloys, aber der Weg dahin führt nicht über den Feldberg. Ist es aber nicht so, daß man oft in der Herzensbedrängnis einen Umweg macht?

Der Ginster blühte golden am Waldesrande, die Schwarzamsel sang noch am späten Abend, der Abendtau senkte sich auf Baum und Gras und kühlte Aloys die heiße Stirne. Die Sonne sank hinab und das Abendrot durchzog den Wald mit einem Feuerdufte, die Bäume schüttelten sich leise wie von innerer Lust, Aloys atmete hoch auf.

Es war Nacht, als Aloys am hellerleuchteten freundlichen Wirtshause ankam, ein großer Hund kam ihm entgegen, er bellte nicht, er schmiegte sich dem Fremden an.

Wie mag es dem Hunde dort ergangen sein, der die unschuldige Ursache des traurigen Zufalls geworden?

Alles, was Aloys dazwischen erlebt, war vergessen, er dachte nur jener Stunde, da er, die Hand auf den Kopf des Hundes haltend, am Hause Maranneles gestanden hatte.

Der Wirt kam, hieß den späten Gast willkommen und sperrte den Hund ein, der jämmerlich heulte.

Am Morgen, nachdem Aloys auf der Bergspitze „Höchste" genannt, gewesen, saß er einsam in der behaglichen Nische des Gasthofes und schrieb:

Auf dem Feldberg am 4. Juli 187—

„Liebe Eltern!

Auf dem höchsten Berge eurer Heimat, am höchsten Tage unseres Landes schreibe ich euch.

Ich bin allein, ich habe heute noch mit keiner Menschenseele gesprochen, aber ich bin bei euch und mit den Millionen, die heute das frohe Fest begehen, und ich spreche zu euch.

Lieber Vater! Die Lerchen singen auch hier oben, aber sie singen mir was Besonderes. Man sieht hier weit, alle Schweizerberge, o es ist herrlich, und man sieht auch in die Gegend von Nordstetten, man sieht den Hohenzollern.

Lieber Vater! Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll.

Sie haben hier oben eine Sternwarte erbaut, wo sie die Sterne am Tag sehen können; aber ich sehe zwei Augensterne am Tag und in der Nacht. Da drunten sind so viel Dörfer und Städte mit so viel tausend Menschen, aber keiner hat mehr im Herzen, als ich, Trauriges und Fröhliches ....

Ich will, so gut ich kann, ordentlich berichten. Also.

Ich komme aus dem Hause Ivos und gehe, wie ich gekommen bin, allein. Ich danke Euch, lieber Vater, daß Ihr mir befohlen habt, dahin zu gehen; es ist auch so gut für mich gewesen. Ich hab' mich erprobt. Es sind prächtige Menschen, der Vater und die Tochter. Er hat freilich Aber-

glauben gegen Amerika. Vater! Wir wissen daheim gar nicht, was für ein Aberglaube hier zu Lande gegen Amerika herrscht; das muß zu Eurer Zeit ganz anders gewesen sein. Aber das hat nicht den Entscheid gegeben. Die Tochter ist ein Mädchen, fein und schön. Aber nicht für mich. Und es ist mir eigentlich recht, daß alles so gekommen. Denn ehrlich gestanden, ich bin nur zum Ivo, um meine Schuldigkeit zu thun, im Herzensgrund habe ich aber gewünscht, daß nichts draus wird.

Ich will in Ordnung erzählen.

Also lieber Vater, es ist gut, daß Ihr nicht mit nach Nordstetten seid. Es sind so viel Menschen dort verdorben und gestorben und alles anders, als wie Ihr fort seid. Von der Aufsässigkeit gegen Amerika ist in Eurem Ort noch wenig zu verspüren, im Gegenteil, viele meinen noch, bei uns wäre das Paradies. Der Hirtz ist ein braver Mann und ist's wert, daß Ihr ihn Freund heißet.

Lieber Vater! Entweder komm' ich wieder allein heim, oder nur mit der, die ich meine. Ja, lieber Vater! Es ist gegen meinen Willen geschehen, aber lieber will ich einsam sterben, eh ich gegen Euren Willen heirate. Und sie ist die Tochter vom Marannele; der Jörgli muß ein arger Spöttler gewesen sein, aber ich glaub' nicht, daß es Bosheit gewesen ist. Sie ist groß und soll ihrem Vater ähnlich sehen; aber gewiß nur von außen. Wie wir zum erstenmale beisammen gesessen haben an dem Ebereschenbaum im Schießmauernfeld, wo Euer Acker gewesen ist, da hat sie nichts als mich ermahnt, ich soll einem Menschen helfen, der sie nichts angeht und der am Verkommen gewesen. Da könnet Ihr ihr gutes Herz sehen. Das Jung Marannele — ich kann nichts von ihr sagen, ich hab' sie so gern und ich hätt' nie geglaubt, daß ich so sein kann. Wo ich hinseh', sehe ich ihre Augen. Das kann ich sagen, gesund ist sie und hell wie der Tag, und sie hat ein fröhliches Herz und ist schaffig, wie die Mutter sagt.

Liebe Eltern! Die eine Stunde bin ich so verzagt und so matt und die andere meine ich, ich könnte es mit der ganzen Welt aufnehmen und könnte Bäume ausreißen. Ich habe mein Leben von euch, liebe Eltern und ich meine, ich bringe noch ein gutes und frisches dazu mit.

Die eine von den zweien spart einen Dienstboten im Haus und die andere hätt' noch einen mehr gebraucht. Ich will nicht ungerecht sein, die Ignazia kann auch schaffen, und es wäre ein Stolz, so eine Frau zu haben; aber ich brauch' keine Frau zum Stolz vor anderen, sondern nur zum Lieb-

haben für mich, und ich kann für das Marannele doppelt schaffen.

Lieber Vater! Wenn Ihr Euer Wort zurücknehmen könnet, wär' alles gut. Ich bring' Euch aber keine Schwiegertochter, die Ihr nicht mit Freude Tochter heißet. Es schickt sich nicht für mich, da noch was zu sagen. Aber was kann das arme Kind dafür? So wenig als ich. Ich hab' beim Ivo erst recht gesehen, daß ich keine andere heiraten kann. Und ich kann mich auch von keiner Frau von oben herunter ansehen lassen. Aber es wär' unrecht, wenn ich sagen wollt', die Ignazia sei stolz. Lieber Vater und liebe Mutter, ich gehe nicht mehr nach Nordstetten, wenn ihr nicht ja saget. Ich verspreche euch aber, nie einen Vorwurf zu machen. Liebe Eltern! Ich bin ganz klar, wenn auch mein Brief nicht in Ordnung ist; ich weiß genau, was ich will und was ich soll. Ich bleibe beim Herr Oberst Waldfried, bis ich Antwort von euch habe. Gott gebe, daß sie eine gute sei, die glücklich macht

euren treuen Sohn

Aloys.

Liebe Eltern! Ich kann von allem anderen jetzt nichts schreiben, ich will alles erzählen und noch besser könnte ein anderes erzählen, das bei mir wäre.

Ich überlese, was ich da geschrieben habe. Ich komme euch vielleicht närrisch vor, aber ich bin ganz bei Verstand; ich meine, ich hab' erst jetzt Verstand und klare Augen bekommen und — jetzt ist's genug. Ich werde doch nicht fertig."

Mit hellem Jauchzen, als hätte er bereits die Antwort in der Tasche, eilte Aloys den Berg hinab.

Er traute der abgelegenen Post nicht; er nahm den Brief mit bis nach Freiburg, und dort an der Eisenbahn gab er ihn selber auf und fuhr mit demselben Zuge, mit dem der Brief abging, bis nach Rastatt. Dort schaute er lange dem Zuge nach, der seinen Brief mit fortnahm, dann wendete er sich das erquickungsvolle Murgthal hinauf.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Aloys wurde von Frau und Sohn Ludwig Waldfrieds wie ein Zugehöriger bewillkommt; Ludwig Waldfried selber war

nicht zu Hause, aber nach zwei Tagen kam er und war in freudiger Stimmung, denn er hatte mit einem Berufsgenossen, der ebenfalls aus Amerika zurückgekehrt war, die Wasserleitung zustande gebracht, die eine ganze wasserarme Landschaft in frisches Leben versetzte.

Nachdem er Aloys bewillkommt, erzählte er den Seinen von dem Jubel, als der erste Hydrant geöffnet wurde, und das frische Quellwasser vom Gebirge her sich ergoß; er fügte mit Stolz hinzu, daß wir in unserer Zeit mit der Leitung des Elementes, das Mensch und Tier und Pflanzen neu belebt, die alten Römer noch übertreffen.

Waldfried war glücklich, seinem Vaterlande Heilbringendes leisten zu können, und es gehört zu dem Erfreulichsten, zu einem Menschen zu kommen, der eben von einem gelungenen gemeinnützigen Werke heimkehrt.

Als Ludwig Waldfried sagte, daß der Mut zu den großen Wasserleitungen und die reichen Erfahrungen in deren Ausführung doch zu gutem Teil aus Amerika stammen, glänzte das Antlitz unseres Aloys und er nahm Veranlassung, sein Herz auszuschütten und sich über die schlimme Art zu beklagen, wie viele, und besonders auch Ivo, das amerikanische Wesen betrachteten. Und hier war er nun gerade an den rechten Mann gekommen, denn Ludwig Waldfried erklärte, daß viele Heimgekehrte, weil sie Geld und gebildete Kleider haben, sich nun für vornehm halten und mit prahlerischem Schimpfen auf alles Heimische den Widerspruch herausfordern. Uebrigens komme das Mißurteil über Amerika eben davon her, daß man vordem zu hoch davon gedacht habe. Amerika und Deutschland seien wie zwei Menschen, die viel aufeinander und treu zu einander halten, und bei den zu Tage gekommenen Verfehlungen sei man nun doppelt bös, weil der Freund sich anders zeigt, als man sicher und fest von ihm erwartet hatte. Schließlich aber sei die Krankheit in Amerika und die Mißstimmung in Deutschland eine Art von Kartoffelkrankheit. Die Kartoffel, die aus Amerika stamme, sei doch eine der besten Naturgaben und werde wieder gesund, drüben und hüben.

Aloys erklärte nun alsbald, daß er hier in der Bautischlerei arbeiten wolle, bis er Brief von daheim bekäme, vielleicht auch telegraphiere der Vater.

Still vor sich hin dachte er: ich wäre imstande und ginge gar nicht mehr heim und arbeitete hier und verdiente mir und meinem Marannele unser Brot. Dieser Gedanke war aber nur flüchtig, er lachte sich selbst darüber aus. So weit

ist es noch nicht, daß man Hab und Gut dahinter läßt und nichts weiter ist wie der Ohlreit.

Ja, der Ohlreit!

In treuem Worthalten wollte er sich für den Ohlreit bemühen, es war aber auch ein kleiner Stolz dabei; er wollte ganz Nordstetten zeigen, daß, wo niemand etwas thut, er eintritt, und sie sollen sehen, was er vermag.

Aloys wollte nach Nordstetten schreiben, aber an wen? Das Natürlichste war, an Marannele zu schreiben, sie hat ja auch für den Verkommenen Fürsprache eingelegt. Aber wie ist an Marannele zu schreiben? Nein, wenn nichts draus wird, ist es besser, sie hält dich für ungetreu, als daß sie einen Haß auf den Vater wirft. . .

An Hirtz schreiben?

Du hast ihm nicht lebewohl gesagt.

An den jungen Buchmaier?

Der ist zu stolz und richtet kein Wort an Ohlreit.

Und so schrieb er an die Adlerwirtin, und erhielt nach einigen Tagen Kunde vom entsetzlichen Ende des Verwahrlosten.

Er erzählte Waldfried den Vorgang. Dieser ging mit keinem Worte auf das Schicksal Ohlreits ein, sagte aber, er habe heute Brief von Vater Aloys und der Brief läge zu Hause.

Der Weg von der Bautischlerei bis zum Hause Waldfrieds ist doch nicht weit, aber Aloys meinte, das Haus, das man stets sah, rücke immer weiter weg, und mit pochendem Herzen gestand er seine Liebe zu Marannele.

„Davon steht etwas in dem Briefe.“

„Im Brief von meinem Vater steht schon etwas davon? Wie ist denn das möglich? Was steht denn drin?“

„Sie werden ja hören.“

Man war endlich beim Hause. In der unteren Stube öffnete Waldfried den Schreibtisch und reichte Aloys den Brief dar; er las:

Neunundzwanzigstes Kapitel.

„Hochgeehrter Herr Oberst und lieber Freund!

Mein jüngster Sohn Aloys wird zu Ihnen kommen und Ihnen alles von mir und den Meinigen berichten. Meine Schußwunde am Fuß ist wohl geheilt, aber unbehilflich bin und bleibe ich. Ich hätte gern noch einmal meine Heimat

gesehen, aber ich habe mich doch auch vor den vielen Herzstößen fürchten müssen. Man ist eben älter und muß mit den Lebensjahren haushalten. So habe ich meinen Sohn geschickt, der vielleicht auch in der Heimat die rechte Frau bekommt. Und da möchte ich, daß Sie Vaterstelle übernehmen. Ich weiß, Sie prüfen alles, als wär's Ihr eigner Sohn. Er ist ein rechtschaffener Mensch und daß er auch nicht einfältig ist, werden Sie bald heraus haben. Er ist aber sehr scheu und gibt sich erst her, wenn man ihm viel gute Worte gegeben hat. Ich weiß, Sie thun das schon seinem Vater zulieb, der Ihnen im voraus dankt. Ich habe aber noch eine besondere Bitte. Ich habe einmal in meinem Heimatsdorf ein Mädchen gern gehabt, es hat aber einen anderen gern gehabt. Ich danke Gott von ganzer Seele dafür, denn ich habe meine Mechthilde bekommen. Sie kennen sie ja, und sie läßt Sie herzlich grüßen und auch Ihre Frau und den Wolfgang. Meine Frau hat mich ermahnt und ermuntert, daß ich Ihnen diesen Brief schreibe, und ich weiß, bei Ihnen ist alles in guter Hand. Also — es ist zum Lachen, daß ich nicht gern von meiner alten Liebe spreche. — Ein Großvater! Aber es ist auch nicht zum Lachen; nämlich ich habe meinem Sohn dadurch ein Schweres auferlegt. Es hat mir seit Wochen wie ein Stein auf dem Herz gelegen, und da hab' ich's meiner Frau berichtet; wie gesagt, mein Sohn will sehen, ob er eine Frau von daheim mitbringen kann. Er kann frei wählen, nur das hab' ich mir verbeten, daß er eine Tochter von Marannele und dem Jörgli heirate. Und jetzt sagt meine Frau — Sie wissen ja, wie hellauf sie ist — und jetzt sagt sie: Das ist grad' wie Adam und Eva im Paradies, just in den Apfel, der ihnen verboten ist, in den möchten sie beißen.

Ja, also ich bitte Sie darum, wenn mein Sohn doch vielleicht, wer kann das wissen? eine Tochter von dem Marannele und dem Jörgli gern bekommen hat, so soll er sich sein Herz nicht schwer machen. Er hat leider Gottes das wehleidige Herz von mir. Ich nehme mein Wort zurück und gebe meinen Segen dazu."

„O lieber Gott! O guter Gott! O lieber guter Vater!" schrie Jung Aloys auf und mächtige Thränen rannen ihm über das Gesicht.

Aloys las die letzten Worte nochmals laut, dann las er still weiter, sich nur manchmal wieder die Augen und die Wangen abwischend.

Im Briefe aber hieß es:

„Lieber Herr Oberst und guter Freund! Wenn man solche Kriegszeiten mitgemacht hat, wie wir miteinander, da sollt' man's nicht denken, daß man noch so fein kann und wegen so Kleinem miteinander hadern. Ich schäme mich, Friedensrichter zu sein und zu heißen, und hab' noch heimliche Feindschaft in meiner Seele. Liebet eure Feinde! Das kann ich nicht halten, und ich hab' noch keinen Menschen gefunden, der es kann. Aber thuet wohl denen, die euch Böses gethan — das ist recht, das kann man, und so eigentlich meine Feinde sind sie auch nicht und haben mir auch nichts Böses gethan. Und wenn das Marannele mitkommen will und der Jörgli auch, sie sollen nur kommen. Wir sind alle miteinander alt. Im Himmel droben kann man niemand mehr ausweichen und meiden, das wollen wir auf Erden auch so halten, die paar Jahre, die wir noch zu leben haben."

Mit zitternden Händen gab Aloys den Brief wieder zurück, dann ging er, die Thränen hinabschluckend, ohne ein Wort hervorbringen zu können, hinaus in den Garten, dort saß er lange und die Hände faltend sah er zum Himmel hinauf und gelobte, es verdienen zu wollen, einen solchen Vater zu haben.

Am Abend bat er Ludwig Waldfried, ihn nach Nordstetten zu begleiten; der Gastfreund willigte ein.

Dreißigstes Kapitel.

An der Horber Steige stiegen Waldfried und Aloys ab, die erbeuteten Bourbakis, die rund herausgefüttert waren, zogen den leeren Bankwagen; er war aber nicht ganz leer, denn ein Korb mit Weinflaschen stand darauf und die weißen Hälse der Flaschen blinzten neugierig und erwartungsvoll aus dem Stroh heraus.

Aloys sprach ein begegnendes Mädchen an, es war des Hirtzen Madlene, die Telegraphistin. Er fragte nach Marannele und hörte von ihrer tiefen Trauer, sie habe sich vor keinem Menschen mehr sehen lassen; es habe im Dorfe geheißen, er sei bereits mit des Ivos Ignazia verlobt.

Aloys erblaßte.

Er sah und hörte nicht, wie Madlene wenige Schritte hinter ihm einem barfüßigen kleinen Mädchen den Auftrag gab, den

näheren Fußweg hinter den Bierkellern ins Dorf zu eilen und des Jörglis Marannele zu sagen, der Aloys käme. Das Kind eilte rasch den Waldberg hinan.

Madlene schloß sich nun den beiden Männern an und Waldfried sagte, er freue sich, ihren Vater kennen zu lernen.

Im Weitergehen schloß sich Jung Soges, der die Briefe geholt hatte, an Aloys an; er war sehr unwirsch, denn er hatte seinen Spender, den Ohlreit, verloren; er wurde indes aufgeheitert, da Aloys ihm heute zum erstenmal Geld gab, um einen guten Schoppen zu trinken.

Auf der Hochebene zeigte Aloys den Acker, wo Marannele damals leise gesungen, und drüben im Schießmauernfeld den, wo er mit ihr gesessen.

Man fuhr in lustigem Trab das Dorf hinein.

Aloys grüßte zuvorkommend; man antwortete nur lässig, und der Jung Landolin, der Dung aufladet, hat ihn doch gewiß gesehen und wendet sich nicht einmal um.

Am Hause des Schuster Hirtz wurde angehalten. Die beiden Männer gingen hinauf. Hirtz erhob sich mit verdrossener Miene von seinem Dreibein, er reichte indes dem Herrn Waldfried freundlich die Hand, dem Aloys aber nicht.

„Ich bin wieder da!“ preßte Aloys hervor.

„Wir haben vorher gelebt und werden nachher auch leben, mag einer aus Amerika kommen oder in Amerika bleiben,“ entgegnete Hirtz. Nicht zu Aloys, sondern zu Waldfried gewendet, sagte er, man könne nicht so kommen und so herzgetreu thun und dann davonlaufen, wie ein Feuerdieb.

Mit bebenden Lippen suchte Aloys sich zu entschuldigen, aber was ihn damals in Zorn versetzt und ihn zur schnellen Abreise bewogen hatte, konnte er doch nicht sagen. Er erklärte, daß er gekommen sei, um Marannele zu holen.

Hirtz lächelte schelmisch und sagte, er sei ihr Vormund und vom Kommen und Holen könne nicht so gradaus die Rede sein. Er erbot sich indes, voraus zu Marannele zu gehen, die beiden sollten derweil hier warten. Aber während er sich nun in der Kammer ankleidete, schickte er schnell die Frau zu Marannele, ihr die Botschaft zu bringen.

Die Frau eilte durch die hintere Gasse, sie kam aber mit der Nachricht doch zu spät.

Mutter und Tochter waren im Stall, wo nächtiges Dunkel war, die Thüre und der Laden am kleinen Fenster war verschlossen, denn eben hatte die schwarze Kuh ein Kalb geboren. Das Kälbchen lag auf frischem Stroh, und die Kuh leckte es ab.

„Ich hab' schon Wasser ans Feuer gestellt, ich will der Kuh jetzt die warme Tränke bereiten,“ sagte Jung Marannele; da klopfte es.

„Wer ist da?“

Eine Kinderstimme rief: „Des Hirtzen Madlene lasse sagen, der Aloys komme.“

„O Mutter! Ich hab's immer geglaubt, hab' aber nur nicht gewagt, es zu sagen.“

„Meinetwegen! Dem wollen wir jetzt den Meister zeigen. Er muß Abbitte thun vor dem ganzen Dorf. Jetzt muß er mit aufgehobenen Händen auf den Knieen betteln, daß er dich kriegt; da hast du's dann dein Lebtag gut. Sag' nur nichts! Du weißt, mein Kopf sitzt fest.“

Während die beiden noch sprachen, kam Frau Hirtz und berichtete, daß Aloys in einer zweispännigen Kutsche angekommen sei und mit ihm der Herr Waldfried, ein Amerikaner, der ein großes Anwesen drüben im Murgthal habe.

Jung Marannele wurde in ihre Kammer geschickt, um sich anzukleiden und die beiden Frauen versorgten die Kuh.

Ein Männerschritt näherte sich dem Stall. Alt Marannele sah den Forstwart und rief ihm zu: „Du kommst wie gerufen. Wir brauchen jetzt einen Mann im Haus.“

Sie erklärte dem Schwiegersohn, was vorgehe, und der Forstwart stopfte sich vergnügt schmunzelnd eine frische Pfeife und dachte dabei: Künftighin muß der Schwager aus Amerika guten Tabak schicken. Er setzte sich auf die Hausbank und sah mit Ruhe den kommenden Ereignissen entgegen.

Eine Nachbarin aus Ahldorf ging vorüber, und der Forstwart ließ seiner Frau sagen, sie solle sofort hierherkommen und einen Busch Rosmarin im Garten abbrechen und mitbringen.

„Verschließ das Haus,“ rief Alt Marannele zum Fenster hinaus. „Nimm die Schlüssel in die Hand und laß niemand herein, bis ich's sag'.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Als Hirtz wohlgekleidet in die Stube zurückkam, erklärte Aloys, daß er ihn sofort zu Marannele begleiten wolle; er habe allen Respekt vor dem Vormund, aber er wolle selber für sich reden.

Hirtz lächelte schelmisch, der Aloys hatte heute ein ganz

verändertes Behaben, dennoch sagte er: „Ja, komm nur mit. Im Garten blühen noch Rosen und Nelken. Willst du dir gleich einen Strauß an den Rock stecken, damit man weiß, daß du ein Freier bist? Verzeihen Sie, Herr Oberst, aber wir sind hier so."

„Ich weiß, man heißt die Hiesigen die Spöttler."

„Es heißt keine Kuh Bläß, sie hat einen weißen Fleck."

Während Waldfried nach dem Adler fuhr, ging Aloys mit Hirtz durch die hintere Gasse nach dem Hause Maranneles.

Er erschrak, da der Forstwart auf der Hausbank saß und den Schlüssel zur Hausthür in der Hand hielt. Ist der als Wache bestellt und will man ihn gar nicht mehr ins Haus lassen?

Der Forstwart stand indes auf, reichte die Willkommhand und wartete die Erlaubnis der Schwiegermutter nicht ab, sondern öffnete die Thür.

Jung Marannele sah unbemerkt aus ihrer Kammer herab, sie stand entkleidet hinter der Fensterpfoste. Sie zog ihr Sonntagsgewand an; es dauerte lange, die Haften wollten nicht schließen, die Bänder sich nicht knüpfen; als sie endlich damit zustande gekommen war, brach sie eine Nelke ab vom Blumenbrett vor dem Fenster und steckte sie in den roten Brustlatz.

Unterdes drehte Aloys die runde Kugel am Treppengeländer wie liebkosend, dann ging er hinan, er trat mit Hirtz in die Stube. Niemand war da, aber ein Kranz von Epheublättern hing um das Bild seines Vaters. Er hörte Geräusch in der Kammer und rief:

„Liebe Base! Ich bin wieder da."

„Und ich bin schon lang da," tönte es scharf zurück. Der Forstwart winkte ihm mit der Hand, er solle sich aus dem Weibergethue nichts machen.

„So, auch wieder hiesig?" rief Alt Marannele eintretend. „Nicht wahr, wir sind der Gutgenug, wenn man anderswo nicht ankommen kann? Was meint Er denn? Man läßt sich an die Wand lehnen: wart ein Weilchen, ich will sehen ob ich nicht eine Vornehmere krieg'. Wenn's nicht ist, komm' ich wieder . . ."

„Mutter! Es ist nicht recht, daß Ihr so redet. Ihr zerreißet mir ja das Herz," entgegnete Aloys.

„Was, Herz? Glaubst du, ich geb' mein Kind einem solchen Menschen in die weite Welt hinaus? Wir haben auch unsern Stolz."

„Aloys! Ich leid's nicht, daß sie dich so plagt," rief Jung

Marannele in die Stube stürmend und sich an den Hals von Aloys hängend, „du bist mein und ich bin dein. Und Mutter, jetzt saget Ihr kein Wort mehr."

Sie konnte vor Weinen nicht weiter reden und Aloys umhalste sie und jauchzte hoch auf. Endlich sagte er:

„Ich hab' schon was verdient, aber soviel nicht."

„O," rief die Mutter schelmisch, „ich hab's ja nicht ernst gemeint. Der kennt uns Nordstetter noch nicht," wendete er sich zu Hirtz und dem Forstwart.

Auch Hirtz lächelte schelmisch und that einen Brief aus der Tasche von Ignazia und las vor, wie sie Aloys hoch hielt, wie sie ihn aber nicht nehmen könne, da er ihr gestanden habe, daß er Marannele liebe.

Alle waren voll Glückseligkeit und Aloys fragte:

„Lebt dein Hund noch?"

Lautauf wurde gelacht, und Alt Marannele erzählte die bekannte Geschichte von dem Manne aus Schwandorf, der nach dreißigjähriger Abwesenheit die erste Frage an den Vater richtete:

‚Vater, lebt unsere alte Katze auch noch?'

Diese Geschichte verbreitete große Lustigkeit, und der Forstwart berichtete, daß die Mutter den Hund habe erschießen lassen wollen, daß aber Marannele ihn gerettet habe, und er habe den Hund an einen Mann aus dem Badischen, der auf dem Feldberg wirte, verkauft.

Man hatte noch dem Adler geschickt. Waldfried kam; ihm voraus wurde der Korb mit weißhalsigen Flaschen getragen. Vor dem Hause spielte der krumme Klaus Yankee Doodle und die Weise vom schwarzbraunen Mädichen.

Aloys bat, seinem Vater das Wort zu geben und einiges aus dessen Brief vorzulesen.

Ludwig Waldfried willfahrte.

Bei der Stelle, wo Mutter Mechtilde das Gleichnis von der verbotenen Frucht im Paradiese anbringt, rief Hirtz:

„Das ist aber ganz echt, die erzige Tochter vom Mathes vom Berg."

„Und das könnte kein Pfarrer besser auslegen," fügte der Forstwart mit seinem Grundbaß hinzu: „Wenn nur auch meine Frau da wär', die hat auch solche Redensarten."

Alt Marannele hieß alle schweigen und bat Waldfried, weiter zu lesen.

„Trinken Sie zuerst noch, Herr Oberst und wir auch," schob indes der Forstwart ein und trank sein Glas mit Behagen und schmatzte.

Bei der Stelle, daß man im Himmel einander auch nicht ausweichen könne, weinte Alt Marannele laut und rief zu dem Bilde:

„Ja, du verdienst einen ewigen Kranz."

Jung Marannele aber faßte beide Hände des Aloys und sagte:

„Du bist ein guter Sohn. Ich will auch eine gute Tochter sein. Ich will deinem Vater die Händ' unter die Füße legen. Und mein Vater sieht jetzt gewiß vom Himmel herunter und lacht glückselig."

„Schwiegermutter! Wollet Ihr nicht auch mit uns? fragte Aloys.

„Ich bleib' daheim die paar Jahre noch, ich hab' nicht weit mehr bis da hinüber," sagte sie nach dem Kirchhof deutend, und weinte wirkliche Thränen ....

„Ich leid's nicht und ich leid's nicht," hörte man plötzlich eine Frauenstimme von der Straße herauf.

„Das ist deine Muhme Rufina," sagte Hirtz.

„Ich will ihr entgegen gehen," sagte Jung Marannele aufstehend.

„Nein, lieb Marannele," beschwichtigte Aloys. „Sie könnte dich beleidigen und das darf nicht sein. Da laß mich hinstehen."

„Hat recht. Das ist ein Mann!" bestätigte der Grundbaß des Forstwarts hinter Aloys drein, und er gönnte sich wieder ein volles Glas für sein gutes Wort.

Draußen aber hörte man kreischen: „Die alte Schlange hat dich verführt! Halt mich nicht! Laß mich hinein!"

Die Thüre wurde aufgerissen und die Muhme rief:

„Ich bin seine nächste Verwandte. Ich leid's nicht. Er kann heiraten, wen er will, aber keine von Nordstetten ohne meine Einwilligung."

„Beruhigen Sie sich, Frau Muhme," sagte Ludwig Waldfried. Die hohe Gestalt und die freundlich gebietende Stimme schien die zitternd Erregte zu beschwichtigen; sie starrte mit offenem Munde den Fremden an.

„Ja, Herr Oberst, beruhigen Sie die Muhme, die es gut meint," fügte Aloys bei.

„Wer ist das? Was ist das für ein Oberst? Woher ist der?" fragte die Muhme heftig.

„Herr Oberst Waldfried aus Amerika."

„Und der ist wegen deiner kommen?"

„Ja."

„Aus Amerika hierher?"

„Nicht ganz."

„Herr Oberst! Sie sehen aus, wie ein gerechter Mann. Wissen Sie alles?" fragte Rufina.

„Ja, und ich habe Vollmacht vom Vater Aloys und der Mutter Mechtilde. Liebe Frau Muhme."

„Ich bin kein' Frau, ich bin freiledig."

„Also liebe Muhme . . ."

„Die Muhme Rufina soll leben, hoch!" fiel der Forstwart ein, und alles rief mit und wiederholte den Ruf.

Muhme Rufina lächelte und stieß mit dem Oberst an und dann mit allen anderen, nur mit Alt Marannele stieß sie nicht an.

Jetzt kam auch die Schwester von Ahldorf; sie brachte einen großen Busch Rosmarin und umarmte die Schwester, dann steckte sie jedem einen bänderverzierten Strauß Rosmarin an den Rock; auch die Muhme mußte sich den Schmuck gefallen lassen.

Jung Marannele und Jung Aloys schrieben schnell einen Brief nach Amerika. Ludwig Waldfried und der Schuster Hirtz schrieben dazu.

Mit Rosmarin geschmückt gingen Jung Aloys und Jung Marannele miteinander nach dem Schießmauernfeld, dort saßen sie am Feldrain und hielten einander an der Hand. Die Hopfendolden waren aufgebrochen und dufteten voll süßer Würze. Ueber ihnen sangen die Lerchen. Die beiden waren lange still.

„Marannele," sagte Aloys, „vielleicht haben wir das Glück, daß deine Brüder zu uns kommen. Es ist noch jedem Nordstetter gut gegangen, der sich bei meinem Vater angesiedelt hat und verdorbene Menschen sind brav geworden."

„Ich kann schwören," erwiderte Marannele, daß das eben mein stiller Gedanke war, vielleicht kommen meine Brüder zu uns."

Sie legte ihren Kopf an seine Brust und sagte: „Ich höre dein gutes Herz klopfen."

Still hielten sich die beiden umschlungen. Sie sprachen vom Abschied aus dem Dorfe und von der Ankunft in Amerika und sie gedachten auch des armen Ohlreit, dem nicht mehr zu helfen gewesen war. Seit jenem Tage, da sie hier zum erstenmal beisammen waren, hatten sich die Beeren der Eberesche gerötet und in flammendem Rot prangten die Wangen der beiden Liebenden.

Die Goldammer im Wipfel des Baumes sang: J, wie ist es jetzt so schön, schön . . .

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Als es zu dämmern begann, gingen die beiden Hand in Hand durch das Dorf. Eine Weile standen sie vor dem kleinen Häuschen still, und was Aloys denkt, weiß Marannele zu sagen:

„Da hat dein Vater gewohnt. Ja, der Anfang ist klein gewesen.“

Von Haus zu Haus saßen die Menschen in der Abendkühle auf der Bank und überall wurden die beiden angehalten.

„Ja, ich hab's immer gesagt, das Marannele verdient's, das macht noch ein besonderes Glück. Und du, Aloys, kannst auch froh sein, du hast die Lustigste und Bravste.“

„Ich wollt', ich könnt' mit euch.“

„Und es thut wohl, auch wieder einmal eine rechte Liebe zu sehen und eine lustige Hochzeit zu erleben.“

So hieß es da und dort, und wie zur Verstärkung der freudigen Empfindung wurde dann von Elend und Verbrechen erzählt. Man war froh, die Erinnerung an Ohlreit durch dieses freudige Ereignis zuzudecken. Einige sagten sogar, und es schien, sie glaubten es selber:

„Ich kann drauf schwören, am ersten Abend, wie der Aloys ankommen ist, hab' ich zu meinem Mann, zu meiner Frau, zu meiner Tochter gesagt, oder doch sagen wollen: Das ist ein Mann für des Jörglis Marannele, die wären einander zu gönnen.“

Als sie wieder allein waren, rief Marannele:

„O Ihr tausend Millionen Sterne am Himmel und so viel herzgute Menschen auf der Erde. Unser Glück macht alle Menschen glücklich. Man weiß gar nicht, wie viel Menschen man hat, die einem im Herzen gut sind. O wie wohl thut das, aber auch weh, daß man sie verlassen muß.“

„Du kriegst andere dafür in der Neuen Welt,“ entgegnete Aloys. „Uebermorgen schwimmt unser Brief an die Eltern auf dem Meer. Jetzt essen sie bei uns daheim zu Mittag. Schau, ich habe hier auf der Innenseite meines Uhrendeckels den Zeitstand. Wenn es hier mittags um zwölfe ist, ist's daheim bei uns morgens um sechse.“

„Du hast von deinen Eltern sagen wollen.“

„Ja, ich sehe vor mir, wie der Brief geholt wird, und der Vater macht ihn ruhig auf, er zerreißt keinen Umschlag. Und was für ein Jubel wird sein!“

Es dauerte lange, bis die beiden Abschied voneinander nahmen. Als Aloys in das Wirtshaus kam, traf er Waldfried

noch bei den Wirtsleuten, bei denen er sich als Freund Ivos heimisch fühlte.

„Glück und Segen,“ rief die Adlerwirtin Aloys entgegen. „Und weißt auch schon, daß meine Schwester Ignazia Braut geworden ist?“

„Mit wem?“

„Mit dem Bezirksförster, er ist Forstrat geworden.“

„Das freut mich, das paßt.“

„Und sie schreibt Gutes von dir und wünscht dir alles Gute. Ich glaub', ihr beide habt einander aufgeweckt, daß jedes seine rechte Liebe erkennt.“

„Ich glaub's auch.“

Waldfried nahm schon jetzt Abschied von Aloys, in der ersten Nacht als Verlobter schlafe er gewiß spät ein und wache spät auf, und er habe beschlossen, am Mittag wieder zu Hause zu sein; Aloys aber müsse jedenfalls vor der Heimkehr mit seiner Frau nochmals ins Murgthal kommen.

Aloys drückte dem Freunde, der sich so treu seiner angenommen, still die Hand; man sah ihm an, wie dankbar er war, aber sagen konnte er's nicht. —

Der erste Besuch, den das Brautpaar andern Tages machte, war beim jungen Buchmaier.

Dieser kam ihnen strahlenden Angesichtes entgegen und rief:

„Aloys, vor Wochen bist du zu einer Sterbestunde gekommen, und jetzt in dieser Stunde ist mir mein erster Sohn geboren worden. Wenn ihr einmal die Freude habt, werdet ihr dran denken, wie es mir jetzt ist. Wartet ein wenig, ich muß es meiner Frau sagen.“

Er ging davon, kam aber bald wieder und sagte:

„Es ist der Bäuerin auch lieb. Also, wir bitten euch, bei unserem Sohn Gevatter zu stehen.“

Aloys schien keine Antwort zu wissen, aber Marannele sagte:

„Ist uns eine große Ehre.“

Und das war's auch.

Der Enkel des Buchmaier erhielt den Namen seines Großvaters Pius und dazu den Namen Aloys.

Am Sonntag, an dem das erste Aufgebot verkündet wurde, machte Aloys mit der ganzen Sippschaft — auch Hirtz und seine Tochter und die Muhme Rufina waren dabei — in dem vierspännigen, großen Stellwagen des Schwiegervaters, der wieder hergerichtet worden war, eine Ausfahrt, und das Ziel war ein hohes. Denn Aloys, der noch nie eine Burg gesehen hatte, wollte daheim dem Vater besonders von der Burg Hohen-

zollern erzählen, die er am ersten Abend im Mondenschein gesehen hatte.

Man hielt auf dem Rückweg in dem lieblichen Imnau an, wo getanzt wurde. Aloys konnte aber leider nicht tanzen, das hat er auch noch vom Vater, und Marannele tanzte nun auch nicht.

Knechte und Mägde, alte und junge, kinderreiche Familien und junge Liebesleute kamen zu Marannele und erboten sich, mit ihnen auszuwandern und einstweilen bei ihnen in Dienst zu treten. Marannele war klug genug zu entgegnen, sie kenne die Verhältnisse nicht und mische sich da auch nicht ein; um aber auch Aloys nicht zu belasten, fügte sie hinzu: wenn Aloys jemand brauche, werde er schon selber Umfrage halten, man solle ihn daher nicht überlaufen.

Das geschah aber doch, und im Dorfe hieß es, der junge Tolpatsch sei gar nicht so gutmütig, im Gegenteil, er sei hartherzig.

Aloys ordnete mit Hirtz alles, so daß Alt Marannele gut versorgt war. Die Gespielen Marанneles hielten geheime Versammlung und berieten, was sie der Scheidenden mitgeben sollten. Sie lachten beim Entschlusse, aber — und das will viel heißen — sie verrieten doch nichts.

In der letzten Woche fuhr das Brautpaar, von Hirtz geleitet, nach dem Murgthal, und Hirtz brachte das Schuhmaß von Ludwig, Conny und Wolfgang mit heim. Die Leisten für Aloys und Marannele hatte er schon fertigen lassen, denn solang Hirtz lebte, wollten sie in seinen Schuhen gehen.

Am Sonntag wurde die Hochzeit gehalten mit Musik und Tanz, wie lange nicht im Dorfe gewesen. Hirtz war Brautvater und alles stimmte bei, als er bei der Hochzeitstafel mit klugem Bedacht ein Wort aus einem alten Briefe des alten Aloys auslegte: das Nordstetten in Amerika sei nur ein in die Fremde verheiratetes Kind, und hierauf ließ er Neu-Nordstetten in Amerika hoch leben.

Leise sagte er dann zu Aloys, er möge in der Nacht abreisen, denn am Tage werde die junge Frau viel Herzbrechen haben; da ist der eine Acker und da ist der andere Acker, und auf allen wachsen schwere Erinnerungen.

Die Gespielen brachten Windeln aus selbstgesponnenem Linnen als Hochzeitsgeschenk; es war ein volles Dutzend, genau numeriert für zwölf Kinder.

Und was noch das beste ist, ein neuer Liederquell that sich nach langer Vertrocknung an diesem Tage wieder auf. Es

wollte gar nicht abbrechen, wie ein Bursch nach dem anderen eine Vierzeile nach der alten Melodie hergab.

Die vielen, nicht immer wählerischen „G'sätzle" waren schnell wieder vergessen, nur eines sangen die Neuvermählten noch, als sie in der Nacht das Neckarthal hinabfuhren:

„Und 's Marannele und der Aloys,
Han's doch noch verzwungen,
Was den Alten entgange ist,
Das han jetzt die Jungen."

Berthold Auerbachs

Sämtliche

Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Volksausgabe in zehn Bänden.

Zehnter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1884.

Zweite Auflage der Gesamtreihe.
(18. Auflage der Einzelbände.)

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.



Nach dreißig Jahren.



III.

Das Nest an der Bahn.

Erstes Kapitel.

Kennt ihr's noch? Ja, das ist das Bahnwärterhäuschen von damals, wo Jakob und Magdalena nach schwerem verschuldetem und unverschuldetem Schicksal die erste gemeinsame Heimstätte gefunden.

Wie lang das her ist?

Jakob hat seine eigene Zeitrechnung und er lacht und zeigt dabei noch alle seine gesunden Zähne, wenn er sagt: „Ich habe sechs Monturmäntel auf meinem Posten in Gesundheit verbraucht." Und das muß doch jeder wissen, daß die Bahnverwaltung alle fünf Jahre einen neuen Dienstmantel stellt.

Drei Jahrzehnte ist freilich eine gute Zeit, da gedeiht und verwelkt manches, eigentlich aber ist hier nur von Gedeihen die Rede, wie natürlich von Gedeihen unter Sturm und Wetter, denn die bleiben nirgends aus, zumal hier, wo man nach Jakobs Erfahrung „von jedem Windstrom, der über die Welt geht, sein Teil bekommt," aber ein gesundes Menschengemüt und ein gesunder Baum werden durch Sturm nicht geknickt, sondern — wenn nur erst der Stamm widerstandskräftig ist — noch wurzeltiefer und wurzelfester.

Seitdem wir zuletzt hier waren, sind tausend und aber tausend Bahnzüge an dem Häuschen vorbeigesaust; man könnte die Zahl genau ausfindig machen, denn sie ist im Hauptamt in den Tabellen verzeichnet, aber keine Menschenseele könnte das unzählige Leben fassen, das sich hier hin und her bewegte; die Söhne des Landes sind hier vorbei in den Krieg gezogen, fremd

anzuschauende Gefangene glotzten heraus, und verwundete, aber auch jubelnde Sieger sind zurückgekehrt.

Sehen wir uns um!

Auf dem Söller haben die Nelken von damals Luftwurzeln angesetzt und wiegen sich mit ihren blühenden Ranken im leisesten Windhauch. Schon im zweiten Jahr haben sich Schwalben im Hause eingenistet und zwar im Stall, wo die Wandervögel der einsamen Kuh manches vorzwitschern, worauf sie aber nur mit Brummen und selten mit einem tiefklagenden Schrei antwortet.

Das geschmackvoll gebaute Häuschen hat mit der Zeit einen Schmuck erhalten, den kein Baumeister mit Axt und Hammer herstellen kann; die Rebe hat die Säulen und die Wände übersponnen und man hatte nur zu wehren, daß sie nicht auch die Fenster zudeckt. An der Winterseite des Hauses ist kleingebacktes Holz lotrecht aufgeschichtet, sieht fast aus wie ein Zierat und hält das Haus von außen warm, bis es von innen wärmt; zwei schöne reichtragende Nußbäume sind hoch gediehen und der Hügel, der damals von Weißtannen bestanden war, ist jetzt ein stattlicher Hopfengarten; vor dem Hause und an der Morgenseite blühen vom ersten Frühling bis zum späten Herbst hellfarbige Blumen.

Und nun erst drin im Hause, da ist volles Leben.

Es ist von einem ganzen Neste zu berichten, von den Alten und von den Jungen, solange sie im Neste sind, und erst gar als sie in die weite Welt ausflogen.

Vor allem also Jakob und Magdalena. Sie rufen einander aber nicht bei ihren Namen, sondern er ruft Mutter und sie ruft Vater. Kein Kind hat je anders gehört, und wenn Magdalena zu einem Kinde vom „Vater" spricht, so thut sie das mit einem besonderen Tone der Ehrerbietung; ihre herrschgewaltige und zufahrende Natur ist unterwürfig und mild geworden vor der stetigen stillen Gelassenheit ihres Mannes; Jakob aber weist die Kinder bei ihren Anliegen an die Mutter, er überläßt ihr gern die Bestimmung.

Magdalena hat sich weit mehr verändert als ihr Mann und man sagt, das soll einer Frau viel schwerer werden. Sie war eine tüchtige Natur, aber er war noch etwas mehr, er war eine tiefe Natur, die ihn nach langem bitteren Leid endlich zu ruhigem Gleichgewichte gelangen ließ. Was auch vorkommen mochte, er wußte alles zum Guten zu deuten. Wenn Magdalena manchmal meinte, er lasse sich von dem und jenem zu viel gefallen, und verstehe sich nicht auf seinen Vorteil, da lächelte er: „Was liegt dran? Rauch und Pfiff ist alles. Ueber ein-

Weile sieht und hört man nichts mehr davon. Wir haben unser täglich Brot und wir zwei haben einander, ich begehre nichts weiter von der Welt."

Und diese weise Genügsamkeit, die nur selten in Worten herauskam — denn Jakob war noch immer wortkarg und sprach mehr mit Kopfnicken und Augenzwinkern — diese Gelassenheit ging endlich auch auf Magdalena über, und Eintracht herrschte in dem Bahnhäuschen Nummer 374.

Die beiden Eheleute sind noch frisch und munter; das Haar Magdalenas hat noch seine Jugendfarbe und das wilde Löckchen schwebt noch immer unbändig mitten auf der Stirne, Jakob aber ist grau geworden und hat dazu noch einen grauen Vollbart; die graubraune Uniform mit den blanken Knöpfen und dem dunkelroten Kragen steht ihm gut, zumal er sich stramm aufrecht hält. Auffallend ist ein leuchtender Glanz in seinen Augen, der damals, als er noch Knecht im Dorfe war, gar nicht an ihm bemerkt wurde. Wir werden wohl erfahren, woher diese Veränderung stammt. Von Gestalt ist er schlank verblieben, während Magdalena sich bedeutend verbreitert hat, sein Blick ist stetig, während ihre Augen noch immer unruhig flimmern. Sie hält sich noch immer sauber und schmuck, und wenn man nicht wüßte, daß sie oft wochenlang von niemand als Jakob und den Kindern gesehen wird, könnte man es fast gefallsüchtig nennen. Das ist's aber nicht; hat sie ja einmal ihrer zweiten Tochter Rikele gesagt, die verwahrlost einherging und das mit der Einsamkeit entschuldigte: Man putzt sich nicht wegen anderer, man hält sich sauber und ordentlich wegen seiner selber. Die Art, wie sie das Halstuch, das Schürzenband knüpft, hat etwas Zierliches, und solange die Töchter zu Haus waren, kamen sie am Sonntagmorgen immer und baten: Mutter, knüpf mir mein Halstuch, mein Band, flicht mir den Haarzopf; und sie machte das den Kindern noch schöner als sich selbst.

Ja, die Kinder! Erinnert ihr euch, wie damals, als wir Magdalena aus dem schnell eilenden Bahnzuge grüßten, sie einen Knaben auf dem Arme hielt? Schon an diesem Knaben wurde viel erlebt.

Doch, wir wollen möglichst ordnungsmäßig berichten.

Zweites Kapitel.

„Alle neun! Das wäre just das Rechte gewesen," sagte Jakob wehmütig scherzend, denn neun Kinder wurden im Bahnhäuschen Nummer 374 geboren. Allemal abends zwischen dem Güterzug und dem Pariser Eilzug meldete Jakob das Neugeborene beim Pfarrer an, und er that das immer so geschämig und atmete erst wieder leicht auf, wenn er auf der Freitreppe am Pfarrhaus seine Dienstmütze wieder aufsetzte, und seine Pfeife anzündete. Er vergaß aber auch nie, vom Bäcker Weißbrot mit heim zu nehmen für Magdalena und mürbe Mütschele für die Kinder, die ihnen das Schwesterchen oder Brüderchen mit auf die Welt gebracht. — In den Nächten hätte keine Frau für das Neugeborene besser sorgen können als Jakob. Jedesmal das jüngste Kind war sein liebstes, und bitter war nur das Aufsuchen von Gevattern; wer dazu angesprochen wurde, war zwar bereit, aber hart war's eben doch, daß man stets gefragt wurde, ob denn Mann und Frau keine Verwandten hätten. Magdalena hatte die Antwort bereit gemacht, alle Anverwandten seien nach Amerika ausgewandert. Jakob verstand sich schwer auf diese Notlüge, aber er mußte sie doch gebrauchen. Vier Kinder starben, zwei bald nach der Geburt, ein Knabe im Alter von fünf Jahren — die Mutter vergißt den lieben Konrad nie — und ein Mädchen von zwanzig Monaten; es soll aber so gescheit gewesen sein, wie sonst ein Kind von drei Jahren, und Magdalena weiß merkwürdige Aussprüche und Thaten von ihm zu erzählen, ja sie behauptet manchmal, dies Kind wäre noch das bravste und gescheiteste geworden; aber die anderen Kinder, drei Töchter und zwei Söhne, sind gut gediehen.

Magdalena hat wohl recht, die Kinder haben nicht viel Unterweisung in Worten bekommen, von ihr selber wohl manchmal, aber vom Vater nie; sie haben indes vom ersten Atemzuge an Liebe und Fleiß vor sich gesehen und nie ein böses Wort über einen Nebenmenschen gehört.

Nur einer war aus der Art geschlagen oder vielleicht hatte er etwas von der Art des Großvaters, vom lustigen Frieder. Jakob ließ den Gedanken nie zu Wort kommen, wenn er das dachte, denn er wußte, wie sich Magdalena darüber grämen würde, und Magdalena, die alle Gedanken ihres Mannes erriet, ja sogar solche, die er nicht hatte, war ihm still dankbar für seine Zurückhaltung.

Jakob hatte seine besondere Lust daran, das Kleinste, bis es laufen konnte, so oft als möglich auf dem Arm herum zu

tragen, und er pfiff ihm — denn singen konnte er nicht — die alten Weisen, die er vordem als Postillon geblasen; nur an einer schönen Weise möchte er gern vorbeikommen; sie weckt gar traurige Erinnerungen, aber sie summt immer wie eine verscheuchte Wespe um ihn her, und eine Wespe wird man schließlich am besten los, wenn man sie gewähren läßt, dann sticht sie nicht und fliegt davon. So ließ also Jakob auch die Weise von jener Nacht, da er ins Verbrechen verfallen war, laut werden, und als sie wieder und wieder kam, brachte sie keinen Stachel der Erinnerung mehr mit.

Das älteste Kind, Emil — der Pate des Advokaten Heister, der den Eltern aufgeholfen hatte — war einer der besten Schüler in der eine halbe Stunde entfernten Dorfschule, und er ward Lehrer seiner Geschwister, ja sein Hauptvergnügen bestand darin, in dem einsamen Bahnhäuschen mit den kleinen Geschwistern Schule zu halten, und was noch seltsamer war, die Eltern selbst gingen bei ihm in die Schule. Jakob schämte sich, zu bekennen, daß er mit Lesen und Schreiben nicht mehr zurecht komme, aber Magdalena trat für sich und Jakob mit dem offenen Bekenntnis heraus; denn sie hoffte auch, daß ihr Mann, besser geschult, später einen höheren Dienst bekomme. Sie sagte Emil, daß vor Zeiten die Schulen nicht so gut gewesen seien wie jetzt, und kurzum, die Eltern lernten von dem ältesten Sohne wieder schreiben und lesen. Magdalena war noch etwas weiter voran als Jakob, aber sie hielt an, um in gleichem Schritt mit ihm zu bleiben.

Wenn die jüngeren Geschwister zu Bette gebracht waren, saßen die Eltern an den langen Winterabenden bei Emil im Unterricht. Emil erhielt sogar Schulgeld, jede Woche zwei Kreuzer, die er auch haushälterisch zusammensparte.

Wer aber einen wunden Finger hat, der stößt sich öfter dran; natürlich, wenn er sich an den gesunden stößt, weiß er's nicht. Und eine Wunde wollte bei Jakob nicht heilen, sie brach sogar jetzt auf.

Emil diktierte zusammenhanglose Worte, wie sie in der Fibel standen, aber für die Eltern wurden die Worte zu Erinnerungen.

Emil diktierte: Hag! Henne!

„Stehen die Worte wirklich da nebeneinander?“ fragte Magdalena; sie sah ihren Mann schweratmend an, sie gedachte jenes Abends, da sie ihre Henne suchend, Jakob am Schloßhag zuerst ordentlich sprach.

„In der Schule darf man beim Diktando nicht sprechen,“ belehrte Emil und es ging weiter gut. Waldhorn! diktierte Emil, und „Waldhorn“ sagte Jakob fröhlich.

Beim Z aber ging's bös. Emil diktierte: Zange. Zuchthaus.

„Steht das da?" fuhr Jakob auf.

„Ja."

„Ich hab' genug," sagte er aufstehend, und als das Licht gelöscht war, sagte er zu Magdalena:

„Ich mein', wir müßten den Kindern sagen, was mit uns war, bevor sie's von anderen erfahren."

„Und ich sag' nein. Sie verlieren den Respekt, zu weiter hilft es nicht."

„Du kannst es leichter ertragen, du bist unschuldig, aber ich —"

„Du bist unschuldig, ja, daß du dir dein Herz abplagst. Du bist braver als Tausende. Gut Nacht, du mein lieber guter Karl, du darfst mir meinen Jakob nicht weiter plagen, ich leid's nicht. Laß ihn schlafen. Gut Nacht."

Es war still in dem kleinen Häuschen, nur draußen von der Bahnlinie her tönte es wie Aeolsharfenton, denn der Nachtwind spielte seine unfaßlichen Weisen in den ausgespannten Drähten des Telegraphen.

„Du lachst? du schläfst noch nicht?" fragte Magdalena nach geraumer Weile.

„Ja," flüsterte Jakob, „ich will dir's sagen. Mir ist eingefallen, in meiner Heimat war eine Frau, der hat man nachgesagt, sie könne durch Anhauchen eine offene Wunde heilen. Verstehst du mich?"

„Nein, was meinst du damit?"

„Du bist auch so, du kannst's auch. Deine getreuen Worte heilen meine geheime Wunde."

Drittes Kapitel.

Wenn man ein Vogelnest betrachtet, so kann man sich schwer vorstellen, daß da drin so viel Volk bis zur Flugreife gedeihen konnte. Aehnlich ist es, wenn man das Bahnhäuschen Nummer 374 betrachtet. Der Baumeister hat es sehr zierlich hergestellt, und er kann stolz darauf sein, die ganze Bahnreihe entlang bei jedem Häuschen ein neues architektonisches Motiv angebracht zu haben, so daß die ganze Form gut in die Landschaft stimmt. Aber freilich, auf den Raum im Inneren ist wenig Bedacht genommen. Als die Kinder kamen, war Mag-

dalena anfangs ganz verzweifelt, und es ist gut, daß der Baumeister ihre täglichen Verwünschungen nicht hörte; sie ärgerte sich besonders über die bewegliche Treppe, die man von der Stube aus nach den oberen Räumen anlegen mußte, aber wunderlich! je mehr Kinder kamen, um so mehr schien der Platz auszureichen, man huschte eben zusammen, wie die Vögel im Neste. Das aber vergaß und vergab Magdalena dem Baumeister nie, daß er den Stall kaum für eine Ziege ausreichend hergerichtet hatte, und man hatte doch Grasland genug, um eine Kuh zu halten und „Heu fressen sollte der Baumeister müssen, und dazu noch saures, weil's ihm nicht eingefallen ist, daß man doch auch einen Platz zum Futteraufbewahren braucht." So schimpfte Magdalena ins entfernte Oberbauamt hinein.

So oft sie in den Stall kam, sah sie die Kuh wie um Verzeihung bittend an: Ich kann nichts dafür, daß du so eng stehen mußt; ich wünsche nur, daß der Baumeister da einmal acht Tage lang stehen und liegen müßte.

Der Stall war so eng, daß die Kuh sich nicht umdrehen konnte, sondern immer von rückwärts aus demselben gehen mußte.

Man sagt im Sprichwort: man redet wie in eine Kuh hinein. Das machte Magdalena zum Wahrwort, denn wenn sie das erste Grün von den Bahnhalden heimbrachte, konnte sie der Kuh sagen: „Ja, du hast's gut, du kriegst vom jungen Wachstum, bevor für die Menschen was da ist. Ja, ja, laß dir's schmecken. Ich gunn dir's. Und sei geduldig, das Luftloch ist offen, deine Musikanten, die Schwalben, können jeden Tag kommen."

Denn im Frühling wurden immer die Luftlöcher im Stall geöffnet und da flogen die Schwalben herein, die oben am Querbalken nisteten.

Wie gesagt, mit dem Gras von der zuständigen Bahnstrecke konnte man eine Kuh gut ernähren. Daneben hatte man einen Viertelmorgen Dienstfeld und einen halben Morgen Pacht von der Eisenbahn. Magdalena wußte jedes Schnitzelchen Ackerland auszunutzen und ihm das abzugewinnen, was die Sonne just an dieser Stelle gern zeitigte.

Jakob dagegen pflanzte Obstbäume, er verstand sogar die Kunst, einen stämmigen Ebereschenbaum mit einer guten Birnensorte zu pfropfen, und hinter dem Zaune, der als Schneeschutz im Bergeinschnitte aufgestellt, pflanzte er Himbeeren; die werden einstmals die Bretter ersetzen und obendrein gute Frucht geben.

„Du pflanzest ja," sagte Magdalena ihm einmal in der ersten Zeit, „wie wenn wir ewig dableiben sollten."

Jakob sah sie groß an und that eine große Rede, die größte vielleicht, die aus seinem Munde gekommen; er sprach sie, während er auf dem Boden kniete und gute Walderde um die Wurzel des jungen Kirschbaumes legte, und die Worte, die halb in die Erde gesprochen waren, gingen auch in ein offenes Herz; denn er sagte:

„Frau, du bist doch so gescheit —" das war ein geschickter Anfang, denn die Augen Magdalenas glänzten und sie hörte willig alles, was nun noch kommen konnte, und er fuhr fort: „wie kann nur so eine Rede aus deinem Munde kommen? Wissen wir denn, wie lang wir überhaupt da sind, ich mein' auf der Welt? Und man schafft und muß schaffen. Ich wünsch' mir weiter nichts, als daß wir unser Leben lang hier bleiben, just wie der Baum da, der auch nicht fort mag. Und wenn's doch sein muß, wenn wir an einen anderen Ort müssen, so soll, der nach uns kommt, rechtschaffene Bäume haben."

Aufschauend sagte er: „O Mutter! Da bin ich unter Gottes freiem Himmel auf Gottes grüner Erde und da muß ich denken: jetzt sitzen so viele Menschen dort im Strafhaus. Warum muß das sein, daß die Menschen schlecht sind und andere sie strafen müssen? Ich kann's oft gar nicht glauben, daß ich so frei herumlaufen darf, und besonders der Traum, der ist mein ärgster Feind, der sperrt mich ein und da ist mir's, wie wenn ich plötzlich in einen Eiskeller hinunter fiele und ich ersticke unter den Eisschollen, die über mir knarren und knirschen. Heute nacht war's wieder so, und wie ich erwache und dich sehe und den blauen Himmel, da hab' ich mir vorgenommen, ich pflanze Bäume, und ich meine, es geht weg von mir, wenn sie wachsen."

Magdalena kam lange nicht zu Wort, sie schaute wie hilfesuchend umher, und eine Goldammer auf einem Erlenbaum half endlich, denn Magdalena sagte mit heiterer Miene:

„Schau den Vogel, da kann man was lernen. Sieh, der Wind kommt von oben und da sitzt er so, daß ihm der Wind die Federn nicht aufbläst. Verstehst? So müssen wir's auch machen. Nicht immer ... Verstehst?"

„Ja, ja. Ist gut."

Magdalena nickte lange still und endlich sagte sie:

„Du hast recht. Ich will mich nicht mehr versündigen, ich bin es sonst nicht wert, daß ...", sie stockte und schaute innig auf Jakob, dann schloß sie: „ich verdien' es sonst nicht, daß wir so ein Daheim haben."

Viertes Kapitel.

Wer es noch nicht gemerkt hat, dem sei es hiermit gesagt: Magdalena will gern gelobt sein. Sie verdiente es aber auch. Hatte Jakob Bäume gepflanzt, so daß das fremde Haus zur bleibenden Heimat wurde, so erwachte mit Magdalena früh am Morgen Heiterkeit und Arbeitsamkeit, und sie weckte alle im Hause zu Gleichem.

Sie lobte selber aber auch gern, sie nickte den Pflanzen im Garten und Feld zu, wie wenn sie sagen wollte: Bist ein braver Kopfsalat . . . so ist's recht, ihr Erdäpfel! Nur gut wachsen.

Magdalena pflanzte alle Gemüse in ihrem Garten und die Würzkräuter holte sie immer frisch aus der Erde; sie kochte die Speisen, daß sie das Beste waren, was daraus zu bereiten war; sie selber aß sehr wenig, aber es nährte sie, wenn es den anderen schmeckte; ihre Augen gingen bei Tische unruhig hin und her, und wenn niemand was sagte, fragte sie geradezu: „Wie ist die Supp'? Wie sind die Bohnen?“ Und wenn gelobt war, dann erst aß sie wie gebührlich.

Sie hielt die Kinder an, daß sie für ihre Nahrung auch ordentlich arbeiteten. Sie mußten in Acker und Garten helfen und bis hinauf zu der lange liegen bleibenden Schneebreite, das Frauenhemd genannt — das aber in der Nähe gar nicht so aussieht — mußten die Kinder Beeren, Kräuter und Pilze im Walde sammeln; diese gehören doch noch denen, die sie sammeln, der Wald aber gehörte dem großmächtigen Eichhofbauer dort oben.

Die Kinder waren willig, denn sie sahen den Fleiß der Mutter, die keine Müdigkeit und kein Ausrasten kannte.

Auf dem Dienstacker waren Kartoffeln gepflanzt, auf dem Pachtacker stand Getreide. In der Ernte spannte Magdalena sich selber ein wie ein Pferd und zog die Garben heim. Möglichst wenig verausgaben, dagegen etwas erwerben und weiterkommen, war ihr steter Bedacht und es gelang ihr. Als im zweiten Jahre Justizrat Heister mit seiner Frau zu Besuch kamen, hatte sie natürlich große Freude und auch große Lobesernte, aber sie genügte sich dessen doch nicht; sie zeigte dem Gastfreunde, wie da in der Nähe ein beträchtliches Stück Waldes abgeholzt war, und bat nun Heister, es zu bewirken, daß die abgeholzte Strecke, die just wie dazu geschaffen sei, ihnen zum Hopfenacker überlassen werde. Es wurde von der Oberbehörde

gewährt und Magdalena war jedes Jahr neu glücklich mit der Hopfenernte, die auch für die Kinder ein wahres Fest war.

„Die Leute, die von unserem Hopfen Bier trinken, die müssen lustig sein," sagte sie oft, denn sie dachte gern in die Welt hinaus und in die Folgerung der Dinge. Dadurch war sie gesprächsam, wenn auch gar nichts vorging, und wenn niemand entgegnete, so gab sie sich selber Red' und Antwort.

Daneben verging aber auch kaum ein Tag, an dem sie nicht das Glück pries, daß man hier so ruhig und gedeihlich und vor allem so allein leben konnte. Jakob nickte einverständlich, aber er hatte es nicht gern; er hielt das Leben des ständigen Gescheuches gar nicht wert, und er meinte auch, es sei nicht gut, wenn man alles beruft. Nicht daß er Aberglauben hatte. Weit entfernt! Wer an der Eisenbahn angestellt ist, wie kann der abergläubisch sein? Aber das ist doch richtig, wenn man so viel Rühmens macht und alles vor sich selber auslegt und ausdenkt, daß es auch anders sein könnte, da macht man dem Unglück eine Thür auf. Jakob weiß Beispiele genug davon zu erzählen und Magdalena, die für alles einen Grund weiß, weiß auch solche für die Einsprache des Gegners, zumal wenn der Gegner Jakob ist. „Du hast auch wieder recht," sagte sie, „ja so ist's. Wenn man allfort so an anderes denkt, da sieht man nicht, was gerade vor einem auf dem Boden ist, und man stolpert und fällt."

„Du hast nicht umsonst bei einem Advokaten gedient," sagte Jakob, aber nicht laut, denn er gönnt seiner Frau gern das letzte Wort, und das soll, wie man sagt, sehr ersprießlich sein für eine gute Ehe. Ueberdies nimmt er Magdalena gern ab, was sie zu reden hat; zu wem soll sie's denn sonst hergeben? Nur in einem konnte er seine Ungeduld kaum bemeistern. Es war für Magdalena wie ein süßer Nachschmack, vom Hause Heisters und den Gastereien zu erzählen: wie sie zweimal in ihrer Küchenschürze an die Tafel habe kommen müssen, und die Gäste — es waren siebenundzwanzig, die Männer in weißen Krawatten, die Frauen im bloßen Hals bis weit hinunter — alle haben sie gelobt. Sie konnte dann alle Speisen aufzählen, was sie dran gethan und wie sie dem Sieden und Dampfen abgewartet.

Sie ist halt ein Weib — dachte Jakob bei solchen Erinnerungen, und ein Weib putzt sich gern auf, und sei es auch mit alten vertrockneten Ehren. Ich kann Gott danken, daß sie nur diese Mucken im Kopf hat.

Magdalena hatte aber auch nicht lange zu forschen, die

Mucken ihres Mannes kennen zu lernen, obgleich sie so wenig laut gaben wie ihr Besitzer.

In den ersten Jahren bekam Jakob jedesmal beim Uebergang des Winters in den Frühling einen schlimmen Husten, und die Nachbarin vom Bahnhäuschen Numero 373 sagte Magdalena, es sei eine Sünde von einem Manne mit solcher Anlage, zu heiraten, und eine verlassene Frau und Kinder in die Welt hineinzusetzen, und Jakob habe noch dazu selber bekannt, er werde nicht älter als dreiunddreißig Jahre, seine Mutter sei auch so gestorben.

Magdalena ging zornig und bitter heim, aber vor dem Hause hielt sie an und sagte sich: Nein, jetzt nicht noch ärgern.

Sie machte ihrem Mann keinen Vorwurf, daß er statt zu ihr zu anderen gesprochen; sie lockte es ihm behutsam heraus, daß er ihr seine Ahnungen und Beispiele erzählte, und sie lachte nicht darüber und suchte ihn nicht zu bekehren, denn sie wußte, wie leicht er verscheucht ist.

Im dritten Jahre zur Fastnachtszeit gab's auch auf unserem Bahnhäuschen eine Maskerade. Jakob war krank, aber man meldete nichts davon der Oberbehörde. Jakob war noch erst auf Widerruf angestellt und fürchtete, seinen Posten zu verlieren, wenn er schon so früh sich krank melden müsse. Hatte er ja ohnedies einen schweren Stand, da er nur auf Heisters Betrieb und nach verkürzter Probezeit in den Dienst eingerückt war. Denn auch hier fehlt bereits die Stufenleiter des Beamtentums nicht; erst nach wohlbemessener Zeit als Hilfsarbeiter und Anwärter rückt man zum festen Dienst auf.

Magdalena machte den Zaghaftigkeiten ihres Mannes rasch ein Ende, sie steckte sich in die Dienstkleider ihres Mannes, beging die Bahn und hielt in strammer Haltung die Fahne beim Durchgang des Zuges. Der Nachbar oben und der Nachbar unten bewahrten festes Schweigen, just nicht aus Gutmütigkeit, aber man kann ja nicht wissen, wie man auch einmal etwas zu verschweigen hat. Wenn Magdalena hochgerötet heimkam, war Jakob immer neu glücklich über die Lustigkeit und Entschlossenheit seiner Frau. Jakob glaubte von nichts in der Welt Böses, aber den Nordwind, den hielt er für tückisch, der hatte es gerade auf ihn abgesehen, denn er trug den Schnee von den Feldgebreiten und vom Berge herab just auf seinen Straßenübergang, und Magdalena mußte ihren Mann immer besonders versichern, daß sie dort den Schnee sauber weggekehrt habe.

In den ruhigen Tagen des Daheimseins ließ auch Jakob

viel von seinen Gedanken laut werden, die sich in den Jahren der Einzelhaft in seiner Seele angesammelt hatten. Er konnte es nur in Bruchstücken dargeben, aber das verständnisvolle Zuhören Magdalenas und manchmal auch ein nachhelfendes Wort machte alles klar. Das Auge Magdalenas wurde feucht, als er erzählte, wie schwer es ihm geworden, wieder ins Leben einzutreten, und wie er erst da gespürt habe, daß er noch einmal fröhlich sein könne, als er vom Hause Heisters hinweg zu den Pferden des Adlerwirts in den Stall gekommen war.

„Ich möcht' nur wieder auf einem Gaul sitzen und wieder Waldhorn blasen," sagte er und seine Augen strahlten, dann erzählte er von den lustigen Tagen, da er Postillon gewesen, und die böse Zeit, die zwischen damals und jetzt lag, war vergessen. Und jetzt, da er so vieles und nun gar diesen Wunsch von der Seele hatte, schien sich seine Brust zu erleichtern, er wurde ohne ärztliche Hilfe wieder ganz gesund und Magdalena war besonders glücklich, daß das Kind, das nach der Dienstmaskerade zur Welt kam, am Leben und gesund blieb, und dieses Kind war Albrecht, von dem noch viel zu erzählen ist.

Jakob gestand es nicht ein, aber es ist doch nicht zu leugnen, er hatte noch seine besondere Lust an Albrecht. Emil ist viel begabter, das ist keine Frage, er ist der Erste in der Schule, aber Albrecht ist so geschickt und gar nie überlästig, und dazu hat er vom Vater das Musiktalent geerbt, er pfeift wie eine Schwarzamsel und wie eine Lerche, und er kann auf einem Lindenblatt Trompetenstückchen blasen, daß man meint, er habe das feinste Instrument. Alle Tänze, die er auf der Kirchweih gehört, hat er im Kopf behalten, es fehlt kein Ton, und die Mutter hat ihn auch noch viele Liederweisen gelehrt. Dazu war Albrecht, der jeden Baum hinaufkletterte und mit den Hasen um die Wette sprang, gar nicht überlästig; wo man ihn hinsetzte, da blieb er sicher, sei es draußen im Freien oder drin im Postenhäuschen am Ueberweg, da, wo der Feldweg über die Bahn geht und man bei jedem Zug hüben und drüben mit dem Schlagbaum die Bahn zu sperren hat. Jakob nannte das Postenhäuschen dort seine Einsiedelei, und es hatte allerdings nur Raum für einen Menschen, war noch ein zweiter da, mußte man ihn auf den Schoß nehmen, und Albrecht saß da oft und gern auf dem Schoß des Vaters, der ihm auch einmal erzählte, daß er die zwei Rosenbäumchen rechts und links von der Einsiedelei am Tage nach der Geburt Albrechts gepflanzt habe.

Jakob hatte sich keinen Vorwurf zu machen, daß er Emil hintan setzte, für diesen ist es besser, er sitzt hinter seinen Büchern;

er ist immer so unruhig und hat so viel zu fragen, was der Vater leider nicht beantworten kann, denn woher soll Jakob wissen, mit welchem Stoff man die Gläser an der Signallaterne so gefärbt hat, daß dasselbe Licht da rot und da grün durchscheint. Und doppelt beschämend war es, daß der Vater, der doch Postillon gewesen und Bahnwärter geworden, keine Antwort zu geben wußte, als Emil ihn fragte, wie man Pferdekraft messe.

Albrecht war fügsam und ließ sich von Emil beherrschen, der schon von früh an gern über andere regierte.

Albrecht vollführte schon in seinem sechsten Jahre zwei ungewöhnliche Thaten; für die eine wurde er bestraft; von der anderen dagegen behielt er für Lebenszeit ein Denkzeichen.

Eines Tages hörte man ihn jauchzen von der Lokomotive des Güterzuges, er hatte sich, da sie angehalten hatte, hinaufgeschwungen und fuhr nun jubelnd am Elternhause vorbei. Magdalena schalt über die Keckheit des Knaben, im geheimen jedoch war sie stolz auf seinen Mut, Jakob aber sagte gar nichts, nur als Albrecht heimkam, bestrafte er ihn tüchtig und sagte: „Du wirst dran denken und es nicht mehr thun."

Bei der anderen That aber schrie Albrecht entsetzlich und blutete über das ganze Gesicht.

Die Herbsthühner waren der besondere Stolz der Mutter, sie legten noch Eier, wenn die anderen schon lange damit aufhörten, und eine goldgelbe Henne war die fleißigste. Albrecht war hinter dem Hause, als ein Habicht herabstieß und die goldgelbe erfaßte; kühn stürzte sich Albrecht auf den Habicht los, rang mit ihm und entwand ihm seinen Raub; aber der schlimme Vogel hatte nach ihm gehackt und ihm auf der linken Stirne eine Wunde beigebracht und ihm die Braue zerrissen. „Es thut nichts! Es thut nichts, Mutter!" tröstete er, als sie ihm die Wunde abwusch. Als Jakob bei der Heimkehr das Ereignis erfuhr, sagte er: „Mutter! Jetzt hab' nur keinen Aberglauben, als ob das was zu bedeuten hätte."

Sie lächelte, denn sie wußte, er suchte sich damit nur seinen eigenen Aberglauben auszureden. Sie erschrak aber über Emil und jagte ihn aus der Stube, da er gesagt hatte: „Wenn der Albrecht einmal was thut, hat man ein Kennzeichen in seinem Steckbrief."

Woher hat nur Emil solche Gedanken?

Emil aber war bös auf den jüngeren Bruder, weil er ihn verraten hatte. Einem Reisenden war das rot eingebundene Bädekersche Reisebuch entfallen. Emil hatte es versteckt und

las heimlich darin; der jüngere Bruder aber verriet den Fund, und Emil mußte nach strenger Zurechtweisung des Vaters das Buch dem Bahnmeister bringen.

Er wurde indes bald dem Elternhause entfremdet, denn auf Zureden des Pfarrers und Dorflehrers ging er täglich zum Unterrichte nach der Erziehungsanstalt, die eine Stunde entfernt am jenseitigen Bergesabhang in einem alten Kloster eingerichtet war. Der höhere Unterricht erweckte in ihm schon früh einen gewissen Hochmut. Er hielt es aber kaum der Mühe wert, daheim sein besseres Wissen kundzugeben, und bei der Feldarbeit zu helfen, war er zu stolz. Man hatte keinen Pflug, und die Aecker wurden mit dem Spaten bearbeitet. Man hatte keine leichteren für die Kinder und es war ein Stolz, schon früh den Spaten handhaben zu können. Es war zum Verwundern, daß Albrecht schon im achten Jahre helfen konnte wie ein Mann.

Auch in den Ruhestunden brachte er dem Vater viel Erquickliches, und ein Tag ist unvergessen.

„Vater! Ich hab' die Raben gern," sagte Albrecht eines Tages.

„So? Was ist denn da dran gern zu haben?"

„Sie sind dem Habicht, dem Hühnerdieb, aufsässig. Sieh doch, sieh doch! Wie jetzt einer ihn rauft. Ich hab' schon oft zugesehen, wie sie's machen."

Jakob schaute auf und sah, wie ein Rabe hoch in den Lüften einen Habicht verfolgte, und Albrecht fuhr fort:

„Jetzt guck, der Rab' fliegt oben her und hackt: Habicht! Fang mich, wenn du kannst. Jetzt taucht er unter, ein paar Schuh unter den Habicht, der kann mit seinen Flügeln ihm nicht gleich nach. — Jetzt kommt er wieder und hackt, er vertreibt ihn. Der Habicht ist freilich stärker, aber in den Lüften hilft ihm das nichts; er hat einen krummen Schnabel und muß ausholen zum Hacken, der Rab' hat einen geraden, der kann immer stechen. Schau, der Rab' hat gewonnen, der Habicht muß hinüber ins Thal und jetzt fliegen sie auseinander. Gut Nacht, Rab'!"

„Du bist grad wie dein' Mutter, die hat auch gern ein Aug' auf alles, was fliegt," sagte Jakob, er hatte ein Gefühl, daß diese scharfe Beobachtung dem Knaben einmal im Leben nützlich sein könne.

Fünftes Kapitel.

„Es ist ein Glück, daß man einem nicht ansieht, was man alles schon erlebt hat," sagte oftmals die lustige, aber auch listige Nachbarin thalab von 373 und sie that, als ob sie die Vergangenheit von Jakob und Magdalena kenne und nur bescheiden darüber schweige.

„Dem Herrn sei Dank und Preis, daß er gnädig ansieht, was in unserem innersten Herzen vorgeht," sagte die gottselige Nachbarin thalauf von 375.

Magdalena hatte Angst vor beiden, nicht eigentlich für sich, sondern für Jakob, weil sie besorgte, er möchte sich von den listigen Reden der einen und den salbungsvollen der anderen verleiten lassen, von seiner Vergangenheit zu erzählen. Sie warnte ihn und er mußte ihr heilig versprechen, sich mit keinem Laut zu verraten. Er versprach's und hielt's. Schweigen war ihm leicht, noch von der Einzelhaft her. Magdalena aber sprach gern und mit Nachdruck; sie war nicht falsch, aber sie konnte doch den Menschen zu Gefallen reden und das Gute, das sie zu sagen hatte, schön aufputzen.

Magdalena hatte aber auch noch eine geschickte Kriegsregel angewendet, denn sie heftete den beiden Nachbarinnen heimlich Unnamen an, die von unten hieß Essig und die von oben Oel.

Es steht kein Haus so einsam, es hat seine nähere oder entferntere Nachbarschaft. Und nun gar die Bahnwärterhäuschen, die stehen wie ein gekoppelter Zug, nur festgerammt; sie haben äußerlich etwas Uniformes, aber in jeder Uniform steckt doch auch ein besonderer Mensch.

Numero 374, das Haus Jakobs und Magdalenas, steht zahlenmäßig zwischen 373 unten und 375 oben. Die Männer begegnen einander täglich mehrmals beim Begehen des Bahndammes, wie Pflicht und Schuldigkeit verlangt; die Frauen aber sind meistens zu Haus, haben einander in der Entfernung aber doch im Auge. Frau 373 kann sogar von ihrem nördlichen Giebelfenster aus bis hierher sehen und sie thut das bisweilen; Frau 375 haust aber da, wo die Kurve endet, jenseits der Biegung um den Berg, sie könnte nicht hierher sehen, sie hätte aber auch keine Lust dazu, denn sie hat Tag und Nacht mit ihrem Inneren zu thun.

Frau 373 heißt mit ihrem ehrlichen Namen Frau Süß, und da war leicht Essig draus zu machen. Ihr Mann war vordem Unteroffizier gewesen und sie Kammermädchen bei der

Frau Oberst. Frau Süß war eigentlich keine böse Frau, denn kann man das bös nennen, wenn eine Frau weiß und alle Welt wissen läßt, daß sie die schönste und geschickteste und allein Ansehen verdient, und alle anderen Frauen sind häßlich, tölpisch und kaum eines Blickes wert?

Frau 375 heißt mit ihrem ehrlichen Namen Maier, aber da man einmal Essig hatte, war nicht schwer Oel dazu zu finden, und diese Frau hat auch was Oeliges. Sie ist die Tochter des Kanzleidieners im Konsistorium und befleißigt sich einer salbungsvollen Frömmigkeit, der sogar der glaubensvolle Pfarrer des Dorfes nicht genügt, hat aber leider selten Zeit, sich bei den Betstündlern des Städtchens einzufinden. Ihr Mann war als Schaffner bei der Entgleisung eines Zuges verunglückt und hinkt seitdem; er hatte sich früher nicht viel mit der Religion zu schaffen gemacht, aber jetzt ist er mit seiner Frau einverstanden, nur fehlt ihm ihr Bekehrungseifer, er liest gern die Missionsblätter und gibt alljährlich einen Beitrag zur Bekehrung der Wilden und Heiden.

Frau Essig hatte sehr viel Scharfblick für alle Menschen, nur eine Person war ausgenommen, und das war sie selbst. Frau Oel dagegen hatte in Lob und Tadel für andere etwas Kindliches, sie gestand gern, sie kenne die Menschen nicht, aber einen kenne sie genau und mit dem sei sie sehr unzufrieden, und das war sie selbst.

Magdalena war auf die beiden Nachbarinnen erbost, denn sie hatten das Aergste gethan, sie hatten Magdalena verleitet, dumm zu sein und obendrein noch zu lügen.

Wenn nach dem Apfelbiß Mutter Eva noch einmal der Schlange begegnet wäre, wer weiß, was sie ihr gesagt und angethan hätte, der Verlockerin, der falschen Freundin, die an allem schuld ist.

Als Magdalena nämlich die ersten Nachbarbesuche machte, konnte sie sich nicht enthalten, mit Frau Essig über die Freuden der Hauptstadt zu sprechen. — Militär und Civil waren schon damals nicht so geschieden, daß nicht wenigstens die Dienstboten beider Sphären mancherlei Beziehungen zu einander hatten. Es stellte sich heraus, daß Magdalena und Frau Essig mehrmals auf demselben Boden getanzt hatten. Als nun Magdalena gefragt wurde, warum sie denn ihren Platz und die Hauptstadt verlassen habe, wurde sie flammrot und wußte kein Wort zu erwidern. Frau Essig lächelte einverständlich und flüsterte, daß die Justizrätin gewiß eifersüchtig gewesen sei, und Magdalena, was that sie? Sie schwieg dazu und suchte das Gespräch auf

einen anderen Gegenstand zu lenken. Auf dem Heimwege machte sie sich die bittersten Vorwürfe, daß sie den edlen Mann und die gute Frau so falsch vor den Augen Fremder erscheinen ließ. Sie beruhigte sich endlich damit, daß es den herrlichen Menschen freilich gleichgültig sein könne, was so eine Frau da draußen von ihnen denkt und nun gar so eine schlechte; denn schlecht ist sie, sie hat das beste Herz verführt, zu einer Verleumdung still zu sein.

Magdalena haßte die Frau Essig und sie haßte sie immer mehr, weil sie sich vor ihr fürchtete und schön gegen sie thun und sich gut Freund stellen mußte.

Die schlimme Erfahrung wollte sie zur Lehre nehmen, um bei Frau Oel wenigstens gescheiter zu sein. Sie wurde hier mit liebreichen Segenswünschen empfangen, die Beziehung zum Hause des Justizrats Heister war hier schon bekannt, aber offenbar noch nichts von dem traurigen Ereignisse. Frau Oel lobte Heister und dessen Frau, soweit eben Menschen Lob verdienen, die das einzige Heil nicht kennen wollen. Wäre das anders, so hätten sie auch nicht solches erleben müssen, wie damals an dem Dienstmädchen. Die Amtswohnung des Vaters Kanzleidiener war gerade gegenüber vom Hause des Justizrats Heister, und Frau Oel erzählte, wie entsetzlich es gewesen sei, als eines Tages das Dienstmädchen von drüben in Begleitung eines Polizeidieners über die Straße geführt wurde, denn es hatte gestohlen. Frau Oel setzte hinzu, sie habe für die arme Verlorene gebetet, und sie hoffe, das Gebet sei von Gott erhört worden.

Sie erzählte das alles mit großer Ruhe und nicht ohne Selbstzufriedenheit. Magdalena hatte Kraft genug, ihre Mienen zu beherrschen und unbewegt dreinzuschauen. Sie blieb länger als sie beabsichtigt hatte, um noch recht unbefangen von allerlei anderem zu reden und sich Unterweisungen geben zu lassen über den hierländischen Brauch.

Es war zu verwundern, daß die ersten Anläufe, die so gefahrdrohend waren, nicht weiter führten. Wie sollte es werden, wenn die beiden in der Hauptstadt nachforschten?

Es geschah wohl nicht, denn Magdalena wurde oben und unten mit allen Ehren empfangen, so oft sie zu Besuch kam, was aber so selten als möglich geschah. Sie hatte Selbstbeherrschung genug, Jakob nichts von den Aengsten zu erzählen, die sie ausgestanden hatte; er war ohnedies schon selbstquälerisch genug.

In den ersten Jahren kämpften Essig und Oel um die

Herrschaft über Magdalena. Frau Essig hatte mehr Zeit, sich um andere zu kümmern, denn sie hatte nur ein einziges Kind; Frau Oel hatte daheim genug zu thun, nicht nur mit sich und ihren religiösen Anliegen, sie hatte auch ein halb Dutzend Kinder.

Frau Essig hatte bei Albrecht, dem zweiten Sohne, Gevatter gestanden, Frau Oel war Gevatterin der ältesten Tochter, die auch Magdalena hieß, aber nur Lena gerufen wurde.

Es gelang keiner der beiden Nachbarinnen, die Herrschaft über Magdalena zu gewinnen, oder gar sie zur Darlegung ihres Lebens zu bringen. Frau Essig versuchte es mit Selbstbekenntnissen, sie klagte, daß sie ein Leben, wie sie es jetzt führen müsse, nicht gehofft und nicht verdient habe, und ihr Mann lache sie dazu noch aus, wenn sie klage und ihn ermahne, eine höhere Stelle zu erringen.

Magdalena erwiderte leichthin, Eheleute müßten eben Geduld miteinander haben.

Frau Süß schien das nicht zu hören, denn sie sagte: „Ja, hätte mich mein Vater zum Theater gehen lassen, ich führe jetzt im Eisenbahnwagen erster Klasse da vorüber und hätte meine Kammerjungfer bei mir.“

Für Frau Süß waren die Vorüberfahrenden Gegenstand des Neides, und sie sagte, sie meine es im Spaß, es war aber Ernst — sie wünschte, daß wenigstens im Winter einmal ein Unglück geschehe oder doch ein Zug stecken bleibe, dann pflegte sie die Verwundeten und käme aus dem Elend hier heraus.

„Haben Sie nicht auch schon solches gedacht?“ fragte sie.

„Nein, für mich sind die Züge eine richtig gehende Uhr.“

Diese einfältige Zufriedenheit verdroß Frau Süß und sie wollte Magdalena wenigstens neidisch machen.

„Haben Sie sich nicht schon gewundert, daß ich ‚unsere Eisenbahn‘ sage?“

„Ich sag' ja auch so.“

„Ja, aber ich hab' noch ein besonderes Recht, so zu sagen.“

Sie zeigte nun ihren geheimen Schatz, sie hatte einen Prämienanteil der Eisenbahn und sie klagte nur, wie sie sich jetzt schon über ihren Mann ärgere für den Fall, daß sie das große Los gewinne; mit ihrem Manne sei nichts anzufangen, der bleibe ein stockiger Feldwebel, der seinen schlechten Tabak raucht und weiter nichts von der Welt will und weiß.

Auch hierauf dankte Magdalena nicht mit Klagen über ihren Mann.

Frau Oel sagte, es sei noch gut, wenn ein Mann einen äußeren Fehler habe, den man sehe, aber man müsse auch mit

inneren unfaßbaren Geduld haben. Magdalena ließ sich auch damit nicht ködern. Sie lachte innerlich die beiden aus, diese aber hofften doch noch eine Herrschaft, die eine wartete geduldig, die andere wartete ungeduldig, bis einmal etwas käme, das die Entscheidung bringt.

Sie schien endlich sich einzustellen, denn Justizrat Heister und seine Frau kamen zu Besuch.

Sechstes Kapitel.

Die Verbindung zwischen dem eine halbe Tagereise entfernten Bahnhäuschen und dem Hause des Justizrats Heister war in ununterbrochener Stetigkeit verblieben.

Bei all ihrer Emsigkeit für Haus und Kinder empfand es Magdalena noch als besonderes Glück, für höhere geliebte Menschen draußen etwas thun und bereiten zu können.

Den ersten Honig ihrer Bienen, die ersten Früchte von den selbstgepflanzten Bäumen und die frischen Morcheln, welche die Kinder im Wald gesammelt hatten, schickte sie an Frau Heister. Diese Beziehung zu dem Hause Heisters war für die Kinder noch ein besonderes Glück, nicht nur, weil Frau Heister in klugem Bedacht allerlei Nützliches und Erfreuliches für sie schickte; die Kinder, die so verwandtenlos aufwuchsen, hatten höhere edle Menschen zu verehren, und das gab ihnen in der Einsamkeit da draußen einen beglückenden Zusammenhang mit der Welt. In der Dachkammer, wo sie schliefen, und in den Wäldern, wo sie Beeren und Pilze sammelten, überboten sie einander in Phantasien über die Größe und Herrlichkeit der Gönner, ja diese wären ihnen zu Märchengestalten geworden, wenn nicht ein Kind um das andere die Mutter hätte alljährlich nach der Stadt begleiten dürfen.

Frau Heister war seit Jahren an das Krankenlager gebannt, sie hatte immer den Vorsatz, eines der Mädchen an Kindesstatt anzunehmen; das sollte aber erst dann ausgeführt werden, wenn sie sich wieder frei bewegen konnte, denn sie wollte das Kind in Heiterkeit leiten und ihm nicht das Bild fortdauernder Krankheit geben.

Von der feinen blassen Frau mit den langen schmalen Händen, die eine weiße Haube mit blauen Knüpfbändern trug und in der dämmrigen teppichbelegten Stube lag, erzählten die Kinder einander mit Andacht und Schauer.

Frau Heister war jetzt endlich so weit hergestellt, daß sie wieder gehen konnte, und sie wurde ihm Bahnhäuschen Numero 374 erwartet; schon Tage vorher, bevor sie kam, trat jegliches leise auf und sprach mit gedämpfter Stimme.

Magdalena wollte den Ankommenden entgegengehen, sie gab aber Jakob recht, daß es sich besser für ihn passe, zumal da er einen Läufer, einen sogenannten Lowrie, bestellt habe, um auf der für zwei Stunden freien Bahn die Ankömmlinge bis vor das Haus zu rudern.

Magdalena hatte im Hause nirgends besonders besser zu säubern und zu ordnen, nur die Blumen begoß sie seit Tagen im Morgen- und im Abendtau, damit sie recht blühen, wenn die Freunde kommen.

Der Läuferwagen mit einem festgebundenen gepolsterten Stuhl stand nicht weit vom Bahnhaus 373, Jakob und Emil gingen landein den Ankömmlingen entgegen. Die Frau saß am Wegrain auf einem roten Shawl. Emil küßte ihr die Hände, Heister wehrte ab, da er auch ihm die Hand küssen wollte.

Auf Emil gestützt ging die Frau weiter, Heister und Jakob hinter ihnen.

Nicht weit vom Hause der Frau Essig sagte Jakob:

„Herr Justizrat, ich hab' eine Bitt'! Ich möchte was fragen."

„Nur zu. Was hast du?"

„Sind die Akten über mich noch vorhanden und könnte man die nicht endlich herausverlangen, daß man sie aus der Welt schafft?"

„Also damit plagst du dich noch? Du bist ein wunderlicher Mensch! Andere werden immer verstockter, weil sie einmal auf einen Abweg gekommen waren, und du wirst immer weichmütiger und verzagter."

„O Herr! Sie hat bei Ihnen studiert. Just dieselben Worte hat sie mir gesagt. Nehmen Sie's nicht für ungut. Sie hat einen Advokatenkopf."

„Ich wiederhole dir: kümmere dich nicht mehr um das Vergangene, du hast deine Ehrenrechte wieder, dich gehen keine Akten mehr was an."

„Akten! Er hat Akten," sagte Frau Essig, die an ihrem Dachfensterchen lauerte, still vor sich hin. „Jetzt hab' ich's, das muß ich herauskriegen," triumphierte sie.

Frau Heister war zaghaft, sich auf den Läufer zu setzen, aber als Jakob sagte: „Lieber möcht' ich mich stückweise zer-

reißen lassen, als Sie einer Gefahr aussetzen," ließ sie sich hinaufheben und lustig fuhren sie, von Jakob gerudert, die freie Bahn dahin.

Magdalena kam und half beim Absteigen, sie hätte, wenn es ihr erlaubt worden wäre, Frau Heister gerne getragen, und sie hätte es gekonnt, denn sie war stark und die feine Frau schwach und abgemagert.

Siebentes Kapitel.

Frau Heister war erschöpft, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, die Nettigkeit des Hauses zu loben, und Magdalena, der das doch so wohl that, bat die Frau Rätin, sich doch nicht mit Sprechen anzustrengen, und um das zu bewirken, verließ sie schnell die Stube und kam wieder mit einem Glase kuhwarmer Milch.

Die Frau trank und sagte: „Seit Wochen hat mir nichts so gemundet. Emil!" wandte sie sich zu ihrem Mann. „Ich meine, ich würde hier bei Magdalena noch schneller wieder gesund als in Aegypten."

„So? Nach Aegyptenland wollen Sie? Zum König Pharao? Ja, seine sieben fetten Kühe geben keine bessere Milch als meine einzige."

Frau Heister lachte, aber leider mußte sie dadurch husten und sich ein feines Taschentuch vor den Mund halten.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie lachen gemacht habe," bat Magdalena; Frau Heister beruhigte sie, aber mit einem so mühseligen Tone, daß Magdalena nur schwer die Thränen zurückhielt.

Jakob mußte die Gastfreunde verlassen, denn der Pariser Eilzug kam. Magdalena wendete sich an ihren Sohn Emil mit der Frage: „Du, Schulmeister! Du guckst immer in deine Landkarten. Kannst du jetzt da vor dem Herrn Justizrat erklären, wie man nach Aegyptenland kommt und wo das liegt?"

Emil war glücklich, das ganz genau zeigen zu können. Heister sprach seine Zufriedenheit über die Kenntnisse seines Paten aus und fragte ihn, welchen Beruf er wählen wolle. Auf die Antwort, daß er Schulmeister werden wolle, bestimmte Heister sofort einen Beitrag zum Eintritt in das Seminar.

„Wo hast du denn deine älteste Tochter Lena?" fragte Frau Heister.

„Die dient schon seit zwei Jahren bei unserem Herrn Pfarrer, sie geht dabei noch in die Schul'; aber sie ist gar nützlich und unterhaltsam, die Pfarrerin kann nicht genug erzählen, wie gute Späße sie den Kindern vormacht, und singen kann sie, sie hat die Musikkunst von meinem Mann. Für die Lena ist ausgesorgt, sie hat auch schon sieben Gulden auf der Sparkasse und lernt gute Manieren."

Frau Heister bat, daß man Lena auch herrufen lasse, denn sie hatte für alle Kinder Kleider mitgebracht und wollte sie darin sehen. Emil war schnell zum Botengang bereit, aber ehe er die Stube verließ, drang noch etwas in seine Seele, an dem er lebenslang zu tragen hatte.

Jakob war zurückgekommen und hatte von seinem Rosenstocke am Ueberweg einen Strauß mitgebracht, den er Frau Heister schnell darreichte, denn er mußte wieder auf seinen Posten.

An den Blumen riechend, sagte Frau Heister zu Magdalena:

„Du hast einen braven Mann, und das beruhigt mich. Ja, liebe Magdalena, in meiner stillen Krankenstube habe ich mir's oft gesagt, es ist gewiß recht gut, daß du so einen Mann und brave Kinder hast, aber wir haben doch auch noch etwas zu bereuen und dich um Verzeihung zu bitten."

„Mich?"

„Ja, wir hätten schon in der schweren Zeit dich benachrichtigen sollen, daß wir dich nachher wiedernehmen, und dann hätten wir dich gleich wie du frei geworden bist, wieder ins Haus nehmen müssen, so eine treue Seele wie du —"

Heister winkte abwehrend, aber seine Frau schien es nicht zu bemerken, sie konnte es nicht lassen, nach Art der Frauen ein Geschehenes aufs neue in andere Möglichkeiten zu versetzen.

Magdalena sah wirren Blickes um, und als sie Emil bemerkte, der wie versteinert dastand, sagte sie heftig: „Was stehst du noch da? Mach, lauf, hurtig, hol deine Schwester."

Der Knabe ging davon. Magdalena hatte eine Ahnung davon, was er mit sich fort in der Seele trägt; sie tröstete sich indes: er hat gewiß nicht ordentlich gehört. Sonst war sie immer ärgerlich, wenn er nicht auf alles aufpaßte.

Magdalena mußte sich zusammennehmen, damit die gute Frau nicht merke, welchen Fehlgriff sie gemacht durch die unbesonnenen Worte im Angesichte des Kindes.

Magdalena eilte vor das Haus, sie wollte schnell erfahren, ob Emil gehört habe, und ihm das Verwirrende gleich aus der Seele nehmen. Emil war aber bereits jenseits der Bahn,

und jetzt ging er hinab in den Feldweg am Fuße des Bahndamms.

Frau Heister kam zu Magdalena vor das Haus und sich umsehend sagte sie:

„Ich habe gar nicht gewußt, daß man von hier aus die Vogesen sehen kann.“

„Ja,“ entgegnete Magdalena, „und das ist jeden Abend eine Pracht, wie da über den Vogesenbergen die Sonne untergeht. Ich habe noch jedesmal meine Freude dran.“

Frau Heister, die ihren Mißgriff alsbald fühlte, beruhigte sich, daß die ungeschickte Anrufung wohl unbeachtet geblieben.

Achtes Kapitel.

Soweit der Dampf der Lokomotive streicht, gedeiht keine Raupe und kein Aberglaube.

Das war einer von den Sätzen, die Jakob in seiner stillen Weisheit aufgestellt hatte. Um seine Wahrheit zu beweisen, muß man aber sorgen, daß sich da nicht doch ein Unvorgesehenes einnistet; darum muß man heut an einem solchen Glückstag besonders acht geben, damit alles in Ordnung sei.

Auf der Strecke Jakobs ist noch kein Unglück geschehen. Sechzehn Züge sausen täglich an ihm vorüber; siebentausend Fuß sind täglich siebenmal zu begehen, und des zum Zeichen mit dem Nachbar die numerierte Tafel zu wechseln, daneben nicht zu vergessen, daß kein Gras einwachse, wodurch die Schwellen anfaulen, die Bolzen anziehen und auf alles acht haben. Und der Gang ist nicht leicht, denn die Schwellen sind nicht gleichmäßig gelegt, daß man von einer auf die andere schreiten könnte; man muß immer den Schritt ändern, weshalb man so viel Schuhwerk verbraucht.

Heute ging Jakob dahin, als ob er Flügel an den Füßen hätte; es war ihm so leicht und frei.

„Du,“ sagte er zu Süß, dem Kameraden thalab, „von heute an halte ich eine Zeitung mit euch, ich zahle meinen Teil, aber eine freisinnige muß es sein.“

„Ist recht. Hab's ja schon lang gewollt. Hat dein Besuch dir das anempfohlen? Du hast doch bisher von den Welthändeln nichts wissen wollen?“

Jakob fand es nicht nötig, Antwort zu geben, er schmunzelte

nur glückselig; wenn der Nachbar mehr Verstand gehabt hätte, so hätte er sehen können, daß die wiedererlangten Ehrenrechte aus dem Antlitze Jakobs leuchteten.

Ein Gefolge, das niemand sehen konnte, geleitete heute Jakob, und er grüßte wie dankend in die Welt hinein; die Lerche hoch oben und die Vögel im Busch und Baum sangen von den wiedergekommenen Ehrenrechten und Jakob pfiff leise mit.

Ehrenrechte! Man weiß eine Sache oft erst recht zu schätzen, wenn man sie verloren und wiedererlangt hat.

Jakob sah sich bereits in der Amtsstadt in dem großen Rathaussaal bei der Wahl eines Abgeordneten: „Jakob Ketterer!" wird gerufen. „Hier!" Jakob tritt auf die Erhöhung und der Wahlkommissär fragt: „Wen wählen Sie?"

„Herrn Justizrat Heister," ruft Jakob mit fester Stimme laut vor sich hin.

„Du rufst mich?" sagte jetzt in Wirklichkeit der Mann.

Jakob erschrak und erwachte wie aus einem Traume; er hatte ja nur so vor sich hingesprochen, aber Heister fuhr fort: „Meine Frau schläft und nun will ich mit dir gehen."

Jakob erzählte frohlockend, daß er sich eine Zeitung bestellt habe, er dürfe ja jetzt auch seine Stimme geben zu allem.

„Ich habe nichts mehr von der Welt wissen wollen," sagte er, „aber Herr Rat, mein Nachbar hat mir erzählt, daß die Prügelstrafe abgeschafft ist. O lieber Gott! Wenn das früher gewesen wäre. Aber ich spüre nichts mehr davon, und ich will von allem nichts mehr spüren," schloß er.

Um ihn von diesem Gedanken abzubringen, ließ sich Heister alle Obliegenheiten Jakobs darlegen, und als dieser die Signale der verschiedenfarbigen Gläser an der Laterne erklärt hatte, sagte er:

„Wissen Sie, was meine Frau gesagt hat? Sie macht aus allem was Besonderes. Sie hat gesagt: Das ist mit dem Lebenslicht auch so, es ist das gleiche, aber man sieht es manchmal grün, manchmal rot und manchmal wie es wirklich ist."

„Ja, du hast eine kluge und brave Frau und brave Kinder, und ich finde es ganz schön, daß mein Pate Emil Schullehrer werden will."

„O alles, alles ist recht. Ich bin wie neu auf die Welt gekommen, und Sie sollen sehen, ich bin fest und nicht meh verzagt."

Von diesem Tage an leuchtete das Auge Jakobs in einem besonders hellen Glanze, und von diesem Tage an verdüsterte sich das Auge seines Erstgebornen.

Neuntes Kapitel.

Emil ging dahin und wischte sich mit der Hand über das Gesicht; es war ihm, als hätten sich unablösbare Spinnweben drauf gelegt.

„Die Mutter! Die Mutter! Meine Mutter!" sagte er oft vor sich hin, und in diesen Ausruf preßte sich der ganze Jammer der Kindesseele.

Die Mutter war also noch wo anders gewesen, als bei Heister! Wo denn? Warum hat sie nie davon gesprochen? Und was ist das mit der schweren Zeit und mit dem Freiwerden?

„Nein, ich lasse meine Mutter nicht verunehren," rief der Knabe laut, wie zu feindlichen, unsichtbaren Mächten, die ihm die Mutter kränken und entwürdigen wollten. Er nahm sich vor, die Justizrätin oder besser, die Mutter zu fragen; er verwarf das wieder, und zum erstenmal war ein Kampf in der jungen Seele, die bisher so friedsam erwachsen war.

Zum erstenmal im Leben nahm sich der auf der Schwelle des Jünglingsalters stehende Knabe vor, über etwas zu schweigen, das er weiß und noch bestimmter wissen möchte. Das kann einen festen Charakter bilden, es kann aber auch zu Verstocktheit und Tücke führen.

Als wäre er bereits stundenweit gewandert, so ermüdet war der Knabe, und er legte sich am Bahndamm unter die Akazienhecken.

Tief drunten im Dunkel der Erde gräbt ein Wurm sich unhörbar heran zur Wurzel des Baumes, nagt und saugt, und wenn der Stamm nicht bereits stark genug, so muß er verkümmern.

In der Seele des Kindes wühlte ein Unnennbares, und plötzlich ging es mit Schrecken auf: nie haben Vater und Mutter von ihren Eltern gesprochen, sie haben nicht Brüder, nicht Schwestern. Das ist's! Das ist's! Gewiß haben sie Schweres erlebt und wollen nicht dran rühren.

Der Knabe weinte um die Eltern und um sich selber, er

gelobte sich aber, um so besser zu werden, damit die Eltern Freude an ihm erleben.

Da hörte er Stimmen droben an der Bahn.

„Mich geht's nichts an und dich auch nicht," sagte Nachbar Süß.

„Aber unterducken müssen sie, unterthänig sein," rief die Frau heftig. „Er hat Akten! Akten hat er! Ich hab's gehört. Bei unserm Haus hat der Ketterer zum Justizrat gesagt, ob man seine Akten nicht vernichten könne. Da liegt was. Das mußt du herauskriegen."

„Fällt mir nicht ein. Sie sind beide Ehrenleute, mag gewesen sein, was will."

„Ich hab's!" rief die Frau, „ich hab's. Wie kommt der Mann dazu, die Gärtnerei so zu verstehen? Es heißt ja immer, er sei bei der Post angestellt gewesen. Ja, so ist's, die Gärtnerei hat er im Zuchthaus gelernt."

„Schweig still! Ein Ehrenmann ist er, und weiter will ich nichts wissen."

Die Redenden gingen vorüber; der horchende Knabe wäre gern aufgesprungen, um den Mann zu umarmen und die Frau zu erwürgen.

Also vom Vater ist was? dachte er, Ehrenmann! rief er bitter lächelnd, indem er sich aufrichtete.

Ein heißer Luftstrom zog plötzlich dahin. Von fern aus der öden Wüste kommt er dahergezogen, wer weiß, was er auch hier versengt.

Der Knabe eilte nach dem Dorfe, um die Schwester zu holen.

Er legte die Hand auf die Lippen und dachte in sich hinein: Nie soll ein Wort über euch kommen von allem, was ich gehört habe.

Als Emil mit der Schwester heimkam, mußte ihn Magdalena doch fragen, ob ihm was fehle, er sehe so blaß aus. Emil beruhigte die Mutter und that lustig.

Zunächst war also bestimmt, daß der Knabe in das Seminar eintrete; er war jetzt doppelt gern dazu bereit.

Am Abend, als die Gastfreunde wieder abgereist waren, saß Jakob mit seiner Frau wohlgemut vor dem Hause und rauchte seine Abendpfeife in die Welt hinaus, wo drüben über dem Rhein die Sonne in vollem Purpurglanze hinabging. Er sprach kein Wort und war doch so fröhlich im Nachgefühl des heute Erlebten. Denn guten Freunden das Heimwesen zeigen, das ist doch wie wenn man selber wieder neu daherkäme, und alles Gewohnte bekommt ein neues Ansehen.

Auch Magdalena schwieg, denn über alles Freudige hinüber fühlte sie sich beklommen wegen Emils und sie wollte Jakob nichts davon sagen.

Als es Nacht geworden, und der Vater zum Güterzug gegangen war, rief Magdalena noch ihren Sohn Emil und sagte, er solle sich zu ihr setzen. Sie wollte erforschen, ob nicht ein Funke in seine Seele gefallen wäre, der noch fortbrenne. Emil war lange still, und gegen seine Gewohnheit kramte er nun sein Wissen aus; er kannte viele Sternbilder und erklärte dieselben der Mutter.

Endlich, sich an sie schmiegend und sein Gesicht an ihrer Brust verhüllend, sagte er:

„Mutter, ich will im Seminar recht lernen; aber Mutter, ich bitt' dich, laß mich fragen: Bist du denn nicht immer bei Heisters gewesen? Und was ist denn das mit dem Freiwerden?“

„Ist recht, daß du nichts vor mir verhehlst,“ sagte Magdalena, sich gewaltsam fassend. Sie erzählte, daß ihr Vater verunglückt sei und während dessen habe sie um seinetwillen das Haus Heisters verlassen müssen.

Sie sprach zum erstenmal von ihrem verstorbenen Vater und bat Emil, nicht weiter danach zu forschen und zu fragen.

Der Tag war so schön gewesen und Mutter und Sohn hatten doch zuletzt noch schweres Leid zu verwinden und, was vielleicht noch schlimmer ist, anderes zu verschweigen. Emil hatte nicht gefragt, was das mit den Akten des Vaters sei, und Magdalena hatte ihrem Sohne die volle Wahrheit vorenthalten. Da klopften zwei Herzen so nahe und so bang und vermochten es nicht, einander zu befreien und das Unheil abzuwenden.

Zehntes Kapitel.

„Das Ausfliegen fängt an: wirst sehen, wie bald wir Alten allein im Nest sind,“ klagte Magdalena am Morgen, nachdem Emil das Elternhaus verlassen hatte.

Jakob schwieg, er hat genug an dem, was heute ist, und Magdalena hat manchmal eine gewisse Lust daran, bei gegenwärtigem Leid sich kommendes auszudenken, und es ist beinahe, als tröste sie sich damit.

Er rüstete sich, um auf den Posten zu gehen; Magdalena, die jetzt voller Unruhe war, geleitete ihn bis an den Hopfen-

garten und sprach davon, daß Emil gestern gar bleich ausgesehen habe, was er wohl jetzt treibe, und wie die Justizrätin ins Aegyptenland reise.

„Ich kann nicht wie du," sagte er endlich, „dem da und denen dort in Gedanken nachlaufen. Laß sie doch, sie können allein laufen. Hei! Da pfeift's schon."

Er rannte auf seinen Posten und schloß noch schnell den Wegübergang; es war höchste Zeit, denn ein vierspänniger Bauernwagen mit bändergeschmückten Pferden und hochgetürmtem Hausrat kam heran. Der junge Eichhofbauer hielt den Einzug nach der Hochzeit.

Der Eichhofbauer war eigentlich der nächste Nachbar, denn von dort oben, wo ganz einsam das wohlgebaute Haus mit den Scheunen steht, bis über die Eisenbahn weg zum Thalbach, gehört alles Ackerland zum Eichhof. Jakob und der Eichhofbauer waren einander nicht freundlich gesinnt. Da war ein Acker dem Bahnwärter so geschickt gelegen, aber der Bauer gab ihn nicht her, weder in Pacht noch in Kauf; arme Leute sollen eben nicht zu einem Stück Feld kommen. Zudem hat Jakob den jungen Bauernprinz einmal in Strafe bringen müssen, weil er bei schon geschlossener Barriere hinüberreiten wollte und den Schlagbaum geöffnet hatte.

Jakob konnte noch rufen, daß man absteigen und die Pferde am Zügel nehmen solle, und es war nötig, denn die Pferde waren nicht an das Rasseln der Bahnwagen gewohnt und bäumten sich hoch auf.

Als der Zug vorüber war, öffnete Jakob den Querbalken, streichelte die Rosse, führte das vorderste am Zaum und half den schwer geladenen Wagen glücklich über die Schienen bringen. Er brach sogar die über Nacht aufgeblühten Rosen von seinen Bäumchen ab und überreichte sie der aus der Fremde gekommenen jungen Frau, die mit ihrem Manne, dem Eichhofbauer, abgestiegen war.

Dieser grüßte Jakob leichthin, wie sich's für einen Großbauern ziemt, griff in die Tasche, wo Geld rasselte, und wollte Jakob ein groß Stück als Trinkgeld geben, aber Jakob hielt beide Arme auf dem Rücken, und so wendete sich der junge Bauer an das blondköpfige, kaum zehnjährige zweitjüngste Kind Jakobs, das, von dem Aufzuge angelockt, rasch herbeigekommen war. Das Mädchen schaute mit den großen blauen Augen nach dem Vater und dieser sagte:

„Du nimmst nichts! Sag Dank."

Mit heller Stimme rief das Kind:

„Dank' schön. Wir nehmen nichts geschenkt. Wir sind keine Bettelleut'."

Der Wagen fuhr davon, und Jakob rief noch nach:

„Nichts für ungut! Wir wollen gute Nachbarn sein." Dann wendete er sich zu dem Kinde, streichelte ihm die Wange und fragte: „Wer hat dir das gesagt, was du dem Bauern geantwortet hast?"

Rikele erzählte mit großer Beredsamkeit, daß die Mutter gestern abend den Kindern gesagt habe: nur vom Gevatter Heister nehmen wir ein Geschenk, sonst von niemand auf der Welt.

„Wir sind keine Bettelleut'! Wir sind keine Bettelleut'!" rief das Kind wie singend und tanzte dabei.

„Du bist mir lieber als vier Ross'," sagte Jakob, nach dem Hopfengarten gewendet, wo Magdalena arbeitete.

Diese Wertung war viel, denn Jakob war zwar nicht neidisch — er gönnt jedem, was er hat — aber vier Rosse zu haben, wie die da an dem Hochzeitswagen, das ist doch erst das rechte Leben, und wer sich erinnert, daß Jakob von Kindheit an mit den Postpferden sich umgethan und zuletzt den vierspännigen Eilwagen geführt hatte, der wird es nur natürlich finden, daß der Besitz von vier Rossen eben das Höchste war, was er sich auf Erden wünschen mochte, und es ist eine wohl zu schätzende Liebeserklärung, daß er seine Frau höher wertete, als vier Rosse.

Am Mittag, als alles um den Tisch saß, wollte Magdalena nochmals Trauergedanken wegen Emils in die einzige Speise einbrocken, aber heute war Jakob sehr klug.

„Mutter," sagte er, „solche Gedanken ins Essen hinein, die sind keine guten Würzkräuter und verderben dein gutes Kochen."

Er erzählte von der Begegnung mit dem jungen Eichhofbauer und lobte Rikele, das nun auf einmal sich als Hauptperson aufspielte. Vater und Mutter sahen einander an, wie das Kind sagte:

„Ich möchte aber doch auch Großbäuerin sein."

„Warum?"

„Die Mutter hat gesagt, die Großbäuerinnen, die langen in den Schmalzhafen bis an den Ellbogen hinauf."

„Und da kannst du das Schmalzrikele heißen," rief Albrecht.

„Schmalzrikele! Schmalzrikele!' rief das kleinste Schwesterchen, und es war drauf und dran, daß es Händel und Weinen bei Tische gab, aber Jakob gebot Ruhe, und wenn er das that, wagte ein Kind nicht mehr laut zu atmen.

Nach Tisch auf der Bank vor dem Hause sagte Jakob: „Mutter! Ich hab' gar nicht gewußt, was für ein gescheites Kind das Rikele ist."

„Ja, sie sind gottlob alle helle Köpfe."

„Von mir haben sie's nicht. Ich will aber meinen Söhnen sagen, sie sollen gescheite Weiber nehmen."

So sprachen die Eltern miteinander.

Wer damals geahnt hätte, was aus dem Schmalzrikele wird?

Elftes Kapitel.

Emil war in der Fremde und Magdalena konnte nicht ruhig an ihn denken, die bittere Sorge verfolgte sie, daß etwas über ihn gekommen, das verderblich werden könne. Jakob indes schaute so glückselig drein und pfiff so lustig auf Weg und Steg, daß sich Magdalena wohl hütete, ihn mit ihren trüben Gedanken zu stören, und sie tröstete sich schließlich, daß die Kinder ja so guter Art seien, daß sie wohlgeraten müssen. Jetzt zeigte sich eine gute Wirkung von der Lobgier Magdalenas. Jakob hatte die Gescheitheit der Kinder gelobt, und daß sie der Mutter nacharten; das war ein Festkuchen, von dem sich lange abbrocken ließ, und es war einer von jenen feinen Kuchen, die Tag für Tag mit dem Aelterwerden immer besser schmecken.

Auch draußen in der weiten Welt wurde gut von Magdalena und den Ihrigen gesprochen.

Frau Heister redete auf der Reise nach Aegypten fort und fort davon, wie glücklich es sie mache, einen Einblick in das schöne Heim Magdalenas gewonnen zu haben, und wie es keine Täuschung sei, daß Menschen, die in Schweres verfallen waren, durch redliches Bemühen ein Leben voll Tugend und Glück gewinnen.

„Du hast recht gethan," sagte sie dann ihrem Manne, „daß du die guten Menschen nicht durch unsern Plan beunruhigt hast. Wir aber halten ihn fest. Wenn ich gesund zurückkehre, ziehen wir uns auf ein mäßiges Landgut zurück, nehmen die ganze Familie zu uns, daß sie das Gut bewirtschaften, und wir haben stets ein gedeihliches Leben von Natur und Menschen vor Augen."

Heister ließ seine Frau dies nach Belieben noch weiter ausmalen, ja er phantasierte noch dazu, denn es machte ihn

glücklich, daß die so schwer Kranke sich an diesen Ausmalungen erquickte.

Hätte Magdalena gewußt, mit welchen schimmernden Zukunftsplänen ihr Name an Orten genannt wurde, die sie nie gehört hatte, sie hätte hochbeglückt die starken arbeitsamen Hände ineinander gefaltet. Aber es ist gut, daß man nicht weiß, was in weiter Ferne und in nächster Nachbarschaft vorgeht; denn eben so betrübt hätte sie's, in welchem Ton und mit welchen Beiwörtern ihr Name im Bahnhäuschen Numero 373 hin und her geworfen wurde.

„Schrei nicht so! ich bin nicht taub," rief dort der Bahnwart Süß.

„Ich?" entgegnete die Frau höhnisch. „Ich hab' keine Feldwebelstimme, wie du. Aber freilich, gegen mich kannst du deinen Kommandierteufel loslassen, gegen die heilige Magdalena bist du sanft und so süß —"

„Sie ist nicht heilig aber brav, und macht ihren Mann glücklich —"

„Sie wird wissen warum. Aber ich krieg's heraus, sie hat was, das Gethue mit dem Justizrat ist nicht sauber —"

„Frau, bist du des Teufels?"

„Ich bin des Bahnwarts Süß; wenn der jetzt Teufel heißen und Teufel sein will, ich kann's ihm nicht wehren."

Der Mann lachte grimmig und nach einer Weile fuhr die Frau fort: „Wenn du nur hättest sehen können, wie du jetzt gelacht hast. So lacht nur ein Teufel. Und da meinen die Menschen, der Mann da sei gutmütig. Heuchelei! Feigheit!" Die Stimme versagte ihr und der Mann nahm das Wort:

„Sprich nur weiter. Hast nichts mehr?"

„Und ich sag' dir, ich krieg's heraus; ich muß wissen, was er für Akten hat, die er gern aus der Welt schaffen möchte. Unterducken müssen die da drüben, ums Gnadenbrot bitten."

„Und ich sag' dir, ich leid's nicht. Du sollst mich noch anders kennen lernen, wenn du da was aufrührst. Er ist ein Ehrenmann, ein rechtschaffener, und wenn er auch was gethan hat, ich weiß vom Militär her, wie leicht man in Strafe kommen kann — Herr Gott! mit deinem Gezank hab' ich jetzt den Zug versäumt, da ist er; die Note, die ich jetzt bekomm', kannst du auf deine Rechnung schreiben."

Der Bahnwart Süß eilte davon, rückte noch vor dem Hause sich die Mütze zurecht und öffnete die Uniform, er fühlte, daß er fieberisch heiß war. Langsam, zur Erde schauend, beging er seine Bahnstrecke, bis ihn Jakob anredete:

„Du siehst ja heute gar nicht auf.“

„Ich hab' den Zug versäumt. Hat der Zugführer bei mir hüben oder drüben gestanden?“

„Nicht auf deiner Seite, er hat's gewiß nicht gesehen. Aber woher hast du versäumt?“

In Nachbar Süß kämpfte es, endlich klagte er sein Leid, was er bisher nie gethan hatte. Er fand in Jakob einen guten Tröster, der zu Friede und Verträglichkeit ermahnte. Süß staunte, wie beredsam der wortkarge Jakob war, und ihm ins Antlitz schauend, rief er: „Ich meine, du hast ganz andere Augen.“

„Kann schon sein.“ Aber Jakob konnte nicht ahnen, in welcher Weise er den Nachbar beschwichtigte, indem er hinzufügte: jeder Mensch habe sein geheimes Uebel im Körper oder in der Seele und da müsse man eben Geduld haben.

Das Angesicht des Nachbars veränderte sich, denn er dachte: die Frau hat doch recht, aber freilich eingestehen darf man's ihr nicht. Wer so redet, wie der Jakob, der muß einen argen geheimen Schaden haben. Gescheit ist die Frau eben doch.

Als Nachbar Süß heimkam, sagte er: „Frau, du hast recht,“ ihr Antlitz wurde hell glänzend, „und jetzt, weil du recht hast und gescheit bist, sei auch gut. Verfolg' die Sache nicht weiter, thu' es mir zu Gefallen.“

„Wenn du so redest, da hast du meine Hand, kein Wort mehr davon.“

Und Friede war von allen Seiten.

Zwölftes Kapitel.

In einer Seitenstraße der Hauptstadt stand Doktor Hornung an seinem Pulte und schrieb mit rascher Feder, unter ihm dröhnten und brummten die Buchdruckerpressen.

Doktor Hornung war ein hochgebauter, breitschulteriger Mann in den besten Jahren. Er hatte den Staatsdienst, in welchem ihm eine glänzende Laufbahn eröffnet schien, verlassen und sich ganz der Presse gewidmet. Er hatte sich deshalb mit seinem Vater entzweit, den wir als Regierungsrat und Freund Heisters vor Jahren kennen gelernt haben; jetzt war der Vater mit dem Titel Staatsrat Gesandter am Bundestag.

Um so beglückender war die Uebereinstimmung Hornungs

mit seiner Frau, die Rang und Ansehen leicht dahingab, weil sie den hohen Beruf erkannte, Lehrer des Volkes durch die Presse zu sein.

Das jugendlich frische Antlitz Doktor Hornungs glühte, während er schrieb, denn durch eine Gerichtsverhandlung der letzten Tage angeregt, schrieb er einen Aufsatz, worin er die Notwendigkeit einer Anstalt für jugendliche Verbrecher darlegte; er betonte aber mit besonderem Nachdrucke, daß dies eine jener Anstalten sein müsse, die nicht durch die Einrichtungen allein, sondern wesentlich durch den besonders geeigneten Charakter des Leiters das Echte und Rechte bewirken könne. Er ging sogar so weit, einen Geistlichen für ungeeignet, dagegen einen für die Humanität begeisterten Arzt für besonders berufen zu bezeichnen.

Eben als Hornung die letzten Zeilen dem Druckerjungen übergeben hatte, klopfte es an, und Justizrat Heister trat ein.

Hornung begrüßte den älteren Freund und Gesinnungsgenossen mit besonderer Herzlichkeit, und bald erzählte Heister von seinem Ausfluge nach dem Oberlande und daß die Zeitung einen neuen Leser in dem Bahnhäuschen Numero 374 gewonnen habe.

Die beiden Freunde bestärkten einander in der Ueberzeugung, daß man in einer Zeit, in der die sittlichen Mächte verbannt schienen und dem Erfolge allein gehuldigt wurde, nicht müde werden dürfe, das höhere Leben zu erwecken und die Sehnsucht nach der Einheit des Vaterlandes wach zu halten.

Mitten hinein erzählte Heister, daß es seiner Frau besonders schwer werde, von Theodora, dem Töchterchen Hornungs, Abschied zu nehmen; daneben versprach er, von der Reise aus offene Briefe an die Zeitung zu senden.

Als Heister sich eben zum Fortgehen anschickte, sprach Hornung lächelnden Antlitzes seine Freude darüber aus, daß er nun wiederum wisse, wohin seine Worte drängen; es sei doch ein belebendes Gefühl ohnegleichen, so in die Lande hinaus sprechen zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Landschaft, durch welche die Eisenschienen gestreckt werden, verwandelt sich durch Ausgrabungen und Aufböschungen, und alles rings umher — die Einwohner und die Früchte des Feldes — wird in eine neue Beweglichkeit versetzt. Aehnlich

ist es in einem Hause, in das zum erstenmal eine Zeitung kommt und nun täglich sich einstellt.

Die Zeitung, die Jakob jeden Abend beim Begehen seiner Bahnstrecke von Nachbar Süß erhält, ist schon von fünf Teilnehmenden gelesen und schon mehrere Tage alt. Aber was thut's? Jakob hat weder Lust noch Fähigkeit, mit drein zu reden oder gar mit zu thun in den Welthändeln, und er erfährt zeitig genug von allem. Schön aber ist's, daß alle Welt ihm berichtet, und der Herausgeber scheint es besonders darauf abgesehen zu haben, Jakob zur Uebereinstimmung mit seinen Ansichten zu bekehren. Jakob nickte oft: der Mann ist gescheit und brav und meint's gut.

Nirgends aber, so weit auch die Zeitung verbreitet war, wurden die „Briefe aus Aegypten von Emil Heister“ mit solcher Andacht aufgenommen, wie im Bahnhäuschen Numero 374.

„Ich höre seine Stimme,“ sagte Magdalena, „und noch was, das gar nicht dasteht. Ich höre, daß es der lieben Frau gut geht, denn so munter könnt' er sonst nicht alles hergeben.“

Einmal aber entstand ein Schreck, als wenn der Bahnzug mitten durchs Haus gefahren wäre, denn Heister schilderte einen braunhäutigen ägyptischen Bahnwärter und fügte hinzu: „Ich konnte dem Mann von einem braven Freunde, der sein Berufsgenosse ist, erzählen und von dem ganzen gesegneten Hausstand.“

Hast es denn nicht gelesen? Es steht von uns in der Zeitung, hatte Jakob auf den Lippen, als er Nachbar Süß begegnete; da dieser aber nichts davon sprach, schwieg auch er. Magdalena aber legte das Zeitungsblatt zu ihrem Brautkranz.

Es war eine behagliche Abendstunde und Magdalena machte sich immer fertig, um auch dabei zu sein, wenn Albrecht die Zeitung vorlas, denn der Knabe las sehr deutlich und mit heller Stimme, und wenn auch der jungen Seele nicht alles verständlich war, so empfand sie doch einen Anhauch des höheren Denkens, der zum Lebensatem wurde.

„Vater! Wer sind denn die Arbeiter, denen die Zeitung so ins Gewissen redet?“ fragte Albrecht einmal, und Jakob erwiderte:

„Arbeiter? Das weißt du nicht? Arbeiter, das sind alle Menschen, die nicht faulenzen.“

Anderen Tages, als wieder vorgelesen wurde, sagte Jakob, der sich inzwischen mit Nachbar Süß besprochen hatte, zu dem Knaben:

„Ich hab' dir noch sagen wollen, Arbeiter — damit meint die Zeitung die Fabrikarbeiter. Jetzt lies.“

Eine Abteilung mußte Albrecht immer überschlagen, das waren die Gerichtsverhandlungen. Er erklärte dem Knaben, daß da Dinge vorkämen, von denen er nichts zu wissen brauche, und Albrecht war folgsam genug, diese Sachen nicht heimlich zu lesen. Zu Magdalena aber sagte Jakob: „Was sind doch die Menschen so schadenfroh! Da lesen sie gewiß gern von Schelmen und armen Teufeln, die sich vergangen haben, und freuen sich, daß sie selbst brav sind und ihnen so was nicht passiert. Meinst du, daß unsere Sach' auch so in der Zeitung gestanden hat?"

„Aber Jakob! Was plagst du dich wieder?"

„Ja, du mußt mir's abnehmen. Erinnerst dich, daß vorlängst in der Zeitung gestanden hat von den Leuten, die an einer Felswand gewohnt haben, die einstürzen will, und endlich ist sie eingestürzt? Grad so ist mir's, und die Frau Süß — du hast recht, sie sollte Frau Essig heißen — hat nichts Eiligeres, als mir allemal von Gerichtsverhandlungen zu erzählen, und dabei guckt sie mich so an, weißt, so blinzelig, wie ein Fuchs. Meinst du, sie weiß was?"

„Ich glaub' nicht."

„Wenn man's nur herauskriegen könnt'!"

„Das wär' leicht."

„So? Wie denn?"

„Fang' Händel mit ihr an, oder ich will's, dann kommt's heraus."

Das wollte Jakob doch nicht, und jetzt, da er sein Herz erleichtert hatte, ging er gern auf die Tröstungen Magdalenas ein und versprach abermals, sich die Sache aus dem Kopf zu schlagen.

Es war fast verwunderlich, daß Frau Essig der aufgefangenen ersten Spur nicht weiter nachging, aber sie hielt sich davon zurück, nicht bloß, weil sie es ihrem Manne versprochen hatte, wie sie ihm oft wiederholte, sondern auch in der Erwägung, daß sie, nach Offenlegung des Geheimnisses, mit der Nachbarin in Unfrieden leben müsse; denn das war sicher, Magdalena ließ sich nicht in Unterwürfigkeit gefangen halten, und unfehlbar trieb sie dieselbe zum Anschluß an Frau Oel.

Daneben hatte sie eine besondere Liebe zu Albrecht gewonnen, der ein gar schöner aufgeweckter Knabe war, und jeden Tag ihr einziges Töchterchen, Viktoria benannt, zur Schule abholte und wieder heim brachte. Der wird was Tüchtiges, und das gibt einmal ein schönes Paar, sagte sie jetzt schon vor sich selber, ja sie sagte es sogar einmal zu Jakob, der in großer

Lustigkeit jetzt schon sein Jawort gab; denn dieser scherzhafte Vorschlag gab ihm die Sicherheit, daß die Nachbarin nichts wisse, sonst spräche sie ja auch im Scherze nicht von einer Verschwägerung.

Sagt, was ihr wollt, es ist doch so: kein Gemüt ist so arm und verbost, daß nicht auch einmal Gutes und Freundliches in ihm aufgeht. Seht nur die Brennessel an, sie blüht auch einmal, und im Gemüte der Frau Süß blühte es von dem Gedanken, daß Albrecht einstmals Mutter zu ihr sagen werde und daß ihr Kind glücklicher und höher gestellt werden sollte, als sie es war.

Sie brachte es dahin, daß Albrecht ihr anhing, wie einem nächsten Angehörigen, und lächelnd sah sie, wie die kleine Viktoria den Knaben beherrschte; er fügte sich dem eigensinnigen Kinde und lachte dazu, auch wenn es ihn mißhandelte.

Vierzehntes Kapitel.

Magdalena hatte damals, als Emil das Haus verlassen hatte, doch richtig vorausgesagt. Schneller als man glaubte — die Zeit vergeht, man weiß nicht wie — wurde das Haus leer.

Die älteste Tochter blieb im Pfarrhause, Rikele, das wie Albrecht die schlanke Gestalt des Vaters hatte, im Gesichte jedoch mehr Aehnlichkeit mit der Mutter, war über die Jahre groß und stark und kam als Magd zu dem Eichhofbauer. Albrecht erklärte, daß er Maschinenbauer werden wolle, und er wurde zunächst zu einem Schlosser im nahen Städtchen in die Lehre gegeben.

Ein Kapital, von dem man lange nichts wissen wollte, wurde dafür flüssig gemacht. Jakob hatte noch sein Sparbuch von seinem Ueberverdienst während seiner Strafzeit, er sah es nicht an und ließ die Zinsen all die Jahre her auflaufen; jetzt mußte Magdalena den schweren Gang thun, das Geld zu erheben; es ging aber leicht, es wurde kein Wort von der Art gesprochen, wie das Geld erworben war.

Emil war bereits Unterlehrer im Weinlande; er schrieb selten und kam noch seltener, und wenn er kam, war's nicht gut. Magdalena hatte immer zu beschwichtigen und zu vertuschen; denn es zeigte sich in allem, wovon man redete, ein tiefer Widerspruch zwischen Vater und Sohn.

Emil war verschlossen und wenn er sprach, kam lauter Grimm über die Welt heraus, wie nichtsnutzig und verkehrt alles sei, so daß Jakob einmal sagte:

„Schade! Du hättest dabei sein sollen, wie unser Herrgott die Welt geschaffen hat; du hättest sie besser gemacht."

„Das hätt' ich auch," entgegnete Emil keck.

Magdalena war immer froh, wenn Emil in gutem wieder abgereist war. Um so glückseliger war das ganze Haus jeden Samstagabend, wenn Albrecht über den Sonntag heimkam; es war, wie wenn eine neue Sonne aufginge, sobald sich das helle Gesicht Albrechts im Elternhause zeigte, und er klagte nie über die Arbeit, die doch so schwer, oder über das Essen, das doch so schmal war; denn er war schon von früh an darauf bedacht, die Eltern, die so scharf zu arbeiten hatten und die ihr Erspartes für ihn aufwendeten, nicht noch mit den Beschwernissen seiner Lehrzeit zu belasten.

Magdalena hatte ihre besondere Freude, wie gut es dem im raschen Wachstum begriffenen Jünglinge mundete, und alles, was er sprach, war so aus tiefem Herzensgrunde heraus.

Nur ein einzigmal betrübte Albrecht ohne Wissen und Willen seine Eltern und dabei that er ihnen doch zugleich wieder wohl.

Er erzählte eines Tages, daß der Vater seines Meisters gestorben sei, und fügte hinzu, das sei das Beste für den Mann und die Seinen. Der Alte hatte als Geselle bei seinem Sohn gearbeitet, und was er verdiente, vertrank er. Der Sohn war hart und fremd gegen seinen Vater, denn dieser hatte die Mutter nicht gut behandelt, die man eines Morgens tot im Bette fand.

„Mich hat der Alte," setzte Albrecht hinzu, „im Herzen gedauert. Wer weiß, ob er schuldig war, und wenn er schuldig war, ist es nicht eine Strafe, härter als sie ein Richter geben kann, vom Sohne so angesehen zu sein?"

Jakob und Magdalena schauten einander an, ohne ein Wort zu sagen, und Albrecht fuhr fort: „Ihr gebet mir gewiß recht. Wenn der Mann vielleicht schuldig war, wär's besser gewesen, er hätte seine Strafe abgebüßt, und dann ist's aus und vorbei. Und wer was Böses begangen hat, der ist doch vorher brav gewesen und kann's auch nachher wieder werden. Nicht wahr, Vater? habe ich recht oder nicht?"

„Ja, du hast recht."

Jakob stand auf und ging hinaus; er kam nicht mehr, bis Albrecht sich zu Bette gelegt hatte.

In der stillen Nacht aber sagte er zu seiner Frau:

„So gibt's doch kein Kind mehr auf der Welt, wie unser Albrecht."

Magdalena stimmte bei, aber sie konnte es nicht unterlassen, auch die anderen Kinder zu loben —

Im dritten Jahre seiner Lehrzeit kam Albrecht erst Sonntag mittags heim, denn er besuchte die neu errichtete Zeichenschule im Städtchen. Magdalena war voll Bewunderung über die Zeichnungen ihres Sohnes. „Der wird was Großes," sagte sie oft zu Jakob, worauf dieser regelmäßig erwiderte: „Wenn er nur brav bleibt."

Magdalena hatte Muttereitelkeit genug, der Nachbarin die schönen Zeichnungen Albrechts zu zeigen, und war Albrecht im Elternhause willkommen, so war er's nicht minder bei Nachbar Süß oder vielmehr dessen Frau. Der Gedanke, daß Albrecht und das Töchterchen ein Paar werden müßten, war doch nur im Scherze ausgesprochen, aber mit der Zeit festigte er sich zu einer ausgemachten Thatsache, und die Nachbarskinder waren ja so traulich miteinander. Frau Süß stachelte den Ehrgeiz des Jünglings mit verlockenden Beispielen; sie kannte die Welt und zeigte ihm, was da drin zu holen wäre. Da ist der Mann, dem jetzt die große Fabrik gehört, und der in einer schönen Kutsche fährt und seine Tochter an einen adeligen Offizier verheiratet hat; der Mann ist der Sohn eines Dorfschneiders und ist mit einem halben Gulden in der Tasche und zwei Hemden in einem roten Sacktuch an der Hand tragend, in die Stadt gekommen; er ist aber auch treu verblieben und hat seine Jugendgeliebte, die Tochter des Hirten im Dorfe heimgeholt und die Frau hat sich fein zu halten gewußt; Frau Süß hat sie in Gesellschaft beim Oberst gesehen, sie hat ein blausammetnes Kleid angehabt und Perlen um den Hals und Diamanten im Haar.

Nach solchen schimmernden Bildern fiel es Albrecht oft schwer, wieder in die rußige Werkstatt und in die enge Dachkammer beim Lehrherrn zurückzukehren, und der Lehrherr, ein stiller einfacher Mann, der nichts wußte, als vom Morgen bis zum Abend arbeiten, war zuweilen sehr unzufrieden mit der Vergeßlichkeit und Unordentlichkeit seines Lehrlings, der wie mit offenen Augen träumend umherging. Er klagte das sogar einmal Magdalena, die ins Städtchen gekommen war; es war ein böser Sonntag, als Magdalena dem heimgekehrten Sohne bittere Vorwürfe machen mußte.

Albrecht ging zur Nachbarin, der es nicht schwer ward, die Verdrossenheit Albrechts und deren Grund zu erforschen.

„Sei froh," sagte sie, ihm die Wange streichelnd, „daß du mich hast, ich bin dir wie die nächste Blutsverwandte. Schau, deine Eltern sind gute, herzgute Menschen, gewiß, aber so einen wie du, der zu Höherem bestimmt ist, den verstehen sie doch nicht recht zu beurteilen. Ich weiß mehr von der Welt. Du bist vornehm, das verstehe ich, halte dich drum nur an mich und danke Gott, daß du mich hast."

So und noch mehr redete sie in den Jüngling hinein, sie wollte ihn losreißen von den Seinen und ganz zu sich herüber ziehen; sie deutete sogar an, daß eine Zeit kommen werde, wo er sich lossagen müsse, um seiner Ehre willen.

Albrecht hörte sie geduldig an, aber auf dem Heimwege schwur er vor sich, daß er nie mehr auf die Worte dieser Frau hören wolle, ja es überfiel ihn ein Bangen, wenn er an einen Blick dachte, mit dem die Frau ihn angesehen hatte; so müssen Hexen dreinschauen.

Albrecht war nahe dran, der Mutter alles zu berichten, aber er lernte schon früh, den Kampf mit sich selber auszukämpfen, klug und bedacht sogar der Mutter gegenüber zu sein. Es kam keine Klage des Meisters mehr, bis Albrecht von der Lehre freigesprochen wurde.

Fünfzehntes Kapitel.

In denselben Tagen, da beschlossen war, daß Albrecht in einer Maschinenfabrik der Hauptstadt eine Stelle suchen solle, kam ein Brief von Heister, daß seine Frau, mit der er aus Aegypten zurückgekehrt war, schwer krank sei und nach Magdalena verlange. Magdalena reiste mit Albrecht und dem jüngsten Töchterchen nach der Hauptstadt. Jakob blieb allein.

Im Hause des Justizrats war Magdalena herzlich willkommen. Die Frau schlief und man mußte warten, bis sie aufwachte. Unterdes wurde das Vorhaben Albrechts besprochen. Heister erbot sich, ihn bei einem befreundeten Fabrikanten in Arbeit zu bringen, aber Albrecht wollte diese Hilfe erst dann in Anspruch nehmen, wenn es ihm nicht allein gelingen sollte, eine Stelle zu finden.

„Ist Magdalena noch nicht da?" rief die Kranke aus der Nebenstube. Magdalena ging mit Heister hinein, das Kind hängte sich an ihren Rockschoß und trug einen Blumenstrauß.

Ein heller Glanz trat in das halberloschene Auge der Kranken, als sie Magdalena sah.

„Das ist mir lieb, daß du da bist," rief sie. „Ich danke dir, Emil. Magdalena, du darfst nicht mehr von mir, solange ich lebe. Will's Gott, ist es noch nicht zu spät," und des Kindes gewahr werdend, und den Strauß empfangend, setzte sie hinzu: „Das ist mir die liebste Blume, die du mir hättest bringen können. Ist sonst noch jemand bei dir?"

„Ja, mein Sohn Albrecht."

„Laß ihn hereinkommen."

Albrecht trat ein, und die Frau faßte mit ihrer wunderbar zarten Hand die harte, rauhe des Jünglings und sagte:

„Albrecht, laß dich nur nicht verderben in der Stadt, halt dich rein."

„Das will ich," sagte Albrecht.

Heister bat die Kinder, die Mutter mit der Frau allein zu lassen.

Als Albrecht das Haus verließ, begegnete ihm unter der Thür ein eben eintretendes rosiges blondlockiges junges Mädchen. Die beiden sahen einander an und gingen aneinander vorüber.

Drin in der Stube sagte Heister zu dem eintretenden Mädchen:

„Theodora! Nun hast du gute Hilfe. Unsere Magdalena ist angekommen, und da, das fügt sich gut, sie hat ihr jüngstes Kind mitgebracht; du willst ja das Lehrerinexamen machen, da kannst du bei dem Kinde zu unterrichten anfangen."

Das Mädchen wurde als Tochter des Freundes Hornung in die Krankenstube gebracht und Frau Heister war glücklich, ihrem Liebling endlich die ihr oft gerühmte Magdalena vorzustellen.

In den Nächten und Tagen, da Magdalena und Theodora die Kranke pflegten, wurden sie innig vertraut miteinander. Magdalena hatte nur zu mäßigen, da das eben zur Jungfrau erwachsende Mädchen so verehrungsvoll gegen sie war; das war die erste Frau aus dem Volke, mit welcher Theodora in so nahe Beziehung kam, und sie sah in ihr ein verwirklichtes Ideal.

„Hat Ihnen unsere Justizrätin alles von mir erzählt?" fragte Magdalena.

„Gewiß. Alles."

„Auch von dem Bittern und Schweren?"

„Davon weiß ich nichts."

Sie kamen nicht weiter darauf zu reden, und hatte Theodora ihre Lust an der Mutter, so hing das Kind mit inniger

Liebe an dem schönen Mädchen, das so viel erzählte und so gut zu spielen wußte.

Eines Morgens sagte Magdalena:

„Fräulein Theodora! Jetzt nehmen Sie mein Kind mit heim und kommen vor morgen mittag nicht wieder.“

„Warum?“

„Wenn Sie durchaus wollen, sage ich's Ihnen.“

„Ja, bitte.“

„Sie sollen nicht dabei sein. Das ist nichts für Sie in jungen Jahren; eh noch einmal Tag wird, löscht unsere gute Frau Justizrätin aus. Ich bitte ... Nicht laut weinen ... Geht miteinander in Gottes Namen.“

Die beiden gingen, und in derselben Nacht verschied Frau Heister in den Armen Magdalenas.

Sechzehntes Kapitel.

Vor dem Trauerhause war eine große Menschenmenge, unter ihr Doktor Hornung, er stand abseits und ging nicht in das Haus, denn er wollte seinem Vater nicht begegnen, der drin bei dem alten Freunde war.

Der Staatsrat war ein großer stattlicher Mann mit glattem Antlitze und schneeweißen Haaren. Jeder, den er grüßte, verbeugte sich tief; eine ehrerbietige Gruppe hatte sich um ihn gebildet, und als er jetzt nach dem Zimmer ging, wo die Leiche unter Blumenkränzen lag, wichen die Umstehenden zurück, ihm Platz zu machen. Er trat auf Magdalena zu, die in Trauer gekleidet an der Bahre stand, und sagte:

„Ist brav, daß du gekommen bist, sie war eine treue Gönnerin für dich.“

Magdalena nickte still mit Thränen in den Augen, sie sah den Mann verwundert an, sie kannte ihn nicht.

Er ging auf Theodora zu und reichte ihr die Hand, indem er sagte:

„Du fährst doch nicht mit auf den Kirchhof?“

„Ich wollte es.“

„Ich wünsche es nicht.“

Hinter den großen Blattpflanzen, mit denen der Sarg umstellt war, ertönte ein feierlicher Chorgesang von Männerstimmen.

„Wer ist der Mann?“ konnte Magdalena die sich neben sie stellende Theodora fragen.

„Das ist mein Großvater,“ erhielt sie leise zur Antwort.

Der Staatsrat stellte sich an die Seite Heisters und blieb da, solange der Geistliche die Trauerrede hielt. Magdalena erzitterte, da in der Rede die Worte vorkamen: „Sie konnte mit Recht beten: ‚Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.‘ Im Verein für entlassene Sträflinge hat sie Großes gewirkt. Sie glaubte an die Auferstehung der Tugend in der umnachteten Seele eines jeden Menschen, und dieser Glaube thut noch immer Wunder und spricht zu dem Gefallenen: ‚Stehe auf und wandle in Tugend.‘“

Weiter hörte Magdalena nicht, sie lag auf den Knieen an der Bahre und reich flossen ihre Thränen.

Magdalena fuhr mit den Dienstboten nach dem Kirchhof.

Auf dem Kirchhof sprach Doktor Hornung ergreifende Worte; er pries die Verstorbene als Vorbild der deutschen Frau, die das Ideal ihres Mannes und seine Thätigkeit zum Aufbau eines freien großen Vaterlandes nicht durch Kleinlichkeiten störte, sondern täglich stärkte. Magdalena ging jedes Wort tief in die Seele und bei aller Ergriffenheit dachte sie: „Wenn nur mein Mann da wäre und das auch hätte hören können.“

Auf dem Heimwege stieg Magdalena an der Fabrik aus, wo eben Mittag gemacht wurde und ein Strom von Arbeitern aus dem Thore kam. Sie wartete, bis sie Albrecht gewahr wurde. Er bedauerte, daß er nicht habe zum Leichenbegängnis der Frau Justizrätin kommen können; es sei eilige Arbeit da für die Weltausstellung und es sei ihm der besonders ehrenvolle Auftrag geworden, in Gemeinschaft mit dem Werkführer die Maschine zu begleiten.

Als Magdalena heimkam, hörte sie, daß Theodora da gewesen sei, um Abschied zu nehmen, denn sie verreiste am selben Tage mit ihrer Mutter. Magdalena blieb noch Wochen in der Stadt. Heister hatte sie gebeten, ihm zu helfen, den Hausstand aufzulösen; auch seine eigene Gesundheit war tief angegriffen, und der Arzt schickte ihn in ein Seebad und von da sollte er für einige Zeit einen Aufenthalt im südlichen Frankreich nehmen.

Albrecht, der während der Krankheit der Frau Heister nur auf Augenblicke hatte kommen können, stellte sich jetzt am Feierabend auf Stunden ein und die Mutter und Heister hatten Freude an dem gediegenen, in Arbeit und gutem Denken sich fortentwickelnden Jüngling.

Heister suchte einen vertrauten Begleiter für die Reise. Er

hätte gerne Albrecht mitgenommen, aber er wollte ihn nicht aus seinem Berufe reißen. Da kam Emil.

Emil hatte Albrecht einmal ein Wort gesagt, worauf ihn dieser an der Kehle faßte und ihm zuschrie: „Wärst du nicht mein Bruder, ich würde dich erwürgen.“

Seitdem mieden sie einander, und Albrecht kam nur selten und verweilte nur kurz, so lange Emil da war.

Emil, der mit seinem Berufe als Dorflehrer zerfallen war, erbot sich, Heister als Sekretär und Diener zu begleiten; er hatte Verlangen, die Welt zu sehen und auch die französische Sprache so zu erlernen, daß er eine höhere Stelle in der Stadt gewinnen könne. Er zeigte sich sofort gewandt und dienstwillig. Magdalena wollte Einsprache thun, sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß das nicht gut ausgehe; aber sie wagte nicht, ihrer Besorgnis Ausdruck zu geben, auch dann noch nicht, als sie wirklichen Grund dazu hatte. Denn Emil hatte gar kein Mitgefühl für ihre Trauer um den Tod der Justizrätin, ja er wälzte noch neues Herzeleid auf sie. Er klagte ständig, er sei zu gut, die Welt sei nichts nutz, die Frechen und Schlechten seien obenauf, und ein Narr sei, wer sich mit der Gutheit plage und mit dem, was man Gewissen nenne.

„Ich bin nicht gelehrt,“ entgegnete Magdalena, „auf solche Sachen müssen dir andere Antwort geben. So viel aber weiß ich doch, ich hab' einmal so einen Spruch gelernt, da heißt es: ‚Ich bin jung gewesen und bin alt geworden und habe noch nie gesehen, daß die Welt einem, der seine Schuldigkeit thut, etwas schuldig bleibt.‘ Bist du fleißig in deinem Amt? Siehst du? Du kannst nicht ja sagen. Gottlob, ganz schlecht bist du doch noch nicht. Du kannst nicht deiner Mutter ins Gesicht hinein lügen.“

Emil klagte die Eltern und klagte Heister an, daß sie ihn nicht höher und etwas anderes hätten studieren lassen.

Bis ins innerste Herz hinein erschrak Magdalena, da Emil sagte, die Mutter könne stolz darauf sein, daß der alte Herr Justizrat so freundlich mit ihr sei, er selber sei auch stolz darauf. Er sagte das mit einem so frechen Blicke, und lachte dabei so höhnisch, daß die Mutter die Faust ballte. Wär's möglich, daß der Sohn das Schlechteste denke und es ihr so zu sagen wage?

Der bittere Zorn um den ungeratenen Sohn und die Scheu, ihm zu bekennen, wie sie ihn verstehe, kämpften in ihr.

„Du bist ein Nichtsnutz,“ sagte sie. „O! Dafür gibt's kein Wort. Du wirst schwer dafür büßen müssen und leider

Gottes deine unschuldigen Eltern auch, wenn du nicht noch ganz anders wirst."

„Ich glaub' nicht, daß ein Mensch anders wird," entgegnete Emil, „wir Schulmeister wissen das am besten. Die ganze Welt betrügt einander mit Erziehungsprahlereien. Ich thue nicht mehr mit."

Magdalena mußte ihn gewähren lassen, da er sich bei Heister einschmeichelte, so daß die Reise fest bestimmt ward. Sie verlangte, daß Emil zum Vater reise und bei ihm Abschied nehme. Der Sohn schien es ungern zu thun, aber auf einen scharfen Blick der Mutter willfahrte er.

Siebzehntes Kapitel.

Jakob lebte unterdes daheim so wortlos fast wie damals in der einsamen Zelle, denn die alte Taglöhnerin, die man zur Garten- und Hausarbeit angenommen hatte, war fast stocktaub. Er nickte oft wie dankend zu der Entfernten, wenn er jetzt Kisten und Kasten aufschließen mußte und gewahr wurde, wie sauber und geordnet alles war.

Magdalena schickte öfters Briefe und gab Anweisungen, was in Haus und Feld zu thun war; die Kuh und die Hühner waren immer besonders bedacht. Auch Jakob schrieb, aber nur kurz. Einmal in der Nacht hatte er geschrieben: „Ich hab's überlegt, wenn wir voneinander wegsterben müssen, ist's besser, ich sterbe vorher, ich könnte nicht allein leben, du wärest auch traurig um mich, aber du könntest doch leben." Er schickte aber den Brief nicht ab, sondern verbrannte ihn sogleich am Licht.

Die Nachbarinnen kamen, um Jakob zu besuchen. Frau Oel blieb nur kurz, denn sie fand alles wohlgeordnet; Frau Süß aber schrie mit der alten Taglöhnerin, daß dies und das nicht recht sei; sie wollte täglich kommen und nachschauen. Jakob wollte eben dankend ablehnen, als sie ihn durch ein mit freundlichem Lächeln vorgebrachtes böses Wort erschreckte.

Sie sagte: „Es ist ein Ehrenzeugnis für die Frau und stopft den Leuten die Mäuler, daß die Frau Justizrätin die Magdalena hat an ihr Totenlager kommen lassen; da kann nie was von Eifersucht gewesen sein, und die Zutraulichkeit des Herrn Justizrats ist nichts als unschuldige Freundschaft. Ich hab's immer gesagt und jetzt zeigt sich's."

Jakob hätte der Frau gern eine sehr deutliche Antwort gegeben, aber er steckte die beiden Fäuste in die Taschen und er fand rasch die beste Antwort, er wendete sich um und ließ die Frau stehen.

Sie kam nicht wieder. Aber ein anderer Besuch, von dem er sich nicht abwenden konnte, erschreckte ihn noch mehr. Emil kam.

„Weißt du, daß die Mutter nicht daheim ist?“ sagte Jakob bald nach der ersten Begrüßung, wie in Furcht, daß ohne ihre Vermittelung bitterer Streit ausbrechen könnte. Emil berichtete, daß er Heister begleite und bereits die Erlaubnis habe, auf ein Jahr einen Stellvertreter einzusetzen.

Emil äußerte, daß er suchen wolle, in der Fremde sein Auskommen zu finden; man lebe hier zu Lande doch auf unsicherem Boden und wisse nicht, was morgen auskomme — da fühlte Jakob, daß der Sohn die Vergangenheit des Vaters kenne. In der ersten Minute preßte es ihm das Herz zusammen, so vor den Augen des Kindes zu stehen; er wollte alles erklären, aber er dachte, es sei doch besser, daß er schweige, da auch der Sohn schwieg. Jakob nahm sich nun vor, den Widerspruchsgeist des Kindes in nichts mehr zu reizen, sondern geduldig zu ertragen. Emil blieb nur kurz und beim Abschiede war er so weich, daß er dem Vater um den Hals fiel und ihn weinend bat, ihm alles zu verzeihen.

Jakob nahm sich vor, Magdalena nichts von dem zu erzählen, was er an Emil wahrgenommen hatte.

Achtzehntes Kapitel.

„Den großen Lehnstuhl schickt dir der Herr Justizrat zum Ausruhen,“ sagte Magdalena nach ihrer Heimkehr, als ein großer Wagen voll Hausrat, Kleider und Linnenzeug ankam. Schmerzlich lächelnd fügte sie hinzu: „Und auf einen Wagen geht nicht alles, was ich zu erzählen habe.“ Sie berichtete viel, sie war aber bedachtsam genug, nichts von der Anspielung des Pfarrers in der Leichenrede zu erzählen; sie hütete sich wohl, das schlummernde Leid in Jakob zu wecken.

Sie ahnte nicht, daß auch der Vater etwas verbarg, das nahe daran war, unwillkürlich sich kundzugeben. Denn Magdalena hatte auch eine große eingerahmte Photographie —

Herrn und Frau Heister darstellend — mitgebracht, sie wurde sofort an die Wand gehängt über der Kommode, auf welcher zwei gläserne Leuchter mit unversehrten Wachskerzen standen. Zaghaft brachte sie eine andere Photographie herbei, die ebenfalls angebracht werden sollte; es war das Bild Emils mit dem schnell angewachsenen Vollbart, den er sich in seiner kurzen Freiheit erzogen hatte. Als Jakob das Bild sah, schrak er zusammen und schaute betroffen auf Magdalena.

„Also findest du es auch?“ sagte sie, „der Herr Justizrat und ich haben's im selben Augenblick gesagt, er sieht ihm gleich; das sieht man erst jetzt und im Bild.“

Sie nannte Frieder nicht, und Jakob preßte die Lippen zusammen und nickte. Magdalena fuhr nach einer Weile fort: „O du himmlischer Vater! Es kann doch nichts Aergeres geben, als wenn ein Kind jedesmal mit einem Stich im Herzen an den Vater denken muß.

„In den Nächten, wo ich jetzt in der Stadt war, habe ich mir Mühe gegeben, alles aufzuschreiben, und ich glaube, ich habe alles gesagt, was wir auf dem Herzen haben; es liegt bei meinem Brautkranz, und da werden die Kinder erfahren, daß wir unschuldig sind, wenn wir auch haben schwer büßen müssen, und wie wir als Eheleute gewesen sind, das haben sie gesehen.“

Jakob nickte wieder stumm, er fuhr nur mit der Hand über das Bild des Sohnes, wie wenn er ihn streicheln oder auch die Aehnlichkeit wegwischen wollte, dann ging er still hinaus und sah nachdenklich auf die Schienen; die hängen mit denen zusammen, auf denen jetzt sein Sohn in die Ferne zieht, wer weiß, was aus ihm wird. Aber ein gesetztes Amt läßt nicht lange über den wunderlichen Zusammenhang aller Weltdinge grübeln, das Signal ertönte, Jakob stand stramm auf seinem Posten.

„Auf dem nächsten Jahrmarkt lassen wir uns auch abphotographieren,“ sagte Jakob mit ungewöhnlich heller Stimme, als er heimkam, „und alle Kinder. Wer weiß, wo sie noch hinkommen. Und jetzt will ich dir was sagen,“ fuhr er fort, als er sich den Teller voll herausgeschöpft hatte und den Schöpflöffel Magdalena zuschob, denn er war nicht höflich und nahm sich stets zuerst, „ich sag' dir: keine Stunde Kummer mehr.“

„Ja, und wenn doch einmal eine grüne Latern' für uns käm', wir sind auch noch da.“

Aus den Tagen der Entfernung, aus den Stunden des Schmerzes heraus gewannen Jakob und Magdalena ein neues Glück, als hätten sie erst jetzt einander voll und ganz errungen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Tage vergingen in ruhiger alter Ordnung; das einzige Kind, das noch zu Hause verblieben war, Lisbeth, der Nestling, hatte es in der Lesekunst bereits so weit gebracht, die Zeitung vorlesen zu können, aber freilich, so wie Albrecht war's doch nicht, und im Sommer 1866 brauchte man eigentlich gar keine Zeitung. Da gingen die Militärzüge hin und her, Tag und Nacht mußte man auf dem Posten sein, und Nachbar Süß bedauerte, nicht mehr Soldat zu sein, er hätte auch gern einmal gegen die Preußen drein gepfeffert. Nachbar Maier dagegen war sehr erbittert über den Krieg, er sah ihn als Krieg der Katholischen und Evangelischen an, und jetzt zum erstenmal erfuhr man, daß Süß katholisch war; er hatte nur der Frau zulieb das Kind evangelisch taufen lassen.

Jakob hatte schon lange leise empfunden, daß er zwischen zweierlei Art von Hochmut eingekeilt war. Süß hatte den soldatischen, Maier den religiösen Hochmut; Jakob mußte sich von beiden Genossen belehren und auch schelten lassen. Die Truppen und ihre Führer, die auf der Bahn hin und her geschoben wurden, konnten nicht ahnen, welche wunderlichen Gespräche, die nahezu in bittere Gehässigkeiten ausarteten, hier von den Bahnwärtern geführt wurden.

Magdalena hatte im Hause Heisters von den traurigen Zuständen im Vaterlande sprechen hören und besonders war ihr im Sinne geblieben, wie Heister gegen den Regierungsrat Hornung behauptete, daß trotz alledem doch nur von Preußen, das den Napoleon besiegt hatte, die Besserung kommen müsse. Sie teilte das Jakob mit, und die beiden Genossen staunten, wenn er derartiges vorbrachte, und er wußte auch noch gute Schlagworte aus der Zeitung drein zu mischen.

Emil war nach Landesgesetz als Lehrer frei, und Albrecht hatte sich durch das Los vom Militärdienst freigespielt.

Der Krieg war schneller zu Ende, als man geglaubt hatte, auf der Bahn Jakobs wurde keine preußische Pickelhaube gesehen.

Von Emil kam bisweilen ein Brief, aber er schrieb immer in Eile, und in diesen kurzen eiligen Briefen war überdies etwas Gezwungenes, Fremdes. Das fühlten beide Eltern, und Jakob sagte: „Er mag zu thun haben, was er will, ein Mensch, der so gut in der Feder ist, kann sich eine Stunde Schlaf abbrechen und ordentlich schreiben. Aber er hat keine Liebe zu mir. Es steht ja da."

„Wo steht's?"

„Da, da schreibt er: Ich betrachte den Herrn Justizrat als meinen Vater. . . . Das darf man nicht, das ist zu viel, ich leb' ja noch, ich glaub' nicht, daß ich schon gestorben bin."

„Mann, wie kannst du nur so reden? Das ist nur so gesagt, wie die Studierten reden."

„Mag sein, aber ich bin nicht studiert und du solltest mir meinen geraden Verstand nicht verdrehen wollen."

Er ging rasch davon, aber im Fortgehen warf er noch einen grimmigen Blick auf das Bild. „Ja, du bist der Frieder," sagte er, aber er sagte es nur in sich hinein.

Als Magdalena allein war, gestand sie sich, ihr Mann habe recht, und es sei gut, daß er sich durch keine Einrede von seinem geraden Verstand abbringen lasse; sie selber fand auch die Briefe Emils sehr unkindlich und hart, und als Jakob am Abend heimkam, sagte sie:

„Mit dem Emil hast du leider Gottes recht. Aber sieh, da ist ein guter Brief von Albrecht."

„Lies vor!"

Sie las und beide Eltern waren glücklich über die herzgetreue Art des Sohnes. Am Schlusse des Briefes hieß es: „Liebe Eltern, gebt acht, nächstens fliege ich an euch vorbei."

Es klärte sich bald auf, was damit gemeint war.

Magdalena schnitt Gras am Bahndamm und sie dachte, wie schon das Gras auf dem Grabe der guten Frau Heister gewachsen, da kam ein Güterzug heran. Magdalena hatte sich dran gewöhnt, nicht mehr nach den Zügen aufzuschauen, aber heute riß etwas an ihr, daß sie sich aufrichtete und mit der Sichel in der einen und dem Grasbüschel in der andern Hand nach dem Zuge schaute, und „Mutter!" rief's von der Lokomotive und vorbei sauste der Zug; ein dreifacher schriller Pfiff, der an dieser Stelle sonst gar nicht gebräuchlich ist, tönte nach. Magdalena warf Sichel und Gras weg und eilte zu ihrem Manne an den Ueberweg.

„Hast du ihn auch gesehen?" rief ihr Jakob entgegen. „Jetzt weißt, was das zu bedeuten hat: Ich fliege an euch vorbei. Unser Albrecht ist Lokomotivführer."

„Und er hat mir Mutter gerufen."

Am Abend kam Albrecht, er hatte neben dem alten Führer seine Probefahrt gemacht und die Eltern waren glücklich mit dem Sohne, der es stetig immer weiter brachte. Man zeigte Albrecht die Briefe Emils und er sagte abgewendet in gezwungenem Tone: „Er ist halt ein Schulmeister und macht Redensarten."

Albrecht hatte in der Stadt und auf der Weltausstellung, wohin er mit der Maschine geschickt war, sich bereits vielfältige höhere Kenntnisse erworben, aber es kam ihm nicht in den Sinn, vor den Eltern damit zu prahlen, oder gar sie mit unverständlichen hohen Redensarten zu beschämen.

Zwanzigstes Kapitel.

Albrecht, der sonst so viel gute Ruhe mitbrachte, schien heute etwas von der Unruhe der Lokomotive an sich zu haben; er hörte kaum zu, wie die Mutter sagte, die Lokomotivführung sei doch eine gefährliche Sache, Jakob dagegen belehrte: „Gefährlich just nicht besonders, aber gar verantwortlich. Die Hauptsache ist, nicht schlafen; ich mein', nicht mit offenen Augen schlafen."

„Hörst, was dein Vater sagt?" stieß Magdalena ihren Sohn an, der unachtsam drein starrte.

„Jawohl! Jawohl!" sagte Albrecht sich aufraffend, „Ihr habt beide recht."

Er wollte nach der Station, um mit dem Nachtzuge nach der Hauptstadt zurückzufahren; dazu hatte es noch lange Zeit, aber er machte sich rasch auf den Weg.

Magdalena begleitete ihn.

„Ich geh' zu Nachbar Süß," erklärte Albrecht.

„Da begleite ich dich."

Die Mutter hatte wohl gemerkt, daß zwischen Albrecht und Viktoria etwas vorging, das ihn bestimmt hatte, so schnell nach einer Versorgung auszuschauen; sie war entschlossen, zeitig einzugreifen. Ihr Stolz, ihr Lieblingssohn, sollte Besseres haben auf der Welt. Sie war eine gute Mutter an allen Kindern, das ist keine Frage, aber so schön und, was noch mehr ist, so grundgut und, was noch mehr ist, so bedachtsam war keines ihrer Kinder. Magdalena war voll Bangen, denn wenn ein Kind eine feste Neigung hat, wie soll man dagegen wirken? Es kann sein, daß man gerade dadurch eine mißliche Sache erst recht fest macht.

Noch nie waren Mutter und Sohn so lange schweigend neben einander gegangen, wie jetzt, denn jedes wartete auf das Wort des andern. Endlich begann doch die Mutter und fragte, wie hoch der Gehalt des Sohnes sei; er nannte die Summe

und fügte halb zaghaft hinzu, daß er nun schon eine Frau ernähren könne.

Magdalena sagte nur: „Du hast Schwestern, die älter sind als du, und du thust gewiß gern etwas für sie, wenn sich ein Schick gibt, zur Aussteuer."

„Gewiß, Mutter! da soll's nicht fehlen."

„Auf den Emil zähl' ich in nichts."

„Ich auch nicht."

„Du könntest deinem Vater jetzt gleich eine große Freude machen, von dir thät er's annehmen."

„Saget nur, was es ist."

„Schau, dein Vater ist gar oft von schwerem Gemüt, er hat schon Schweres erlebt."

„Was denn? Darf ich's nicht wissen?"

„Wir wollen später einmal darüber reden. Du weißt, dein Vater ist ein Mann — von Wien bis Paris ist da noch kein besserer gefahren und wird kein besserer fahren, solang das Eisen hält. Ich hab' dir nur sagen wollen, man kann deinen Vater mit einer Kleinigkeit glücklich machen, mit einem halben Nichts."

Albrecht lachte laut und die Mutter fragte: „Was lachst?"

„Ja, Mutter, das erzähl' ich meinem Lehrer in der Mathematik: Meine Mutter ist so genau und sparsam, daß sie noch ein Nichts teilen kann."

„Jetzt genug, ich will dir nur sagen: kauf deinem Vater ein neues Waldhorn aus deinem Geld, sag aber nichts davon, daß ich dich ermahnt hab'."

Mit diesem Plan, das spürte Magdalena, war der Sohn wieder heimgezogen; die Süß mit samt ihrer Tochter kriegt ihn noch nicht.

Im Hause des Nachbars Süß war alles wohl aufgeräumt, die Stube und die Menschen, besser als je; Albrecht war offenbar erwartet worden. Mutter und Tochter waren überrascht, daß Magdalena mitkam; aber sie thaten, als ob das ein besonderes Glück wäre, und Viktoria war heute sehr zutraulich und auch ehrerbietig gegen sie, wie noch nie. Magdalena konnte, wenn es darauf ankam, doch auch falsch oder wenigstens höflich sein. Warum nicht? Man muß alles können. Als Frau Süß mit ständigem Lachen sagte, die neue Beamtung Albrechts sei gewiß nur eine Durchgangsstation — sie wiederholte das Wort oft, sie war stolz darauf — er käme von da aus zu Höherem, stimmte Magdalena bei.

Eine Flasche Wein war bereit gehalten; man stieß an, man

trank, und Frau Süß lachte hellauf, als Viktoria von ihrem Wein verschüttete. „Das ist ein gutes Zeichen!“ rief sie und lachte nochmals.

Als man Abschied nehmen wollte, gingen Frau Süß und Viktoria noch mit. Vor dem Hause sagte Magdalena: „Geh du voran mit Viktoria, aber nicht zu schnell, wir kommen nach.“ Sie wollte nicht, daß die beiden hinter drein gingen.

Nach einer Weile wendete sich Albrecht um und fragte: „Mutter! Wollet Ihr nicht umkehren? Wird's Euch nicht zu weit und zu spät?“

„Nein. Du mußt noch auf einen Sprung mit mir ins Pfarrhaus zu deiner Schwester.“

„Die Frau Maier erzählt, es sei ein Besuch im Pfarrhaus, ein Missionär von den Menschenfressern,“ berichtete Frau Süß lachend; sie lachte immer, auch jetzt, wo sie doch sehr ärgerlich war, und auch wenn sie von Menschenfressern sprach.

Nicht weit vom Dorfe kehrten Frau Süß und Viktoria um. Magdalena hatte ihren Zweck erreicht, sie nicht allein mit ihrem Sohne zu lassen, und es war ein übermütiger Ton darin, als Magdalena beim Abschied für die gute Bewirtung und gute Begleitung dankte.

Wieder gingen Mutter und Sohn still dahin; am ersten Hause des Dorfes hielt Albrecht an und fragte:

„Mutter, meinet Ihr, daß was zwischen mir und der Viktoria ist?“

„Du hast mir noch nichts davon gesagt.“

„Und was haltet Ihr von ihr?“

„Wenn du mich ernstlich fragst, will ich dir ernstlich antworten; wenn du aber fragst und schon beschlossen hast —“

„Es ist noch nichts beschlossen.“

„So rat' ich dir: nimm drei Lokomotiven und fahr davon. Soviel Sterne als da über uns sind, so vielmal dank' ich Gott, daß du noch frei bist und keine falschen Versprechen gemacht hast.“

Nicht heftig und mit keinem bösen Worte, sondern ruhig und klar setzte Magdalena ihrem Sohne auseinander, wie er sich für sein ganzes Leben unglücklich mache, wenn er sich mit Viktoria verbinde; sie sprach so eindringlich, daß ihr Albrecht endlich die Hand gab und sagte: „Mutter, es ist nichts und wird nichts. Ich bring' Euch keine Frau, die Ihr nicht auch von Herzen gern haben könnt.“

„Meinetwegen allein sollst du's nicht aufgeben, es ist deinetwegen. Ich weiß, es thut dir jetzt weh, aber es wird dir später

wohlthun und du hast kein gebrochenes Wort auf deinem Gewissen."

Der Atem Albrechts ging rasch und schwer, Magdalena nahm wieder auf.

„Ich kenn' dich. Du hast gemeint, du hättest da Pflichten, und hast dich zwingen wollen, denen nachzukommen. Es ist nicht möglich, daß du da mit ganzer froher Seele dabei bist. Drum ist's jetzt besser so."

Die Mutter hatte vollkommen recht Albrecht hatte sich mit großem Eifer Kenntnisse zu erwerben gesucht, hatte sich einen höheren Lebensplan gestellt und denselben wegen Viktoria wieder aufgeben wollen. Jetzt war er frei.

Mit beruhigtem Gemüte kamen Mutter und Sohn beim Pfarrhaus an, wo mehrere Stuben hell erleuchtet waren.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Pfarrersleute waren noch bei Tische, mehrere Gäste waren da und es wurde laut gesprochen; aber die Pfarrerin hatte ein feines Ohr, sie hörte doch, daß draußen in der Küche bei Lena Fremde waren. Sie kam heraus und that es nicht anders, Magdalena und Albrecht mußten in die Stube und sich noch mit zu Tische setzen. Sie wurden allseitig willkommen geheißen, denn die Pfarrerin sagte geschickterweise, die Herren hätten das Essen gelobt, das Lob gebühre der Frau Magdalena, die ihre Tochter in allem unterwiesen habe.

Unversehens wurde Magdalena der Mittelpunkt der Gesellschaft, da die Pfarrerin hinzusetzte: „Ja, unsere Frau Ketterer, die kann nicht nur gut kochen, sie kann auch Kinder erheitern wie keine zweite. Unser ältester, der Student, war ein sehr eigensinniger Knabe, und als er eines Mittags sich zum Schlafen niederlegen sollte, weinte und schrie er, daß Lena, die damals noch Schulkind war, ganz verzweifelte und wir uns nicht zu helfen wußten. Da kam Frau Ketterer und sagte: ‚Ach was! So schläft ein Kind nicht ein und so thut's ihm nicht gut. Erheitern muß man ein Kind.' Sie nahm nun Rudolph auf den Schoß, und bald lachte er mit Thränen auf den Backen und bald schlief er und lächelte noch im Schlaf."

Magdalena war doch einigermaßen verlegen über Erwähnung dieser Kleinigkeit, aber die gelehrten Herren fanden diese Methode

sehr pädagogisch. Ein fremder Mann fügte hinzu, er habe Aehnliches auch bei Heidenbekehrungen angewendet. Es war der Mann, dem zu Ehren das Festmahl heute abend bereitet worden, ein Missionär aus Ostindien, der als Gast im Pfarrhause eingekehrt war, ein schlanker junger Mann, von kühnem und entschlossenem Gesichtsausdruck. Er erzählte auch, wie mühselig es ihm geworden, in fremdem Lande sein eigener Koch zu sein, und daneben, wie seltsam die Heiden ihre Speisen bereiten. Er erzählte gut und alles hing an seinen Lippen.

Als er das Tischgebet gesprochen hatte, setzte er sich zu Magdalena und Albrecht und sprach zutraulich mit ihnen. Er fragte Albrecht, ob er nicht Lust habe, bei der Eisenbahn in Ostindien in Dienst zu treten. Albrecht verneinte, und Magdalena setzte hinzu: „Unsere Kinder sind nicht so für die weite Welt."

Warum sagte sie: unsere Kinder? Sie wußte es nicht; aber es ist wie ahnungsvoll, daß manchmal solches sich unwillkürlich ausspricht.

Die fremden Pfarrer rüsteten sich zum Gang nach der Station, um heim zu reisen, sie waren alle vom Wein und vom Reden erhitzt.

Der Pfarrer und der Missionär begleiteten sie; der Missionär sagte, er habe wichtige Briefe aufzugeben, die er gerne selber besorge.

Der Pfarrer ging mit seinen Amtsbrüdern, wie zufällig blieb der Missionär eine Strecke zurück mit Albrecht; er schien an dem offenen Wesen des jungen Mannes entschiedenes Wohlgefallen zu haben. Einmal sagte er sogar: „Sie haben offenbare Aehnlichkeit mit Ihrer Schwester."

Die Schwester hatte indes der Mutter ein Stück Weges das Geleit gegeben.

„Er ist ein recht manierlicher Mann, der Missionär," sagte Magdalena, „und er kann auch weltlich reden. Woher ist er denn gebürtig?"

„Ich glaub' da drunten vom Rhein her, da bei Holland."

„Hat er dir das selber gesagt?"

„Nein, heißt das ja, die Pfarrerin hat mir's gesagt, aber er auch."

„Was sagt die Pfarrerin sonst von ihm?"

„Sonst? Nichts."

„Spricht sie nicht davon, daß es eine Glückseligkeit wäre, Missionärsfrau zu sein?"

„Nein, Mutter, im Gegenteil, sie macht einen schaudern davor. Ihr wisset ja, sie ist auch fromm und gläubig, sie ist

aber nicht so fürs Bekehren, wie der Herr Pfarrer; ich glaub', der ging' heut' noch gern. Aber jetzt muß ich umkehren. Gut Nacht, Mutter." Sie umarmte die Mutter heftig und rannte davon. Eine Strecke entfernt rief sie noch:

„Mutter! Die Herren wollen morgen zu Euch kommen. Gut Nacht."

Magdalena ging nachdenklich durch die stille Nacht heimwärts. Das Kind wird doch nicht schon ans Heiraten denken und nun gar . . .

Der Zug pfeift, jetzt treffe ich ihn noch wach, sagte Magdalena, an ihren Mann denkend. Was hat sie ihm nicht alles zu erzählen! Daß Albrecht los ist, aber Lena vielleicht schon angebunden.

Im Nachbarhause bei Süß war kein Licht mehr. Magdalena mußte nicht weit von Numero 373 warten, bis der Zug vorüber war, und wie sie an der Bahn stand, meinte sie, der Zug fahre grad auf sie los; sie war schreckhaft, sie hatte eben heute gar so viel auf der Seele.

Zu Hause traf sie Jakob bereits schlafend, er schlief immer schnell ein; sie mußte nun so vieles, was sie zu berichten hatte, still tragen bis zum andern Morgen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Das Kind wird doch nicht schon ans Heiraten denken und nun gar . . .

Ja, gestrenge Mutter im Neste, die Jungen sind ausgeflogen, dort am Schwarzdornhag steht deine älteste Tochter, pflückt einen Haselzweig ab und zerbeißt ihn, und wie sie jetzt den Pfiff der Lokomotive hört, sagt sie fast laut vor sich hin: Die zieht die Menschen fort in die weite Welt hinaus . . .

Sie sieht zu den Sternen auf und denkt daran, wie der Missionär ihr von den wunderbaren Sternbildern geredet hat, die man in Ostindien sehe.

Was hat er doch alles mit ihr geredet!

„Hätten Sie einen innern Trieb, für unsern heiligen Glauben auch etwas Besonderes zu thun?"

„Wenn ich was Besonderes thun kann, von Herzen gern. Aber ich wüßt' nicht."

Seltsam! Er sagte auf dies erste Gespräch nichts weiter.

er ging davon, wie wenn auf solche Reden keine Antwort nötig wäre.

Es muß die besondere Art der Missionäre sein, ein Gespräch so halbgar stehen zu lassen; just ungeschickt wäre das nicht, denn das stöbert das Innere des andern auf und macht ihn nachdenklich.

Bei Lena war dieser Zweck entschieden erreicht, denn sie dachte, er wird doch mein Sparkassenbuch nicht wollen? Das kann Gott nicht verlangen. Oder wär's vielleicht? . . .

Das war das erste Gespräch, das beim Bügeln der Feinwäsche im großen Hausflur geführt wurde. Das zweite Gespräch gab nicht gerade Antwort auf die stehen gebliebene Frage, aber man konnte sie doch drauf deuten, denn diesmal — es war beim Wringen der großen Wäsche im Garten — setzte er sich und fragte, ob sie gern Unterricht gebe in Handarbeiten, und als sie bejahte, schilderte er ihr, welch eine Gottseligkeit es sei, die Kinderseelen unter den Heiden einzusammeln und zu Gott zu führen.

Lena wusch ruhig weiter.

Wunderlich, daß der Mann für sie ganz allein so eine Predigt hält, oder hat das was zu bedeuten? Sie wrang einen Kissenüberzug aus, bis kein Tröpfchen mehr herauskam. Der Missionär schwieg lange still und fragte endlich, ob sie die älteste Tochter des Bahnwärters Maier kenne.

Auf bejahende Antwort fragte er wieder, was sie von ihr halte. Lena erklärte, daß sie schon als Kind ins Pfarrhaus gekommen sei, wenig Umgang habe, und sich nicht getraue, über Menschen zu urteilen, die sie nicht genau kenne.

„Immer brav! Das gefällt mir," sagte er wieder und ging abermals davon.

Ein drittes Gespräch war schon deutlicher. Er sagte ihr — diesmal war's in der Küche am Herde, sie hatte ihm Feuer gegeben für seine Cigarre — welch eine weise Einrichtung es sei, daß den Missionären von der Oberleitung die Ehefrauen zugewiesen werden, die den Beruf zum heiligen Werke fühlen, denn ohne diesen sei kein Segen der Gemeinschaft denkbar.

Er fügte hinzu, wie die unglücklichen Ehen davon stammen, weil man sie auf ein Gefallen, auf das, was man geheimen Zug nenne, baue, „wir aber," schloß er, „wir fragen, wie liebst du unsern Gott und Vater."

Lena antwortete nichts und legte ein frisches Scheit an das Feuer.

„Verstehen Sie mich? Hören Sie mich?" fragte der Missionär.

„Jawohl, ich höre.“

Er erklärte nun, daß es da keine schwärmerische sogenannte gute, aber auch keine zänkische und böse Ehe gebe, sondern eben eine fromm dienende.

„Wem das recht ist, für den mag das gut sein,“ entgegnete Lena und dachte in sich hinein: dienende Ehe! Wenn ich lebenslang dienen soll, bleibe ich lieber da, wo ich bin, und bleibe ledig.

So dachte Lena zurück, während sie mit ihren scharfen Zähnen den Zweig zerbiß; da hörte sie die Stimme des Missionärs, der rief:

„Das ist mir lieb, daß ich Sie treffe.“

„Ich habe meine Mutter ein Stück Weges begleitet,“ entgegnete Lena.

„Welch eine prächtige Frau! Und Ihr Bruder ein Herzmensch!“

„Es freut mich, daß sie Ihnen so gefallen.“

„Und Lena! Ahnen Sie nicht, welche Briefe ich abschickte und selber aufgab?“

Sie schüttelte den Kopf, und er fuhr fort:

„Ich habe meine Oberen gebeten, mir zu erlauben, eine Frau zu wählen, die durch die Gnade des Himmels mir begegnete. Ich zweifle nicht, daß ich bejahende Antwort erhalte, und dann —“

Er hielt inne und erst nach tiefem Atemholen fuhr er fort: „Lena, willst du mir in die weite Welt folgen? Willst du?“

„Ich muß ja.“

„Du mußt?“

„Ja, ich kann ja nicht anders.“

Die beiden umarmten sich und hielten sich umschlungen. —

Schnell aber riß sich der junge Mann aus den Armen des Mädchens los, und nur leise sagte er: „Kniee mit mir!“

Die beiden knieten auf der Erde und mit zitternder Stimme sprach der Missionär: „Du Allvater! Lenke das Verlangen, das uns einander zuführt, zu deinen Gnaden. Gib uns Kraft, heilige uns zu deinem Dienste und stehe uns bei im Leben und Sterben. Amen.“

Lena weinte so heftig, daß sie ihren Kopf an seine Brust legen mußte, er aber hielt die Hände gefaltet.

Endlich richteten sie sich auf, und Lena sagte:

„Ich meine, ich dürfte dir keinen Kuß mehr geben, du bist so heilig.“

„Nein, ich bin auch ein schwacher, sündhafter Mensch.“

„Ja, sündhaft sind wir ja leider Gottes alle —“ stimmte Lena bei. Sie gingen Hand in Hand einige Schritte, und das war ganz die Tochter Magdalenas, als sie stillestehend sagte: „Nicht wahr, man kann fromm und gottesfürchtig sein und doch die Schleife am Halstuch ordentlich binden? Komm, es ärgert mich schon lang, daß du dein weißes Halstuch umbindest wie einen Strick. Komm, laß mich's besser knüpfen.“

Demütig und schalkhaft zugleich ordnete sie ihm das Halstuch zierlich. Er preßte die Lippen und hielt den Atem an, und wie vor sich selbst fliehend, rief er Gut Nacht und eilte davon.

Einzeln kehrten sie ins Pfarrhaus zurück, noch sollte die Verlobung geheim bleiben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Ich hätt' dir gestern abend noch gern was erzählt,“ sagte Jakob andern Morgens, „die Tochter von unserm Nachbar Maier wird Braut mit dem Missionär, der im Pfarrhaus wohnt; er ist deswegen kommen.“

„So? Und ich hätt' dir gestern noch gern grad das Gegenteil erzählt.“

Sie berichtete vom Pfarrhause und was sie vermute, sie ging in ihrem Eifer bereits so weit, alles als sicher darzustellen.

Jakob war ein geduldiger Zuhörer, zumal wenn er Kartoffeln schälte, und heute war noch ein besonderer Tag, es gab von heute an keine Kartoffeln mehr, bis man neue austhat. Endlich sagte er:

„Das Rikele ist mir gestern begegnet und hat mir gesagt, der Eichbauer habe noch gute Kartoffeln. Was meinst, sollten wir nicht noch ein Simri kaufen oder entlehnen, bis wir neue haben?“

„Mann!“ rief Magdalena — wenn sie Mann sagte, war sie immer ärgerlich — „Aber Mann, hast denn nicht gehört, was ich erzählt hab'?“

„Freilich.“

„Und was meinst?“

„Das Kind ist noch zu jung, und ich glaub' auch nicht, daß ein Kind von uns zu dem heiligen Geschäft paßt.“

„Die Lena ist in allem unterwiesen wie eine Pfarrerin. Und eine besonders schöne Sache ist noch dabei: der Missionär, ich hab' ihm das vornehme Wesen gleich angesehen, ist von

adligem Geschlecht, vom vornehmsten. Baron von Drachenstein heißt er."

„So? Das gilt aber da nichts. Unser Heiland und die Apostel sind, soviel ich weiß, nicht von Adel gewesen. Hab' noch nie gehört, daß man vom Baron von Paulus und vom Graf von Petrus predigt."

„Aber Vater, du bist ja ein wahrer Heid', ein Ketzer; dich sollt' man zuerst bekehren."

Jakob wischte sich den Mund und sah pfiffig drein, er war heute besonders gut aufgelegt; er nahm wieder auf:

„Wenn so ein Missionär von den Menschenfressern verspeist wird, ich glaub' nicht, daß ein Adliger anders schmeckt wie unsereins."

„Aber Mann, woher kommst du zu solchen Redensarten?"

„Meine Zeitung ist mein Lehrmeister, und ich sag' dir, wenn's damals Zeitungen gegeben hätt', die Apostel hätten auch Zeitungen —"

„Jetzt genug! Ich will nichts weiter hören. Halt dich bereit, wenn ich dich rufen lasse."

Jakob ging schmunzelnd davon, er ist zufrieden mit sich, er hat seiner Frau die Flausen zerstreut.

Magdalena mußte sich besinnen, was sie denn eigentlich für heute Besonderes vorhatte; ja, jetzt fiel's ihr ein, die Kleider der Frau Justizrätin müssen gesonnt werden. Sie hatte sie bisher noch nicht ans Tageslicht gebracht, weil sie den Neid der Nachbarinnen nicht erregen wollte, aber jetzt kommt der Neid doch und da geht's in einem hin.

Als sie die Kleider im Garten aufhing, besonders die schwarzseidenen und auch die von grauem Barege, sagte sie in sich hinein: die passen für eine Missionärin und für eine Baronin. Wer weiß, ob die Selige nicht geahnt hat, was kommen wird; nicht umsonst hat sie gesagt: die Kleider sind einstmals für deine Töchter.

Die Nachbarinnen bemerkten nichts, nur die Sonne sah die schönen Kleider und den großen Shawl, der auf der Wiese lag.

Die Sonne stand hoch und stieg nieder, der Missionär kam nicht und auch keine Botschaft aus dem Pfarrhause. Dafür aber kam etwas, woran man nicht mehr gedacht hatte. Der Hilfswärter brachte von der Station eine kleine Kiste. Die Frau Justizrätin ist ja tot, wer kann denn was schicken? Magdalena öffnete, und aus vielen Umhüllungen blinkte es ihr golden entgegen: ein schönes Waldhorn, und in der Mundspitze lag ein Zettel mit den Worten:

„Meinem lieben Vater zur Lustbarkeit, von seinem Sohne Albrecht.“

Magdalena wartete ab, bis Jakob mit seiner Tafel bahnaufwärts die Strecke beging, dann eilte sie in das Wartehäuschen am Ueberweg und legte das Waldhorn mit dem Zettel auf den Stuhl; schnell versteckte sie sich im Hopfengarten, von wo sie alles übersehen und hören konnte.

Weit drüben über den Vogesen ging die Sonne hinab und vergoldete die Schienen hier, und aus dem Bahnhäuschen tönte es wunderbar, bis der Eilzug kam. Als der Zug vorüber war, eilte Jakob ins Haus:

„Das hast du mir hingelegt, du Wetterhex! Ja, es macht mich glücklich und wieder ganz jung, und ich kann noch blasen. Der Bub ist brav, er hat's behalten, daß ich ihm vor Jahren einmal das Verlangen ausgesprochen.“

Magdalena nickte still. Als der Mond heraufkam, blies Jakob abermals, daß es weit hinausschallte, bis ins Dorf hinein, wo die Menschen verwundert fragten, woher der längst verklungene Waldhornklang ertöne.

Jakob mochte das ahnen, denn er sagte:

„Ja, Mutter, das kann auch bös sein. Die Menschen werden jetzt fragen, woher kann er denn so blasen? und da werden sie nachforschen nach dem, was vergangen ist.“

„Verdirb dir deine Freude nicht,“ tröstete Magdalena, „sie wissen alle, daß du Postillon gewesen bist, und weiter ist's nichts.“

Jakob blies abermals, und sie hörten nicht, daß zwei Menschen gekommen waren, die plötzlich vor ihnen standen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Vater, Ihr seid's, der so schön ... Mutter! Da ist ...“

Weiter konnte Lena nicht reden. Sie lag der Mutter am Hals.

Jakob war aufgestanden und stand Aug in Auge dem Fremden gegenüber, der gerade so groß war wie er selber. Er faßte die Hand des Fremden, sie war schmal und fein wie sein Antlitz.

„Grüß Gott,“ sagte Jakob, und mit wohlklingender, zum Herzen dringender Stimme erwiderte der Fremde: „Ja. Gottes Gruß über uns!“ Er erklärte, daß er Lena zur Frau begehre; er habe bei seinen Oberen angefragt und vor einer Stunde ein

Telegramm erhalten, das die Einwilligung gab, mit dem Zusatze, daß er andern Morgens sofort nach England abreise.

Mutter und Tochter standen Hand in Hand und warteten auf das Wort des Vaters, der sich wieder gesetzt hatte.

Der Fremde wurde dringender, indem er wiederholte:

„Ich bitte um Ihre Einwilligung."

Noch immer antwortete Jakob kein Wort und der Fremde, der im Blicke Jakobs gelesen hatte, rief mit bewegter Stimme:

„Ich bitte, sagen Sie nicht nein, denn meine erwählte Braut, die mir bestimmte Frau, müßte mir gegen Ihren Willen folgen. Sie wissen ja, daß man Gott noch mehr als den Eltern nachfolgen muß."

Die Mienen Jakobs verfinsterten sich, er zog die Brauen zusammen und richtete einen scharfen Blick auf den Fremden, und dieser Blick sagte: Bist denn du schon Gott?

„Vater, ich bitte, saget doch ein Wort," fiel Lena ein. Jakob strich sich mit der ganzen Hand über das Gesicht, dann fragte er:

„Ja, Lena, hast denn überlegt, was das heißt? Fürchtest du dich nicht, so in die fremde Welt hinaus und allem nach auf ewig von deinen Eltern fort?"

„Nein," entgegnete Lena, „der himmlische Vater ist überall bei uns, und ich bin nicht in der fremden Welt, ich bin daheim bei meinem Mann."

Jakob nickte fast lächelnd: die hat im Pfarrhaus studiert, die ist geistlich, die kann reden, wie von der Kanzel.

„Gut. Also gut," sagte er. „Wie heißen Sie?"

„Drachenstein."

„Also Herr Baron von Drachenstein."

„Nicht so, ich heiße Pfarrer."

„Aber den Namen behalten Sie doch? Also Herr Baron oder Herr Pfarrer, was wird Ihre Familie sagen, wenn Sie ein Kind von ganz geringen, ich sage ganz geringen Leuten heiraten?"

„Meine Mutter, die noch lebt, und die ich benachrichtigt habe, denkt ganz so wie ich; aber ich bin nicht mehr der Sohn meiner Familie, bin kein Baron, sondern ein Knecht des Herrn."

„Gut. Das wäre also abgemacht. In Ordnung. Jetzt will ich Ihnen was sagen. Ich bin ein ehrlicher Mann . . . das ist mein Stolz . . . Ich will zuerst allein mit Ihnen reden, und hernach erst soll Ihr Wort gelten."

„Aber was ist denn? Ich kenn' den Vater gar nicht. Was hat er denn? So hab' ich ihn noch nie gesehen. Was ist denn?"

pisperte Lena der Mutter zu. Jakob, der dies bemerkt hatte, wandte sich zu Magdalena:

„Mutter, thu mir die Liebe und widersprich mir jetzt mit keinem Wort."

„Ich? O gewiß nicht!" rief Magdalena und ihr Antlitz strahlte. „Du thust, was recht ist. Recht hast du."

„So kommen Sie mit mir," sagte Jakob und verließ mit dem Fremden die Stube.

„Was hat der Vater? Was hat er auf dem Herzen? Was ist denn geschehen? Ich habe nie gewußt, daß er ein Geheimnis hat und daß er so reden kann."

„Laß deinen Vater! Kein Mensch auf der Welt, außer mir, weiß, was für ein Herzmensch, was für ein rechtschaffener und starker Mann er ist. Lena! Wenn dein Mann die Probe besteht, dann wirst du ganz glücklich und der Segen vom Himmel ist auf euch und ich bin ohne Sorge um dich."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Draußen auf der Bank saßen die beiden Männer. Jakob fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft, mit der linken faßte er die Bank. Er schien das erste Wort nicht finden zu können. Der Missionär begann daher:

„Ich hab's Euch an den Augen angesehen, daß Ihr schon Schweres erlebt habt."

„So? Sieht man mir's an den Augen an?"

„Ja, aber nicht jeder, denn noch niemand hat Euch so angesehen, wie ich. Eure Augen sprechen, daß sie schon im bittersten Harm feucht geworden sind."

„Herr! Was sind Sie für ein Mensch, der das so sieht?"

Er hielt wieder an, und der Missionär bat ihn, offen alles zu sagen, was er auf dem Herzen habe.

„Ja, ja," nahm Jakob auf, „aber sagen Sie mir zuerst: Haben Sie sich nach mir erkundigt?"

„Nein."

„Auch bei unserm Herrn Pfarrer nicht?"

„Nein."

„Ich glaube auch nicht, daß er weiter von mir und von der Mutter weiß. Herr! Wir . . . wir haben im Zuchthaus gesessen."

„Unschuldig?"

„Die Mutter unschuldig, ganz unschuldig, aber ich ... schuldig."

„Das ist schon brav, daß Ihr das gradaus sagt."

„Ja, Herr! Ich wollte, der Herr Justizrat wär' da, aber er ist in Frankreich und da muß ich selber berichten. Also: es war eine Nacht wie heute, da hat's angefangen, und es war eine Nacht wie heute, da hat's geendet."

Jakob preßte beide Hände zwischen die Kniee, beugte den Kopf und erzählte wie in den Boden hinein, wie er gesündigt und wie er gebüßt, und er schloß:

„Herr! Ich spür's noch oft, wie wenn mir Ketten an die Füße angeschmiedet wären, die keine Feile abthun kann. Der Herr Justizrat hat mir gesagt, gerichtlich sei alles ausgelöscht, aber was ich gelitten habe, das kann ich in hundert Nächten nicht sagen, und das kann keine andere Menschenseele ausdenken —"

„Doch, doch," fiel der Missionär dem Stöhnenden in die Rede. „Doch, ich weiß. Das wilde Heer ist durch Eure Seele gezogen, Wölfe, Drachen, Hundehetzen, Peitschen. Oft habt Ihr gewünscht: wenn ich nur unter den Rädern der Lokomotive läge — und dann hat das Denken an Eure Kinder Euch am Leben erhalten —"

„Ja, so war's."

Der Missionär fuhr fort: „Ich sehe, ich höre, wie Ihr beim Erwachen spracht: Warum kann man nicht aufwachen und alles ist nicht wahr, man hat das Schreckliche nur geträumt, und oft hast du gemeint, die Erde weicht, der Himmel stürzt ein, in jedem Trunk Wasser, in jedem Bissen Brot hast du Bitternis verspürt —"

„O Himmel! Haben Sie denn auch einmal so was begangen, daß Sie das alles so wissen?"

„Nein, dem Herrn sei Dank, es ging an mir vorüber, und im Namen unseres Gottes und unseres Erlösers sage ich dir: du bist hoch begnadigt, daß du aus der Zerknirschung dich aufgerichtet hast —"

Jakob war an der Bank auf die Erde gesunken und kniete. Der Missionär richtete ihn auf und rief:

„Komm zu mir, Bruder! Vater der mir von Gott Beschiedenen! Ich danke dir, du Weltenschöpfer, du Weltenversöhner, daß du mich nach deinem unerforschlichen Ratschlusse hierhergeführt."

Der Missionär umarmte Jakob und küßte ihn, dann rief er:

„Laß diesen Kuß dir ein Bürge sein, daß du die Liebe verdienst, daß du die Liebe hast von einem Diener des Herrn, und, wie ich in innerster Seele weiß, rein dastehst vor Gott dem Herrn."

Jakob faßte mit Kraft die Hand des Mannes, aber sein ganzes Wesen zitterte.

„Die Weibsleute haben lang gewartet," sagte er endlich; „komm, jetzt wollen wir ihnen die frohe Botschaft bringen."

Und es war eine frohe Botschaft. Der Missionär küßte der Mutter die Hand. Das war vielleicht doch noch ein Rest aus früherer Gewöhnung, und Magdalena rief: „Meine Hand ist noch nie geküßt worden. Lena," fügte sie dann hinzu, rasch einen heitern Ton anschlagend, „Lena, gib du ihm einen rechtschaffenen Kuß von mir auf den Mund."

Magdalena umhalste und küßte Jakob. Noch nie hatte ein Kind solche Zärtlichkeit der Eltern gesehen, und Jakob, sich aus den Armen seiner Frau losmachend, sagte schmunzelnd und feuchten Auges: „Ist gut, Mutter! Es ist noch eine Flasche Wein da, die die Frau Justizrätin das letzte Mal hier gelassen hat, ich hab' sie eingegraben, jetzt soll sie auferstehen."

Die beiden Paare stießen an und das Brautpaar war's zufrieden, daß man nicht aufstand, bis die Flasche leer war.

Jakob begleitete noch das junge Paar bis zum Dorfe und als er heimkam, saß Magdalena schlafend im Heisterschen Lehnstuhl.

Mit leisem Tritte holte er sein Waldhorn, setzte es an die Lippen und blies einen Choral. Magdalena erwachte und Jakob rief, das Waldhorn absetzend, mit heller Stimme: „Mutter! Der jüngste Tag ist da, wir sind auferstanden in Seligkeit."

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zu ebener Erde in der Studierstube des Pfarrers war noch Licht, und als der Missionär und Lena die Hausthür öffneten, kam ihnen der Pfarrer mit der Lampe in der Hand entgegen.

Der Pfarrer war bis vor einer Stunde auf dem Eichhof gewesen und hatte erst bei der Heimkehr von der schnellen Verlobung gehört. Er ließ die beiden in seine Studierstube eintreten und sprach seinen Glückwunsch aus, dann sagte er, der Herr Amtsbruder solle noch bei ihm bleiben.

„Ich möcht' nur noch fragen," sagte Lena im Gehen, „wie steht's mit der jungen Eichhofbäuerin?"

„Sie ist schwer krank.“

„Und das Kind?“

„Ist frisch und gesund und deine Schwester ist ein wahres Glück für das ganze Haus, sie ist aber von den Nachtwachen so abgemattet, daß deine Mutter oder eine andere gute Frau ihr Hilfe leisten muß.“

Lena ging in ihre Kammer. Der Pfarrer hieß den Missionär sich zu ihm setzen und machte eine große Einleitung, wie grundbrav, wie tadellos das Leben von Lenas Eltern sei; mit stockender Stimme setzte er hinzu, daß die beiden nicht wüßten, wie er im Auftrage des Vereins für entlassene Sträflinge sie besonders im Auge habe.

Der Pfarrer fügte hinzu, daß die Kinder nichts von der Vergangenheit der Eltern wissen; der älteste Sohn sei ein unruhiger Charakter, der noch gut und schlecht werden könne, die anderen aber seien wahre Muster von Bravheit und Frische; noch könne er nicht entscheiden, ob es besser wäre, man sage ihnen, was vorgegangen, oder man lasse es in Hoffnung, daß es vielleicht verborgen bleibe, auf den Zufall ankommen.

Als der Missionär die aufrichtige Beichte Jakobs und dessen Qualen erzählte und wie er da in den tiefen Grund einer einfachen Seele geschaut, sagte der Pfarrer, er habe dem Manne solche Tiefe nicht zugetraut, obgleich der eigentümliche Glanz seiner Augen Ungewöhnliches vermuten ließ. Der Pfarrer war ein echt menschenfreundlicher, sein Amt mit heiligem Ernst pflegender Mann, aber eine leise Verdrossenheit konnte er doch nicht unterdrücken, daß ein Mann aus seiner Gemeinde und noch dazu Jakob, dessen Tochter er so viele Jahre im Hause hatte, die Heilung seiner Seele einem Fremden anvertraute. Allerdings mußte er sich wieder sagen, daß das Bekenntnis Jakobs eine einfache That der Rechtschaffenheit war.

Die beiden Geistlichen ergingen sich in der Betrachtung, wie eine völlige Wiedergeburt und Reinigung sich vollziehe. Sie besprachen das große Rätsel — das für sie freilich keines war — daß die Menschenseele nur durch den Leidenstod zum echten ewigen Leben auferstehe; sie waren darin einig, daß ein Gefallener, der sich wieder aufrichtet, um so höher steige, wie denn alle Religion sich an die Sündigen wende, und Sündige seien alle Menschen, die sich ihr Thun und Lassen ehrlich bekennen.

Im Pfarrhause und im Bahnhäuschen da draußen gab es in dieser Nacht wenig Schlaf.

Beim ersten Frühzuge standen Jakob und Magdalena am Wegübergang; es pfiff schon von ferne ungewöhnlich, und

richtig! Albrecht stand auf der Lokomotive. Der Vater war stramm und aufrecht wie die zusammengewickelte Fahne in seiner Hand, aber Magdalena hielt in der einen Hand dem Sohne das hellglänzende Waldhorn entgegen und mit der andern Hand deutete sie auf den Vater.

Als der Zug vorüber war, ging Magdalena nach dem Pfarrhause, Jakob aber gönnte sich's, Tagwacht zu blasen, und erst, als die Glocke vom Dorfe läutete, hielt er an, nahm die Mütze unter den Arm und faltete die Hände zu stillem Gebete.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Pfarrer hielt zweimal in der Woche, früh am Morgen bevor die Leute ins Feld gingen, öffentlichen Gottesdienst.

Magdalena begegnete ihrer Tochter, als sie gerade mit dem Gebetbuch in der Hand aus dem Pfarrhause kam.

„Grüß Gott! Ich hab's gewußt, daß Ihr kommet, Mutter,“ sagte Lena; weiter wurde kein Wort gesprochen. Die beiden gingen still miteinander, und in der Kirche beteten sie aus einem Gebetbuch.

Der Pfarrer überließ das Vorbeten des Vaterunsers dem Missionär und seine Stimme klang wunderbar. Mutter und Tochter weinten.

Nach Beendigung des Gottesdienstes eilte Lena ins Pfarrhaus, sie hatte Wasser über dem Feuer stehen; der Herr Pfarrer will immer bald den Kaffee, und heut ist noch ein anderer da, dem sie gern das Beste bereitet hätte.

Magdalena wurde von der Nachbarin Frau Maier begrüßt, die selbstverständlich keinen Wochengottesdienst versäumte, und es war kein Geringes, daß Frau Maier der Nachbarin mit aufrichtigem Tone Glück wünschte.

„Zu was?“ fragten andere Frauen, die sich herzu gesellten. Die Verlobung Lenas mit dem Missionär wurde verkündet.

„Es soll ja ein Baron sein,“ rief die Bäckersfrau. Es wurde bestätigt, und die Bäckersfrau eilte heimwärts, um die große Nachricht ihren Kunden mitzuteilen.

Dafür kam eine andere Frau schell atmend mit dem Gebetbuch in der Hand; es war Frau Süß.

Sie schimpfte auf die Dorfuhr, die nicht richtig mit der Bahnuhr gestellt sei; dadurch habe sie den Morgengottesdienst versäumt. Als sie die Kunde von der Verlobung hörte, rief sie:

„Es ist ja ein Baron, das ist eine große Ehr!“

„Davon spricht man nicht zuerst,“ ermahnte Frau Maier, „da und da,“ sie deutete auf die Kirche und auf den Friedhof, „ist davon keine Rede.“

„Und ich brauch keine Rede von Ihnen,“ entgegnete Frau Süß heftig schreiend.

Als Magdalena zu beschwichtigen suchte, rief Frau Süß höhnisch:

„So? hat die Advokatenmagd jetzt auch schon predigen gelernt? Ich könnte der Welt auch was predigen. Wart nur!“

Magdalena entfernte sich, ohne ein Wort zu erwidern. Sie ging ins Pfarrhaus, wo sie die Pfarrersleute und den Missionär beim Frühstück traf. Sie mußte sich zu ihnen setzen.

Der Missionär sagte, er fahre nach dem Städtchen, wo der Eilzug anhält, Mutter und Braut sollten ihn begleiten. Magdalena war bereit, sie hatte vorsorglich ihr Sonntagsgewand angezogen. Der Missionär fügte hinzu, daß es ihm vielleicht nicht möglich wäre, vor seiner Abreise nach Indien nach Deutschland zurückzukehren; Lena müsse dann zur Trauung zu ihm nach England kommen. Das war freilich hart, aber die ganze Sache war ja so ungewöhnlich, daß man auch das hinnehmen mußte, wie es einmal war.

Als man eben aufstehen wollte, kam ein Bote vom Eichhof der vom Bahnhäuschen hierher gewiesen war, er meldete: der Bauer und Rickele lassen Magdalena bitten, so schnell als möglich zu der Kranken zu kommen.

„Gehen Sie,“ sagte die Pfarrerin, „ich begleite dann Lena. Ich könnte wohl,“ fügte sie hinzu, „an Ihrer Stelle auf den Eichhof gehen. Ich weiß, Herr Bräutigam, es heißt in der Bibel: es ist besser in ein Klagehaus gehen, denn in das Trinkhaus. Aber ich bin leider Gottes ungeschickt bei Kranken.“

Magdalena nahm eilig Abschied.

Sie traf glücklicherweise den Knecht, der jeden Tag die Milch vom Eichhof an die Eisenbahn bringt; er war auf dem Heimweg und Magdalena trieb ihn an, rasch zu fahren.

Am Ueberweg rief sie Jakob schnell zu, was er für sie und im Hause besorgen solle.

Eine Stunde darauf fuhren in einer offenen Kutsche die beiden Pfarrer mit der Pfarrerin und Lena durch das Dorf. Alle, an denen sie vorbeifuhren, grüßten ehrerbietig, aber Lena, die neben der Pfarrerin im Vordersitze saß, schaute nicht auf, sie schämte sich des wunderbaren Glückes. Draußen vor dem Dorfe, wo man das einsame Gehöfte sah, sagte Lena zu ihrem Bräutigam:

„Dort oben ist meine Mutter und meine Schwester. Wir sind hier so froh und dort ist so Trauriges . . .“

Ja, Magdalena erfuhr in zwiefacher Weise Herzbeklemmendes dort oben.

Die Kranke schlief, als sie ankam. Sie verkündete leise dem Bauer die Verlobung Lenas und er sagte:

„Wünsche Glück. Es ist doch noch Glück auf der Welt.“

„Ist deine Mutter da?“ rief es aus der Kammer.

„Mutter, kommet herein,“ sagte Rickele, aus der Kammer in die Stube tretend.

„Anton! komm auch herein!“ rief die Kranke.

Magdalena und der Bauer traten ein und die Kranke sagte:

„Richtet mich auf. So! Jetzt sterb ich ruhig. Du, Anton, gib mir die Hand, und Ihr, Magdalena, gebt mir auch die Hand. Wenn ich sterbe . . . weinet nicht . . . es thut mir weh . . . Ja, wenn ich sterb, dann heiratest du das Rickele und du hast's gut und meine Kinder auch. O meine armen Kinder!“ Sie konnte vor Herzstößen nicht weiter reden.

„Bäuerin, nimm dich zusammen,“ konnte der Bauer hervorbringen.

„Ja, ja,“ rief die Kranke. „Du hast selbst einmal gesagt, mit der wird einmal ein Mann glücklich, und meine Kinder —“

Statt der Antwort wendete sich der Bauer an Magdalena und sagte:

„Seid so gut und lasset mich ein paar Minuten mit meiner Frau allein, nur ein paar Minuten.“

„Ja, ich hab' nicht mehr viel,“ klagte die Frau, „gehet und kommet gleich wieder.“

Magdalena ging in die andere Stube und der Bauer sagte zu seiner Frau:

„Plag dich nicht und mich nicht. Du kommst wieder auf.“

„Nein, ich komm nicht mehr auf, und ich will's gut für dich und für meine verlassenen Kinder. O, meine Kinder!

„Rickele!“ schrie die Kranke mit mächtiger Stimme, „Rickele! Komm herein. Komm hurtig! Deine Mutter auch. Kommet schnell!“

Rickele kam mit dem ältern Kind auf dem Arm und die Bäuerin, die in die Kissen zurückgesunken war, richtete sich mit aller Macht auf und sagte:

„Rickele, versprich mir, daß du meine Kinder nicht verlassen und eine gute Mutter an ihnen sein willst . . .“

Statt der Antwort küßte Rickele das Kind auf ihrem Arme. und das Kind umhalste sie.

Mit verklärtem Blick sah die Kranke auf und sagte endlich: „Gott sei Lob und Dank. Ich sterbe ruhig. Anton, gib dem Rickele die Hand und redet weiter nichts.“

Magdalena schickte Rickele mit dem Kinde aus der Kammer. Die junge Wöchnerin verschied in den Armen Magdalenas. Der Bauer kniete schluchzend am Bette.

Als er endlich sich aufrichtete und mit Magdalena in die Stube ging, sagte sie:

„Bauer, merket auf, was ich Euch sag: die Selige ist in Ruhe gestorben, und das ist gut. Ihr aber seid frei und ledig. Ich lass' mein Kind keinem aufzwingen und wenn er der König wär.“

Mit kummervollem Blick und unter Schluchzen stotterte der Bauer: „Die Selige hat . . . es ist so . . . ich kann jetzt nicht weiter reden . . .“

„Soll ich das Rickele heimschicken und bei Euch bleiben?“ fragte Magdalena.

„Nein, es bleibt alles, wie es ist, und ich muß es tragen. Das Wort ist . . . Ich kann jetzt nicht viel reden . . .“

In derselben Stunde riß sich Lena mit schwerem Herzen von ihrem Bräutigam los.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am Sonntag wurde der Hilfswärter zur Vertretung eingestellt, denn Jakob und Magdalena wollten in der Kirche sein, wo Lena aufgeboten wurde.

Jakob sammelte mit Behagen die Glückwünsche ein, die ihm am Ausgange der Kirche und dann im Wirtshause dargebracht wurden. Nur her damit! sagten seine Mienen, ich kann aufladen, so viel es gibt, und schön ist die Welt, man weiß gar nicht, wie viele gute Freunde man hat, wenn man im Glück ist, und wie viel guter Wein im Keller auf uns wartet, wenn man Geld hat.

Des Lobes und des Weins voll ging er heim, aber festen Schrittes, denn wie gesagt, er kann von beidem viel vertragen, und daheim sagte er zu Lisbeth, dem jüngsten Kinde, das auch bereits erwachsen war: „Nestling, wie alt bist denn?“

„Bald sechzehn.“

„Sag': erst fünfzehn, wird grad so gut sein. Weib,

Mutter," rief er und seine Mienen waren stolz von der Weisheit, die er nun darbringen werde. „Mutter! Die Krämer auf dem Jahrmarkt halten besonders drauf, wer der erste Kunde ist. Jetzt unterm Grafen geb ich keine mehr her. Was meinst, ich bin heute frei, wollen wir nicht eine Ausfahrt machen?"

„Nein. Wir müssen daheim bleiben, es kommen noch Leute zum Glückwünschen."

„Ist mir auch recht. Sieht der Lehnstuhl da nicht aus, wie wenn er die Arme ausbreiten thät? Ist recht. Ich komm schon."

Er setzte sich in den von Heister geschenkten Armstuhl, Magdalena setzte sich ans Fenster und sagte, in die weite Welt hinaus schauend: „Weißt noch? Damals hinterm Hag hast du dir gewünscht, in einen Wald von Familienverwandten hinein zu heiraten. Jetzt haben wir einen Schwiegersohn und wir selber sind ein Wald mit Ablegern und wer weiß . . ."

„Mutter! du hast Gedanken wie . . . ich weiß nicht wie . . ."

Jakob suchte nicht mehr lange nach dem Vergleich, denn er war im Reden eingeschlafen.

Nicht nur das Glück des Kindes machte Jakob so froh, er war von aller innern Beschwernis entlastet, seitdem er als ehrlicher Mann dem Missionär gebeichtet hatte, und heute war etwas vom alten lustigen Gesellen in ihm aufgewacht.

Es war aber, als ob die Last sich jetzt auf Magdalena gewälzt hätte; der Missionär war ein vornehmer Mann und ein Gelehrter und Frommer, der alles versteht, aber der Eichhofbauer, wenn er dem letzten Wunsche seiner Frau nachkommen will — und daran ist nicht zu zweifeln — da kann's bös werden.

Magdalena war beim Begräbnisse der Eichhofbäuerin gewesen; sie hatte die Tochter täglich besucht, aber von dem, was die Sterbende geäußert, hatte sie Jakob nichts mitgeteilt.

Magdalena ging nun vors Haus, um die Besuche abzufangen, damit der Vater ruhig ausschlafen könne. Sie sah, wie der Nestling mit dem Hilfswärter, der für heute eingestellt war, dort am Ueberweg scherzte. Das wäre schön, wenn die jetzt auch schon anfinge. Sie hätte Lisbeth gern gerufen, aber damit weckte sie den Vater, sie winkte heftig: komm heim! Aber das Kind sah sie nicht. Jetzt endlich kam es mit dem Eichhofbauern, der langsamen Schrittes daher wandelte.

Der Bauer wurde herzlich gegrüßt; er brachte einen Gruß vom Rickele. Jakob, der inzwischen erwacht war, schaute hemdärmelig zum Fenster heraus und rief: „Ei der Bauer! Kommet nur herein!"

Drin in der Stube gab Magdalena zuerst ihrem Manne den Rock zum Anziehen, dann mußte der Bauer den Ehrenplatz im Lehnstuhl einnehmen. Er gab etwas unbehilflich seinen Glückwunsch ab, und Jakob erteilte ihm den väterlichen Rat, sich sein Leben nicht zu vergrämen, man müsse sich in alles finden.

Magdalena erklärte mit großer Ruhmredigkeit die Bilder vom Justizrat Heister und und dessen Frau und Jakob fügte hinzu: „Da muß nun bald auch das Bild von meinem Schwiegersohn dazu.“

Der Bauer ließ sich herbei, das Glück zu preisen, da ging die Thüre auf und herein trat Frau Süß; ihre funkelnden Augen schweiften unruhig hin und her und an der Art, wie Magdalena erschrak, merkte sie, daß hier etwas vorgehe.

Ohne an das Leid des einen und die Freude der andern zu erinnern, verkündete sie, daß sie vor allem hierher geeilt sei, um die Nachricht zu geben, daß ihr Mann endlich zum Bahnmeister im Unterland ernannt worden sei, und Viktoria sei bereits abgereist, um telegraphieren zu lernen. Sie schien ihre Lust daran zu haben, auch Magdalena zum Heucheln zu zwingen, denn sie konnte dem Bauern nicht genug darlegen, welche innige Freundinnen sie seien. Dazwischen fragte sie stets Magdalena: Nicht wahr? so daß diese bejahen mußte. Sie hatte aber auch, wie sie erklärte, heute schon sich als Freundin bewiesen, sie hatte den Leuten die Mäuler gestopft, die in Neid und Unverstand allerlei munkeln, daß die Heirat mit dem Missionär so schnell gehe und daß er nicht wieder komme und Lena ihm nachreisen müsse.

„Zu was ist das gut, daß wir das alles wissen müssen?“ platzte Jakob heraus. Frau Süß erwiderte mit spitzigem Tone: „Ehrenleute wie ihr dürfen alles wissen, und man darf auch alles von ihnen wissen.“

Magdalena sah, wie die Zornesader ihres Mannes schwoll, sie legte ihm die Hand auf die Schulter, um ihn zu mahnen, ruhig zu bleiben, aber er wehrte ab.

„Ja wohl!“ rief er mit heiserer Stimme; der Zorn schien ihn heiser gemacht zu haben und der verschlafene Weingeist schien aufzuwachen. „Ja wohl! Lustig ist's. Frau Nachbarin! Mit Ihnen will ich den Kehraus tanzen, ohne Musik . . .“ Er streckte die Hand nach ihr aus.

Wie vom Himmel gesendet, trat da plötzlich Albrecht ein und seine Erscheinung, voll Anmut und Kraft, veränderte die Mienen aller und lenkte einen Ausbruch bittern Streites ab. Nur Jakob hatte noch ein Wort, das man ihm vielleicht nicht zugetraut hätte, denn er sagte mit ruhiger Ueberlegenheit:

„Ja, Frau Nachbarin, mir thut's im Herzen leid, daß wir Ihren Mann verlieren, der ist ein rechtlicher, herzbraver Mann und hat nichts Verstecktes und nichts Boshaftes."

Nach diesen Worten wendete er sich an seinen Sohn und schüttelte ihm tapfer die Hand.

Frau Süß wäre gern mit dem Eichhofbauer davon gegangen, um ihn auszuhorchen, der aber setzte sich nochmals und ließ sich Feuer geben für seine Pfeife. Er schien auch besonderes Wohlgefallen an Albrecht zu haben.

„Der Schlag Menschen ist gut. Das ist ein prächtiger Schwager," sagten seine Mienen, mit Worten sprach er nicht viel. Er ist der Eichhofbauer, hat so viel Aecker und Wiesen und Wald und vier Rosse im Stall, da braucht man nicht reden, die Welt weiß, wer man ist und was man zu sagen, oder eigentlich ungesagt zu bedeuten hat.

Die Eltern hatten anfangs nicht die gewohnte Freude von Albrecht, denn er sagte:

„Ehrlich gestanden, ich habe keinen Gefallen am Missionswesen."

„So? Und warum nicht?"

„Man sollte nur dahin Religion tragen, wo noch keine ist, denn im Grund sind alle Religionen gleich gut; es gibt in jeder gute und schlechte Menschen, und die Indier sollen eine ganz gute Religion haben und die Chinesen und die Japanesen sind so geschickt und in manchem noch geschickter wie wir."

Noch ehe Albrecht sich erklären konnte, fragte Magdalena:

„Seit wann bist denn du so gottlos und schimpfst auf unsere heilige Religion? In deinem Elternhaus bist du zu so was nicht angelernt worden," schloß sie mit einem Seitenblick auf den Bauern. Sie war aber nicht wenig erstaunt, als der Bauer sagte:

„Ich geb' auch keinen Kreuzer zu den Missionen. Ich bin da ganz mit dem Sohn einverstanden. Ich hab' ein Buch daheim, wo das auch drin steht und noch mehr, Payne heißt es, es ist aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt, mein Schwager hat mir's aus Amerika überschickt. Daneben aber ist der Missionär gewiß ein Mann, der es gut meint und gewiß auch Gutes thut, und eine Ehre für die Familie ist er allweg."

Wenn der Stuhl plötzlich zu tanzen angefangen hätte, man hätte sich nicht mehr darüber gewundert, als daß der schweigsame, still seinen Weg gehende Bauer so redete.

In guter Verständigung saß man noch lange beisammen. Der Bauer besprach mit Albrecht, wie schwer es sei, heutzu-

tage Dienstboten zu bekommen und zu behalten, und ob denn das Zudrängen zu den Fabriken nicht bald aufhöre.

Albrecht gab ausführlichen Bescheid, und der Bauer nickte wohlgefällig, als Albrecht in großen Zügen darlegte, wie ein Umschlag eintreten müsse, so daß die Leute den ruhigen und stetigen Erwerb, zumal in der Feldarbeit, wieder neu schätzen lernen.

Es kamen noch viele Glück wünschende Besuche, zuletzt auch noch die Braut, und um Frau Süß ganz sicher zu beschwichtigen, zeigte ihr Magdalena die von Frau Heister vererbten und für Lena bestimmten Kleider und eins davon, das für Viktoria paßte, wurde der lieben Nachbarin um ein Geringes überlassen.

Frau Süß war aber doch noch tückisch genug, beim Abschied zu sagen: „Ich bin froh, daß ich von dem Haus Gottverlassen wegkomme. Wenn andere zufrieden sind, so aus der Welt draußen zu sein, werden sie wissen warum."

Sie ging triumphierend davon, da sie das gesagt hatte. Der Bauer begleitete Albrecht, der zur Station mußte, eine gute Strecke Weges und Magdalena sah noch von ferne, wie sie still standen und einander beide Hände reichten; der Bauer hatte offenbar jetzt Albrecht gesagt, daß sie Schwäger würden. Und jetzt sah sie, wie beide lachten. Sie hat's richtig erraten warum, denn Albrecht hatte dem Schwager erzählt, daß vor Jahren, vom Einzuge nach der Hochzeit her, seine Schwester den Scherznamen Schmalzrickele bekommen habe.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wer kann sagen, wie ein Gerücht entsteht? Vielleicht war etwas vom Gesinde auf dem Eichhof erlauscht worden, vielleicht hatte sich eine Vermutung zu einer ausgemachten Thatsache verdichtet.

So zurückhaltend sich auch der Eichhofbauer, Rickele und Magdalena verhielten, es wurde doch ruchbar, was in der Todesstunde der Bäuerin sich ereignet hatte, und es drang auch zu Jakob in das Häuschen am Ueberweg. Er stellte deshalb seine Frau zur Rede und sie erzählte alles getreu, mit dem Hinzufügen, sie habe warten wollen, bis der Bauer in aller Form um Rickele anhalte.

„Ja, ja," entgegnete Jakob, „was lange Kleider hat, kann

viel besser was verstecken und verheimlichen. Jetzt will ich dir was sagen: vergib dir und unserm Kind nichts gegen den hochmütigen Eichhofbauer und . . . wenn etwas daraus wird, dem Baron habe ich alles gesagt, jetzt dem Bauer mußt du alles sagen; du bist dabei gewesen, wie sich die Sache eingefädelt hat, jetzt mach' auch den Knopf. Weiter sag ich kein Wort."

Und er sagte auch weiter keines, er gab dem Bauer die Hand, der ihm die seine jetzt immer darstreckte, er sprach aber kein übriges Wort mit ihm und nickte nur, wenn der Bauer ihn einlud, ihn auf dem Hofe zu besuchen; er ließ es aber wohlweislich bleiben, der Einladung zu folgen.

Um so mehr war Magdalena auf dem Eichhof, und sie hatte ihre besondere Freude dran, wie der Bauer von Albrecht sprach. Er wollte auch Näheres von Emil wissen und die Mutter mußte gestehen, daß sie dem Erstgeborenen nicht so viel Gutes zutraue; er sei als Kind das brävste gewesen, aber nachher sei er „arg ausgeartet", er könne aber noch immer gut werden.

Der Missionär hatte nicht nach den Großeltern gefragt und nicht ob die Eltern Geschwister und Verwandte hätten, um so eifriger fragte aber der Bauer. Magdalena erklärte, daß sie und ihr Mann ganz allein stünden in der Welt; der Bauer habe keine Ueberlast von Angehörigen zu befürchten.

„Deswegen frage ich nicht," entgegnete der Bauer, zum erstenmal ärgerlich, „man will doch von den Verwandten wissen und wie die Eltern vordem gelebt haben."

Da war's, da stand nun Magdalena vor dem schweren Rätsel. Sie war aber gewandt genug, dem Bauer zu erklären, daß sie und Jakob Dienstboten gewesen und Schweres durchzumachen gehabt hätten; das sei aber vorbei und der Justizrat Heister sei wie ihr Vater, und wenn der käme, werde der Bauer erst recht hören, was seine Schwiegereltern seien. Sie erging sich in Schilderung Heisters und seiner Frau; der Bauer schien zufrieden und sie selber war's auch. Sie hatte nichts Unehrliches gesagt, und wer so gescheit und aufgeklärt denken kann, wie der Bauer damals bei Albrecht gezeigt, der wird, wenn das Vergangene an Tag kommt, schon leicht drüber weg kommen.

„Wie ist's denn, Mutter?" fragte Jakob, „der Bauer ist nicht mehr so gradaus mit mir wie sonst. Hast du ihm alles gesagt?"

„Alles noch nicht, aber die Hauptsache," beruhigte Magdalena, „und er ist gescheit, man sieht's ihm nicht an, und er ist

in Rickele verliebt wie ein junger Bursch und dankbar und ehrerbietig gegen sie wie —"

„Ja, wie denn?"

„Ich weiß nicht mehr! Laß mich in Ruh. Ich hab genug zu thun, jetzt alles für Lena zu richten."

Das war wahr und den Sonntag nach dem dritten Aufgebot kam ein Telegramm, daß Lena sofort nach England abreisen solle, denn der Missionär müsse alsbald auf seinen Posten.

Auf demselben Zuge, auf dem Süß und seine Frau abreisten, stieg auch Lena ein. Der Pfarrer und die Pfarrerin gaben ihr eine Strecke Weges das Geleite, die Eltern blieben zurück und der Pfarrer hielt auf dem Bahnhofe eine Art Trauungsrede und wendete sich besonders tröstend an die Eltern. Noch nie wurde auf dem Bahnhofe heftiger geweint, als an diesem Tage von Magdalena, und auch Jakob sagte schluchzend: „Man spürt's erst, wenn ein Kind so davon geht, was das heißen will, und in der Stunde der Trauung sind wir nicht einmal bei ihm."

Wenige Tage drauf kam ein Telegramm, daß Lena und der Missionär getraut worden und sich nach Ostindien eingeschifft hätten.

Dreißigstes Kapitel.

„Der älteste Sohn in Frankreich und die älteste Tochter in Ostindien," sagte Jakob am Feierabend, „hat der Bub noch nicht einmal auf den schon so lange geschriebenen Brief von der Verlobung seiner Schwester geantwortet. Ja du," wendete er sich zu dem Bilde, „ein Nichtsnutz bist du. Ein Nichtsnutz!"

Nach Art der Mutter suchte Magdalena den Sohn zu entschuldigen; vielleicht sei ein Brief verloren gegangen.

„Ja, ja," entgegnete Jakob, „ich wünsch', daß du recht haben mögest, ich mein' aber, du redest dir nur selber ein, was du sagst. Ein Nichtsnutz ist der Bub. Ich sag mir's nur ehrlich und muß es tragen."

Er hatte das rechte Wort gesagt, und wußte doch nicht, was in Hyères vorging.

Heister war schwer krank geworden, war aber jetzt bereits wieder genesen und Emil hatte ihn mit einer Liebe und Sorgfalt gepflegt, die kein leibliches Kind nachhaltiger und geduldiger üben konnte, und dabei hatte er eine Art der Erheiterung, ein scherzhaftes Zureden, daß Heister einmal sagte:

„Du hast doch viel von deiner Mutter. Du weißt gar nicht, wie lieb mir deine Mutter war."

„Ja wohl, das weiß ich," entgegnete Emil, und Heister merkte nichts von dem triumphierenden Tone, mit dem er das aussprach.

Er ging am Arme Emils wieder spazieren und wiederholt sagte er, er habe Lust, sich in der Heimat auf ein kleines Landgut zurückzuziehen, er möchte Emil gern lebenslang bei sich behalten, aber es wäre unrecht, ihn seinem Berufe und einem selbständigen Leben zu entziehen.

„Bist du um Verlängerung deines Urlaubes eingekommen?" fragte Heister dann. Emil bejahte und doch hatte er das mit Absicht unterlassen; es war ja unmöglich, in das kleinliche Lehrertum, wie es ihm jetzt erschien, wieder einzutreten.

In der Nachbarschaft der beiden Männer lebte ein junges Ehepaar aus Norddeutschland; der Mann, der als Hauptmann im Heere diente, war schwer krank und die feine, lebhafte junge Frau pflegte den Rettungslosen mit der vollen Hingebung einer Liebenden.

Emil stand in freundlichem Verkehr mit dem jungen Ehepaar, und der jugendlich frische, allzeit gefällige „Sekretär des Justizrats" war den beiden zur Stütze. Daneben hatte er mit der jungen Frau ständig einen Austausch von Büchern, die reichen Gesprächsstoff boten, denn Emil hatte mit großer Schnelligkeit sich das Französische angeeignet. Heister ermahnte ihn oft, sich mit dem französischen Schulwesen und mit wissenschaftlichen französischen Werken bekannt zu machen. Er nahm selber Einsicht von den Büchern, die zwischen Emil und der jungen Frau hin und her gingen. Er konnte diese Lektüre nur mißbilligen und warnte die jungen Leute: Man lese dergleichen nicht ungestraft; er betrachte diese pikanten Romandichter in gewisser Hinsicht als Verräter an ihrem eigenen Vaterlande, denn es könne nicht wahr sein, daß eine Nation aus einer so großen Anzahl solcher Personen bestehe; wäre das der Fall, so gäbe es, abgesehen von der Seltenheit rein sittlicher Ehen, zuletzt kaum mehr eine redliche Gemeindeverwaltung oder eine rechtschaffene Vormundschaft für Waisen, überhaupt keine sittliche That mehr.

Die beiden jungen Leute hörten den „Pedanten" mit mitleidiger Nachsicht an und scherzten oft über ihn.

Dagegen erhielt Heister von dem kranken Manne die Schriften von Fritz Reuter, und so schwer es ihm anfangs als Süddeutscher wurde, er las sich in dieselben hinein und wieder-

holte oft, er verdanke seine volle Genesung, die Erheiterung seines Gemütes den sonnigen Schriften des plattdeutschen Dichters.

Als im Frühling der Offizier starb, vererbte er ausdrücklich diese Bücher dem Justizrat Heister. Die junge Frau war zerbrochen und verlassen, und sie gestand Heister, daß sie nach den Landesgesetzen als kinderlos auch erblos sei und sich ihren ferneren Lebensunterhalt durch Arbeit suchen müsse.

Ob sie dies auch Emil mitgeteilt, blieb zweifelhaft; er nahm ihr alle Mühseligkeiten ab, und nach ihrer Abreise war er mehrere Tage in sich gekehrt.

Heister berichtete ihm von dem grausamen Gesetze, das die junge Witwe nun der Armut übergab.

Emil erwiderte hierauf nichts, sondern sagte: „Ich war im Bagno in Toulon, ich habe in das Chaos der Verbrecherwelt hinein gesehen. Aber was ist das alles noch gegen Menschen, die mit dem Brandmal behaftet, Kinder in die Welt hineinsetzen und ihnen von der Geburt an ein Brandmal aufdrücken?"

Heister erzitterte und brachte endlich die Worte hervor: „Was sagst du?"

„Sie haben mich wohl verstanden," entgegnete Emil mit eisiger Kälte. „Herr Justizrat! Ich möchte einmal ganz offen mit Ihnen sprechen und den Heimlichkeiten ein Ende machen. Darf ich?"

„Sprich nur."

„Ich überlasse es Ihnen, welchen Namen ich haben soll, obgleich mir natürlich der ehrliche lieber wäre. Ich werde mit Leichtigkeit die Landwirtschaft so erlernen, daß ich Ihr Gut in der Heimat bewirtschaften kann. Ich glaube, Ihnen gezeigt zu haben, wie ich Sie treulich pflege, und mit mir wird das allzeit Emilia thun."

„Emilia?"

„Ja, Emilia. Wir haben uns gelobt, wenn die Trauerzeit vorüber ist, uns anzugehören. Sie werden als Vater die Einwilligung geben."

„Vater? Ich?"

„Nun denn, so muß ich's sagen. Der Mann im Bahnhäuschen heißt mein Vater, aber Sie, aber du —"

„Pfui!" konnte noch Heister rufen, dann verfiel er in einen Hustenanfall, daß es schien, er sinke sofort in den Tod; er wehrte Emil ab, der ihn in die Arme fassen wollte, aber bald konnte er sich dessen nicht mehr erwehren.

Heister erholte sich wieder, er öffnete die Augen, er sah

Emil, er schloß die Augen wieder und schien sich lange still zu fassen. Mit großer Selbstbeherrschung sagte er dann, daß die verdorbenen Bücher die Seele Emils vergiftet hätten; Emil habe sich schwer versündigt, aber es könne ihm noch verziehen werden. Heister hielt mit scharfem Bedacht die bittern Worte zurück, die ihm auf der Lippe schwebten, er fürchtete, Emil zu einer verzweifelten That zu treiben, und er wollte ihn heimbringen.

Auf der Reise nach der Heimat sprachen Heister und Emil nur selten ein Wort.

Am Morgen nach der Ankunft schickte Heister nach dem Hauptmann Hornung, dem Sohne seines Freundes. Als dieser eingetreten war, sagte er:

„Bitte, Herr Hauptmann, warten Sie hier. Ich habe mit dem jungen Manne hier nur noch ein Wort zu sprechen." Er winkte Emil, ihm zu folgen.

Er trat mit ihm in die andere Stube und sagte: „Wie schlecht du bist, das soll vorerst niemand wissen als du und ich. Ich rate dir nun, thue freiwillig, was du sonst gezwungen thun mußt."

„Was? Was denn?"

„Du hast den Lehrerdienst aufgegeben und bist nun militärpflichtig. Vielleicht kannst du als Soldat noch ein brauchbarer Mensch werden, dessen sich deine Eltern nicht zu schämen haben."

Bevor Emil erwidern konnte, öffnete Heister die Thüre und sagte:

„Herr Hauptmann, der Herr Ketterer hier war Lehrer und muß nun, da er diesen Beruf aufgegeben, Soldat werden; ich bitte Sie, auf meinen Paten ein besonderes Augenmerk zu halten. Nun sprechen Sie, Herr Ketterer."

Sie? Herr Ketterer? Emil schaute hin und her, wie wenn ihn Wahnsinn ergreifen müßte; endlich faßte er sich und erklärte, daß er seine Soldatenpflicht erfüllen wolle; sein Atem war beklommen, sein Auge funkelte und seine Zähne knirschten.

„Ihren Eltern werde ich selber mitteilen, daß Sie Soldat werden. Ich muß Ihnen nämlich sagen," wendete sich Heister zum Hauptmann, „daß Herr Emil Ketterer mein Pate ist. Er ist der Sohn des Bahnwärters Ketterer, der in nahezu dreißig Dienstjahren noch keinen Tadel seiner Vorgesetzten erhalten hat. Die Mutter des Herrn Ketterer war fast sieben Jahre bei uns in Dienst und nachdem sie gegen unsern Willen unser Haus verlassen hatte, heiratete sie zwei Jahre später, und Herr Emil ist der älteste Sohn."

Der Hauptmann nahm diese seltsame Mitteilung mit Ver-

wunderung auf, Emil wußte, warum sie so und vor diesem Zeugen gegeben wurde; er fuhr sich mehrmals mit der Hand nach dem Hals, wie wenn ihn die feine knochige Hand des Justizrats da würge. Heister hatte es tief unter seiner Würde gehalten, dem Entarteten eine Erklärung zu geben, und er hatte den befreundeten Hauptmann vornehmlich in der Absicht zu sich gebeten, um Emil in jeder Weise zu bannen. Jetzt wendete er sich wieder zu Emil und sagte:

„Ich hoffe, Sie werden sich so halten, daß Sie bald eine höhere Stelle erringen. Herr Hauptmann, er hat ein gutes Lehrerexamen gemacht und spricht vortrefflich französisch."

Einunddreißigstes Kapitel.

Wohl ist es dem Menschen vergönnt, sich aus eigener Kraft empor zu ringen und sein Leben zu bilden. Wer aber die Gemeinschaft verletzte, dem muß die Gemeinschaft wieder aufhelfen. Der Daseinsgenosse muß die Hand reichen. Es geht ein Glaube durch die Welt, daß man aus Leben und Lehre der Reinen, die längst dahingeschieden, sein Dasein erneuern könne, und es ist und bleibt ein edles Erbe der gegenwärtigen Menschheit, was erhabene Geister in sich vollendeten. Es geht ein anderer Glaube durch die Welt, daß aus der Gemeinverbindlichkeit der Lebenden das Reine und Echte sich vollzieht.

Ein Sendbote dieser Ueberzeugung war Heister, der durch keine Ruchlosigkeit sich die Zuversicht der Rettung und die Pflicht der Hilfeleistung zerstören ließ.

In dem Manne, der eben aus schwerem Leid erstanden war, lebte frische Jugendkraft, da er von der Hauptstadt aus nach der Station fuhr, von wo er nach dem Bahnhäuschen Numero 374 ging.

Heister traf die beiden Eheleute daheim und er wurde mit der ganzen Innigkeit begrüßt, die in den beiden für ihn waltete.

Als nach Emil gefragt wurde, erklärte Heister, daß er Soldat geworden.

Jakob preßte die Lippen zusammen und schüttelte lange den Kopf, dann sagte er, das sei wohl das Beste für Emil, vielleicht das einzige, was ihn noch zum richtigen Menschen machen könne, denn gehorchen, ohne dabei zu mucksen, das werde ihm gut thun.

Nicht so beruhigt war Magdalena; sie ahnte, was zwischen dem Justizrat und Emil vorgekommen sein konnte. Zornesröte

und Schamröte überflog ihr Antlitz, und sie, die den Erstgeborenen immer zu verteidigen gesucht, hatte jetzt nicht die gleiche Hoffnung wie der Vater.

Dieser aber war in der eigenen Befreiung voll Vertrauens, daß alles neu gedeihen könne, und sein Auge leuchtete wunderbar, als er Heister darlegte, daß er nun doppelt erlöst sei; Heister habe ihm die Schuld vor dem weltlichen und der Missionär die vor dem himmlischen Richter ausgelöscht.

Als er jetzt auf seinen Posten mußte, sagte er noch im Fortgehen, Magdalena solle dem Herrn Justizrat die Sache mit dem Eichhofbauer erzählen.

Das war es, was Magdalena gewünscht hatte, und doch kam sie lange nicht zu Wort. Sie wollte Heister zuerst sagen, daß sie von dem verruchten Gedanken Emils wisse, aber sie konnte es nicht über die Lippen bringen. Endlich berichtete sie von den Vorgängen beim Tode der Eichhofbäuerin und daß der Bauer in den nächsten Tagen bei Jakob um Rickele freien wolle. Sie gestand, daß sie ihrem Manne versprochen habe, dem Bauer alles zu erzählen, es aber bis jetzt nicht vermocht hätte.

„Und da meinst du, ich soll dem Bauer alles berichten?"

Magdalena nickte und schaute zur Erde und eben als sie sprechen wollte, brauste der Zug am Hause vorüber und das tönte so gewaltig, daß kein anderer Laut vernehmbar war.

„Willst du mit mir zum Eichhofbauer gehen?" fragte Heister.

„Ich bitt' . . . ich mein' . . . es wär besser, der Herr Justizrat geht allein."

„Glaubst du nicht, es wäre besser, man sagte dem Bauer gar nichts?"

„Ja, das hab' ich auch gemeint, aber der Vater will und thut's nicht anders."

„Dein Mann hat recht und ich geh."

Mit bangem Herzpochen sah Magdalena dem alten Freunde und Wohlthäter nach, der nach dem Eichhof ging.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Auf dem Eichhof wurde Heister mit großer Ehrerbietung empfangen, denn der Bauer kannte nicht nur die hervorragende gemeinnützige Thätigkeit Heisters in allen Landesangelegenheiten; er kannte, wie sich jetzt zeigte, ihn auch persönlich von den

Schwurgerichten her, wo Heister als Verteidiger und der Eichhofbauer als Geschworener getagt hatte.

„Ich habe Sie gleich erkannt,“ sagte der Bauer, „es hängt ja drunten im Bahnhäuschen . . . Ihnen kann ich's ja sagen . . . bei meinen zukünftigen Schwiegereltern Ihr Bild, und zur Hochzeit bitte ich mir's als Geschenk aus, daß Sie mir auch ein Bild von Ihnen geben; es soll den Ehrenplatz in unserem Hause haben.“

Heister fragte nach Rickele, die im Felde war, und der Bauer konnte nicht genug rühmen, wie brav und wie tüchtig sie sei.

Einfach und gradaus sagte nun Heister, daß er von den Eltern geschickt sei, um dem Bauer alles zu berichten, bevor er sich entscheide. Er erzählte die ganze Vergangenheit. Der Bauer fuhr sich mehrmals mit der breiten Hand über das Gesicht, aber er mischte kein Wort ein. „Wenn ich das Glück hätte,“ schloß Heister, „einen Sohn zu besitzen, ich würde mit freudigem Herzen meine Zustimmung geben, daß er eine Tochter dieser vielgeprüften rechtschaffenen Menschen heimführe.“

Eben als Heister geendet hatte, trat Rickele mit den Kindern ein; sie war hocherfreut, Heister hier zu sehen, und lehrte die Kinder seinen Namen.

„Jetzt laß uns allein, der Bauer hat mit mir zu reden,“ sagte Heister; und als Rickele mit den Kindern gegangen war, fuhr er fort: „Redet jetzt, offen und frei.“

Der Bauer sah um und um, wie wenn die Wände ihm zu Worte helfen müßten; endlich sagte er:

„Weiß Rickele das alles auch?“

„Nein.“

„Dann weiß ich auch nichts und . . . ein Kind hat nicht für die Eltern zu büßen. Ehrenleute sind's doch, rechte.“

Heister streckte dem Bauer die Hand dar und sagte:

„Ihr gebt mir ein Glück ohnegleichen, daß Ihr meinen Glauben an die Rechtschaffenheit bewährt.“

„So gehen Sie mit mir ins Bahnhäuschen. Ich will jetzt bei den Eltern um Rickele anhalten.“

Der Bauer sagte Rickele, sie solle bald nachkommen in ihr Elternhaus.

Die beiden Männer gingen still dahin, bis der Bauer fragte:

„Herr Justizrat, glauben Sie nicht, daß der Mann freigesprochen worden wäre, wenn wir damals schon Schwurgerichte gehabt hätten?“

„Nein,“ lautete die kurze Antwort.

Der Bauer sah den sonst so leutseligen Mann von der Seite an. Hätte der Mann nicht sagen können: Ja! Nichtschuldig hätte der Wahrspruch gelautet? Das wäre doch eine Hilfe, wenn alle Schuld auf dem heimlichen Gericht läge ... Wieder ging der Bauer lange stumm dahin, endlich begann er:

„Sie haben recht. Die Wahrheit, das ist die Hauptsache. Sagen Sie mir nur noch: Weiß der Missionär auch alles?"

„Ja. Und er hat Jakob geküßt."

„Das thu ich just nicht. Aber was der Missionär kann, kann ich auch."

Im Bahnhäuschen, wo eben ein Brief von Lena und dem Schwiegersohn eingetroffen war, die glücklich ihren Bestimmungsort erreicht hatten, wurde die Verlobung gefeiert und Heister versprach, zur Hochzeit zu kommen, die noch vor der Erntezeit gehalten werden sollte. —

Heister kam zur Hochzeit, aber zum Bedauern aller war Albrecht verhindert; er war nach dem Oberland versetzt und sein Dienst war streng. Dagegen war Emil gekommen und er sah stattlich aus in der Uniform.

Auf dem Wege von der Kirche zum Wirtshaus gesellte sich Heister zu Magdalena und sprach seine Befriedigung aus über das kernhafte Wesen des Eichhofbauern, plötzlich brach er ab, indem er, wie von Schreck ergriffen, sagte:

„Sieh, mit welchen aufgerissenen Augen uns Emil betrachtet."

„Komm her, Emil," rief Magdalena fast unwillkürlich; und als der Sohn vor ihr stand, sagte sie, ihm frei ins Antlitz schauend:

„Der Herr Justizrat und ich verzeihen dir alles Böse. Ich hab' den Glauben, daß du noch so brav werden könntest wie ... wie dein Vater und ... deine Mutter und unser Wohlthäter."

Emil schlug stumm die Augen nieder und wendete sich militärisch. —

An der Hochzeitstafel brachte Heister mit kräftiger Stimme ein Hoch aus auf das junge Ehepaar, und Magdalena sah bescheiden auf den Teller nieder, als er einfließen ließ, es sei den Kindern zu wünschen, daß sie auch solche Eltern werden wie Jakob und Magdalena.

Die Mutter suchte den Blick ihres Sohnes Emil, der aber schaute nicht nach ihr.

Trotz, Mannes- und Soldatenstolz kämpften in der Seele Emils mit einer kindlichen Regung. Er wollte vor Heister

hintreten und ihm das Bekenntnis der Reue ablegen, aber eine Stimme in ihm sagte wieder: es ist unmännlich, zu bereuen und gar, es zu bekennen.

Zu den beiden in ihm kämpfenden Gewalten kam bald ein drittes. Schnell nacheinander stürzte Emil den Hochzeitswein hinunter und bald war er lärmend und prahlerisch.

Nur einmal ließ er sich zur Ruhe bestimmen, als alles aufhorchte, da Heister dem Pfarrer erzählte, wie in Frankreich eine verkehrte Stimmung herrsche; selbst freisinnige Männer fänden es selbstverständlich, daß Frankreich unsere Rheinlande haben müsse, und es sei wohl möglich, daß man vor einem Kriege stehe.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Krieg war erklärt, Emil zog ins Feld, Jakob lernte stundenweise schlafen am Tag und in der Nacht, denn die Züge, welche die Soldaten und Geschütze führten, folgten gedrängt aufeinander.

Bald schrieb auch Albrecht, daß er sich freiwillig zum Bahndienst in Frankreich gemeldet habe und dahin abgehe.

Selbst Jakob verließ das Haus; er wurde nach der Bahn im Elsaß beordert, wo man verlässiger Beamten bedurfte. Es war seit dem Tode der Frau Heister das erste Mal, daß die Eheleute sich auf längere Zeit trennen mußten, und Jakob lachte in sich hinein, wie ihn Magdalena ermahnte, auf sich achtzugeben, da sie nicht mehr für ihn bedacht sein könne.

„Und gottlob, du kannst schreiben und ich auch," tröstete sie. Die Briefe gingen fleißig hin und her mit der Feldpost.

Im Winter hieß es in einem Briefe Jakobs: „Ich habe hier einen Nebenkameraden, er ist ein Rheinländer aus Bingen, ein lustiger Kamerad und heißt Valentin, bei dem ist das ganze Jahr Fastnacht; er lacht mich auch oft aus, weil ich mir so vielerlei Gedanken mache und auch Heimweh nach dir habe. Ja, ich bin jetzt da in den Vogesenbergen, wo wir daheim so oft am Abend die Sonne haben hinuntergehen sehen. Ich denke um die Zeit besonders oft an dich, aber auch sonst. Ich will dir nur sagen: Feld und Wald sind hier wie daheim, und die Menschen reden auch so, wie bei uns, sind aber nicht so; sie haben gegen uns was Heimtückisches und Aufsässiges, sie halten sich für was Besseres als wir, weil sie Franzosen gewesen sind.

Bei all dem meine ich doch, wir sollten hierher ziehen und hier bleiben; so schwer ich auch von unserem Haus und allem weggehe, fürchte ich doch jeden Tag, es kommt einmal heraus, was über uns ergangen ist, und wir können unseren Kindern Schlimmes ersparen. Hier in der Fremde kennt uns niemand und wir wären weit weg, und wir zwei sind gottlob so miteinander, daß wir niemand brauchen."

Magdalena erwiderte, sie folge ihm, wohin er bestimme. Jakob antwortete nichts darauf und erzählte in seinem folgenden Briefe nur, welch eine Freude er gehabt, da Albrecht einen ganzen Tag bei ihm gewesen. Albrecht habe sich ausgezeichnet; er habe einmal einen Militärzug gerettet und es stehe in der Zeitung, daß er eine Auszeichnung erhalten habe. Von Emil schrieb er kein Wort, denn Albrecht hatte ihm erzählt, daß Emil Dienste versehe, die freilich nötig seien, aber keine Ehre bringen.

Jakob kam wieder heim, noch bevor der Krieg zu Ende war. Magdalena hatte recht gehabt. Jakob wußte sich allein nicht zu pflegen, er kränkelte; sie hatte aber auch des weiteren recht, daß er unter ihrer Fürsorge bald wieder gesund werde. Jakob hatte auch aus dem Elsaß ein schön Stück Geld mit heimgebracht, das er von der doppelten Löhnung erspart hatte. Magdalena wußte das Geld so anzulegen, daß man neben dem landläufigen Zins noch einen Ehrenzins erhielt, denn der Stolz des Schwiegersohns Eichbauer war sehr geschmeichelt, daß ihm als Sachverständigem die sichere Anlegung übergeben wurde.

Magdalena ließ nicht ab, bis Jakob sie deshalb lobte, und sie war endlich zufrieden, als er sagte: „Eigentlich hättest du sollen Königin sein."

Das war gut, größeres Lob verlangte sie vorerst nicht.

Und als der Krieg zu Ende war, kam Nachricht von Albrecht, er war in die Hauptstadt zurückgekehrt und war dort Werkführer in einer Maschinenfabrik.

Emil war verschollen. Man wußte nicht, ob er gefangen oder gefallen war.

Es soll kein Leben ganz und unzerstückt sein. Die Eltern mußten sich dreinfinden, daß sie nichts mehr von ihrem Erstgeborenen erfuhren, und sie betrachteten manchmal wehmütig das Bild an der Wand.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es war im zweiten Frühling nach dem Kriege. Die Sonne meinte es so gut mit dem Bahnhäuschen, sie schien so hell und warm, daß Magdalena alle Fenster öffnete.

Das Herz der Mutter war heute so voll und so bewegt, denn Albrecht hatte geschrieben, er sei krank gewesen, sei aber wieder wohlauf und wolle sich daheim nun ganz ausheilen. Sie rückte die Stühle und vor allem den großen Lehnstuhl, sie streichelte das Sopha glatt, als wollte sie ihnen damit sagen: Gebt unserem Sohn nur recht viel gute Ruhe. Sie ging in den Garten, aber sie arbeitete heute nichts; sie betrachtete die Frühblumen auf dem Boden, sie sah wohl Unkraut, aber sie jätete es nicht aus. Sie betrachtete sinnend die Knospen an den Bäumen, die nur die Stunde zu erwarten schienen, um hellblühend aufzubrechen. Die Bienen flogen umher und sammelten Honig und die Hummeln summten laut. Sie sah auf nach den Bergen; der Schnee war geschmolzen, nur dort das Frauenhemd lag noch ausgebreitet, ja ganz genau war's so; vom Thale aus zeigte sich eine Schneelage, die immer am frühesten da ist und am spätesten verschwindet, ganz in der Form eines Frauenhemdes mit den kurzen Aermeln hingebreitet.

Jahr um Jahr hatte das Magdalena gesehen, heute erschien es ihr wie ein Wunder, wie ein Zeichen. Sie hat gewiß keinen Aberglauben, sie hat ja bei einem freisinnigen Advokaten gedient, aber seltsam ist es doch, und doch vielleicht ein Anzeichen, daß ihr das heute so besonders auffällt.

Endlich machte sich Magdalena auf den Weg nach dem Bahnhofe. Niemand begleitete sie, der Nestling mußte daheim kochen; Jakob hatte seinen gewohnten Dienst und die Eichhofbäuerin konnte nicht von Hause weg, versprach aber das zweispännige Bernerwägelein an die Haltestelle zu schicken.

Die Lerchen sangen in den Lüften, die Finken schmetterten lustig von den Bäumen, und von fern her klang das Waldhorn Jakobs.

„Die Männchen können lustig singen, derweil die Weibchen still brüten," sagte Magdalena vor sich hin.

Auf dem Bahnhof war es still. Jetzt sauste der Eilzug vorüber; er hält hier nicht an, er kennt nur die großen Haltestellen. Auf der leeren Lände — Perron genannt — fing der Stationsdiener den Briefbeutel auf, der vom Eilzug herabgeworfen ward. Magdalena fragte den Stationsmeister, ob kein

Brief für sie da sei. „Nichts, als die Zeitung für Euren Mann," erhielt sie zur Antwort.

„Bis wann kommt der nächste Zug?" fragte sie wieder.

Der Stationsmeister sah sie ärgerlich an, das mußte die Frau des Bahnwärters doch wissen. „In siebenunddreißig Minuten," sagte er barsch und kramte weiter in den Briefen.

Der Nestling hatte recht gehabt, die Mutter brauchte nicht so zu eilen; aber die Mutter hatte auch recht gehabt, sie fühlte sich dem Sohne schon näher, da sie auf dem Bahnhofe war.

Die Stationsmeisterin schaute zum Fenster heraus und rief sie herauf. Magdalena erfreute sich immer der Gunst der redseligen Vorgesetzten, die wie sie selbst ihre Jugend in der Hauptstadt verbracht hatte. Heute war aber Magdalena sehr unerkenntlich, ja sie trank sogar von dem vorgesetzten Kirschengeist, ohne Dank zu sagen.

„Das Signal wird aufgezogen," sagte sie plötzlich, denn sie hörte das Quicksen der kleinen Räder an der aufgerichteten Stange, und obgleich es dann noch zwölf Minuten dauert, bis der Zug kommt, ging sie doch hinab und war hocherfreut, Rickele, die sich doch noch frei gemacht hatte, hier mit dem zweispännigen Bernerwägelein zu treffen.

„O, was für eine gute Luft ist bei uns," sagte die Mutter zu Rickele; „wir haben doch die beste Luft und das vergißt man so oft. Wirst sehen, wenn er sich keinen äußern Schaden gethan hat, er wird bald wieder bei uns gesund; wenn er sich nur nicht, da sei Gott vor, die Hand oder den Fuß abgeknackt hat; er hätte wohl schreiben können, was ihm eigentlich gefehlt hat."

„Mutter! An der Hand kann ihm nichts fehlen, er hat ja selber geschrieben."

„Ist wahr, hast recht. Die Angst und die Freude macht mich dumm. Du wirst auch einmal, wenn du große Kinder hast . . . Aber horch."

Man hörte das Rollen in den Bergen, denn man hört hier den Widerhall weit früher, als man den Zug selbst einfahren hört.

„Sei nur recht ruhig, wenn er kommt," sagte Magdalena zu ihrer Tochter. Diese lächelte. Die Mutter sagt ihr, was sie eigentlich sich selber sagen wollte.

Der Zug ward sichtbar, jetzt geht er langsam, jetzt hält er an. Die Schaffner riefen die Station, Albrecht stieg aus, er sah so blaß aus in dem braunen Vollbart und war abgemagert, die Narbe auf der Stirne war so rot; er reichte der Mutter die Hand, sie umarmte ihn und rief weinend:

„Gottlob! Du hast noch all' deine geraden Glieder!"

Albrecht begrüßte die Schwester und dankte dem Stationsmeister und dessen Frau, die ihn willkommen hießen; seine Stimme war leise, sein Gang unsicher, als er mit den beiden Frauen nach dem Fuhrwerk ging.

„O Mutter," sagte er, als er oben neben ihr saß, „daheim werde ich wieder gesund. Ich kann nicht sagen, wie ich im Krankenhaus nach der Luft daheim gedürstet habe."

„Also im Krankenhaus bist gewesen? Warum hast du uns das nicht geschrieben? Die Mutter oder ich wäre zu dir gekommen."

„Streng' ihn nicht an mit Fragen," wehrte Magdalena der Tochter ab; dann rief sie dem Fuhrknecht zu, er solle vor dem Metzgerhause anhalten; sie stieg dort ab, kam wieder und mit einem Tone, der schon an sich etwas Sättigendes hatte, sagte sie:

„Gottlob, der Metzger hat heute grad ein Kalb geschlachtet."

„Er hat's von uns gekauft," schaltete die Tochter ein.

„So? Da ist das Kalbfleisch aus der Verwandtschaft."

Albrecht lachte, aber er hielt gewaltsam an, das Lachen schien ihm weh zu thun.

„Hast du guten Appetit?" fragte die Mutter.

„Nicht recht."

„Gib nur acht, unsere Luft zehrt und nährt, wie man's will. Und ich will dir Futter geben, daß du wieder springst wie ein junges Füllen. Sei nur froh, daß du bei deinen Eltern bist."

Plötzlich fing Albrecht laut zu weinen an, aber von Schluchzen unterbrochen, sagte er sich bezwingend: „Mutter, das ist noch von meiner Krankheit, daß ich so weichmütig bin."

„Vor mir brauchst du dich nicht zu schämen. Laß du nur dein gutes Herz machen, was es will, ich kenn' dich ja."

„O Mutter!" rief Albrecht, „nimm mich in den Arm. So, da laß mich den Kopf hinlegen. O, am Mutterherzen! Und die Lerchen singen am Himmel. Alles . . . O so gut!"

Er schlief ein. Der Fuhrmann lenkte die Pferde still im Schritt.

Vom Waldhornklang erweckt schaute Albrecht auf und die Mutter sagte: „Horch, wie lustig, da kommt der Vater, dort steht er und blast auf seinem Waldhorn."

Nicht weit vom Ueberweg stieg man ab; Rickele fuhr heim und Albrecht ging mit dem Vater langsam heimwärts. Die Mutter eilte voraus.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Lisbeth, der Nestling, stand unter der Thür und rief: „Willkommen, Albrecht!"

Dieser freute sich ihres stattlichen Aussehens, und es war wohl gemeint aber ungeschickt, daß Lisbeth erwiderte:

„Ja, aber du siehst gottserbärmlich aus."

Die Mutter sah sie strafend an und fragte:

„Hast du Feuer?"

Auf die Bejahung wendete sie sich nur noch zu Albrecht und sagte:

„Da leg dich aufs Kanapee, das du geschickt hast. Ich muß den Vater immer zwingen, daß er sich drauf setzt oder gar legt. Oder willst du da im Lehnstuhl ausruhen? Schlaf jetzt ein bißle."

Albrecht setzte sich in den Sessel, und draußen am Herde standen Vater und Mutter.

„Wirst schon sehen," tröstete die Mutter den traurig Dreinschauenden, „er wird bald wieder frischauf. Was hast? Ist dir nicht gut?"

„Hast du gesehen," entgegnete Jakob, „wie er mich so barmherzig angeschaut hat? O Mutter, der ist nicht krank, der hat nur alles erfahren, und das drückt ihm das Herz ab. An unserem getreuesten Kind geht mein Elend aus."

„Aber Mann! Was machst du wieder? Aber gut! Versprichst du mir, nie mehr einen solchen Gedanken in dir aufkommen zu lassen, wenn ich dir beweise, wie unrecht du hast, und wenn ich dir's sage, was ist?"

„Ja, das versprech ich, heilig, wie ich da die Hand ins Feuer halte."

„So sag ich dir: der Albrecht ist verliebt."

„Doch nicht in eine verheiratete Frau?"

„Mann! Was hast du wieder? Aber still! Er schläft," sagte sie, durch das Schiebfensterchen nach der Stube schauend. Sie winkte Jakob Stille zu, und dieser fragte leise:

„Wie heißt sie denn und was ist sie?"

„Ich weiß weiter nichts; aber wie er auf dem Herweg geschlafen hat, hat er so etwas gemurmelt, und da ist sein Gesicht so heiter geworden. Geh jetzt hinaus und sag' der Lisbeth im Garten, sie soll nicht singen."

Im Hause war's so still, als ob niemand drin wohne; die Fichtenscheite im Feuer knackten nicht, denn sie waren wohl

ausgetrocknet, und draußen harkte Lisbeth still das Gartenland auf.

Den Menschen kann man befehlen, daß sie still seien; aber horch, da gackert eine Henne! Ja so sind sie, die machen immer viel Rühmens davon, wenn sie ein Ei legen, zankte Magdalena lautlos und „Guten Morgen, Albrecht," rief sie durch das Schiebfensterchen, da Albrecht sich aufrichtete. „Wart', ich bring dir was."

Behend eilte sie hinters Haus und kam dann wieder in die Stube:

„Schau, das ist von unserer neuen goldgelben Henne, sie stammt von der alten ab, die du vom Habicht gerettet; die hat dir ein frisches Ei gelegt; das ist ihr Willkomm. So ein frischgelegtes Ei ist ein wahres Heiltum, das sied' ich dir gleich und du hast dann Vorspann, bis das rechte Mittagessen kommt."

Neubelebt sah Albrecht der Mutter ins Angesicht und ihr noch nach, als sie schnell wieder wegging.

Das Wasser schien auf ihr Geheiß schneller zu sieden, nach wenigen Minuten war sie wieder da und sah still zu, wie der Sohn aß; denn so gern sie auch spricht, sie weiß doch, es ist nicht gut, wenn man einen zum Reden bringt, während er ißt.

„Mutter, ich meine, es wäre mir schon ganz anders."

„Ich glaub's, halt dich nur ruhig und iß alle Stund was. Ich will dir's schon herrichten. Ich versteh das. Der Bruder von der Frau Justizrätin, das war ein großer Doktor, von dem hab ich's; ein Krankes, hat er gesagt, muß nie viel, aber oft essen."

Jakob, der in der Stube reden hörte, kam auch herein, und behutsam sagte er:

„Wenn's dich nicht anstrengt, könntest du doch sagen, woher du das Leiden hast?"

„Ich will's ein andermal näher berichten. Ich hab' einen Kameraden gerettet, der ins Schwungrad gekommen war, und dabei einen Stoß bekommen."

„Genug für heute," fiel Magdalena dem schwer Redenden ins Wort. „Und ich sag, du wirst bald wieder gesund. Darfst du Wein trinken?"

„Ja wohl, in meinem Koffer ist."

„Gib mir den Schlüssel, ich will ihn aufmachen."

„Nein, Mutter, das muß ich selber."

Er errötete, und Magdalena schaute Jakob bedeutsam an, dieser aber verstand sie nicht, bis sie, als sie allein waren, sagte:

„Da hast du's, er hat was von seiner Herzallerliebsten im Koffer."

„Von einer Prinzessin?"

„Wenn's auch keine Prinzessin ist, rechtschaffen ist sie gewiß; unser Albrecht verunschickt sich nicht."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

„Albrecht!" rief die Mutter in der Frühe, „jetzt kannst dich drauf verlassen, es wird alles gut, es ist nicht Aberglaube."

„Was denn, Mutter?"

„Horch! Dein' Stimm ist schon heller. Die Schwalben sind heut nacht ankommen. Horch! Wie sie im Nest zwitschern, und die Kuh brummt: ja, ihr habt's gut, ihr könnt durch das Luftloch da aus- und einfliegen. Schau, da fliegen sie und haben in der Luft ihren gedeckten Tisch."

Der Tag war hell, die Nacht war mild, und als man am andern Morgen ausschaute, waren alle Blüten aufgebrochen. Thal und Höhe stand in voller Frühlingspracht, und reicher war die Hoffnung da draußen nicht aufgegangen, als im Herzen der Mutter.

Albrecht saß mit den Eltern und der Schwester in der Stube, und als Jakob wegging, schlüpfte die gelbe Henne zur Thüre herein. Sie durfte doch sonst nie in die Stube, aber heut wagte sie's, und sie wurde nicht verjagt. Albrecht streute ihr Brosamen hin, sie pickte sie rasch auf und schaute ihn von der Seite an und endlich flog sie ihm sogar auf den Schoß.

„Und ich sag's und laß mich auslachen," rief Magdalena, „kein Mensch weiß, was so ein Tierlein denkt. Meinst nicht auch, Albrecht?"

„Ja, Mutter, das ist sicher und gewiß."

Der Schwager Eichbauer kam und stellte Albrecht sein Fuhrwerk zu Gebote, so oft er es verlange. Auch der Nachbar Maier kam, und der neue Nachbar auf Numero 373, der vordem Hilfswärter gewesen, ja auch der Pfarrer und die Pfarrerin stellten sich zu Besuch ein. Magdalena konnte Gott nicht genug dafür danken, wie man jetzt so viele Menschen habe und vor dreißig Jahren sei sie mit Jakob so wildfremd daher gekommen. Sie stand dabei, wie Albrecht so bedachtsam mit dem Pfarrer über die gerechten und ungerechten Wünsche der Arbeiter sprach. Als sie dem Pfarrer das Geleite gab, sagte er:

„Das ist ein gediegener Mensch, noch der vorzüglichste von Euren Kindern.“

Am Herde, im Stall bei der Kuh, im Garten und auf dem Hopfenacker wiederholte sich Magdalena diese Worte. Wenn Albrecht zu ihr kam und ihrem emsigen Thun zuschaute — denn noch durfte er nicht helfen — leuchteten ihre Augen und glühten ihre Wangen, so daß Albrecht sagte:

„Mutter, Ihr sehet aus wie ein junges Mädchen.“

„O du!“ entgegnete sie, „du bist wohl gewohnt, Frauensleuten so schöne Redensarten zu machen.“

Albrecht hätte darauf doch wohl erzählen können, aber er hielt an sich.

Da muß noch ein arges Hindernis sein, weil er nicht redet — dachte Magdalena.

Sie hielt sich mehrere Tage zurück, einstmals aber fragte sie doch:

„Bekommst du denn gar keinen Brief? Von niemand?“

„Ja, Mutter, ich erwarte einen.“

Und am selben Tage kam ein Brief. Die Hand Albrechts zitterte, da er ihn erbrach; er ging allein auf die Bank vor dem Hause, um ihn zu lesen. Magdalena stand von ferne, ihr Herz erbebte, dieser Brief ist entscheidend. Jetzt richtete sich Albrecht auf und rief:

„Mutter! Alles ist gut. Mutter, jetzt muß ich mich ein wenig niederlegen. Nachher erzähl' ich Euch alles.“

Siebenunddreißigstes Kapitel.

„So, Mutter, jetzt will ich Euch erzählen,“ sagte Albrecht am Abend.

„Soll ich den Vater dazu rufen? In zehn Minuten ist der Pariser Zug vorbei, und er hat dann Zeit.“

„Nein, Mutter, ich kann Euch allein besser erzählen, und Ihr berichtet's dann dem Vater.“

„Strengt's dich aber nicht an? Ich kann noch warten. Du hast so heiße Backen und so kalte Hände.“

„Nein, Mutter, ich kann jetzt. So! Laßt mir Eure Hand, die wird jetzt bald eine gar feine halten, aber sie ist auch arbeitsam, es ist ihr nichts zu gering. Ja, liebe Mutter, ich bin glücklich in meinem Beruf, ich hab' freilich eine große Ver-

antwortlichkeit, und mit manchen Kameraden auch meine Not, aber im ganzen genommen leben wir wie Brüder. Ich habe natürlich auch schon oft dran gedacht, daß ich so stehe, um eine Frau ernähren zu können, und habe Verlangen ein rechtes Wesen zu lieben, und von ihm geliebt zu werden."

Magdalena löste ihre Hand aus der des Sohnes, denn sie mußte sich die Thränen abtrocknen und Albrecht fuhr, sich zurücklehnend, fort:

„Ich bin Mitglied des Handwerkervereins, das ist eine schöne Anstalt, ich will ein andermal davon erzählen. Es war nicht lange nach meiner Rückkehr von der Wiener Weltausstellung, wo wir einen ersten Preis bekommen haben, es war am Samstag, da sagt mir unser Buchhalter — der auch im Verein ist und unentgeltlichen Unterricht im Buchhalten gibt — heut abend soll's Lärm und Untereinander im Verein geben, den die Socialisten machen wollen."

„Ja wohl, dein Vater schimpft auch oft auf sie, wenn er seine Zeitung liest, er nennt sie die Nichtsnutze, und ich sag' dir, gestern, die Stunde eh' du gekommen bist, hab' ich's gedacht. Ich seh' den Bienen zu und den Hummeln und da denk' ich, die Nichtsthuer die machen den meisten Lärm."

„Nichtsthuer sind sie just nicht alle, sie haben in manchem auch schon recht, aber wenn man Unrecht darunter mischt, da geht das Recht auch verloren."

Die Mutter nickte zustimmend.

„Ja, Mutter, der Buchhalter und ich haben viel gute Bücher gemeinsam gelesen, und ich hab' viel von ihm und von den freiwilligen Lehrern gelernt. Aber ich seh', ich muß mich zusammennehmen, sonst komme ich bis morgen früh nicht zur Hauptsach! Also wir sind im Vereinshaus. Ich spür's, es liegt etwas in der Luft wie ein Gewitter und es fängt auch schon zu donnern an, wie der Vorstand für heut abend gewählt wurde. Unser alter treuer Vorstand soll heute nicht oben sein. Endlich bringen wir ihn doch durch. Also der erste Redner schimpft auf alles, was Vermögen und Bildung und Ansehen hat, und Blut saugen und in fremdem Schweiß baden ist noch das Gelindeste, was er sagt. Ein Hallo geht los, daß man meint, die Welt wäre verrückt. Da nimmt der Herr Doktor das Wort, und seine Stimme, die sonst so fest, zittert, wie er sagt: ‚Es ist noch nicht lange, da haben wir der Welt bewiesen, daß der geringste Mann alle Herrlichkeiten der Menschenseele haben kann, in Bravheit und in allem; jetzt ist fast nötig, daß wir euch beweisen, daß die Gebildeten auch brav sein können. Das

könnte dazu bringen, daß die besten und umsichtigsten Männer, die nur auf das Wohl des Volkes sinnen, sich von euch wenden und euch den Verführern überlassen, die euch mit falschen Versprechungen ins Elend bringen. Die Lohnerhöhung kann wohl für eine Zeit helfen, bis bald alles auch teurer ist, dann ist's vorbei, nur die Steigerung der Produktion . . .'

„Aber halt, das will ich Euch ja gar nicht erzählen, Mutter! Nur so viel. Der Mann spricht so, daß mir das Herz im Leibe zittert, und da schreien sie: ‚Wir brauchen keine Gelehrten, wir sind Arbeiter! Arbeiter!' Da hat mir's keine Ruh' gelassen, ich bin auch hinauf auf die Rednerbühne, zum erstenmal in meinem Leben, aber ich war ruhig, und wißt Ihr, was ich erzählt habe? Eine Geschichte aus meiner Kindheit, wie ich dem Vater die Zeitung vorgelesen und gefragt hab', was Arbeiter ist und seine Antwort. Ich hab' noch viel gesagt und wie einfältig es ist, zu glauben, nur der arbeitet, der harte Hände hat. Sie haben mich ganz ruhig angehört, nur manchmal hat's geheißen: ‚Er hat recht,' und wie das Wetter hat's umgeschlagen.

„Eine Stunde drauf sitze ich beim Doktor am Tisch, und wir trinken Bier, und jedes Wort, das der Mann sagt, ist mir gewesen, wie wenn ich ihn schon lange im Herzen gehabt hätte. Er bittet mich, ihn andern Tages so gegen zwölf zu besuchen, ich versprech's. Er fragt mich, ob ich verheiratet sei, und Mutter, wie er das sagt, ist mir's gewesen, wie wenn mir eine feurige Hand ins Gesicht griffe. Ich sag' wie der Vater: ‚Wo Maschinen sind, gibt's keinen Aberglauben,' aber es gibt doch Dinge, die wir eben nicht wissen. Mutter! Jetzt kommt die Hauptsache."

„Ich merk' schon. Aber es ist gut, daß du dich jetzt selber unterbrochen hast. Ich höre schon seit einer Weile deinen Vater in der Stube. Soll ich ihn herrufen?"

„Ja wohl."

Jakob kam und Magdalena erzählte ihm, was Albrecht berichtet, und dieser nahm wieder das Wort:

„Zu festgesetzter Zeit bin ich am Hause des Doktor Hornung."

„So heißt ja mein Zeitungsmann auch," unterbrach Jakob.

„Ja, Vater, das ist derselbe."

„Dann ist alles gut; wo der ist, da ist alles rechtschaffen," sagte Jakob. Magdalena aber preßte die Hände ineinander und preßte sie aufs Herz, während Albrecht fortfuhr:

„Wie ich also an der Thür klingle, sagt das Dienstmädchen,

der Herr Doktor sei nicht zu Haus. Ich will schon wieder gehen, da sagt eine Stimme: ‚Sind Sie der Herr Ketterer?‘ Ich sag' ja; ich sehe nichts in der dunkeln Hausflur, als eine schwarze Gestalt, aber ein helles Gesicht, wie wenn's lauter Licht wäre, und sie sagt: ‚Der Vater hat den Auftrag gegeben, daß Sie ihn erwarten sollen. Treten Sie hier ein.‘ Sie öffnet die Thüre und wie das Sonnenlicht eindringt, da war's . . . ja, wer kann das sagen? Sie sieht mich an, ich seh' sie an, und sie tastet an der Thür, als könnte sie die Klinke nicht finden, aber jetzt hat sie geöffnet und verschwindet hinter der Thür. Und wie ich sie nicht mehr seh', denk' ich, die hast du schon gesehen, oder hast du nur einmal von solch einem Wesen geträumt? Ja, Mutter, Ihr habt recht, daß Ihr lächelt, damals als die Justizrätin so krank war, damals unter der Thüre ist mir Theodora begegnet. Es dauert aber keine Minut', da kommt sie wieder und sagt: ‚Ich habe heut schon Ihre Worte gelesen, da ist die Zeitung.‘ Sie gibt mir das Blatt und ist wieder fort. Ich will lesen, aber ich kann nicht. Da klingelt's wieder. Ein Major tritt ein, unverkennbar ein Bruder des Doktors. Schnell kommt aus der andern Thür das Mädchen und sagt: ‚Das ist schön, Onkel Theodor, daß du kommst. Der Vater kann jede Minute da sein.‘

„Der Offizier fragt mich, ob ich Soldat gewesen sei und woher ich die Dekoration habe. Ich erzähle, wie's gekommen. Der Offizier entschuldigt sich, daß er nicht warten könne, und geht davon. Theodora gibt ihm das Geleite und kommt dann wieder zu mir. Sie erzählt, daß die gestrige Versammlung die erste gewesen sei, die der Vater seit dem Tode der Mutter besucht habe, und er sei zum erstenmal wieder lebensmutig heimgekommen. Sie fügt hinzu, daß der Vater wegen seiner Freisinnigkeit mit dem Großvater und den Geschwistern zerfallen sei, der Großvater sei nicht einmal beim Begräbnisse der Mutter gewesen. ‚Haben Sie noch beide Eltern?‘ fragt sie mich . . .“

„Ich kenn' sie, ich kenn' sie ja,“ unterbrach Magdalena.

„Wartet noch, Mutter,“ sagte Albrecht und fuhr fort: „Sie fragt mich, ob ich die Narbe über dem linken Aug' im Krieg bekommen hätte. Ich erzähle die Geschichte mit dem Habicht. Sie nennt das heldenhaft, lacht aber aus Herzensgrund, wie ich ihr sage, daß ich gar nicht wie ein Held gejammert und geweint habe. Und während wir so reden, wie wenn wir von jeher als Nachbarskinder miteinander gelebt hätten, kommt der Vater, der in einer Sitzung aufgehalten worden war. Er ladet mich ein, zu Tisch zu bleiben, was ich natür-

lich gern annehme. Theodora hat mir herausgeschöpft und eingeschenkt ..."

Albrecht wurde in seiner Erzählung unterbrochen, denn Lisbeth kam und sagte Jakob, es sei ein Extrazug signalisiert. Jakob eilte davon, aber noch im Fortgehen rief er: „Laßt es euch gut schmecken! Erzähl' du nur der Mutter weiter."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Albrecht begann mit frischem Atem:

„Bei Tische sagt Herr Hornung, er wolle heut abend das Konzert in unserem Verein besuchen. Wir haben nämlich einen Gesangverein und dabei bin ich auch keiner von den letzten. Die Tochter hat mir angesehen, daß ich gern gefragt hätte, ob sie auch mitgeht, denn sie sagt: ‚Vater! Ich weiß, die Mutter selber würde es nur recht finden, daß wir uns am Reinsten erheben, aber ich habe noch keinen Sinn dafür. Wenn ich in mir schon Aufmerksamkeit für gute Musik haben könnte, ich ginge und fragte nichts nach dem Gerede der Leute ...' Nicht wahr, Mutter, das ist eine freie feine Seele? Sie hat's noch weiter bewährt. Der Doktor fragt auch nach der Narbe und da sagt sie: ‚Es wird dem Herrn Ketterer zuwider sein, das immer wieder zu erzählen. Erlauben Sie.' Und sie erzählt die Geschichte mit dem Habicht, so herzig und so lustig, daß wir alle lachen."

„Und du hast noch immer nicht gesagt, daß ich sie so gut kenne? Weiß sie denn meinen Namen nicht?"

„Ihr werdet schon hören, daß sie bloß den Namen Magdalena gekannt hat. Von da an bin ich jeden Sonntag zu Tisch gewesen und die ganze Woche war mir nur wie ein Rüsten zum Sonntag, und einmal ist auch der Herr Justizrat da gewesen, und wie mich der so freundlich und vertraut begrüßt, da fragt der Doktor Hornung: ‚Warum haben Sie denn nie gesagt, daß Sie mit unserem Freunde Heister bekannt sind?' Ich habe das rechte Wort nicht sogleich finden können, da sagt Theodora:

„‚Der Herr Ketterer hat durch niemand anders, als durch sich selber empfohlen sein wollen.'

„Könnt Euch denken, Mutter, wie mir da alle Flammen aus dem Gesicht schlagen. Und jetzt wird's auch offenbar, wie

sie Euch kennt, Mutter, und Euch von Herzen lieb hat, und wir beide sind auf einmal drauf gekommen, daß wir uns vor Jahren wenige Tage vor dem Tod der Justizrätin unter der Hausthüre Heisters begegnet sind. Nach Tisch kommen viele Männer, die Teilhaber der Zeitung sind, die der Herr Doktor herausgibt, sie halten Beratung im Nebenzimmer und wir zwei waren allein. Sie erzählte mir von ihrer Familie. Seit dem Tode der Mutter schreibt Theodora dem Großvater viel und sie hofft, ihn noch mit dem Vater auszusöhnen, wenn er diesen Frühling aus Italien wiederkommt. ‚Und der Großvater wird Sie, Herr Ketterer, auch lieb haben,‘ sagt sie . . . Mutter! Auch! Wie sie das gesagt hat, was ich drauf vorgebracht habe und was sie wieder, das weiß ich nicht mehr, aber bald sind wir uns um den Hals gefallen und haben uns geküßt . . ."

Magdalena wischte sich große Thränen ab, Jakob trat ein und als Magdalena ihm halb weinend, halb lachend erzählt hatte, fuhr Albrecht fort:

„Wir haben ausgemacht, daß wir jetzt dem Doktor noch nichts sagen, aber ich glaub', er hat's uns angesehen; aber weil wir schweigen, hat er auch nichts gesagt. Ich bin durch die Straßen gegangen und hab's gar nicht fassen können, daß da noch Menschen gehen, die ganz anderes im Sinn haben, daß da noch andere Häuser sind als das, wo sie wohnt, und daß es noch eine Minute geben soll, wo wir nicht beisammen sind.

„Am Montagmorgen da tanzte alles mit mir herum: in meinem Herzen ist ein Hammerwerk, aber ich besinne mich und halte mich fest, und da sehe ich, wie ein Arbeiter vom Wellenrad gepackt wird, ich spring' herzu, ich stell' das Rad, aber ich krieg einen Stoß, daß sie mich für tot davontragen. Ich bin aber bald wieder zu mir gekommen.

„Am dritten Tage kommt der Doktor zu mir und bringt mir einen Brief. Theodora schreibt mir: ‚Ich habe im Kriege Kranke pflegen gelernt, Vaterlandsgenossen und Fremde, und von dir sollte ich fern sein? Ich habe von meinem Vater verlangt, daß er unsere Verlobung anzeige, damit ich dich pflegen kann.‘ So hat sie mir geschrieben und das war die beste Medizin; ich bin schnell wieder aufgekommen und gestern bei der Abreise war der Vater und Theodora auf dem Bahnhof."

„Hast du kein Bild von ihr?" fragte Jakob.

„Ja, Vater! ich habe es heute erhalten mit einem guten Briefe. Da ist's. Er zog es aus der Brusttasche und reichte es dar.

„Ich kenne sie ja," rief Magdalena, „sie ist viel mächtiger

geworden, aber sie sieht noch so herzlieb aus. Die blauen Augen und die roten Backen, die sieht man freilich da nicht, und ihre getreue Stimme hört man nicht. O du Seelenkind!"

Albrecht hatte erzählt und die Eltern saßen still, die Abenddämmerung brach herein, es ward Nacht und noch immer saßen die drei still. Da hörte man Lisbeth vor dem Hause mit einem Fremden sprechen und jetzt rief die Stimme der Frau Süß: „Ich muß zu ihm. Ich bringe Glück."

Die Thüre ging auf und Frau Süß trat ein.

Neununddreißigstes Kapitel.

„Das große Los! Das große Los haben wir alle," rief Frau Süß. „‚Den Albrecht will ich und keinen andern,' hat meine Viktoria gesagt, wie die Nachricht gekommen ist, und jetzt bin ich da und sage Glück und Segen und Amen."

Es war schwer, Frau Süß zum ordentlichen Erzählen zu bringen. Zuerst erfuhr man, daß sie Albrecht in der Stadt aufgesucht habe, und endlich kam's heraus: Es ist nicht wahr, daß das Glück immer dumm ist, es ist manchmal auch ganz gescheit. Das Prioritätslos hat den großen Preis gewonnen, und jetzt kann Albrecht eine eigene Fabrik anlegen und Viktoria läßt ihm sagen, daß sie ihn mit offenen Armen erwarte.

„Ihr seid starr vor Glück?" rief Frau Süß, „wir waren's auch."

„Unser Albrecht ist krank," konnte Magdalena endlich sagen.

„Aber ein Wort hervorbringen kann er doch?" rief Frau Süß. „Kannst du nicht reden, Albrecht?"

„Ich kann, und ich sag' von Herzen Dank, Euch und der Viktoria, aber es ist zu spät."

„Du wirst schon wieder gesund."

„Das wohl, aber ich werde nicht mehr ledig."

„Was? Du weisest uns ab?"

„Das thue ich nicht. Ich bin nur nicht mehr mein eigen."

„Darf man fragen, wem du gehörst?"

„Fragen darf man, aber ich kann's jetzt noch nicht sagen."

„Aber wenn ich rede, was dann?"

„Ich kann's Euch nicht wehren."

„Und ich lasse mir's nicht wehren. Ich weiß wohl, wer eine Strafe abgebüßt hat, dem darf man sie nicht mehr vor-

werfen. Drum sag' ich: Die beiden haben nicht im Zuchthaus gesessen. Siehst du? Deine Mutter ringt die Hände, dein Vater ballt die Faust, das haben sie auch im Zuchthaus gethan. Es hat dort nichts genutzt und nutzt auch hier nichts."

„Frau Süß," rief Jakob zornglühend, „ich kann meine Hände auch aufmachen und . . ."

„Ja, erwürg' mich nur, dann hast du eben einen zweiten Mord auf deiner Seele."

Jakob wollte auf sie los, aber Albrecht stand dazwischen und rief: „Vater! Ist das wahr? Seid Ihr . . .?"

„Ja. Aber wie es gekommen, das macht die Sache anders."

Mit blassen Lippen sagte Albrecht: „Frau Süß, was Sie gethan und warum Sie es gethan, Sie werden es verantworten. Aber nun gehen Sie."

Frau Süß ging davon und die Eltern saßen stumm. Das helle Mondlicht beleuchtete die Stube, Albrecht wehrte mit beiden Händen gegen das Licht, als wolle er's abthun, daß man nichts sehe; er stand auf und legte seine beiden Arme an die Wand, stützte den Kopf drauf und ein Thränenstrom brach hervor, wie ein tief verhaltener Quell; die hohe schlanke Gestalt des jungen Mannes erbebte und zuckte hin und her, wie wenn eine äußere Gewalt an ihm risse.

Jakob legte dem Sohne die Hand auf die Schulter und sagte:

„Liebes Kind! Ich habe Schweres, Bitteres, Hartes erlebt, aber das, das ist doch das Aergste, dich so über deinen Vater weinen zu sehen."

Eine Sekunde war die Gestalt Albrechts ruhig, dann aber bebte sie wieder wie von Fieberfrost geschüttelt, und Jakob fuhr fort:

„Wenn ich dir dein Leid abnehmen könnte, ich ginge gerne in den Tod; wenn es zu deinem Glück ist, wir wandern aus nach Amerika, oder zur Lena nach Ostindien. Nicht wahr, Mutter?" Mit jammervollem Blicke stimmte Magdalena bei und Jakob fuhr fort: „Nur bitte ich dich, kränke dir dein Herz nicht ab, das . . . das könnte ich nicht auch noch tragen."

Albrecht wendete sich um, der Mond schien voll in sein Antlitz und glänzte in der Thräne an seiner Wimper:

„Verzeihet mir, Vater. Ich will nicht mehr an mich denken und an nichts, was zu mir . . . ich will Euch helfen . . . Euch tragen helfen."

Seit Albrecht nicht mehr auf dem Arm getragen wurde,

hatte ihn der Vater nie mehr geküßt, jetzt schloß er ihn in die Arme und küßte ihm die Thränen von den Wangen.

„Ich habe deine Thränen getrunken, deine bittern Thränen, mein Kind! Ich hab' das Bitterste genossen, was es auf der Welt gibt, die Thränen, die mein Sohn um mich geweint hat," rief Jakob. Er schwankte, Albrecht hielt ihn auf und sagte mit fester Stimme: „Nun ist's vorbei, alles vorbei. Vater! Es mag geschehen sein, was da will, solang auf der ganzen Welt ein Kind Vater sagt, soll keines sein, das seinen Vater mehr liebt und hochschätzt als ich."

Jakob saß auf dem Stuhl. Magdalena sagte, Albrecht an der Hand fassend: „Komm, Kind! Laß den Vater hier ruhig sitzen. Komm mit mir. Ich will dir erzählen."

„Ich will selber."

„Nein. Ich thu's."

„Ja, Vater! Lasset mich mit der Mutter."

Sie gingen und als sie wiederkamen, sagte Albrecht:

„Mutter! Jetzt bringet Licht und hell und frei und froh ist alles."

„Kind," sagte Jakob, „du thust ja, wie wenn wir ein Freudenfest zu feiern hätten."

„Das haben wir auch, Vater," und mit flammendem Blick fuhr er fort: „Vater, ich weiß jetzt erst recht, was für ein Mann Ihr seid, ein Held. Ich bin stolz darauf, Euch Vater zu nennen."

Man saß geraume Weile still. Albrecht bat den Vater, daß er seine Pfeife anzünde, Jakob willfahrte und er und Magdalena erzählten offen alles und als nach Mitternacht der Mond hinabging, war Ruhe und Stille im Hause, als wäre der Friede hier nie aufgescheucht worden.

Am Morgen, als Albrecht erwachte, stand der Vater vor ihm und Albrecht sagte: „Vater, gebt mir Eure Hand drauf, Ihr machet Euch keine Vorwürfe mehr, nicht wegen Eurer und nicht wegen meiner. Ich sag' Euch, unter denen, die in Ehren prangen, haben Tausend und Abertausend Aergeres verschuldet, wie Ihr, oder sind nur durch Glückszufall davon abgehalten. Und wenn auch. Ein langes rechtschaffenes arbeitsames Leben kann nicht durch ein Einziges zerstört werden."

„Just dieselben Worte hat mir der Missionär auch gesagt," entgegnete Jakob; „aber jetzt von meinem Kinde ist's doch noch ganz anders und mehr."

Wie angerufen kam jetzt eben ein Brief von Lena aus Ostindien. Der Brief enthielt Trauriges und Erhebendes, denn es hieß darin:

„Ich bin Witwe und ich komme heim mit meinem Kinde. Mein Mann ist den Leiden des hiesigen Klimas erlegen. Seine Seele erhielt sich groß und erhaben bis zum Eingang in das höhere Leben. Es wäre hier noch ein Arbeitsfeld für mich, aber er stimmte auf seinem Totenbette mir bei, daß ich zu euch gehe und euch die Tage erhelle, auch durch mein Kind. Lieber Vater! Mein Mann hat noch in seiner Sterbestunde gesagt: ‚Sag' deinem Vater, er ist rein und ich bete noch für ihn vor Gottes Thron ... Und so komme ich zu euch und will mit euch leben und beten und arbeiten ...“

Es hat sich schon oft erwiesen, daß da, wo ein Erdbeben stattgefunden, eine verborgene Heilquelle hervorsprudelte. So war es auch hier. Die Eltern und der Sohn gewahrten aus der Erschütterung heraus erst frei und ganz, welch eine Fülle von Liebe und gutem Denken zwischen ihnen waltete, und sie staunten einander oft an, wie wenn sie jetzt erst zu einander kämen und wüßten, wer sie sind. Albrecht ging mit seinem Vater alle seine Wege, und wenn er sprach und wenn er schwieg, immer war's gut, und wie er jetzt nur an den Vater dachte und seiner selbst vergaß, genas und gedieh er in fast wunderbarer Schnelligkeit.

An der Einsiedelei sagte Jakob:

„Schau, da sind meine Rosen, aber wenn ich an mein Elend gedacht habe und an eures, da haben sie mir nicht mehr geduftet und waren nicht rot, sondern schwarz, schwarz. Deine Mutter hat mir immer geholfen, jetzt kann ich's bei dir ablegen. Es hat mir kein Mensch angesehen und ihr Kinder gewiß nicht, wie schwer ich getragen hab'.“

Albrecht legte die Hand auf die des Vaters, und das Auflegen dieser kräftigen guten Hand schien ihm wohlzuthun und er fuhr lächelnd fort:

„Schau, das hat mich am meisten geplagt: warum kann man in einer schlimmen Stunde so was auf sich laden und in einer guten Stunde es nicht wieder abthun? Ich habe nichts thun können, als mein Revier in Ordnung halten, die vielen Jahre lang, und wie der Krieg kommen ist, hab' ich gedacht, jetzt kommt's, jetzt kannst du was thun, das alles Vergangene abwischt und auslöscht, und was hab' ich thun können? weiter nichts, als im Elsaß die Bahn sauber und sicher halten Tag und Nacht. Aber ich mein', das muß doch auch gelten.“

„Gewiß, Vater!“ mehr konnte Albrecht nicht hervorbringen, und es war genug.

Nachdem Albrecht einen langen Brief an die Schwester

Lena geschrieben, der sie in London treffen sollte, den er aber den Eltern nicht zeigte, kehrte er in die Hauptstadt zurück. Er traf Theodora nicht, sie war mit ihrem Großvater, dem Staatsrat a. D. verreist.

Vierzigstes Kapitel.

Der Justizrat Heister saß am Morgen in der Laube des Gartens bei der Sommerfrische im Dorfe, das nur zwei Stationen vom Bahnhäuschen 374 entfernt war, in dem Jakob und Magdalena lebten.

Das Dorf, wohlgelegen und gegen Norden geschützt, am Fuße des bewaldeten Berges, wo der helle Bach rauschte, war zu einem sogenannten Luftkurorte erhoben worden; abgemüdete Männer und Frauen, meist aus der Hauptstadt, fanden hier Erholung und gute Pflege.

Die Waldwege mit mäßiger Steigung waren schattig, unter den breiten Tannen und an Aussichtspunkten waren Ruhebänke für die älteren Leute, die junge Welt machte größere Ausflüge. Noch gestern Abend war eine Schar von Männern und Frauen ausgezogen, um auf dem mehrere Stunden entfernten Hochberge den Sonnenaufgang zu sehen.

Darum war's heute so still und leer bei der Sommerfrische.

Heister hatte sich, wie allmorgendlich, seine Zeitung am Bahnhofe geholt; jetzt an dem mit einer blauen Decke gezierten Tische sitzend, schnitt er die Zeitung auf, legte sie ungelesen neben sich und dazu Feuerzeug und die Cigarrentasche. Er schaute behaglich umher über die wogenden Kornfelder nach dem Walde und nach dem hohen Berge, auf dem ein Wartturm blinkte. Es ist kein Wölkchen am Himmel; ein echter und vollkommener Hochsommermorgen. Die jungen Leute dort oben hatten heute einen hellen Sonnenaufgang.

Der Staatsrat Hornung kam eben von seinem Morgenritte zurück und rief noch vom Pferde zu Heister:

„Emil, warte mit dem Frühstück nicht auf mich.“

Heister brockelte die Krumen den traulich herbeifliegenden Finken, die dafür um so lustiger von den Bäumen sangen, sie sind die letzten, deren Sang bald aufhören wird, nur die Wasseramsel am Bache zwitschert noch unaufhörlich aus den Weiden. Vom ersten Augenaufschlage an war der Tag für Heister eine Kette von dankbar empfangenen Gaben des Daseins; er hatte

doch, wenn er in die Vergangenheit zurückdachte, viel verloren, da ihm seine Frau entrissen wurde, aber nun, da ihm die Gesundheit wieder gegeben war, empfing er das Dasein selber wie ein tägliches Geschenk.

Er hatte nach langer Verfremdung sich hier wieder mit dem Freunde zusammengefunden; die beiden Männer erkannten es als ein Glück, daß sie in alten Tagen noch einmal traulich miteinander leben sollten, und sie hüteten sich wohl, die Gegensätze und Widerstreitspunkte zu betonen, denn die verschiedenen Grundnaturen und die verschiedenen Lebenswege hatten sie viele Jahre voneinander entfremdet und noch jetzt, während Heister sich beglückt fühlte durch Errichtung und Erstarkung des deutschen Reiches, betrachtete der Staatsrat jede Rechtsbefugnis des Reiches als eine Minderung der Lebenskraft des Landes, dem er eine Zeitlang als Minister vorgestanden hatte und als dessen Gesandter er die Auflösung des Rumpf-Bundestages mit erleben mußte.

Die beiden Freunde vermieden sorgfältig jede dahin führende Erörterung, und gerieten sie doch in eine solche, so war Heister überaus mild, nicht nur, weil er der Befriedigte war, er fand auch eine Wahrung gegen einseitige Verstockung darin, nicht ständig mit Gleichgesinnten zu verkehren, sondern auch der noch bestehenden Gegensätze bewußt zu bleiben.

Heister nahm nun seine Zeitung zur Hand, in welche der Staatsrat nie schaute, denn es war diejenige, die sein Sohn, der Vater Theodoras, herausgab. Er las ein Telegramm und legte plötzlich die feine knöcherne Hand zitternd auf das Blatt; in seinem Gesichte zuckte es schmerzlich. Er stand auf, setzte sich aber rasch wieder, schaute hinaus in die Landschaft und wischte sich die Augen ab.

Der Staatsrat kam, er war sorgsam gekleidet, er trug sogar beim Landaufenthalt beständig einen glänzenden Orden. Er kümmerte sich nichts darum, daß man offen darüber scherzte und geheim darüber spottete, ja er sagte geradezu: „Ich maskiere mich nicht mit Bescheidenheit, ich will, daß mir jeder Begegnende ansehe, ich gehöre nicht zur Masse.“

Das sagte auch sein stolzer Gang, mit dem er jetzt daherkam; er trug den Kopf hoch und selbstbewußt. Im Ausdruck seines Gesichtes lag eine strenge Härte, während Heister jegliches mit fast zärtlichem Blicke ansah.

Als die Cigarren angezündet waren, sagte Heister:

„Nun kann ich dir's sagen, es hat mich tief erschüttert: da steht's! Fritz Reuter ist tot! Eine Seele, so stark und so

sein, so voll heller Lust und von innigem Ernste, hat im Thüringer Lande am Fuße der Wartburg ausgehaucht."

„Ich kann die Schriften des Mannes nicht lesen, das Idiom macht mir Unbehagen."

„Es ging mir auch so, aber als ich das überwunden hatte, ging mir ein Quell von Innigkeit und Heiterkeit, von unverwüstlicher Menschenliebe, von Glauben an Güte und Treue auf, dergleichen ich nicht weiter kenne. Und ein Bestes ist noch, er hat mich bekehrt."

„Wozu? Wovon?"

„Zunächst von unserer Einbildung, daß wir Süddeutschen die allein seligmachende Gemütlichkeit inne hätten. Da zeigt sich's, der Norddeutsche ist zurückhaltender, der Süddeutsche offener, und das erscheint als Gemütlichkeit. Dieser Mecklenburger hat uns so unvergeßliche, goldhaltige Volksnaturen gegeben —"

„Volksnaturen!" fiel der Staatsrat unwillig ein, „euer Grundirrtum ist eben, daß ihr glaubt, das Volk sei Natur. Das Volk ist am wenigsten Natur, seine Leidenschaften sind nur ungemäßigter und roher —"

„Bitte, sage unschuldiger und offener."

Der Staatsrat nickte, fuhr aber dann in gleichem heftigem Ton fort:

„Wunderlich! Ich denke, ihr Liberalen solltet doch selber jetzt von eurer Volksverehrung bekehrt sein. Ihr seid ja jetzt die Befriedigten, aber das muß euch doch klar geworden sein, die Masse, das sogenannte Volk, bringt nichts hervor; das bleibt Hebel und Werkzeug. Was Großes geschieht, geschieht nur durch große, gewaltige Menschen. Euer allgemeines Stimmrecht bringt nichts hervor; Neubelebendes entsteht nur aus der einzigen Stimme des Genius. Was ihr Volk nennt, wird beherrscht, entweder von den lügnerischen Pfaffen des Jenseits oder von den lügnerischen Pfaffen des Diesseits, den Herren Socialdemokraten."

„Und weder diese noch jene," erwiderte Heister mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „werden die Grundnatur unseres Volkes verderben können, so wenig das die Gewalthaber der Reaktion vermochten. Des ist wieder Fritz Reuter ein Zeugnis. Alle Peinigungen —"

Plötzlich brach Heister ab, er sah, wohin das Gespräch geraten war, er suchte abzulenken und begann mit sanfter Stimme:

„Ich wollte nur von Fritz Reuter —"

Der Staatsrat faßte seine Hand und sagte:

„Mein guter Emil! Mir fällt eben ein, es sind wohl dreißig Jahre, da haben wir in der Laube in deinem Garten ein ähnliches Thema besprochen. Erinnerst du dich?“

„Ja wohl, es war damals beim Verein für entlassene Sträflinge.“

„Ja, und ich dürfte einen Accent auf meine damaligen Aeußerungen legen. Erstlich, daß ich dir schon damals gesagt habe, die Eisenbahnen müssen dem Staate angehören, und dann habe ich dir schon damals gesagt: Mein Herz ist kein Spital, und ich will nichts von diesen Poeten, die uns die niederen Schichten aufschminken. Auch dein Fritz Reuter ist, nach allem was ich höre, ein Schönfärber des neuen Götzen, genannt Volk.“

„Wenn du unter Schönfärberei das verstehst, daß man trotz alles Wissens von der Roheit und Dumpfheit doch aufzeigt, wie die sonnenhafte Psyche aus den niederen einfachen Charakteren aufleuchtet, dann war er auch ein Schönfärber. Es ist aber die echte Erkenntnis der Gleichheit aller Menschen, die höchsten Mächte überall zur Erscheinung und Wirkung zu bringen. Das ist unsere neue Andacht, unsere neue Religion. Und wie im plattdeutschen Dialekte homerische Schönheit gegeben ist, so steht auch fest, daß in jeglichem Gewande das Göttliche sich offenbaren kann.“

Der Staatsrat sah bewegt in das Antlitz seines Freundes, dann wendete er sich und sah mit ironischem Lächeln hinaus ins Weite, er wollte offenbar den Freund nicht stören. Nach einer Weile sagte er:

„Heute habe ich erfahren, daß du Geheimnisse vor mir hast.“

„Ich?“

„Ja du, du hast mir nicht gesagt, daß unser Pflegling von damals, der Postillon, der den fahrlässigen Totschlag abgebüßt hatte, hier in der Nähe Bahnwärter ist. Ich bin ihm heute zufällig begegnet und habe ihn erkannt.“

„Hast du ihn an sein Schicksal erinnert?“

„Natürlich.“

„Und eben das wollte ich vermeiden. Aber nun ist's auch gut. Ich weiß, du wirst jede Bitternis abwenden, denn das sind bis auf das eine, das vergessen werden muß und vergessen ist, wahrhaft glückliche Menschen.“

„Glückliche Menschen?“ lachte der Staatsrat, „es gibt keine glücklichen Menschen. Der Unwissende ist ein redendes Tier, und der Wissende sieht nichts als Chaos. Wer uns beide so von außen sieht, wird sagen: was sind das für glückliche Menschen mit schönem Alter, mit Ehre und gutem Auskommen.

Und was ist das Ganze! Unser Beruf ist jetzt Spazierengehen und Reiten, Essen und eine Partie Pikett nach Tische, und wenn wir die Summe ziehen, ist das Leben ein Elend; das mußt du, der Kinderlose, bekennen, wie ich, der siebenfache Großvater. Und daß wir vom Sterben wissen, nichts aber von einem jenseitigen Leben, das ist eine Grausamkeit eures sogenannten Weltgeistes. Wie jetzt die dort, so werden Geschlechter auf Geschlechter an den Tischen sitzen und über Nichtigkeiten lachen, sich in Landpartien müd' machen, um gut schlafen zu können, und gut schlafen, um sich abzumüden; so werden sie sitzen und wandern und plaudern und liebeln und hassen, während wir in der Erde modern. So lang man jung ist und Leidenschaften hat, täuschen uns diese über die Leere, Oede und Nichtigkeit dieser von Göttlichkeit erfüllt sein sollenden Welt. Vogelsang und Ordensbänder, Frauenliebe und Wissenschaft, das Bewußtsein vollführter Arbeit, alles ist eitel —"

„Mein lieber Freund!" warf endlich Heister ein und bot dem Geheimrat, dem die Cigarre ausgegangen war, Feuer an, „warum heftest du deinen Blick immer auf die Schattenseite, und nicht auch dahin, wo das goldene Licht doch so reich ausgeströmt ist? Freilich ist viel Elend und Mühsal im Dasein, aber des Glückes und der Freude noch mehr. Wir sind nur für das Alltägliche nicht erkenntlich und heften unsere Gedanken an das Störende, Auffällige.

„Ich verstehe allerdings die Mischung des Einzellebens nicht, aber die große Harmonie des Weltlebens wird mir immer klarer, und darin ist Sterbenmüssen kein Elend."

Der Staatsrat schien das Gespräch nicht fortsetzen zu wollen, er sagte:

„Erlaube mir einen Einblick in eure Zeitung," und kaum hatte er hineingesehen, als er froh ausrief: „Und das hast du natürlich nicht gelesen? Da steht's ja, mein Sohn Theodor ist Oberst geworden."

Eine alte Frau, die in einem Handwagen geführt wurde, ließ sich zum Staatsrat heranrollen, sie hatte bereits auch die Zeitung gelesen und brachte mit großem Nachdruck ihren Glückwunsch dar.

„Was dem Vater versagt war, das wird nun dem Sohn," sagte die alte Dame lächelnd und reichte ihre feine, wohlgepflegte Hand dar, die der Staatsrat als allzeit verbindlicher Mann von vollendeten Formen ehrerbietig küßte.

Der Staatsrat und Heister hatten einander in die Sommerfrische bestellt; ungerufen — aber wie der Staatsrat sagte hoch-

willkommen — hatte sich auch seine Jugendfreundin, die verwitwete Präsidentin von Kastelburg, eingefunden.

Sie erzählte nun Heister, wie gut der Staatsrat damals, als er Assessor beim Gerichtshofe ihres Mannes gewesen, in der Uniform ausgesehen habe, als sie mit ihm in einem lebenden Bilde stand, und wie er schmerzlich beklagt habe, nicht Soldat geworden zu sein.

Die Dame war dem Staatsrat mit diesen wie mit anderen Erinnerungen und Betrachtungen lästig, aber er that, als ob er mit dem innigsten Interesse zuhöre, und sie war gewohnt, daß alles, was sie sagte, aufmerksam beachtet wurde; sie fuhr daher, jedes Wort mit besonderer Huld ausstattend, fort:

„Ja, ja, die jungen Leute schwärmen heute Natur. In unserer Zeit war man aber doch heiterer. Die heutige Jugend ist viel zu ernst, sie genießt das Leben mit finsterer Miene. Wir haben mit Wonne getanzt. Nicht wahr, Herr Staatsrat?"

Der Staatsrat mußte entzückt bestätigen, und die Präsidentin fuhr fort:

„Die heutige Jugend berühmt sich: ich tanze nicht gern und — tanzt doch. Wo ist da noch unbefangene Lebenslust? Das räsonniert, das reflektiert. Sollte man's glauben: junge Mädchen in hellen Kleidern sitzen an Sommertagen in grüner Laube und sprechen von Religion und von Frauen- und Volkswohl, und unsere liebe Theodora, die doch sonst so entzückend und frisch, führt da das große Wort, und gestern, was geschah? Ich höre die kleine Lilly von Arven von Stoffwechsel reden, ich denke, es ist von Kleiderstoffen die Rede. Aber denken Sie, das arme Kind hat vergangenen Winter einen Cyklus von Vorlesungen über Chemie gehört."

Der Staatsrat lachte laut und hörte dann lächelnd zu, wie Heister sich bemühte, die Anschauungen der alten Dame zu berichtigen. Der gute Heister, dachte er, glaubt noch immer an aufrichtiges Interesse und weiß nicht, daß die Menschen nur Unterhaltung machen und die Zeit verplaudern wollen. Heisters ernsthafte Verteidigung der geschmähten Gegenwart wurde durch wohlgestimmten hellen Chorgesang von Männer- und Frauenstimmen unterbrochen.

Ein vierspänniger Bauernwagen kam langsam daher. Man ging von den Nachbartischen den Ankommenden entgegen, die vom Sonnenaufgange auf dem Hochberg zurückkehrten.

Als Theodora, hochgerötet mit einem frischen Kranze auf dem Haupte und den Hut in der Hand haltend, abstieg, rief der Staatsrat:

„Kind! Onkel Theodor ist Oberst und Regimentskommandeur geworden.“

„Gratuliere, lieber Großvater. Ich will nur mein Gewand etwas in Ordnung bringen. Ich komme gleich wieder.“

Sie eilte in das große Haus.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Staatsrat hatte diesmal doch nicht die ganze Wahrheit gesagt, wenn er behauptete, daß ihm kein Glück mehr blühe, denn sonst ward er nicht müde, zu erklären, welch eine eigenartige, nicht voraus zu ahnende Wonne der Verkehr mit einer wohlgebildeten Enkeltochter wie Theodora sei; und noch mehr als er aussprach, zeigte er's in seinem ganzen Behaben. Er war voll Ritterlichkeit und erwies, daß er stolz auf solch eine Enkelin war.

Nach dem Tode der Mutter Theodoras hatte doch eine Annäherung zwischen ihrem Vater und dem Großvater stattgefunden, und als erste Bestätigung war die Zustimmung gegeben, daß Theodora den Großvater auf seiner Reise nach Paris begleite. Darum traf sie Albrecht nicht mehr, und sie schrieb ihm nur einmal, mit der Bitte, ihr nicht zu antworten. Sie wollte natürlich den Großvater auf ihre Verbindung mit Albrecht vorbereiten, damit nicht neuer Zerfall eintrete.

Auch aus der Sommerfrische schrieb Theodora, wieder mit der Bitte, nicht zu antworten, denn sie sei seiner so sicher wie ihres eigenen, ihm zugehörigen Lebens — sie fühle das Glück, in der Landschaft zu sein, wo er als Knabe gewandelt, und sie müsse tagtäglich das Verlangen niederkämpfen, seine Eltern aufzusuchen; sie wolle aber warten, bis sie des Großvaters ganz sicher sei, denn als Fremde vor die Eltern zu treten, erschiene ihr wie ein Frevel.

So hatte Theodora geschrieben; ihre sonstige Entschlossenheit schien einer unerklärbaren Zaghaftigkeit gewichen. Nun hatte heute ein Zufall sie gemahnt und ermutigt, sie hatte heute die Schwester Albrechts kennen gelernt.

Es war ein eigentümlicher Wonneblick, mit welchem der Großvater die nun wieder in den Garten tretende Enkelin betrachtete; die kräftige Gestalt mit den fast üppigen Formen erschien in dem hellgrauen Kleide wie eine sommerliche Blume

von milder Farbe; ohne auffällig der Mode zu widersprechen, hatte sie sich doch nicht mit den bräuchlichen Abgeschmacktheiten überladen und besonders auf dem Kopfe war nichts von den greulichen Wulsten; sie hatte freilich natürliches Haar genug, um es in zwei dicken Flechten am Hinterhaupte herabhängen zu lassen, und der ungewöhnlich mächtige, hochgewölbte Oberkopf erschien in seiner schönen Rundung. Die vollen Wangen waren sonnengebräunt, die Stirne aber schneeweiß. Aus den hellen Augen lachte nach überwundener Trauer wieder die Freude an der schönen Welt, und wer in diese Augen sah, dem ward die Welt neu schön, wie jetzt dem Großvater, der mit einer zierlichen Aufmerksamkeit bald dies, bald jenes der Enkelin darreichte und sie ermahnte, zuvörderst ruhig zu frühstücken, dann erst zu erzählen.

„Ja, Großvater," sagte sie endlich, „was kann man vom Sonnenaufgang erzählen? Ich konnte nicht bei den anderen bleiben, die in diesen heiligen Minuten noch sprechen und ihr Entzücken ausrufen konnten; ich setzte mich allein an den Bergesrand, und es war mir, als sehe ich, wie die Erde wieder neu wird, und als ich mich ausgeweint hatte, weil meine Mutter jetzt in dieser Erde ruht —"

Sie hielt inne, sie konnte vor Bewegung nicht weiter reden, aber sich fassend fuhr sie fort, indem ihr Auge flammte und die geschwellten roten Lippen zitterten: „ja, der Vorsatz stieg in mir auf: nie mehr, nie soll wieder eine Kleinlichkeit mich beherrschen, all das Nichtige, Tagdienerische soll mir nichts mehr anhaben; da ist die Erde mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Millionen pochenden Herzen, ich will leben und arbeiten, daß ich es wert bin, da zu sein und —" sie lachte, indem sie schloß, „ich will wert sein, daß mich die Sonne bescheint."

„Du Sonnenkind!" sagte Heister leise vor sich hin, der Großvater rief aber in ungewöhnlich lärmendem Tone und mit schalkhafter Stimme:

„Schau, schau, greife in deinen Nacken, da hängt was." Unwillkürlich griff Theodora in den Nacken und der Großvater konnte vor Lachen kaum hervorbringen: „Ja Kind, der Schulzopf, der Zopf der examinierten Lehrerin hängt dir nach. Kind! Was füllen sich deine Augen gleich mit Thränen? Kannst du keine Neckerei vertragen? Habe ich dich gekränkt?"

Theodora preßte die Lippen zusammen, in ihren Wimpern hingen Thränen. Plötzlich flog etwas wie ein rasches Licht über ihr Angesicht, sie faßte die Hand des Großvaters und sagte:

„Großvater! du mußt mit mir auf den Eichhof. Da haben wir eingekehrt und ein Bauernwesen getroffen, so voll, so in sich gesättigt, der Bauer und die Bäuerin kernfeste und treuherzige Menschen; die Leute werden dich von deinem Aberglauben gegen das Volk bekehren. Die Frau ist die Tochter eines Bahnwärters," bei diesem Worte zuckte es in den Mienen Theodoras, sie fuhr aber rasch fort:

„Der Bauer hält mit seinem Schwiegervater unsere Zeitung und hat auch sonst gute Bücher und ist dabei doch ein echter Bauer. Die Volksbildung ist größer und weiter gediehen, als man meint."

„So?" wehrte der wieder in seinen Stolz zurückgekehrte Staatsrat. „Ich will nichts von eurer Volksbildung, ich halte sie nicht für ein Glück, im Gegenteil, sie zerstört den festen Bestand. Das Volk muß wie die körnerfressenden Vögel Kieselsteine unter seiner Nahrung haben, feste Dogmen. Aber Kind! Das ist wieder kein Thema zwischen uns."

Ueber das helle Antlitz Theodoras zog eine Verdüsterung, aber wieder rasch gefaßt sagte sie: „Ich lasse dir keine Ruhe, bis du mit auf den Eichhof gehst."

„Gut, ich gehe noch heute mittag mit dir, wenn du nicht zu müde bist —"

„O ich bin nicht müde —"

Am Nachmittag, es war ein wolkenbedeckter Tag, der die Sonnenhitze dämpfte, ritten Großvater und Enkelin von der Sommerfrische ab. Alle Gäste schauten ihnen vergnügt nach und lobten, wie schön Theodora im dunkelblauen Kleide mit dem Männerhute und dem blauen Schleier zu Pferde saß. Die Präsidentin erzählte mit Behagen, wie sie vor Zeiten geradeso mit dem Staatsrat geritten sei.

Die offene Landstraße dahin ging's im Trab. Als man die bewaldete Bergesanhöhe hinanritt, wurde Schritt eingehalten.

Theodora hob sich im Sattel ein wenig empor und rief: „O es ist doch herrlich! Da wanderten wir heute in der Frühe. Es ist doch ganz anders, so zu Pferde durch den schattigen Wald zu reiten."

„Ich hoffe, du heiratest nur einen Mann, der dir ein Reitpferd hält."

Theodora preßte den Knopf ihrer Reitpeitsche an die Lippen und schüttelte den Kopf.

„Wie? Hast du schon gewählt?" fragte der Großvater erstaunt.

Theodora nickte stumm und senkte die Augenlider.

Der Staatsrat wartete auf ein weiteres, da aber Theodora stumm blieb und ihren Schleier vor das Gesicht legte, fragte er:

„Doch nicht den geschwätzigen Zeitungskorrespondenten deines Vaters, den wir in Paris trafen? Ich muß doch bitten, daß du —"

„Großvater! Er ist hier im Lande."

„Doch ein Mann von Familie?"

„Allerdings. Er hat Eltern und Geschwister und wahrscheinlich auch Tanten und Onkel. Was ihr Aristokraten euch doch herausnehmt, die vornehme Sippe allein Familie zu nennen —"

„Kind! Komme mir nicht mit euren Zeitungsphrasen. Sprich offen, wo, was ist er?"

„Wo? Das sage ich heute noch nicht, auch seinen Namen nicht. Nur so viel: Er ist Techniker."

„Schau, schau! Also das neueste Ideal? Vordem waren die Ideale Maler, Musiker, Husarenrittmeister und Schauspieler. Jetzt ist die Liebe auch praktisch. Also ein Techniker? Das schwärmt nun heutigestags von Tunneln und Viadukten. Sag' nur, seit wann hast du entschieden? Wie konntest du so lange zurückhalten? Wie ist sein Name?"

„Großvater, ich bitte, frage nicht weiter. Es thut mir leid, dir nicht antworten zu dürfen. Du sollst bald alles erfahren. Ich stelle dir einen deiner besten Freunde, der ihn von Kindheit an kennt und liebt. Aber ich spreche schon zu viel. Jetzt genug! Wir sind auf der Hochebene. Laß uns traben!"

Ohne weiter ein Wort zu reden, trabten sie bis zum Eichhof.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Auf dem Eichhof hatte der Staatsrat seine Freude an dem gediegenen Hausstand, vor allem aber an dem ehrenfesten Bauer, der dem vornehmen Herrn gegenüber ein aristokratisches Bewußtsein erkennen ließ, was aber dem Staatsrate besonders wohlgefiel.

Der Bauer erzählte, daß heute wieder Elsässer da gewesen seien, um Hopfenstangen zu kaufen; sie hätten in den ersten Jahren nach dem Krieg mit uns getrutzt, jetzt aber kämen sie doch wieder.

In der Stube, die trotz des Sommers geheizt war, hingen zwei eingerahmte Diplome zum Ehrenpreis vom landwirtschaftlichen Verein für eine Kalbin und ein Fohlen.

„Die hat noch meine verstorbene Frau einrahmen lassen,“ erklärte der Bauer; „ich habe noch mehr, hänge sie aber nicht mehr auf.“

Rikele kam mit Speise und Trank.

„Bäuerin,“ sagte der Bauer, „richte alles draußen unter der Linde an, die Herrenleute sitzen gern im Freien.“

Man saß wohlgemut beisammen, der Bauer ließ den Fremden reden und blieb karg in Worten. Auf Befragen erklärte er nur, daß es sich nicht mehr austrage, Eichen stehen zu lassen, er erhalte das kleine Wäldchen unweit des Hauses nur zum Wahrzeichen. Als man von der reichlichen und bald beginnenden Weizenernte sprach, kam die landläufige Klage über Dienstbotenmangel. Und da er einmal im Klagen war, schmähte der Bauer auch die neuen Waldgesetze, wodurch man nicht mehr Herr über sein Eigentum sei. Der Staatsrat verteidigte das Gesetz, er konnte das sehr sachlich, es war ja sein letztes gewesen, das er vor das Abgeordnetenhaus gebracht hatte.

Durch den Feldweg herauf sah man eine Frau daherwandern.

„Da kommt meine Mutter,“ sagte die Bäuerin.

„Das ist Eure Mutter?“ fragte der Staatsrat, der durch das vorgehaltene Augenglas Magdalena erkannt hatte. Die Bäuerin bejahte, und er betrachtete den stolzen Bauer nachdenklich. Wußte der, wer seine Schwiegereltern waren?

Magdalena verschwand im Eichenwäldchen. Rikele sagte: „Ich gehe ihr entgegen,“ und „Ich gehe mit,“ rief Theodora, nahm ihr Reitkleid hoch auf, und ehe der Großvater Einsprache erheben konnte, war sie den Berg hinabgerannt und verschwand ebenfalls unter den Eichen.

„Mutter!“ rief sie dort und umhalste Magdalena. Diese konnte kein Wort hervorbringen und Theodora wendete sich zu Rikele und sagte: „Ich bin die Braut deines Bruders.“

„So schön und groß sind Sie geworden?“ konnte Magdalena endlich hervorbringen. „Ja, der Albrecht! Aber liebes herziges Fräulein, es sind noch böse Sachen zu überwinden.“

„Ich weiß, ich weiß.“

„Sie wissen?“

„Wir überwinden alles.“

Theodora erklärte rasch, daß der Großvater auch da sei und nun bald alles offenbar werden müsse. Einstweilen müsse man noch fremd thun.

Magdalena wollte wieder umkehren, aber Theodora fand das unthunlich, und so gingen die drei Frauen nach der Linde.

„Guten Tag, Herr Staatsrat!“ sagte Magdalena.

Der Gegrüßte nickte und der Bauer fragte:

„Schwiegermutter! Ihr kennet den Herrn schon!“

„Ja wohl, von alters her, aus der Stadt, vom Hause des Herrn Justizrat Heister.“

Dem Staatsrat war diese Begegnung unbehaglich, zumal der Bauer offenbar die Vergangenheit seiner Angehörigen nicht kannte. Er drängte zur Heimkehr, da es so dumpf und trübe wurde.

Bald saßen die beiden wieder zu Pferde, der Bauer begleitete die Reiter noch eine Strecke, um ihnen zu zeigen, wie sie einen bessern Weg heimreiten könnten, dort über die Eisenbahn hinweg und dann eine kurze Strecke Feldweg bis auf die Landstraße.

Als der Bauer zurückkam, sagte Magdalena: „Ihr sollet es wissen, es wird Euch auch freuen, aber Ihr saget es vorderhand nicht weiter, zu niemand. Das Fräulein da ist so viel als Braut von unserm Albrecht.“

Groß war das Staunen des Bauern. Bald aber staunte auch Theodora noch ganz anders.

Am Ueberweg mußten die Reiter anhalten, denn eben sauste ein Bahnzug heran und Theodora mußte alle Kraft anwenden, um ihr Pferd im Zügel zu halten.

Die Rosenbäumchen am Bahnwärterhäuschen standen über und über in voller Blüte, so daß jeder Baum nur ein einziger Strauß schien.

Der Bahnwärter, der die Reiterin starr betrachtet hatte, war ihrem Blicke gefolgt und wollte Rosen brechen, Theodora aber lehnte ab und sagte:

„Laßt die Rosen am Stock, dann habt Ihr und alle, die da vorüberfahren, noch lange ihre Freude dran.“

Der Zug sauste vorüber, Jakob öffnete den Schlag und grüßte kaum, der Staatsrat dankte verdrossen, Theodora nickte ihm nochmals freundlich zu.

„Großvater, hast du bemerkt, welche wunderbare Augen der Mann hat?“

„Ja. Wir wollen Schritt reiten. Das Gewitter scheint sich wieder zu verziehen. Ja, mein schwärmerisches Kind, da hast du deine Idylle, die gepriesene Rechtschaffenheit und Geradheit deines sogenannten Volkes. Dieser Bahnwärter ist der Vater der Eichbäuerin. Ich kenne ihn von lange.“

Der Staatsrat bemerkte nicht, wie rasch der Atem Theodoras ging, und er fuhr fort:

„Möglich, ja wahrscheinlich, daß der Bauer betrogen ist und nicht weiß, wer seine Schwiegereltern sind.“

„Wer sind sie denn?“

„Zuchthäusler, Sträflinge.“

Das Pferd Theodoras machte einen Seitensprung, so daß sie fast aus dem Sattel fiel. Der Staatsrat sprang ihr schnell bei und als er ihr wieder die Zügel in die Hand gab, sagte er: „Was ist? Deine Hand zittert und du bist so bleich?“

Mit Anspannung aller ihrer Kraft entgegnete Theodora: der Großvater solle ihr weiter berichten, und er fuhr fort:

„Die Frau hat entschuldbare kindliche Diebeshehlerei getrieben, anders der Mann. Ich war sein Untersuchungsrichter und habe ihn weich gekriegt. Ich hätte dir gern deinen Idealismus erhalten, aber da siehst du, es ist nicht eitel Griesgram und Aristokratismus, wenn wir uns von der Krapüle fernhalten. Das sollst du auch; du magst immerhin in der Ferne schwärmen, nur darfst du mit diesen Menschen nicht mehr verkehren. Du kennst diese Frau, sie hat, ich will das nicht leugnen, gute Eigenschaften, sie war Pflegerin der Justizrätin Heister in ihrer letzten Krankheit. Heister hatte immer Anlage zur Sentimentalität und seine Frau hat das Talent noch ausgebildet.“

Der Staatsrat hatte sich so in die Geschichte vertieft, daß er das ausbrechende Gewitter nicht gewahrte, das sich plötzlich in Donner und Blitz und bald in Hagelsturm entlud.

Der Großvater wollte Theodora zulieb bei einem Bauernhofe am Wege absteigen und das Ende des Gewitters abwarten; aber Theodora beteuerte, daß sie Donner und Blitz nicht schrecken, und in scharfem Trab kehrten die beiden mit einbrechender Nacht nach der Sommerfrische zurück.

Hilfreiche Genossinnen beklagten auf Treppe und Flur die Triefende und wollten ihr beistehen, aber Theodora eilte allein auf ihr Zimmer, verschloß hinter sich und riß in Hast und Verzweiflung die nassen Kleider ab.

Draußen raste der Sturm fort, er riß die Zweige der Bäume hin und her, und als Theodora ans Fenster trat, sah sie die schlanke mächtige Pappel zusammenknicken und stürzen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Der Hagelsturm, der die Pappel an der Sommerfrische knickte, entwurzelte auch einen Baum nicht weit von dem Bahnhäuschen.

Jakob war mitten im Sturm heimgeeilt, der Wind tobte und heulte durch die Bäume, als rufe ein Unnennbares um Hilfe.

Jakob hatte seinen sechsten Monturmantel fest angezogen, kein Unwetter ficht ihn an. Er war nicht weit von dem Kirschbaum, den er damals mit Magdalena gepflanzt, da raste ein neuer Sturm daher und entwurzelte den Baum.

Einen Augenblick war Jakob erschrocken, dann sagte er, sich die schweren Regentropfen aus dem Gesichte wischend: „Gilt nicht! Fall du um, ich lasse mich nicht umreißen.“ Ohne seinen Schritt zu beschleunigen, ging er ruhig seinem Hause zu. Magdalena war noch nicht da, er wartete geduldig und schickte Lisbeth zu Bette.

Das Unwetter war vorüber, der Mond schien hell, als Magdalena kam. Sie setzte sich schwer ermüdet nieder und sagte:

„Der Sturm hat den schönen Kirschbaum niedergerissen. So viel Jahre hat der Baum so viel Stürme ausgehalten. Ja es ist wie mit dem Menschen.“

„Mutter, du willst mir was anderes sagen. Ich weiß alles. Du hast sie oben beim Rikele getroffen und ich hab' die beiden auch gesehen. Jetzt, Mutter, jetzt heißt's feststehen.“

Die beiden erzählten einander, was sie erlebt. Magdalena war voll Bangen, aber jetzt bewährte sich's, daß Jakob neuen festen Grund gewonnen; er sah allem, was nun noch kommen mochte, mit gelassener Ruhe entgegen, und diese Ruhe ging endlich auch auf Magdalena über. Sie erklärte erst jetzt, wie auch der Eichbauer die feste Zuversicht habe, daß alles noch zu Gutem ausgehen müsse. „Er ist uns ein großer Beistand,“ schloß Magdalena.

„Ist recht,“ entgegnete Jakob, „aber zuerst bin ich mein Beistand.“

Vierundvierzigstes Kapitel.

Theodora, die hoch zu Rosse durch Wald und Feld geritten war, lief jetzt entkleidet, barfuß, wie eine Wahnwitzige im Zimmer umher und stöhnte händeringend:

„So tief! So tief! O Wahrhaftigkeit! Biederkeit! Treuherzigkeit! Du Welt! Womit habe ich das verschuldet? Verschuldet!" Sie schaute um, wie sie das Wort aus ihrem eigenen Munde hörte. Sie stand am Fenster, daran der Hagel prasselte, und rief in das wilde Getön hinein: „Albrecht! Du wußtest und wagtest. O verzeih. Was hast du zu leiden, du Armer. Nein, nicht du. Wir. Ich mit dir. O ein einziger Tag! Heute da die Sonne aufging . . ."

Im Gedanken an jene Stunde flammten ihre Augen und ihr Körper fröstelte. Sie ward sich ihres verwahrlosten Zustandes inne und kleidete sich rasch wieder an. Der Gedanke stieg in ihr auf, daß der Großvater nur einen grausamen Scherz geübt habe, um sie von ihrer überschwenglichen Liebe zu den niederen Ständen zu bekehren. So schwach auch dieser Halt war, es trat doch eine flüchtige Beruhigung in ihr Antlitz, da sie jetzt Licht anzündete und das Zimmer wieder ordnete.

Der Hagel hatte aufgehört, nur noch leiser Regen rieselte nieder und in der Ferne vergrollte der Donner. Theodora öffnete das Fenster, eine erquickende kühle Luft drang ein und sie atmete auf, wie neu zum Leben erwacht.

Sie klingelte und ließ den Justizrat zu sich bitten, und noch bevor er kam, suchte sie sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß der Großvater Wahrheit gesprochen, denn mit solchen Worten zu scherzen war doch kaum möglich.

Bald trat Heister ein und sagte: „Du hast mich rufen lassen."

„Ja. Setzen Sie sich, mir versagt noch der Atem."

„Dein Großvater ist auch sehr unwillig, weil er sich von dir verleiten ließ, statt in einem Bauernhaus am Wege unterzustehen, durch das Hagelwetter zu reiten. Er läßt dir sagen, du sollest auch sofort zu Bette gehen. Was hast du? Warum kniest du nieder? Was ist das? Steh auf."

„Nein. Lassen Sie mich so sprechen. Sie wissen, daß ich Albrecht liebte wie nur je . . ."

„Liebte? Und nun nicht mehr?"

„O doch, doch. Und wenn alles . . . Lieber Freund! Der

Großvater hat die Eltern Albrechts mit Worten bezeichnet, mit entsetzlichen . . ."

„Das habe ich mir gedacht."

Er hielt inne und Theodora schaute zu ihm auf mit weit aufgerissenen Augen, mit offenem Munde und ihre Arme waren krampfhaft ausgestreckt: „Und es ist wahr!" rief sie.

„Es ist wahr," bestätigte Heister. Er beugte sich hinab, um die, wie er glaubte, Niedersinkende aufzurichten, aber ohne ein Wort, ohne einen Laut war Theodora aufgestanden und Heister sagte:

„Gib mir die Hand. Du möchtest fragen, warum ich euch nicht früher von dem traurigen Geschick mitgeteilt?"

Theodora nickte mehrmals rasch mit dem Kopfe, und Thränen, die in ihren Wimpern hingen, fielen nieder auf die Hand des Freundes, der fortfuhr:

„Ich weiß zuversichtlich, daß Albrecht nichts von der Vergangenheit seiner Eltern wußte, wenigstens nicht bis zu seiner Krankheit."

Theodora entwand ihre Hand der des Freundes und ging mit raschen Schritten durch die Stube, dann stand sie wieder vor Heister still, der mit eindringlichem Tone fortfuhr:

„Du bist so jung und doch ernst und einsichtig genug, um zu begreifen, daß der Mensch ein zweites, ein reines Leben gewinnen kann aus Verirrungen und Versuchungen heraus. Reue und Buße erneuen das Herz, so daß es feiner ist als das Herz der Unschuld. Wenn ein Mensch, ohne für seinen Fall mildernde Umstände zu plaidieren, gradaus bekennt: ich that unrecht — da beginnt eine Neuschaffung seiner Natur. Liebes Kind! Ich habe in vieler Menschen Seele gesehen, aber ich kenne keine, die edler sind, als die Seele dieser, die in Strafhäusern gebüßt haben."

„Ich werde zeigen, wie ich sie ehre," rief Theodora.

„Liebes Kind! Mach' dir recht klar, es ist leicht gesagt, ich schätze hoch, die sich wieder aufgerichtet haben; aber im täglichen Verkehr sie voll erkennen lassen —"

„Das kann ich, das werde ich."

„Ich vertraue dir, und ich hoffe mitzuwirken, daß alle Widrigkeit besiegt wird. Doch jetzt schlaf ruhig und halte dich tapfer. Gute Nacht, Kind."

Theodora aber legte sich noch nicht nieder, sondern schrieb bis tief in die Nacht hinein an Albrecht und an ihren Vater, sie müßten kommen.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Der Morgen war hell und frisch, der Staatsrat verließ sein Zimmer nicht und Heister ließ sich bei ihm melden. Der Staatsrat schien kaum überrascht, wenigstens ließ er nichts davon merken, als er hörte, daß der Techniker Albrecht der Sohn Jakobs und Magdalenas sei. Er ließ seine Enkelin rufen, sie bekannte offen ihre Liebe und erging sich in innigen Worten über die herzgewinnende rechtschaffene Natur Albrechts.

„Und du glaubst in der That," sagte der Staatsrat, „du glaubst, daß er nichts gewußt hat von dem Leben seiner edeln Eltern? Es sei. Mag der junge Mensch unschuldig sein. Wie kannst du aber nur noch einen Augenblick an solche Familiengemeinschaft denken?"

„Großvater, es schmerzt mich tief, daß ein so hoher Geist wie du so unfrei —"

„Danke für das Süße und das Saure. Ich bin und bleibe kein Anhänger eures Liberalismus, der alle Grenzsteine verrückt. Uebrigens störe ich euch nicht mit meinem altväterischen Wesen. Ich werde diesen Ort verlassen, bevor dein Vater und der Erwählte kommt. Ich überlasse dich der Obhut unseres Freundes hier."

Der Staatsrat stand auf und mit blassen Lippen sagte er: „Ich bitte die Braut des Herrn Ketterer, mich zu verlassen."

Theodora wendete sich und als sie die Thüre öffnete, trat Albrecht ein. Mit einem Aufschrei umarmte ihn Theodora.

Der Großvater hatte mit unsicher tastender Hand die Thürklinke erfaßt, er öffnete, da trat ihm sein Sohn, der Vater Theodoras, entgegen.

Theodora hatte sich von Albrecht losgerissen und wollte ihren Vater umarmen, aber dieser wehrte ab, indem er mit heiterer Stimme sagte:

„Hier bin ich zuerst Kind. Lieber Vater! Du siehst ja so schmerzlich, so erregt aus?"

„Sieh die dort," erwiderte der Staatsrat, „kann man da freudig und ruhig sein? Weißt du, wer der Mann da ist und seine Eltern?"

Doktor Hornung nickte bejahend und der Vater fuhr fort: „Und nun laß hören, was entscheidest du?"

Der Sohn legte begütigend die Hand auf die Schulter des Vaters, aber dieser rief:

„Du zögerst? Du hast nicht den Mut, nicht die Gerad-

heit zu sagen: es gibt keine Verbindung zwischen meinem Hause und dem Sohn der Sträflinge?"

Albrecht stöhnte auf und der Doktor rief: „Vater! Wie magst du einen Unschuldigen so ins Gesicht hinein kränken! Das ist deiner nicht würdig."

„Würdig? Soll ich von euch lernen, was würdig ist? Von euch, die ihr alle Ehre, alle Scham mit Füßen tretet?"

„Lieber Vater! Es ist gewiß schmerzlich, von Eltern zu stammen, die eine Schuld gebüßt haben, aber es ist auch schmerzlich, dabei sein zu müssen, wie der Vater eine Sündenschuld auf sich ladet."

„Wie? Wer? Mit wem sprichst du?"

„Mit meinem großdenkenden Vater, mit einem Manne, der zu edel ist, um eine Uebereilung nicht zu bereuen."

„Bereuen? Also ich? Ach ja. Du bist ja ein Mann der Römertugend. Du hast die Tugend gehabt, in deiner Zeitung gegen deinen Vater zu schreiben. So schreib morgen: Mein Vater ist ein beschränkter Kopf, er findet es nicht schön, daß ich meine Tochter dem Abkömmling von Zuchthäuslern gebe. Starre mich nur an, du starker Römer! Euer ganzes Getriebe macht das Chaos! Ich weiß. Ich weiß, was du entgegnen willst. Ich werfe keinen Stein auf den Mann, aber weil ich keinen Stein auf ihn werfe, darum gehört er doch nicht an meinen Tisch, an mein Herz, in meine Familie."

Er sank in den Stuhl. Als sich ihm Theodora nähern wollte, rief er: „Berühre mich nicht, fort von mir! Fort! Alle!"

„Nun ist's genug, verlaßt das Zimmer," sagte der Doktor zu Albrecht und Theodora. „Geht. Geht zur Schwester auf den Eichhof. Ich bleibe hier und Sie auch, Herr Justizrat."

Nach einer Weile kam Heister auf die Hausflur zu den beiden Liebenden und sagte, der Großvater sei wieder ruhig und wolle schlafen.

Still verließen Albrecht und Theodora die Sommerfrische.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Hand in Hand gingen Albrecht und Theodora den Feldweg dahin, dem Walde zu.

Dort am Rande des Waldes setzten sie sich nieder. Sie hatten auf dem Wege kein Wort gesprochen und auch jetzt noch schwiegen sie, nur manchmal drückte eines dem andern fester die

Hand, wie wenn es sagen wollte: ich weiß, was du in deiner Seele sprichst.

Nun aber umfaßten sie sich und küßten einander die schweigenden brennenden Lippen und weinten.

„Und nun genug Trauer," faßte sich Theodora zuerst, „der herrliche Bibelspruch ging mir den ganzen Weg durch den Sinn. Sieh, dort überall arbeiten Sichel und Sense, und der Spruch ist unser: die mit Thränen säen, werden mit Freude ernten."

Theodora erzählte, daß sie gestern in dem Hagelsturm auf dem Wege war, und Albrecht berichtete, wie er den Brief erhalten und mit dem Vater gereist sei.

Bald aber war alles Leid vergessen und die Liebenden wanderten, als wäre das Gestern, das Heute, die letzte Stunde in fabelhafter Vergangenheit, und aller Kummer war nur ein Traum.

„Mir blutet das Herz, daß du so viel Leid durch mich auf dich nehmen mußt," sagte Albrecht aus gepreßter Brust.

„Wir bezahlen alle Trauer voraus," tröstete Theodora.

Die Mittagsglocke von der Sommerfrische läutete herauf. Jetzt gehen sie dort alle geputzt zu Tische und wie viel haben sie heut' zu reden, und doch konnten sie nicht ahnen, wie die beiden hier lebten.

Ein sanftes Säuseln zog durch die Wipfel der Tannen, keine Vogelstimme war laut. Im Wege lagen geknickte und entwurzelte Tannen, die Wandernden mußten oft Umwege machen.

Sie pflückten Erdbeeren und waren weltvergessen wie die Kinder. Albrecht fand die Stelle leicht, wo er einstmals als Knabe aus Schindeln sein kunstreiches Mühlwerk gebaut hatte. Er erzählte Theodora, wie er kaum sieben Jahre alt, keine Ruhe hatte, bis er zur Quelle des Baches hinaufkam; er wollte sehen, wie der Bach aus der Erde springt, und als er dort oben war, wo auf der Berspitze die Waldwiese ist, da habe er die Quelle vergessen und zum erstenmal gesehen, wie wunderbar da sich die Berge ineinander schieben, wie weit das Thal und wie schön die Welt.

Sie kamen aus dem Wald, da war wieder der offene helle Tag und in der Ferne sah man den Eichhof. Sie schritten frohgemut darauf zu.

Der große Hund erkannte den Bruder der Bäuerin und leckte ihm die Hand. Es war niemand da, alle waren draußen bei der Ernte. Die Thüre war leicht zu entriegeln; die beiden saßen in der Stube und Theodora sagte: „Auch in solcher weltvergessenen Einsamkeit wäre ich glücklich mit dir allein, du Einziger."

„Und ich nicht," entgegnete Albrecht, „ich muß mit vielen Menschen sein und auf viele wirken."

„Das ist wahr, das ist besser."

Albrecht öffnete die Tischschublade, in der Brod lag, er schnitt ein Stück ab, da hörte er eine Kuh im Stalle schreien; in lustigem Tone sagte er:

„Die Kuh ruft, ich soll dir einen Topf Milch melken."

Er ging nach dem Stall, da begegnete ihm die Schwester, die eben heimgekehrt war. Sie wurde schnell unterrichtet und Albrecht fragte, wo denn der Bauer sei; der war mit dem Förster in den Wald gegangen, wo ihm der Hagelsturm mehrere Hundert Stämme umgerissen hatte, aber glücklicherweise fast lauter schlagbare.

Rikele erzählte, daß ein Brief angekommen sei, Lena werde heute aus Ostindien eintreffen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

In der Sommerfrische saß wie gewöhnlich die Präsidentin von Kastelburg am obern Ende des Tisches, der Platz des Staatsrats und Theodoras blieb unbesetzt. Die Präsidentin hatte sich's verbeten, daß von dem großen Ereignisse des Tages weiter gesprochen werde. Das war freilich hart, denn was konnte sonst von Interesse sein? Aber die Präsidentin war empört, wie man teils schadenfroh, teils mitleidig sich darüber ausließ, daß Theodora den Sohn eines Sträflings liebte, und man erging sich noch in allerlei Fabeln von Raub und Mord, die der Vater verübt hätte.

Sobald die Tafel zu Ende war, ließ sich die Präsidentin beim Staatsrat melden. Doktor Hornung, der eben bei seinem Vater war, ging auf die Hausflur, um die Besuchende abzuhalten, sie aber rief laut: „Mich empfängt Ihr Herr Vater, wenn er wach ist."

Der Staatsrat öffnete die Thür und sagte höflich:

„Sehr erfreut," und zu dem Sohne gewendet, fuhr er fort: „Laß mich mit der Frau Präsidentin allein."

Der Doktor ging, und die Präsidentin begann lächelnd: „Im Leben des schönen Otto hören doch die Abenteuer nicht auf."

Der alte Herr dankte verbindlich und die Präsidentin fuhr fort:

„Du erlebst nun Abenteuer an Kindern und Kindeskindern."

„Ich bitte, nicht du zu sagen, wir können doch belauscht werden.“

Mit gedämpfter Stimme fuhr die Präsidentin fort: „Ich kann bei dem was ich zu sagen habe nicht anders, aber ich will leise sprechen.“

„Und was bringt mir meine verehrte Freundin?“

„Vor allem bedenke, was du zerstören kannst. Du darfst stolz auf diese Enkelin sein, sie vereinigt Mut und Anmut, sie ist weich und tapfer, in ihrer Natur ist Erz und Blume gemischt.“

Die Redende sah lächelnd auf und erwartete ein Lob; dem Staatsrat aber schien es peinlich, den Ruhm seiner Enkelin zu hören. Dennoch sagte er im verbindlichsten Tone:

„Es freut mich, meine Enkelin so erkannt zu sehen. Aber verehrte Freundin, ich gestatte niemand außer Ihnen ein Recht, in das drein zu reden, was ich jetzt zu thun und zu lassen habe.“

„Schön! Sehr schön! Aber ich bitte dich zu bedenken, daß Egoismus und Liebe dir dein Verfahren bestimmen müssen.“

Der Staatsrat stutzte. Die Frau hat es darauf abgesehen, Gegensätze zu vereinen. Die Präsidentin aber erklärte:

„Du zerstörst durch deinen Widerspruch dir ein Glück, da du dir die Freude an deiner Enkelin aus der Seele reißest, und du zerstörst ihr das volle Glück, da sie stets deines Widerspruchs gedenken muß. Kannst du das leugnen? Gibt es irgend etwas, in dem du Ersatz finden kannst für die Liebe dieser Enkelin?“

„Nein,“ entgegnete der Staatsrat, „aber ich kann mich nicht in diese Sphäre begeben. Kennen Sie die Geschichte dieses Mannes?“

„Vollkommen! Ich habe mir die Geschichte dieses Bahnwärters von deinem Freunde Heister erzählen lassen. Also der dumme Junge mit den Pfeilen hat da auch sein Spiel gehabt? Nun haftet seinem Vergehen nichts Gemeines mehr an. Und dann, sieh höher hinauf. Ihr findet es erhaben, wenn ein Gott eine reuige Sünderin aus den Flammen in den Himmel hebt. Ist es nicht schöner und größer, daß die Erlösung sich auf Erden vollziehe in reuigen Thaten? Und die vor Schuld bewahrt sind, verdanken es nicht immer ihrer Tugend.“

„Das sagen Sie?“

„Ja. Erinnere dich einer wunderlichen Geschichte, sie ist fast ein Märchen. Der schöne, geistreiche und liebenswürdige Assessor liebte die Frau seines Gerichtsdirektors und sie ließ sich die Huldigungen gefallen, sie hatte auch ein junges heißes Herz. Und eines Abends, die beiden waren allein, wagte der junge Mann ein stürmisches Geständnis und die junge Frau hatte den

Mut zu sagen: ‚Den Tag, an dem ich meiner Liebe zu dir nachgebe, den überlebe ich nicht; du darfst nicht fortgesetzt heucheln und ich nicht . . .‘ Und da standen sie beisammen und weinten und waren doch sonst so lustige Menschen. Du hast mich nachmals zu deiner Wahlschwester ernannt, und als du mir deine junge Frau zuführtest, danktest du mir, daß du einer solchen würdig geblieben.“

Der Staatsrat sah zu Boden, er hatte sich in dieser Freundin doch geirrt, sie gefiel sich nicht in gesprächsamen Tändeleien, sie hatte sich mit dem Fortschritt der Jahre immer mehr veredelt.

Die Präsidentin mochte ahnen, was in dem Jugendfreunde vorging, ein wunderbares Lächeln ging über ihr Antlitz und verschönte dasselbe, indem sie wieder das Wort nahm:

„Dieser einfältige Knecht hat den Mann seiner Geliebten, sei es fahrlässig, sei es mit Vorbedacht, getötet. Das ist Verbrechen, ist roh. Dafür haben eure Gesetzbücher Strafen. Aber es ist kein Verbrechen und es ist fein, mit dem Gatten der Geliebten spazierenfahren, reiten, jagen, Whist spielen und schöne Dramen mit verteilten Rollen lesen und dabei —“

„Bitte liebe Freundin, ich bin angegriffen —“

„Gut, ich habe alles gesagt. Ich weiß, du wirst deine Hochsinnigkeit bewähren. Vergeude nicht in deinen Jahren die Liebe zu deiner Enkelin. Und nun leb wohl!“

Sie ging, auf ihren Stab gestützt, davon. Man hörte noch durch die lange Flur, wie sie mit dem Stocke aufstieß.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Im Bahnhäuschen war man eben von Tisch aufgestanden, Jakob steckte sich sein Pfeife an, Lisbeth trug das Geschirr weg. Sie kam aber bald wieder und rief: „Mutter! Vater! Die Lena kommt mit ihrem Kind.“

Magdalena eilte laut schreiend den Ankömmlingen entgegen und Jakob ging rauchend Schritt vor Schritt. Man muß männliche Haltung bewahren, nur nicht weibermäßig sich auslassen — sprach er in sich hinein; aber er mußte sich doch gewaltsam aufrecht erhalten, er spürte es in den Knieen, wie ihn die Nachricht gepackt hatte.

„Ist gut, daß wieder ein klein Kind im Haus, und wir haben Platz,“ sagte er zu Lena, die ihn umarmte. „Ich will dein Kind tragen, ich bin froh, daß wieder eins da ist, das

man noch auf den Arm nehmen kann." Er nahm das vierjährige Kind auf den Arm und trug es, und that was Großes, er that dem Kinde zulieb die gut brennende Pfeife weg.

In der Stube weinten die Frauen miteinander. Jakob setzte sich auf die Hausbank und zündete die unterbrochene Pfeife frisch an. Es war ihm heute aber keine Ruhe gegönnt, denn Heister kam und erzählte die Vorgänge auf der Sommerfrische.

Er war hocherfreut, Lena, die Witwe des Missionärs, zu bewillkommnen und fragte sie, ob sie und ihr Kind mit den Eltern zu ihm ziehen wolle. Sie verstand ihn nicht, und er mußte ihr erklären, daß er ein Gut in der Nähe gekauft, und daß Jakob und Magdalena es ihm bewirtschaften und ihn pflegen wollten. Auch Lena bejahte, und es gab sogar Lachen, da Magdalena sagte: „Unsere brave Kuh nehmen wir mit, die verdient's, einmal wieder Kameradschaft zu bekommen."

Jenseits der Bahn bestieg Heister sein Fuhrwerk und fuhr in die Sommerfrische zurück.

Der heiße Mittag lag auf der Landschaft, Jakob stand am Ueberweg bei seinen Rosen und freute sich, daß der Sturm ihnen nichts angethan, ja alle Knospen waren aufgebrochen. Da kam Doktor Hornung und reichte Jakob die Hand, und Jakob sagte:

„Diese Hand hat mir viel Gutes gethan, ich mein', geschrieben, seit Jahren, tagtäglich."

So vieles auch Hornung auf der Seele hatte, diese Ansprache ließ ihn einen Augenblick alles vergessen, und er schaute verwundert in das Antlitz Jakobs und in seine seltsam glänzenden Augen. Er berichtete, daß er auf dem Wege sei, Albrecht und Theodora vom Eichhof abzuholen, er werde bald mit ihnen in das Bahnhäuschen kommen.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Der Abend brach herein, noch nie waren so viele Menschen im Bahnhäuschen zusammen gewesen. Doktor Hornung kam und mit ihm Theodora und Albrecht, der Eichbauer und Rikele. Zunächst schien es, als ob alle nur da wären, um Lena zu bewillkommnen. Niemand sprach von der Verlobungsfeier, und man hörte sogar ruhig dem Eichbauer zu, der erzählte, daß ihm der Sturm mehrere Hundert Bäume in seinem Walde niedergerissen habe, aber glücklicherweise fast nur schlagbare.

Da ging die Thüre auf und die Präsidentin, der Staatsrat und Heister traten ein.

Niemand schien das erste Wort finden zu können, da begann derjenige, von dem man's am wenigsten erwarten durfte. Der Eichbauer trat auf den Staatsrat zu und sagte:

„Herr Staatsrat! Sie sind ein vornehmer Herr, aber wir haben auch unsere Ehre, so gut wie jeder; und was auch gewesen sein mag, ein Ehrenmann ist mein Schwiegervater, ein rechtschaffener."

„Komm her, Jakob, gib mir deine Hand," entgegnete der Staatsrat, „du bist ein braver Mann und ich sage ja."

Ein Wonneschauer durchrieselte alle Angehörigen. Der Staatsrat konnte sich kaum aufrecht erhalten, vor all der Liebe, die ihn umdrängte. Jakob führte ihn in den Lehnsessel und Magdalena zündete die beiden Wachskerzen an, die seit dreißig Jahren ungebraucht in den Glasleuchtern auf der Kommode standen; sie beleuchteten glückliche Gesichter, alte und junge.

Inmitten des Jubels vergaß Jakob seinen Posten nicht, er hatte den Ueberweg zu schließen. Er war zum Nachtzuge hinausgegangen; als er wieder kam, trug er einen Arm voll Rosen und warf sie Theodora in den Schoß. Dann begleitete er mit den Seinen die neuen Verwandten und Freunde zum Fuhrwerk, das jenseits der Bahn wartete. Auch Albrecht sollte mit davon fahren.

Auf dem Wege sagte Jakob:

„Herr Oberamtsrichter, will sagen Herr Staatsrat! Ich möchte noch was sagen, was Gutes."

„So sprich."

„Ich kann's nur Ihnen allein, die anderen brauchen nichts davon zu wissen."

Der Staatsrat ging mit ihm allein und Jakob sagte:

„Herr Staatsrat! Ich verzeih' Ihnen — wie mir unser Herrgott verzeihen soll und, wie ich glaube, auch verziehen hat, — daß Sie mir das damals haben anthun lassen."

Da der Staatsrat schwieg, fuhr er fort: „Nun habe ich nichts mehr auf der Seele."

Der Staatsrat hielt die Hand Jakobs, bis er in den Wagen stieg. —

Jakob saß auf der Hausbank und blies den Fortziehenden die lustigsten Stücklein nach, und er blies noch lange, als sie ihn nicht mehr hören konnten.

Fünfzigstes Kapitel.

Jakob und Magdalena leben auf dem Gute Heisters, Lisbeth, der Nestling, hat den ehemaligen Hilfswärter geheiratet, der nun wohlbestellter Bahnwärter im Häuschen Numero 374 ist...

Es war an einem Julitage des Jahres, das wir jetzt schreiben, da kamen Jakob und Magdalena auf dem Zuge von der Hauptstadt; sie waren festlich geschmückt und schauten heiter drein, zumal Jakob war hochgeröteten Antlitzes und seine Augen flimmerten.

Die Großeltern kamen von der Taufe des Erstgeborenen Albrechts.

„Schade, daß der Staatsrat so schnell hat davon müssen," sagte Jakob, „ich hätt's ihm gegönnt, das Urenkele zu erleben; er ist ein stolzer Mann gewesen, aber kein unrechter. Schaffner! Meine Frau hat die Fahrkarten, sie ist Meister. Ich bin auch bei der Bahn angestellt gewesen. Wo hält man an zu einem Schoppen? Ich hab' so Durst!"

Magdalena mußte alle ihre Beredsamkeit und Freundlichkeit aufwenden, um Jakob zu beruhigen. Sie näherten sich dem Bahnhäuschen Numero 374, am Ueberwege stand der Schwiegersohn stramm und Jakob sagte zu seiner Frau:

„Das ist meine Ablösung."

Sie sausten an ihrem alten Heim vorüber und Jakob sagte wieder:

„Ja, ja, wenn's nicht wahr wäre, man sollt's kaum glauben, was alles da aus dem Nest aufgeflogen ist. Ich wäre nur noch gern dageblieben, bis ich wenigstens den siebenten Monturmantel gefaßt hätte. Ich glaub', ich hätt's bis zum zehnten gebracht."

Magdalena sah ihn feuchten Auges an und er fuhr lustig fort:

„Was meinst, was ein Bahnwart drüben in der andern Welt zu thun kriegt? Warum weinst?"

„Ich hab' mir eben gewünscht, daß wenn wir sterben müssen, wir beide miteinander sterben. Du sollst nicht allein bleiben, und ich auch nicht."

„Hoho! Sterben! Da halten wir noch lang nicht. Im Elsaß drüben hat's mein guter Kamerad, der Valentin aus Bingen, im Sprichwort gehabt: Mit dem Sterben wollen wir warten bis zuletzt."

Brigitta.



Zum goldenen Lamm

lautet die Umschrift auf dem weit vorragenden Wirtsschilde, und das rundliche vergoldete Lamm beugt den Kopf bescheiden, aber doch auch mit einer leisen, fast neugierigen Wendung.

Den bitterlich herben, aber auch erfrischenden Duft von gepreßten Waldkirschen atme ich, indem ich an das Wirtshaus an der Landstraße denke.

Es ist zur Zeit, wo sich der Sommer zum Herbste neigt. Auf den Thalwiesen mit Stellfallen, wo der floßbare Waldbach eilig dahinströmt, wird das Oehmd gemäht; manchmal hört man die Sense wetzen, und ein flüchtiger Sonnenblitz zuckt von der Klinge zurück.

In den Nußbäumen hinter dem Hause und weiter oben am Hügel in den zahmen Kastanien schäkern die Nußhäher und fliegen ab und zu. Die Forellen in dem bis zum Grunde klaren Bergbach schwimmen lustig hin und her und ahnen nichts davon, daß in dem angekettelten Kasten ihre Genossen eingesperrt sind.

Eine erquickende Luft von Wasser, Wiese und Feld umweht das Haus. Es wäre nur zu wünschen, daß sich etwas von solcher Luft in diese Blätter einströmen ließe.

Ja, es gibt noch verborgene ruhsame und nährsame, in altväterischer Traulichkeit gehaltene Wirtshäuser, und der behaglichsten eines ist das goldene Lamm. Das breite, einstöckige Haus hat sich von der Landstraße zur Seite gerückt, um den haltenden Fuhrwerken Platz zu lassen. Vorzeiten standen hier mehr als ein Dutzend fliegender Krippen, an denen die Frachtgäule unabgeschirrt gefüttert wurden.

Wer vom Berge kam, freute sich im Thale zu sein, und wer bergauf zog und Vorspann brauchte, nahm selber auch Vorspann an einem guten Schoppen hieländischen Gewächses, das der landsmännischen Zunge gar wohl mundet. In der Küche

prasselte das Feuer und duftete es wohl damals nicht besser als heute, wo ein Tunnel durch den Berg gegraben ist. Jetzt eben braust der Bahnzug hinein, er stößt noch einen hellen Jauchzer aus, dann verschlingt ihn der Berg, und stille ist's ringsum. Nur manchmal kommt noch langsam eine Holzfuhre krachend daher oder auch ein schnelles Bernerwägelein, mit wohlhäbigen Männern und Frauen in der Landestracht besetzt; die von einem Begräbnis kommen, halten an und lassen sich den Wein herausbringen; die von einer Lustbarkeit kommen, fahren rasch vorüber und winken dem Lammwirte, sie hätten heute genug . . .

Die Flößer, die das Stammholz vom obern Thal und aus den Wäldern herabbringen, stellen gern ihre Ruderstangen am Hause auf, zum Zeichen, daß sie hier Rast halten; sie würdigen das reichliche Essen und den reinen Wein dieses Hauses, darum richten sie es gern so ein, daß sie hier übernachten können. In der großen Stube mit dem grünglasierten Kachelofen und der laut tickenden Schwarzwälder Uhr, da sitzen die wetterharten Riesengestalten der Flößer, die sich vorher säuberlich gemacht, bevor sie sich an den langen Tisch setzen; sie stemmen sich auf mit ihren kraftstrotzenden nackten Armen und verzehren ungeheure Stücke von fettem Fleisch und gehäufte Teller dicken Meerrettigbrei's; an Trinken fehlt es natürlich auch nicht, zwischen je zwei Mann steht eine offene Weinflasche, die mehrmals leer und wieder voll ist. Anfangs sprechen die Männer kaum ein Wort, sie essen und trinken still, fast feierlich ernst, dann aber wird's laut wie beim Anruf auf dem brausenden Wasser; nicht umsonst sagt man von einem Manne durchdringender Rede: er hat eine Stimme wie ein Flößer.

Wenn die Männer sich dann zur Ruhe begeben, um früh vor Tag wieder aufzubrechen, sagt wohl die Wirtin in ihrem begütigenden zuversichtlichen Tone: „Thut sacht, ihr Mannen! Wir haben einen wunderlichen Schriftgelehrten im Haus, der einen gar leisen Schlaf hat, und er braucht Ruhe.“ Dann ziehen die Gewaltigen ihre schweren hohen Wasserstiefel aus, gehen in Strümpfen geräuschlos in die Dachkammern und kommen am Morgen ebenso geräuschlos wieder herab.

Ja, die Wirtin weiß, welch ein Heiligtum und Heiltum die Stille ist; sie weiß auch, was ein nervöser Mensch bedarf, sie hat's vielfach erfahren.

Es soll aber verschwiegen bleiben, wo das Wirtshaus zum goldenen Lamm zu finden ist, denn sonst bekommt es einen Stern in den Reisebüchern, und übers Jahr verscheuchen karierte Engländer und rot beshawlte Engländerinnen die heimische Ruhe,

und statt der schüchternen, aber sorgsam saubern Agnes bedient uns ein mit seinem Schicksal unzufriedener schwarzbefrackter Jean, und der echte Honig — man muß ja jetzt zu allem echt sagen — der von den Bienenstöcken im Krautgarten, reicht nicht mehr aus; es muß gefälschter aufgesetzt werden. Und was noch das Schlimmste wäre, es käme ein Klavier ins Haus, und die Gäste, die aufs Essen warten oder auch eben sich gesättigt haben, klimpern zu eigenem Zeitvertreib und zum Ruhevertreib der Hörer.

Nein, die Welt braucht das Haus nicht zu finden. Die Wirtsleute freuen sich, wenn Gäste kommen, sind aber nicht verzagt, wenn sie ausbleiben; denn sie sind nicht bloß Gastwirte, sie haben Aecker und Wiesen und Wald, und wer das Glück hat, im Lamm zu wohnen, dem sagt jedermann: „Da sind Sie gut aufgehoben, der Mann und die Frau haben keinen Feind landauf und landab, nur einen haben sie gehabt, und an dem hat die Frau Gutes gethan, wie man's kaum für möglich halten sollte.“

Die Leute sprechen viel mehr von der Frau als von dem Mann. Sie verkehrt mit den Bauersleuten, als wäre sie noch ganz und nur ihresgleichen, und dabei hat sie sich keinen Zwang anzuthun; denn im Grunde ist sie noch das einfache Bauernkind, obgleich sie ein gut Teil Welt bis in die höchsten Kreise hinein kennen lernte und die besten Bücher besitzt, die sie mit Verständnis gelesen hat.

Dem Mann ist es lieb, daß mehr von der Frau als von ihm die Rede ist, und doch verdient er den besten Ehrenruf und hat ihn auch. Er braucht indes kein Lob von fremden Menschen, er hat an einem genug, und das kann ihm auch genug sein.

Da kommt sie aus dem Hause und steht bei einem Bauern in der Oberländer Tracht auf der Freitreppe. Sie ist groß und schlank und hat eines jener Gesichter, denen man ansieht, wie mancher Schmerz darin zuckte; nun aber wohnt Friedsamkeit darauf, und zumal die braunen Augen, die noch jugendlich hell leuchten, haben einen Ausdruck der Sicherheit und des festen Wohlwollens. Ihre Haltung ist stramm aufrecht, sie trägt sogar den Kopf etwas hoch, man sieht ihr eben das Soldatenkind an und vielleicht auch etwas von dem Selbstgefühl der Bauernprinzessin. Sie reicht jetzt dem Manne die Hand und sagt: „Lebet wohl und kommet wieder und grüßet alle daheim, die noch an uns denken.“

Sie kehrt ins Haus zurück, dafür kommt jetzt der Lammwirt vom Röhrbrunnen her; er ist bei guten Jahren, etwas wohlbeleibt, aber noch flink dabei. Jetzt geht er bedächtig im

kleinsten Schritt, denn er hat eine Bütte voll Wasser auf dem Rücken und geht damit nach der Brennerei im Erdgeschoß, wo er Kirschwasser bereitet; nur einmal schaut er flüchtig um nach den Schweinen, die in den ausgeschütteten Trestern und Kernen knarfeln und einander manchmal wie zum Scherz anstoßen, damit sie aufjauchzen können.

Wenn der Lammwirt Zutrauen zu einem Gaste hat — denn er ist nicht ohne Mißtrauen — dann holt er die roten Schächtelchen herbei, darin fünf Ehrenmünzen sind, Auszeichnungen von verschiedenen Ausstellungen; die von Paris zeigt er zuletzt. Auf welche er den größten Wert legt, darüber läßt er sich nicht aus, denn er ist ein Wirt und hat in der Schweiz gelernt, es mit allen Nationen zu halten.

Dabei ist er aber überzeugt, daß reines Kirschwasser ein Heilmittel für alles ist; es erwärmt nicht nur, es kühlt sogar nachträglich, behauptet er. Wenn man das gute Getränk lobt, vergißt er nie hinzuzusetzen: „Ich hab's von meinem Vater gelernt, das zu machen; es gehört ein besonderer Schick dazu.“

Er ist ehrlich stolz auf seinen Kirschwasserruhm, sonst aber macht er sich nicht viel aus der Meinung der Welt, denn, wie gesagt, er hat einen Menschen, der ihn hoch hält, und das ist ihm genug und kann ihm auch genug sein.

Hören wir die Frau selber.

Erstes Kapitel.

Ja, mein Mann sagt auch, ich soll alles erzählen. Und so sei's. Bis auf die letzte Wurzel will ich ausgraben. Ich bekenne das Gute und das Schlechte, und das eine ist ebenso wahr wie das andere.

Man sagt mir nach, daß ich das schwerste Gebot geübt habe: Liebet eure Feinde — ich bin nicht so brav, wie die Menschen glauben; der eine gilt für braver, als er ist, der andere für weniger.

Mein Mann sieht gar nicht fein aus, aber wer ihn und unsere Geschichte ganz kennt, der muß sagen: Allen Respekt vor so einem Mann. Es mag Vornehmere geben, aber keinen Rechtschaffeneren und Besseren, und grundgescheit ist er auch, nur in einem Stück nicht; er sieht es noch jeden Tag als ein stolzes Glück an, daß ich, eine Großbauerntochter, ihn zum Mann genommen, und wenn er sich besonders Gutes anthun will, heißt er mich die Prinzeß vom Schlehenhof.

Ich bin auf dem Schlehenhof geboren, aber das Haus ist mit keinem Auge mehr zu sehen, da, wo es gestanden, wachsen jetzt Waldbäume.

Da droben auf der Bahn nach dem Bodensee, dort auf der Wasserscheide, ehe es thalab geht, da sieht man mitten im dunkeln Tannenholz einen hellen Laubbaum, das ist die hohle Linde an dem eingefallenen Brunnen, das ist die einzige Spur, daß da einmal Menschen gewohnt haben.

Ich bin vor zwei Jahren noch einmal dort gewesen, aber keine zehn Rosse bringen mich mehr hin. Freilich, Gedanken sind stärker als zehn Rosse, und die bringen mich noch oft von selbst hin, im Traum und im Wachen; und da sehe ich das Haus, breit und groß mit dem dicken Strohdach und den braunen Balken, aus denen es aufgebaut ist; an der Ecke auf der Morgenseite sind viele Fenster nebeneinander, und vom Berge herab kann man in die obere Scheune hineinfahren. Daneben sind

die großen Ställe, drin die Rosse an ihren Ketten klirren und die große Schelle von der Vorkuh und die bimmelnde Schelle von dem schwarzen Geißbock klingelt, und ich höre die Staare in der Linde am Brunnen zwitschern.

Es hat geheißen, unser Haus sei eines der ältesten in der ganzen Gegend, eines der kältesten ist es sicherlich gewesen; wir haben aber nicht viel davon gespürt, die Stube war das ganze Jahr geheizt, und wir haben ja Holz genug: mehrere Hundert Morgen Wald, ich weiß nicht mehr wie viel, gehören zu unserem Hof. Es war meiner Mutter Gut, der Vater war der ältere Sohn vom Oberbauer, der jüngere, der Ohm Donatus, hat das Vatergut bekommen, und mein Vater hat zu dem, was er erheiratet hat, noch ein Gut dazu erwerben wollen, und das war's eben ....

Am Haus war ein Baumgarten und drum herum ein paar Aecker, aber nicht viel. Wir haben da oben nur Haber und Kartoffeln gepflanzt, Heu haben wir verkauft, Brotfrucht haben wir kaufen müssen; denn auch die paar Aecker, die wir drunten beim Dorf haben, reichen nicht aus für unsern Hausbrauch mit den vielen Dienstleuten und Taglöhnern. Wenn einmal eine Familie weggestorben oder aus dem Dorf weggezogen ist, da hat der Vater die feil gewordenen Aecker nicht gekauft; er hat gesagt, die armen Leute sollen auch einmal zu Grund und Boden kommen. Er hat's gut mit den Menschen gemeint, wenn er's auch nicht so im Wort hergegeben hat. Er ist zufrieden gewesen bis — ja, das werde ich schon erzählen, wenn ich dran komme.

Damals — die ganze Geschichte geht auf mehr als dreißig Jahre zurück — damals war vom Dorf aus eine Fahrstraße bis an unser Haus, jetzt ist nur noch ein Fußweg da; der Staat hat oben in halber Höhe des Waldes einen Holzweg durchschlagen lassen, und der Wald zieht sich in einem Schluß fort; stundenweit, sagt man, kann jetzt ein Eichhörnchen von einem Baum zum andern springen.

Einsam ist es gewesen auf dem Schlehenhof, aber wenn man's gewöhnt ist, braucht man keine Menschen.

Manchmal ist ein Metzger, ein Holzhändler oder ein Viehhändler gekommen und im Herbst der Krautschneider mit seinem Hobel, auch den Sattler haben wir ins Haus genommen; unser Kettenhund hat nicht zu bellen aufgehört, solang ein fremder Mensch da war.

Am Abend hat der Vater geraucht, und die Mutter hat gesponnen; wir haben auf einem der Aecker beim Dorf immer

Hanf gepflanzt, und der ist im Haus versponnen worden. Wenn der Weber gekommen ist, um das Garn zu holen, war die Mutter immer besonders vergnügt; Nähgarn hat sie immer selber gedreht an einem Ring, der am Deckenbalken angebracht war.

Ich habe, als ich in die Schule ging, auch manchmal aus meinen Schulbüchern vorgelesen, ich hab' von jeher gern gelesen. Die Mutter hat sich auf Anempfehlung des Pfarrers auch eingeschrieben auf eine Geschichte der Heiligen, davon ist alle Monat ein gelbumschlagenes Heft gekommen, mit vielen Bildern drin. Ich habe daraus auch vorgelesen, aber nicht gern; ich hab's selber an mir gespürt, was die unschuldigen Gottesmänner für Qualen und Marter erleiden müssen, und habe dann oft aus dem Schlaf aufgeschrieen, denn was da so grausig abgebildet war, ist leibhaftig auf mich zugekommen, daß mir angst und bang geworden ist. Da hat der Vater verboten, daß künftighin derlei in der Nacht gelesen werde, und was der Vater gesagt hat, war ein für allemal gesagt. Er hat sonst nicht viel geredet und die Mutter Meister sein lassen, besonders über uns Kinder.

Der Vater hat Alexander geheißen, man sagt aber bei uns Xander; er hat bei den Feldjägern mit den großen Bärenmützen gedient, das Regiment ist schon lang nicht mehr, aber der Vater war stolz auf seinen ehrenvollen Abschied, der an der Wand hängt in einem goldenen Rahmen.

Ja, darauf hat sich der Vater viel eingebildet, und das ist sein Unglück geworden und das unsere.

Wir sind fünf Geschwister gewesen, drei sind früh gestorben, und die Mutter hat oft gesagt — aber nur zu Fremden und wenn der Vater nicht da war — der Hof sei zu rauh; in alten Zeiten mögen's die Menschen da leichter ausgehalten haben, jetzt seien eben die Menschen nicht mehr so stark. Sie hat auch viel gehustet.

Ich bin das jüngste Kind, bin im Wohlstand aufgewachsen und auch in Frieden bis in mein dreizehntes Jahr. Friede war in unserem Hause, Lustigkeit nicht; man hat gearbeitet, gebetet, gegessen und geschlafen.

Wir hatten sechs, manchmal auch acht Rosse im Stall, und wir haben selber Fohlen gezogen. Der Schmaje, ein Viehhändler, hat dem Vater gebracht, was nötig war, und hat mit fortgenommen, was unnötig und für uns nichts mehr nutz war.

Der Vater hat mit den Knechten geschafft wie einer von ihnen. Wir haben die Stämme in die Sägmühlen und das Brennholz auf den Markt mit unseren eigenen Rossen geführt.

Der Vater hat auch — ich glaub', der Förster Jorns, er war damals noch jung, hat ihm dazu geraten — einen Schälwald angelegt, droben auf der Hochebene, wo bis dahin Aecker waren, die aber nur wenig Frucht gebracht haben. Der Eichenschälwald hat gut Geld eingebracht, und die einzig lustige Zeit war, wenn im Frühling die Eichenschälerinnen gesungen haben. Die Bonifacia, die Frau des Wegers, war auch immer dabei, die wußte die meisten Lieder, und ich und meine ältere Schwester, wir haben auch geholfen; von da habe ich auch noch die vielen Lieder im Gedächtnis, sie gehen mir oft durch die Seele, und dann ist mir's allemal, wie wenn ich den Saft von den jungen Eichen rieche.

Sonntags sind wir in die Kirche gefahren — es ist fast eine Stunde weit — meine Schwester und ich auf dem Hintersitz, Vater und Mutter auf dem Vordersitz; unsere Schimmel mit dem schönen Geschirr waren angespannt, und stolz sind wir dahingefahren. Es ist kaum ein Wort geredet worden, man verlernt auch das Reden in der Einsamkeit.

Der Vater hat keine Kameradschaft, selten ist er in die Wirtsstube beim Engel gegangen, wo wir unsere Schimmel einstellten; wenn seine Pfeife im Stand war, war er zufrieden, und wenn ihn ein Kamerad vom Regiment ansprach, reichte er ihm seinen Tabaksbeutel hin, daß er sich auch stopfe, Cigarren hat's damals bei uns noch nicht gegeben.

Der Vater war Obmann beim Gemeindeausschuß, sie hätten ihn gern zum Bürgermeister gemacht, aber wir wohnten zu weit ab; man kann da nur einen Mann brauchen, der näher bei der Kirche, bei Rat- und Schulhaus wohnt, wo die Leute ihre Sachen leichter vorbringen können.

Wenn der Vater auf dem Rathause war, ist die Mutter mit uns zwei Mädchen zu armen Leuten gegangen, sie hat uns gern dabei gehabt, wenn sie Wohlthaten übte, und die Armen haben oft gesagt: „Ja, Kinder! Euch muß es gut gehen. Die Gutthaten von eurer Mutter müssen an euch vergolten werden."

Da hat dann die Mutter uns angesehen, in ihren Augen ist's geschwommen, sie ist gar weichherzig gewesen.

Wer hat's ahnen können, daß es uns so ergehen wird und daß ich allein übrig bleibe und es nach Schwerem wieder so gut bekomme, wie ich's jetzt habe?

Zweites Kapitel.

Das letzte Haus im Dorfe nach unserem Hofe hin war das des Wegers — so heißt man bei uns den Straßenwärter. Um das Haus herum war alles so sauber, und in dem kleinen Gärtchen waren die frühesten und die spätesten Blumen und wohlgepflegte Gemüsebeete, und drin in den kleinen Zimmern war alles wie in einer Puppenstube. Die Bonifacia hatte immer zu allem Zeit und war immer ordentlich angezogen. Freilich, sie hatte niemand mehr zu Haus, als ihren Mann; ihr einziger Sohn, der Ronymus, war Knecht bei uns. Die Bonifacia war vordem auch Magd bei uns gewesen, und sie hatte sich zu uns gehalten, wie wenn sie noch bei uns im Dienst wäre; in Freud und Leid hat man nach der Bonifacia geschickt, und sie war hurtig da.

Die Mutter ist nie an dem Häuschen des Wegers vorübergegangen, ohne anzukehren, sie hat große Stücke auf den Weger gehalten, der gering angesehen, aber ein grundgescheiter und ehrenhafter Mann sei. Die Bonifacia hat sich nie was schenken lassen, sie hat gesagt: „Meisterin, ich laß die Gaben, die Ihr mir geben möchtet, bei Euch stehen und hole sie einmal, wenn ich in Not bin."

Sie ist aber nie darum zu uns gekommen. Im Gegenteil.

Wie meine Schwester geheiratet hat, war die Bonifacia wieder bei uns im Hause und half alles herrichten; man konnte ihr alle Schlüssel geben, und sie wußte, wo die Sachen waren.

Meine Schwester hat jung geheiratet, viel zu jung, den Sohn vom Engelwirt im Dorf. Der Vater hat ihr eine große Aussteuer gegeben, in lauter bar Geld; ich habe das Säckchen mit beiden Händen aufgehalten, wie das Gold und Silber hinein geschüttet worden ist. Ich habe sagen hören, es bringe Glück, wenn da die Hand eines unschuldigen Kindes dabei ist.

Ich habe zur Hochzeit meiner Schwester ein neues Gewand bekommen, wie bei uns daheim die Tracht war; jetzt sieht man sie fast gar nicht mehr. Stolzer bin ich in meinem Leben nicht gewesen als damals, wie die Musik vorausging und wir hinterdrein, und die Burschen haben geschossen, daß es fort und fort von den Bergen widerhallte. Der Ohm Donatus und unsere ganze große Sippschaft war da bei einander, ich hab' aber gemeint, alles sieht nur auf mich und meine schönen Kleider.

Meine Schwester hat geweint, man hat daraus Glück prophezeit, es ist aber auch nicht so geworden.

Beim Hochzeitsschmaus ist's lustig hergegangen. Der Trompeter von der Musikbande war auch Feldjäger gewesen, und mein Vater hat sich die Tagwacht blasen lassen und hat dazu gepfiffen, so lustig habe ich ihn noch nie gesehen. Ich meine, das war auch die letzte Lustbarkeit, denn die anderen waren keine rechten. Ich erinnere mich auch ganz gewiß, daß der Vater damals von seinem Rittmeister, dem Baron Haueisen gesprochen hat; was er von ihm erzählt hat, weiß ich nicht mehr, aber der Name war mir geblieben von damals an.

Ich ging vom Hochzeitstisch weg und stand unten an der Hausthür, und da hörte ich, wie ein Mann und eine Frau — ich kannte sie nicht — miteinander redeten. Der Mann sagte: „Das ist jetzt noch das einzige Kind vom Xander, das kriegt einmal den großen Hof, das ist die Prinzeß vom Schlehenhof und kann sich den fürnehmsten Bauernprinzen holen."

Ich bin eine Bauernprinzessin und krieg einen Bauernprinzen, das ist mir wie ein Blitz in die Seele gefahren. Ja, dort unter der Hausthüre habe ich einen großmächtigen Stolz bekommen, und als ich nun die vielen Bettler und Krüppel sah, die sich aus der ganzen Gegend um das Hochzeitshaus gesammelt haben, bin ich zu meinem Schwager gegangen und hab' ihn gebeten, er soll mir Geld geben; er hat mir's gegeben, und ich hab's unter die Armen verteilt.

Meine erste kindische Wohlthätigkeit war Stolz.

Ich bin nun auch in die Schule gegangen, der Weg von unserem Dorfe war weit, und ich war bis in mein fünfzehntes Jahr schwächlich und klein; erst im Elend bin ich so aufgeschossen. Ich bin das erste Schuljahr bei meiner Schwester geblieben, hatte aber arg Heimweh nach unserem Hof draußen. In dem Wirtshaus, wo so viele Leute aus und ein gingen, jeder sich hinsetzen durfte, wie er mag, und schreien und johlen und aufbegehren, da war mir's nicht wohl; wenn ich nur ein Pferd von unserem Hof gesehen habe, wäre ich gern drauf zu und hätte ihm gern gesagt: Du darfst doch heut abend wieder heim.

Meine Schwester ist am ersten Kind gestorben, die Agnes, die wir jetzt bei uns haben, ist das einzige Kind meiner Schwester. Sie ist Witfrau und hat auch ein schweres Schicksal gehabt, darum ist sie so verscheucht. Sie war nur ein Vierteljahr verheiratet, aber lang genug, daß ihr Mann ihr ganzes Heiratsgut verthan hat, er ist verrückt gewesen, man hat ihn jahrelang im Irrenhaus gehabt, dann ist er gestorben.

Ja, so ist das Elend in der Welt. Wenn man nur eine

einzige Familie und was drum und dran ist, heraus nimmt, da ist alles drin . . . .

Als meine Schwester gestorben war, bin ich wieder heim genommen worden. Aber so ist der Mensch, nie zufrieden; jetzt war mir's zu einsam auf unserem Hof und der Weg in die Schule so weit. Es hat sich bald wieder gegeben.

Anfangs habe ich's freilich gar nicht begreifen können, daß da am Berg auf dem Kirchhof meine Schwester liegt, und sie kommt nicht und sagt nichts und thut nichts und kümmert sich nicht um ihr Kind und nicht um ihre einzige Schwester. Aber in der Jugend vergißt man alles bald wieder, und das ist gut. Ich war lustig und hab' auf dem Weg hin und her gesungen, wie eben ein Kind von zwölf, dreizehn Jahren.

Meine Mutter hat ihr Enkelchen, die Agnes, zu sich nehmen wollen, der Schwager hat es aber mit sich genommen, wie er sich wieder verheiratet hat in die Schweiz hinein.

Wer hätte damals daran denken können, daß ich auch einmal viele Jahre in der Schweiz leben soll.

Drittes Kapitel.

Eines Tages kam der Förster Jorns auf seinem Apfelschimmel vor unserem Hause angeritten. Er war damals noch jung, aber schon in hohen Ehren. Der gute Mann hat auch Schweres auf sich nehmen und nachmals mit seinem Schwiegersohn den Sohn des Bergschinders erschießen müssen. Ich werde vom Bergschinder noch zu erzählen haben.

Der alte Jorns lebt jetzt bei seinem Sohne und seiner Tochter Carla und deren Mann in dem Jagdschlosse, das man zur Forstschule eingerichtet hat. In der Wirtsstube wird oft erzählt, was für ein prächtiger allgeliebter Mann das sei. Ich vergesse es nie, wie ich ihn damals sah, und wo er hinkam, da zog Freude und Ehre mit ihm ein, so auch jetzt in unsere Stube. Der Förster saß am Tisch und sagte: „Schlehhofbauer, rufet Eure Frau, ich hab' euch beiden etwas zu sagen."

Die Mutter konnte gar nicht aufhören, von der Ehre und Freude solchen Besuches zu reden, aber der Förster sagte schmunzelnd:

„Schon gut. Aber was saget Ihr dazu, daß ich gekommen bin, Euch von Haus und Hof zu treiben? Ja, ich denke, der

gerade Weg ist auch bei Euch der beste. Also, ich habe kurzweg die Bevollmächtigung von der Regierung, Euch Euren Hof abzukaufen. Mit Euch braucht's keinen Unterhändler. Ihr seid ein gerader Mann, mit Euch geht man gradaus. Wir schätzen ab, nach Recht und Billigkeit, was der Hof wert ist, und zahlen bar."

Vater und Mutter sahen einander an, und der Vater sagte: „Bäuerin, was meinst du dazu?"

Die Mutter hustete arg, und der Förster sagte:

„Der Husten gibt Antwort. Der Hof ist zu kalt, geschlagene fünf Monat, von Winters Anfang bis Lichtmeß, scheint keine Sonne auf Euer Dach. Da können nicht Menschen gedeihen, da gehört Wild her."

„Wie meinen Sie das?" fragte der Vater.

„Einfach, wir wollen aus Eurem Hof wieder Wald machen."

„Das wär! Das könnten wir nicht verantworten vor denen, die vor uns da gewohnt haben."

„Doch, doch," sagte die Mutter, „wenn's einen guten Schick gibt, warum nicht?"

„Du sagst das?" rief der Vater, „und haben doch deine Voreltern da gesessen, nicht die meinen. Ich für mich sag': Herr Förster, Ihr Antrag in Ehren, aber wer gut sitzt, soll nicht rücken, ich rücke nicht. Wenn meine Frau will . . ."

„Ich . . . ich hab' schon oft gedacht, der Himmel ist überall über der Welt —"

Sie hätte wohl gern mehr gesagt, hat's aber nicht herausgebracht, und der Förster half nicht nach; er bestand aber darauf, daß jetzt nichts Bindendes abgemacht sein solle, die Eltern sollten alles für sich überlegen und ihm Bescheid sagen lassen.

Dabei ist's verblieben, und wie der Förster wieder weg geritten war, ist der Vater in die Stube gekommen und hat der Mutter gesagt, sie hätte auch zäh dagegen sein müssen, dann bekäme man einen höheren Preis. Wie er mich sah, schickte er mich aus der Stube.

Ich stand draußen vor dem Hause und sah mir das Haus und die Felder und den Wald an und mußte denken, das kann man verkaufen und davon fortgehen. Ich verstand das nicht.

Als ich zum Nachtessen in die Stube kam, fragte ich, bis wann wir unsern Hof verkaufen und wohin wir dann ziehen; die Mutter sagte und sah dabei auf den Vater: „Wir verkaufen gar nicht, wir bleiben da, wo unsere Voreltern gehaust haben und bei gesundem Leib alt geworden sind."

Viertes Kapitel.

Es war ein heller Herbsttag, drunten im Thale hatten die Bäume schon gelbe Blätter, bei uns droben wurden jetzt erst die Kirschen reif. Ich ging von der Schule heim, hatte meinen Schulsack umhängen und sang so vor mich hin. Ich weiß das Lied nicht mehr ganz, aber am Ende heißt es:

Die Kirschen, die sind schwarz und rot,
Ich lieb' mein' Schatz bis in den Tod.

Das singt so ein Kind und weiß nicht, was es ist.

Am Weg hatten wir einen Acker, den pflügte jetzt der Ronymus um mit unsern Schimmeln; der Pflug ging leicht, der Ronymus pfiff dabei, und wie er beim Umkehren mich sah, rief er mir zu, wenn ich noch eine Stunde warte, könne ich auf dem Wagen heimfahren; denn man kann den Pflug nicht so weit führen, man muß ihn auf den Wagen laden. Ich mochte nicht fahren und ging weiter und war so lustig, wie eben ein Kind ist. Da hörte ich hinter mir etwas, ich sah um, und da kam ein wunderschönes einspänniges Fuhrwerk daher, da war alles so fein, daß man nicht wußte, aus was das gemacht ist und doch zusammenhält.

Es war ein zweirädriger Wagen, fast wie ein Karren, aber hoch und fein, ein falbes Roß mit schwarzer Mähne und schwarzem Schwanz — die Haare fliegen nur so im Wind — war davor gespannt, und droben saß ein Mann und hatte eine Soldatenmütze auf, oder eigentlich man meinte, er stehe.

Ich stand still, der Wagen kam näher, der Mann hatte einen langen nebenausgezogenen Schnurrbart wie ein Katzenbart, und seine Augen waren grün, aber nein, das war nur eine grüne Brille.

Das Leitseil, womit er den Falben lenkte, war schneeweiß, und er hatte weiße Handschuhe an.

Ich stand still, wie wenn ich gar nicht mehr vom Fleck könnte. Wohin will der? Der Weg führt ja nur zu uns.

Das Roß, der Karren und der Mann darauf kam immer näher. Der Mann fragte mich:

„Kind! Wohin?"

Ich erschrak ins Herz hinein — wir waren auf dem einsamen Hof gar menschenscheu aufgewachsen. Er fragte mich noch einmal, und ich sagte:

„Auf den Schlehenhof.“
„Bist du da daheim?“
„Ja.“
„Wem gehörst du?“
„Dem Hofbauer.“
„Wie heißt man ihn?“
„Den Xander.“

Mit einem Sprung war der Mann vom Kütschle herunter, er hatte hohe glänzende Stiefel an.

„Komm, Kind,“ sagte er, „ich fahre dich nach dem Hof deines Vaters.“

Ich konnte kein Wort herausbringen. Er nahm mich um den Leib und hob mich wie einen Ball auf das schöne Kütschle, sprang wieder hinauf, und hui! fort ging's wie geflogen. Mir war, wie wenn ich ins Märchenland gebracht wäre vom Prinzen, der die Gänsemagd holt und in sein Schloß bringt von lauter Gimgold, Diamanten und Perlen.

Der Mann fragte mich, wie alt ich sei, ich sagte: ich geh' ins dreizehnte: „Du bist noch klein,“ sagte er, er faßte meine Hand und sagte: „Deinen Fingern nach wirst du aber noch groß, kannst so groß werden, wie dein Vater.“

Diese Prophezeiung — und sie ist wahr geworden — hat mich sehr gefreut, denn ich bin gar nicht gern so klein gewesen.

Ich fragte den Mann, warum er eine grüne Brille auf habe, und als er mir erklärte, daß er schlimme Augen habe, erzählte ich ihm, ich hätte auch schlimme Augen gehabt, aber die Bötin Cordula, die man auch das Wochenblättle heißt, habe sie mir dadurch geheilt, daß ich ein frisch gelegtes Ei, solang es noch warm ist, auf die Augen legen mußte. „Das werde ich auch thun. Ich danke dir,“ sagte der Mann.

Ich hatte alle Angst verloren und mich von Herzen gefreut, daß ich auch schon einen Menschen heilen konnte und einen so vornehmen. Ich sagte auch noch, daß ich mir die Augen mit Wasser von gekochter Eichenrinde wasche.

Ja, meine Augenheilung hat schon früh angefangen.

Ich wurde nun ganz vertraut mit dem Mann und fragte ihn, woher er den Schnitt im Backen habe, der fast vom Ohr bis zum Mundwinkel ging; er lachte — aber der Backen that nicht mit beim Lachen — und er sagte: da sei einmal eine Pistolenkugel durchgefahren. Ich sah mir den Mann noch einmal an, der schon einmal fast erschossen gewesen ist.

Als wir den Berg hinauf fuhren gegen unsern Hof, mußte

ich dem Mann meine Schulhefte zeigen; er lobte mich, daß ich so schön schreiben könne, ich sagte, kopfrechnen könne ich noch besser. Er stellte mir nun Aufgaben, ich brachte sie alle heraus, und er sagte:

„Du bist ja ganz geschickt, und hübsch bist du auch."

Ja, ich war doch noch ein Kind, aber es gibt nichts Schlimmeres, als einem Kind so etwas zu sagen. Die Schlange im Paradies hat gewiß auch zu der Eva gesagt: O wie schön, wie wunderschön bist du! Sie hat freilich damals noch nicht sagen können: Du bist schöner als die und die — und das macht die Schmeichelei erst recht süß.

Fünftes Kapitel.

Wir hielten am Hof an, der Vater sah aus dem Fenster und rief:

„Ei, was kommt denn da?"

„Kennst du mich denn nicht mehr?" entgegnete der Mann.

„Ei, mein Herr Rittmeister," rief der Vater und kam heraus, brachte einen Stuhl zum Absteigen und hielt den Hut in der Hand, aber der Rittmeister lachte: „Alter Kamerad! Laß den Stuhl, ich kann noch voltigieren. Aber eh' ich absteige, muß ich dich um was bitten. Schenk mir dein Kind da. Wir haben keine Kinder, und just ein solches möcht' ich."

„Der Herr Rittmeister machen gnädigen Spaß," sagte der Vater und lachte. Er hob mich herunter und streichelte mir die Backen, was er sonst noch nie gethan hatte.

Ich stand auf dem Boden, wie wenn ich vom Himmel gefallen wäre. Also das ist der Rittmeister vom Vater, und ich bin hübsch! Ich ging ins Haus, in unsere Kammer, stieg auf die Bank und betrachtete mich im Spiegel. Ich habe mir die Backen gestreichelt, ja, ich bin hübsch, und gescheit bin ich auch und eine Bauernprinzessin dazu.

Ich hörte den Vater mit dem Rittmeister in der Stube. Ich zog mich in der Kammer schnell aus, wusch mich und rieb mich und zog meine schönen Kleider an, die von der Hochzeit meiner Schwester. Die Mutter kam und fragte: „Was ist das?"

„Ja, Mutter, ich muß mich doch anders anziehen vor so einem großen Herrn."

„Ob das ein großer Herr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls brauchen wir vor ihm nicht anders zu sein, als wir sind.“

Ich ging nun auch mit der Mutter in die Stube, da sagte der Rittmeister:

„Xander, entweder sagst du auch du zu mir, oder ich sag' Sie.“

Der Vater schaute vor sich nieder, und der Mann fuhr fort:

„Also ich sage Sie, und wir sind doch gut Freund. Aber, bitte, nennen Sie mich nicht mehr Rittmeister; ich will nicht mehr so heißen. Sie kennen doch meinen Namen.“

„O gewiß!“ sagte der Vater, „da sehen Sie, er steht mir und den Meinen täglich vor Augen.“

Er zeigte ihm den an der Wand hängenden Abschied, unter dem der Name des Rittmeisters stand.

O! Wenn wir damals gewußt hätten, warum der Mann so bescheiden und zuthunlich ist.

Es hat eben so kommen müssen ...

Die Mutter fragte auch, warum er eine grüne Brille trage; er sagte, er habe schlimme Augen; er spreche aber nicht gern davon, denn sobald er davon rede, thäten ihm die Augen weh. Das hatte nun die Mutter mit ihrem Leiden ganz ebenso, und der Rittmeister wußte ihr noch zu sagen, wie sie leide und das nicht merken lasse. Die Mutter sah den Vater an, wie wenn sie sagen wollte: Das ist einmal ein Feiner, der versteht mein Leiden besser als alle Doktor. Die Mutter betrachtete den Rittmeister wie einen, der weissagen kann.

Der Rittmeister that nun doch die Brille herunter, und er hatte Augen so schön wie ein blauer Stein, auf den die Sonne scheint; ich kann gar nicht sagen, wie schön. Er ging mit dem Vater in den Stall, und die Mutter sagte jetzt:

„Komm, wir wollen doch unser Sonntagsgewand anziehen, dem Manne zu Ehren.“

Der Vater ließ vom Stall herauf sagen, er gehe mit dem Herrn Rittmeister in den Wald, und nun wurde gekocht und gebraten, unsere Stube frisch gekehrt und ein spiegelhelles Tischtuch aufgelegt, da war eine Jagd hineingewoben, und das war noch von der Aussteuer der Großmutter her. Die Mutter nahm den Soldatenabschied des Vaters von der Wand und putzte ihn frisch.

Die Männer kamen wieder, und beim Essen sagte der Rittmeister: „Ja lieber Freund, Sie sind einer der glücklichsten Menschen auf der Welt. Sie haben ein volles Haus, eine brave Frau und ein gesundes Kind. Ich wollt', ich wäre so ein Bauer wie Sie.“

Der Vater streichelte das glatte Tischtuch und nickte vor sich hin, und die Mutter sagte: „Es ist Dankes wert, wenn man einmal wieder hört, wie gut man's eigentlich hat; man vergißt es so leicht. Freilich, es ist auch manches uneben. Auf der Welt ist alles Berg und Thal, hat mein Vater immer gesagt, der war zweiunddreißig Jahr Stabhalter, was man jetzt Bürgermeister heißt."

„Mit Verlaub, Herr Rittmeister," fragte der Vater, „sind Sie bloß gekommen, um mich zu besuchen?"

„Das ist recht, daß du . . ., daß Sie so gradaus fragen, und ich sage auch gradaus: Nein, nicht deswegen allein. Ich hörte, daß Sie Ihren Hof an den Staat verkaufen wollen oder auch nur den Wald. Ich bin jetzt auch Geschäftsmann, ich muß doch was zu thun haben; ich gebe immer zweihundert Gulden mehr, als der Staat bietet. Jetzt aber sage ich: Aendern Sie nichts, bleiben Sie auf Ihrem Grund und Boden, da sind Sie der echte Freiherr." Er erzählte nun, daß er mit dem Bauer vom Himbeerhof Geschäfte mache, der sei ein Spekulant, aber wo Verdienen sei, sei auch Verlieren. Sie hätten jetzt miteinander eine große Lieferung von Bahnschwellen übernommen.

„Schwellen könnte ich auch liefern," sagte der Vater, und der Rittmeister bestätigte:

„Jawohl könnten Sie das. Ihre Bäume haben Moosbärte, die muß man rasieren. Bäuerin! Ihre Vorfahren müssen rechtschaffene und reiche Leute gewesen sein, daß sie Euch einen solchen Wald hinterlassen haben. Sie wissen gar nicht, was für ein totes Kapital in Ihrem Walde steckt."

Es wurde spät, ich mußte ins Bett, aber ich mußte noch lang denken: was ist denn das, ein totes Kapital? Ist das vielleicht ein vergrabener Schatz, den man unberufen und ohne Wort nachts um zwölf ausgraben muß, wenn der Mond scheint?

Ich hörte, wie der Rittmeister endlich aufstand, ich hörte was von einem Rappen, und zuletzt sagte die Mutter, der Herr Baron solle doch wieder kommen und seine Frau mitbringen und solle uns auch was verdienen lassen, so gut wie den Himbeerbauer. Was er darauf gesagt, hörte ich nicht, nur das:

„Ich hab' also Euer Versprechen, Ihr verkauft nicht ohne mein Angebot. Nun lebt wohl und grüßt mir Euer schönes Töchterlein. Wie heißt es denn?"

„Brigitta," rief ich aus der Kammer. Die Männer lachten, und die Mutter schalt. Bald rollte es vor dem Hause, dann war alles still.

Sechstes Kapitel.

Am andern Tag stand ich unter dem Vordach beim Ronymus, der das Pferdegeschirr frisch schmierte; er sagte mir, der Rittmeister habe ihm einen goldenen Dukaten als Trinkgeld beim Pferdekauf gegeben, und wenn der Rittmeister noch Soldat wäre, zu dem möchte er sich freiwillig ins Regiment melden.

Als wir noch so beisammen standen, kam der Schmaje daher, das war der Jude, zu dem der Vater gutes Vertrauen hatte, der verstand alles, und der Vater ließ ihn gern was verdienen; er wußte, was der Vater brauchte, und brachte immer das Beste. Er fragte den Ronymus, was der Rittmeister für den Rappen bezahlt habe.

„Und wenn ich mehr sage, glaubst du mir's auch?“

„Du kannst nicht mehr sagen, als wahr ist,“ sagte der Schmaje, „du bist eine ehrliche Haut.“

Der Ronymus ließ sich aber zu nichts bringen, er habe keinen Auftrag, und durch Schweigen verrede man sich nicht.

„Gescheit ist er und ein ehrlicher Dienstbote,“ sagte der Schmaje zu mir gewendet.

Der Vater kam herbei und fragte den Schmaje, ob er den Wechsel einkassieren wolle, den der Rittmeister da gelassen habe. Der Schmaje war bereit, gleich bar auszuzahlen, er habe Geld bei sich, und wie er den Wechsel sah, sagte er, er kaufe den andern Rappen, er brauche einen und gebe einen Karlin mehr. Der Vater schlug ein. Sie gingen miteinander in die Stube, ich ging mit. Der Schmaje sagte nun, er habe gehört, der Vater wolle den Hof verkaufen an den Staat; das Gesetz verbiete den Juden beim Güterhandel auch nur als Vermittler sich zu beteiligen; er könne aber vielleicht doch unter der Hand helfen. Freilich beim Förster Jorns sei nichts zu machen, aber vielleicht erfahre man vorher, wer das Gut abschätze, und der Staat habe ja Geld genug. Er sah den Vater dabei pfiffig an, der aber sagte nichts und deutete nichts. Nun kam die Mutter hinzu, und der Schmaje sagte, er wisse ein Gut im Breisgau, da seien, wie man im Sprichwort sagt, alle fünf W bei einander: Wasser, Wiese, Weizen, Wald und Wein, und noch ein sechstes dazu, ein großes schönes Wohnhaus, wo man keinen Nagel einzuschlagen habe, und noch ein siebentes drein, alles um den halben Wert.

„Ich verkaufe gar nicht,“ sagte der Vater, „ich weiß nicht, was das ist; es ist, wie wenn die Vögel übers Land geflogen wären und überall verkündet hätten, was doch nicht wahr ist.“

„Was nicht wahr ist, kann wahr werden," sagte der Schmaje und sah dabei die Mutter an. Diese meinte, man könne doch einmal gelegentlich nach dem Gut im Breisgau sehen. Der Schmaje bat nur noch, dabei nichts von ihm zu sagen, denn es liege schwere Strafe drauf, wenn ein Jude dabei mitthue; er glaube aber so sicher, als wenn's verbrieft wäre, daß solche Ehrenleute, wie die vom Schlehenhof, ihn dann nicht unbelohnt lassen.

Die Mutter fragte noch, wie es denn beim Rittmeister aussehe, und der Schmaje erzählte: er wohnt in einem Hause, das ist ein kleines Schloß, ein Gitter rings herum wie Lanzen, die Spitzen sind vergoldet; im Hause geht man auf doppelten Teppichen, jedes Fenster ist aus einer einzigen Glasscheibe, der gewölbte Stall ist ein wahres Meerwunder, die Gäule fressen aus Krippen von weißem Marmelstein. Der Rittmeister habe seinen Stand aufgegeben — man rede da allerlei — um die Geschäfte seines verstorbenen Schwiegervaters, des reichen Bankiers in der Hauptstadt, zu übernehmen. Die einen sagen, er habe Hunderttausende geerbt, die andern meinen, es sei gar nichts da gewesen als faule Geschäfte, die der Rittmeister jetzt wieder gut machte in Gemeinschaft mit dem ehemaligen Advokaten Schaller.

„Was? Mit dem Bergschinder läßt er sich ein?" rief der Vater, „das gefällt mir nicht."

„Mir auch nicht," sagte der Schmaje, „der Schaller ist der ärgste Judenfeind, ein wahrer Haman. Aber der Rittmeister ist Manns genug für ihn, der ist so durchtrieben wie vornehm."

Als der Schmaje auf dem Rappen davonritt, sagte der Vater: „Ich stehe fest. Es ist jetzt auf einmal, wie wenn sich die ganze Welt um mich reiße."

Und so war's auch.

Am Samstag kam die Cordula, das Wochenblättle. Sie hatte ein Eselsfuhrwerk, und dem Esel muß es auf unserem Hof besonders gut geschmeckt haben, denn er hat immer geschrieen, daß es ist im Wald ringsum widerhallt. Die Cordula handelte mit Butter und Eiern und hatte viel mit meiner Mutter allein zu reden; sie fuhr jede Woche nach der Stadt und hat uns auch Zucker und Kaffee und Salz mitgebracht, sonst brauchten wir nichts von der Welt draußen. Sie erzählte auch, was in der Welt vorging, und jetzt berichtete sie, sie habe unterwegs im Stern-Wirtshaus eingekehrt, da sei der Rittmeister gewesen mit seiner schönen Frau, die sei daher geritten auf einem Schimmel und habe ein langes blaues Kleid an und eine Feder auf dem Hut. Man habe in der Stube vom Schlehenhof gesprochen, und da habe jedes mitgethan, den Mann und die Frau und das

Kind und alles zu loben, so daß die Baronin gesagt habe: die muß ich auch einmal sehen.

An diesem Samstag ist auch was Neues geschehen. Der Barbier kam, und der Vater, der sonst ganz glatt im Gesicht war, hat sich einen Schnurrbart stehen lassen, er hat vor seinem Rittmeister wieder Soldat sein wollen.

Siebentes Kapitel.

Der Schnurrbart vom Vater war schon so groß, daß er ihn hat zwischen die Finger nehmen können, da kam eine zweispännige Kutsche auf unserm Hof angefahren. Auf dem Bock saßen zwei Diener, die hatten weiße Handschube an und weiße Glanzröcke und Kokarden am weißen Hut. Unser Rapp war neben einem andern eingespannt, er sah jetzt viel vornehmer aus und wieherte, wie er gegen den Stall kam.

In der Kutsche saß der Rittmeister und neben ihm eine Frau, sie hatte einen Hut mit einer gebogenen Feder, und vorn lag ein toter Vogel.

Sie kam in die Stube, ich stand in der Ecke am Ofen und zerbiß mir fast meine Schürze vor dem Märwunder. Sie hatte einen Schleier mit goldenen Sternchen vor dem Gesicht, den hob sie jetzt auf, o wie schön war sie! Sie zog den Mantel aus, sie hatte ein goldbraunes Seidenkleid, sie that den Hut ab, sie hatte eine blaßrote Schleife im Haar, und wie sie am Fenster stand und die Sonne auf das braune Haar schien, da meinte man, es brennt im Feuer.

Die Mutter konnte gar nicht genug sagen, wie sie sich freue, daß die Frau auch zu uns gekommen ist. Die Rittmeisterin — man hat aber zu ihr Frau Baronin gesagt — wischte sich mit einem feinen Tuch übers Gesicht. O, wie hat das Tuch gerochen, die ganze Stube ist voll davon geworden. Sie machte das Fenster auf und sagte, es sei hier so eingesperrte Luft. Sie hatte eine Stimme fast wie die Cordula, so eine halbe Mannsstimme.

Die Mutter fragte, wer der Frau den Schabernack gespielt und ihr einen toten Vogel auf den Hut gesteckt habe. Die Frau lachte, es war kein gutes Lachen, aber sie faßte sich schnell und sagte: „Liebe Bäuerin, das ist jetzt Mode.“

Die Mutter zuckte die Achseln, rief mich an und sagte: „Gib der Frau Baronin eine schöne Hand.“

„Lassen Sie, ich kann Kinder nicht leiden; kann sein, weil ich selber keine habe. Liebe Schlehhofbäuerin, ich bin auch gradaus wie die Bauern; wer mir das übelnimmt, soll's übelnehmen, ich sag's offen, ich kann Kinder nicht leiden."

Das sagte die vornehme Frau in meinem Beisein und lachte dazu, wie wenn das was Lustiges wäre.

Von jener Minute an habe ich einen Aberwillen gegen die Frau bekommen, ja einen Groll, ich hätt' sie vergiften können. Um so lieber hatte ich den Rittmeister, der zog den Handschuh aus und streichelte mir die Backen. O! Was für eine zarte Hand war das!

Die Mutter dachte nicht mehr dran, daß die Baronin von Kindern nichts wissen wolle; sie erzählte ihr von meinen verstorbenen Geschwistern und zeigte die eingerahmten Kränze an der Wand, da waren die Namen meiner Brüder und Schwestern schön eingeschrieben und tröstliche Bibelsprüche dazu.

Der Vater klagte dem Rittmeister, daß ein Gaul krank sei, und sie gingen miteinander in den Stall. Die Mutter führte die Baronin durchs ganze Haus und zeigte ihr alles, das viele Weißzeug und die vielen Betten, es war noch viel da von der Großmutter her und vielleicht noch von früher.

O, wie war alles so voll, und wo ist das alles hingekommen...

Als nun meine Eltern und der Rittmeister und seine Frau um den schöngedeckten Tisch saßen, fragte der Rittmeister:

„Nun, Leontine, nun bist du doch bekehrt?"

„Wie so bekehrt?" fragte die Mutter.

„Ja, ihr lieben Freunde, ich habe meine Frau mitgenommen, damit sie einmal echte ehrenfeste Bauersleute kennen lernt. Sie hat bisher einen Widerwillen und Aberglauben gehabt; sie hat immer gemeint, unter den Bauersleuten gebe es gar wüst her. Jetzt sieht sie, wie schön es ist auf so einem grundfesten ehrenhaltigen Bauernhof. Freilich, liebe Leontine, so wie hier gibt's nicht viel."

„Ja, ich bin bekehrt," sagte die Baronin und machte einen heiligen Blick, wie ein Kind, das eben von der Firmung kommt, und als sie ihre Hand mit den feinen langen Fingern auf die Hand der Mutter legte, sagte der Vater:

„Ja, Frau Baronin, das Bekehren ist von beiden Seiten: auch meine Frau —"

„Du wirst doch nicht," wehrte die Mutter ab, die Flammen schlugen ihr aus dem Gesicht, aber der Vater fuhr fort:

„Ja, und meine Frau hinwiederum hat gemeint, die vornehmen Leute, die so schriftdeutsch reden, meinen's nicht ehrlich."

Es war lustig, hin und her neckte man sich, und der Vater sprach aus seinem Schnurrbart heraus viel freier als je. Der Rittmeister hatte keine Brille auf, und die Mutter fragte, ob seine Augen wieder ganz gesund wären.

„O nein,“ sagte er, „aber meine Frau will's nicht leiden, daß ich kranke Augen habe.“

Die Baronin sah ihren Mann mit einem bösen Blick an und sagte:

„Ja, die gute Bäuerin hat mir ihr schweres Leiden erzählt, und da sieh sie an, wie sie's trägt. Die Männer, die uns die Schwachen heißen, können keinen Schmerz verwinden; da sind wir Frauen viel stärker. Nimm dir ein Beispiel an dieser einfachen Bäuerin. Von heut an darfst du mir nicht mehr ächzen und krächzen. Ich will's nicht mehr hören.“

Sie sagte das fast lachend, und der Rittmeister biß sich auf die Lippen.

Beim Abschied wiederholte die Baronin dankend, wie wohl es ihr bei uns gefallen habe. Sie gab dem Vater und der Mutter die Hand, mir nicht.

Als sie weggefahren waren und der Vater die feine Frau lobte, da sagte die Mutter:

„Das ist eine böse, bitterböse Frau. Sie hat keinen geraden Blick.“

„Sie schielt doch nicht?“

„Nein, hat aber doch keinen geraden Blick. Wie hat sie ihren Mann vor unseren Augen abgetrumpft, und er kann doch nicht vor uns Streit haben. Die hält's für eine Schande, krank zu sein, weil sie gesund ist. Und wie ist ihr der gute Mann so unterthänig! Er hat ihr die Händ' unter die Füße gelegt. Wie sie in der Kutsche gesessen ist, hat er ihr die Füße in eine Decke gewickelt — ich hab's gesehen, sie hat goldenen Hufbeschlag an den Absätzen — und da hat er noch gefragt: ‚Ist's so recht, Schatz?‘ Und sie hat sich nicht einmal bedankt.“

Achtes Kapitel.

Von jenem Tage an war die Herzeinigkeit zwischen meinen Eltern geschwunden, und zuerst bin ich selber schuld gewesen.

Der Rittmeister kam wieder und sagte mir einmal, er wolle mir ein Geschenk zu meiner Firmelung machen, ich solle mir was wünschen. Die Mutter verbot mir, ein Geschenk anzu=

nehmen; der Mann sei nicht verwandt mit uns und nicht mein Gevatter, und wir seien überhaupt keine Leute, die sich was schenken lassen. Der Vater sagte aber, das sei eine Ehrensache, die vornehmsten Leute nehmen Geschenke von Fürsten, und er verstehe überhaupt besser, was sich in der Welt schicke. Ich war natürlich auf Seite des Vaters, und als der Rittmeister wegen der Schwellenlieferung wieder da war, habe ich mir eine goldene Kette gewünscht, eine feine dünne, fünfmal um den Hals gewunden. Ich habe sie bekommen, und was noch das Schönste gewesen ist, daran war ein Schloß, und darauf war mein Name Brigitta mit erhabenen Buchstaben in Gold. So etwas hat kein zweites Kind gehabt, und ich war noch stolzer darauf als auf meine schönen Kleider an der Hochzeit meiner Schwester. Ich war fast bös auf meine Mutter, weil sie sagte: „Man kann einen auch mit einer goldenen Kette erwürgen."

Und doch ist das fast wahr geworden.

Meine Mutter wurde immer mißmutiger und griesgrämiger und der Vater immer lustiger, und ich war auch gern lustig. Es war immer viel bar Geld im Haus, und bar Geld lacht, und der Vater lachte auch, wenn er Gold und Silber aufeinander häufelte. Vielleicht hat's auch die Mutter nicht erfahren, ich wenigstens weiß nicht, woher das Geld damals kam. Die Mutter wollte, er solle davon lassen, er passe nicht zum Geschäftsmann; sie meinte, man müsse dem Förster Jorns Bescheid sagen, wie versprochen worden. Der Vater meinte aber, der Staat laufe ihm nicht davon, und er verschob den Gang zu Jorns von Monat zu Monat.

Als es hieß, daß der Staat ein Hofgut weiter oben gekauft habe, sagte der Vater: „Sie müssen schon noch zu mir kommen, sie können nicht über mich hinüber, ich liege ihnen im Weg." Das hat er uns auf einer Revierkarte gezeigt, die ihm der Rittmeister einmal gebracht hatte.

Die Mutter sagte: „Es kann dir noch gehen wie dem Aussichtler." Das war nämlich ein kleines Männchen, das vordem brav und fleißig auf einer Anhöhe als Uhrgehäusmacher gelebt hatte, und seine Frau soll die schönste Frau weitum gewesen sein. Nun kamen mehrmals Leute zu ihm, die haben die Umgebung ausgemessen, auch vornehme Frauen sind gekommen, und alle haben gesagt, hierher müsse sich die Fürstin ein Schloß bauen, denn da sei die schönste Aussicht und die beste Luft im ganzen Land. Von da an war das Männchen närrisch geworden, hatte nichts mehr gearbeitet und immer auf die Leute gewartet, die ihm die schöne Aussicht abkaufen. Die Frau ist gestorben, und

der Mann sah jeden darauf an, ob er nicht seine schöne Aussicht kaufe.

Als meine Mutter das von dem Aussichtler sagte, schlug der Vater mit der Faust auf den Tisch, plötzlich aber lachte er und sagte: „Da wär' ich ja schon närrisch, mich darüber zu erzürnen; ich hab' meinen gesunden Verstand und behalte ihn." Ja, er hat sich viel darauf eingebildet, daß er gescheit sei, und der Rittmeister hat es ihm noch mehr eingeredet.

Der Vater ist viel hin und her gefahren, die Mutter hat ihn auch einmal begleitet; aber einmal und nie wieder. Als sie heim kam, klagte sie, das sei ja, wie wenn die ganze Welt zu verkaufen wäre und man immer nur zu schmausen hätte. Wegen des Bergschinders, den sie auch getroffen hatte und mit dem der Vater gut Freund war, hat's arge Händel gegeben. Der Vater hat gesagt, die Mutter sei zu einfältig; er verstehe jetzt, was für ein Wohltbäter der Schaller sei, der Güter und Wälder aufkaufe und die Aecker losschlage, damit die armen Leute auch zu was kommen können.

Von da an hat die Mutter nichts mehr drein geredet.

Der Vater, der sonst monatelang nicht vom Hof weg kam, ist nun keine drei Tage nacheinander mehr daheim gewesen, da ist immer gefahren und geritten worden. Sonst sagte der Vater kein Wort über das Essen, jetzt hat's ihm daheim nicht mehr geschmeckt, und die Mutter war darüber so traurig, daß sie selber kaum mehr was über den Mund brachte.

Sonst hatten wir kaum vom Landbriefboten gewußt, jetzt kamen Boten mit Briefen und Telegrammen, täglich zweimal, auch dreimal. Anfangs bewirtete die Mutter die Boten, wie es der Brauch ist; nachher hat sie's unterlassen, die Leute kamen zu oft, da müßte man's ja haben wie in einem Wirtshaus, und der Vater hat auch gesagt, das Aufwarten sei nicht nötig.

Wenn der Vater daheim blieb, war er nicht recht daheim, er ist unruhig in der Stube hin und her gegangen, hat das Fenster auf- und zugemacht, ist vor das Haus und wieder hinein, er hat eben immer auf etwas gewartet.

Im Winter haben wir so viel Holz geschlagen wie noch nie, die Leute aus der Umgegend haben viel Geld verdient, der Aussichtler war auch dabei, man ließ ihm gern was zukommen; aber auch viel Leute aus der Fremde hatten wir bei der Arbeit, Männer aus allen Ländern, mit Weibern und Kindern, die im Sommer an der Eisenbahn gearbeitet haben. Sie haben in unsern Scheunen und Ställen gewohnt, es war viel wildes Volk, und auf unserm Hof war's wie in einem Zigeunerlager.

Ringsum krachte und polterte es immer, und auf dem Schnee wurden die Stämme zu Thal geschleppt, hundert und hundert, mit unsern eigenen Rossen; das ging vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, und aus dem Mund des Vaters hörte man nichts als Befehlen und Rechnen.

Die Mutter fragte, freilich gar scheu, wie es denn sei, ob der Förster Jorns dazu gestimmt habe, und ob nicht bald mit ihm abgeschlossen werde.

„Ja," sagte der Vater, „jetzt braucht man die Forstleute noch nicht zu fragen; aber sie wollen ein Gesetz bei den Landständen machen, daß wir nicht mehr Herr über unser Eigenthum sind. Sie sollen's machen, derweil schlage ich meinen Wald, und der Staat muß nachher doch kommen und mir den gleichen Preis für den leeren Boden geben, den er mir mit samt dem Wald dafür hat geben wollen." Er erklärte des weiteren, wie später nach dem Gesetz das Holz viel teurer werde; drum schlage man's jetzt, und das Holz werde nicht altbacken, im Gegenteil immer besser.

„Nimm es geduldig auf, wenn ich einfältig frag'," entgegnete die Mutter, „da könnte man jetzt das Holz auch stehen lassen, es bleibt im Wert und wächst noch zu."

„So fragen viele Leute, die sich noch für viel gescheiter halten als du. Später darf man nur so viel schlagen, als eben die im grünen Rock einem zumessen. Wer dann Vorrat hat, ist oben auf."

Die Mutter war zufrieden und fragte nur noch:

„Traust du dem Rittmeister in allem?"

„So gut wie dir. Dem kann man blindlings folgen, der hat die Augen offen. Sei nur ganz ohne Sorge und laß dir von niemand was einreden."

„Du bist der Meister," sagte die Mutter, „ich red' nichts drein."

Und so hat sie's gehalten.

Im Frühling war viel Geld in unserm Hause, aber der Vater hat's nicht brach liegen lassen, er hat mit dem Rittmeister einen Wald im Bayerland gekauft, durch den die Eisenbahn kommen muß. Der Rittmeister hatte das ausgekundschaftet. Es hat geheißen, man muß nur warten.

Neuntes Kapitel.

Der Vater hat sich eine Kutsche angeschafft, die Mutter hat sich nie hineingesetzt, manchmal hat der Ronymus kutschiert, meist aber der Vater. Zuweilen hat er auch mich mitgenommen; er ist, wie es scheint, doch nicht gern allein gewesen. Als wir an dem Weger vorbeifuhren, der auf der Straße Steine klopfte, that er, als ob er die Mütze abziehen wollte, er kratzte sich aber nur hinterm Ohr und glotzte uns verwundert an.

An der Straße, hoch oben gegen den Bodensee, steht im Wald ein einsames Wirtshaus, dort trafen wir den Rittmeister, bald kam auch der Schaller. Er grüßte den Rittmeister sehr unterthänig, meinen Vater nur so leichthin, er ging in der Stube auf und ab, fuchtelte mit seiner Reitgerte und schlug sich auch manchmal damit auf seine hohen Stiefel. Er hatte ein ehrbares Ansehen, rund und behaglich, er war schon bei Jahren, aber noch hurtig; er schmatzte immer, wie wenn er einen Leckerbissen auf der Zunge hätte. Als er mich sah, sagte er zum Vater:

„Das ist also Ihr einzig Töchterle? Ich wollt', ich hätt' auch so eins. Verheiraten Sie sie nicht, bis mein Sohn wieder aus Amerika heimkommt, dann soll sie meine Tochter werden."

War das nicht ein prächtiger Mann? Ein Wohlthäter? Und auf diesen Mann hat die Mutter alle Schimpfworte geworfen! Ja, dachte ich, der Vater versteht die Menschen viel besser als die Mutter.

Der Schaller erkundigte sich beim Wirt, ob niemand nach ihm gefragt habe. „Ja, der Geldwälzer," hieß es, und man rief einen verkommenen Bauer, der immer gern schmarotzte, wo es was zu essen und zu trinken gab. Man sagte ihm nach, er habe sein Gütchen für bares Geld verkauft, für lauter harte Thaler, die hat er auf den Boden gestreut und sich darauf herumgewälzt. Daher hatte er den Namen, aber vom Geld hatte er nichts mehr.

Ich hörte nicht, was die Männer miteinander redeten, aber der Vater stand auf und sagte:

„Da bin ich der Mann. Zu der Haue kann ich den Stiel finden. Ich bin mit dem Heckenbauer weitläufig verwandt. Was da zu machen ist, mach' ich."

Als der Rittmeister den Vater lobte, lachte der Vater übers ganze Gesicht und ging davon. Ich wollte mit ihm, aber er

nahm mich nicht mit; ich mußte allein in dem einsamen Wirtshaus warten.

Ich ging vor das Haus, saß auf der Bank und hörte die drei Männer drin lachen und lärmen.

Ich sitze da und sehe neben mir eine große Spinne, sie hockt mitten im Spinnweb, eine Fliege kommt daher, sie ist gefangen; sie hat wohl gemeint, da sei nur Luft, da sind aber feine Fäden. Die Fliege zappelt, kann aber nicht los; sie greift mit den Füßen um sich und über sich, sie kommt nicht los. Die Spinne spürt gewiß, daß sie was gefangen hat, es zittert ja alles, und wer weiß, was sie denkt, sie wartet aber still; die Fliege ist ruhig, die Spinne kommt auf einem Leitseil daher, die Fliege fängt wieder an zu zappeln, die Spinne macht sich fort und wartet wieder und wartet, bis die Fliege sich kaum mehr regt, dann umspinnt sie sie, saugt sich an ihr fest und saugt sie aus.

Damals auf der Bank ist mir's auf einmal aufgegangen: der Rittmeister oder der Bergschinder, das ist die Spinne, und mein Vater ist die Fliege.

Als ich noch so dachte, kam mein Vater daher, und bei ihm war der Heckenbauer und der Schmaje. Ich ging auch mit ihnen in die Stube. Als wir hinein kamen, jagte der Schaller den Schmaje fort und rief: „Wenn du nicht gehst, zeig' ich dich an, du Jud darfst nicht beim Güterhandel sein."

Der Schmaje ging und murmelte etwas wie einen Fluch; der Schaller lachte — er machte immer die Augen ganz zu, wenn er lachte — und erklärte, das sei ein Hauptspaß, den Schmaje könne man hin und her zwacken, wie man wolle. Die Männer gingen mit dem Heckenbauer in eine Nebenstube, ich hörte Hände zusammenschlagen; die Sache schien fertig. Die Männer kamen wieder heraus, der Schaller steckte ein großes Papier in die Brusttasche, und jetzt ward Weinkauf getrunken. Der Geldwälzer trank am meisten.

Es war bald Nacht, unser Fuhrwerk war angespannt, und als wir aufsteigen wollten, kam der Rittmeister und sagte dem Vater, er habe nun teil an dem Geschäft mit dem Heckenbauer, er wolle ihm den Gewinnteil abkaufen und bar zahlen. Der Vater dankte und sagte, er sei der Mann, um in Gewinn und Verlust voll mit dabei zu sein.

Wir fuhren fort, und der Vater pfiff unterwegs seine Soldatensignale vor sich hin. Plötzlich wurden wir angehalten, der Schmaje stand da. Er sprach ganz eindringlich in den Vater hinein und warnte ihn vor der Räuberbande, in die er geraten sei.

„Der Schaller besonders,“ sagte er, „spottet über dich, er heißt dich nur die Geiß, die so mager aussieht und doch viel Fett im Leib hat; er sagt, er wolle dich ausschlachten mit samt dem Stall. Und der Rittmeister — er hat sich ausgerittmeistert — der ist grad so schlecht. Mach dich los! Das sind Blutegel, das sind Spinnen, die dich aussaugen!“ — „Ja, Spinnen,“ rief ich, und mir fiel ein, was ich heut gesehen. Der Schmaje sagte:

„Da hörst du's, dein Kind, dein unschuldig Kind sagt's auch.“

„Und versteht grad' so viel wie du; ich muß doch auch dabei sein, wenn ich betrogen werde.“

„O Xander, guter Kerl,“ rief da der Schmaje und weinte fast dazu. „O Xander! Du bist ein aufrichtiger Mensch, dein Vater war ein aufrichtiger Mensch, dein Bruder Donatus ist ein aufrichtiger Mensch, ich geh' schon bald dreißig Jahr in eurem Haus aus und ein. Hier dein Kind auf Erden und dein Vater im Himmel sind Zeugen, daß ich dich gewarnt hab'. Ich will keinen Stern mehr sehen, ich will mein eigen Kind nicht mehr sehen, wenn ich nicht die Wahrheit rede. Du willst es mit dem Schaller aufnehmen? Weißt du, was der Schaller dir gethan hat?“

„Mir? Was?“

„Bei dem können sieben Teufel in die Schule gehen. Er hat, um dich kirre und zahm zu machen, sich von dir betrügen lassen. Er hat —“

„Genug! Genug!“ unterbrach ihn der Vater, „ich betrüge nicht. Aber sag', was muß ich dir geben? — ich biete dir hundert Gulden —; wenn du das, was du da sagst, vor dem Schaller und dem Rittmeister wiederholst?“

„Ein Soldat und ein Advokat auf einmal? Das ist mir zu viel,“ jammerte der Schmaje, „aber nenn' doch den Menschen nicht mehr Rittmeister, er ist mit Schimpf und Schand durch ein Ehrengericht ausgestoßen worden.“

Ohne dem Schmaje weiter eine Antwort zu geben, peitschte der Vater den Gaul und fuhr davon; ich sah noch zurück, und da stand der Schmaje und hob die Hände zum Himmel auf. Wir fuhren fort, der Vater pfiff nicht mehr, und ich sagte, der Schmaje meine es doch gewiß gut. Der Vater erklärte mir, der Schmaje sei bei all seinem herzlichen Gethue doch eigennützig und habgierig, er wolle ihn doch nur abspenstig machen, weil er keinen Vorteil bei diesem Geschäfte habe und solchen anderen nicht gönne. Der Vater schärfte mir ein, ich solle der Mutter nichts von dem Vorgefallenen erzählen. „Du bist schon gescheit

genug," sagte er, „dir will ich's anvertrauen, ich hab' auch im Sinn, mich von den Sachen los zu machen und wieder im alten weiter zu leben; ich muß nur noch das große Geschäft in Bayern und zwei andere abwickeln. Sag' aber der Mutter nichts von allem, sie ist gar ängstlich, und ganz wohl ist sie auch nicht."

In der Nacht hat mich die Mutter geweckt und gescholten: „Was schreist du denn immer von der Spinne? Es ist ja keine da."

Ich mußte von der Spinne geträumt haben.

Zehntes Kapitel.

Wenige Tage darauf kam der Rittmeister vor unserm Haus angeritten. Sonst war immer ein Reitknecht hinter ihm drein, heut war er allein; er erzählte in der Stube dem Vater, daß er den Reitknecht, der vor einigen Tagen unehrerbietig gegen den Vater gewesen, entlassen habe.

Ich ging vor das Haus, da stand der Ronymus auf einer Leiter am Scheunenthor und nagelte einen Geier an. Er erzählte mir, daß er den Geier gestern geschossen habe, wie er just eine Goldammer in den Krallen gehabt, sie sei aber schon tot gewesen. Der Geier war angenagelt, und als der Ronymus auf dem Boden stand, sagte er:

„Weißt du, was ich möcht'? Den Rittmeister möcht' ich so annageln. Das ist auch ein Geier, und dein Vater ist die Goldammer."

Er hatte das kaum gesagt, da kam der Vater mit dem Rittmeister daher und sagte dem Ronymus, er solle die Pferde sätteln und für sich auch eins, er solle hinterdrein reiten.

Der Ronymus schüttelte den Kopf, und der Vater rief voll Zorn:

„Was stehst noch da? Thu, was ich dir gesagt hab'." Der Ronymus rührte sich nicht vom Fleck, der Vater schrie ihn an, daß die Mutter zum Fenster heraus schaute.

„Bist du taub? Hörst du nicht, was ich dir befehle?"

„Freilich, hab's schon gehört, aber ich thu's nicht. Ihr für Euch verlangt das nicht, und hinter dem da drein reitet der Teufel, der ist Rittmeister von des Teufels Leibgarde."

Der Vater hob die Faust gegen Ronymus, aber der Rittmeister hielt ihm den Arm. Der Ronymus rief:

„Schlag du mich, Rittmeister, schlag mich, dann kommt vor Gericht an den Tag, wer man ist.“

Der Rittmeister lachte und redete leise in den Vater hinein, der nun den Ronymus Knall und Fall aus dem Dienste schickte. Als er schon auf dem Pferde saß, sagte er noch:

„Wenn ich heim komm', und du bist noch da, jag' ich dich mit der Peitsche und hetze dich mit Hunden fort.“

Der Vater trabte mit dem Rittmeister davon; es war eine Pracht, wie er zu Pferde saß.

Der Ronymus setzte sich auf den Brunnentrog, und das ist das einzige Mal im Leben, wo ich ihn hab' weinen sehen. Er wusch sich dann die Hände und die Augen, und es war fast zum Lachen, wie er zu mir sagte: „Ich wasche meine Hände in Unschuld. O Brigitta, du und deine Mutter, ihr verdient das Elend nicht, und dein Vater verdient's auch nicht. O hätt' mich der Rittmeister nur geschlagen! Ich hätt' ihn anpacken sollen, damit wir vor Gericht kommen. Ich bin zu einfältig und feig gewesen.“

Ich frug den Ronymus, ob er die Redensarten vom Schmaje habe; er stutzte, als ich das sagte und gestand, daß er vom Schmaje, aber auch von anderen gehört habe, wer der Rittmeister sei.

Der Ronymus ging fort, meine Mutter, die nicht wohl war und nicht aus der Stube konnte, hat ihn hinauf gerufen; er ist aber nicht zu ihr gegangen, er ist geradeswegs fort und hat auf einem Schubkarren seine Kiste mit seinen Habseligkeiten fortgeführt; er hat mir keine Hand mehr gegeben und sich nicht mehr umgesehen.

Ein paar Tage drauf, mitten in der Woche, kam der Ohm Donatus. Der Vater war nicht daheim, aber die Mutter sagte, er könne jede Stunde kommen, der Ohm solle doch warten; er willigte ein und ging durch den ganzen Hof. Als er wieder in die Stube kam, sagte er: „Das sieht schlimm aus, da sind ja die Knechte Meister.“ Die Mutter ließ das nicht gelten, sie wollte dem Vater nichts von seiner Ehre nehmen lassen. Der Ohm sagte, er sei nicht gekommen, um Unfrieden zu stiften; er wolle lieber wieder gehen, und soviel er wisse, hätten ja die Eltern Gütergemeinschaft.

„Was willst du jetzt damit, mit der Gütergemeinschaft?“ fragte die Mutter und bekam einen Blick so traurig, wie gar nicht zu sagen, und der Frost schüttelte sie. Sie frug mich, woher auf einmal Thür und Fenster offen seien und ein so scharfer Luftzug wehe, und es war doch alles zu. Von damals an hat sich's in ihr gesetzt.

Der Ohm wollte gehen, und als er eben die Thür in der Hand hatte, kam der Vater. Er hieß den Bruder willkommen und fragte, was vorgehe, daß er mitten in der Woche daherkomme. Der Ohm sprach heftig gegen die Geschäfte und die Genossenschaft mit dem Rittmeister.

„Hat dir der Schmaje das gesagt?"

„Der auch und andere dazu. Xander, du bist nie der Pfiffigste gewesen —"

„Und weil du mein Bruder bist, nehme ich das gut auf. Just einen Vormund brauche ich nicht."

Es war nahe dran, daß es argen Streit gab.

Die Mutter — man sah, es strengte sie an — sagte zum Ohm:

„Schwager, es ist recht von dir, daß du gekommen bist. Aber weil jetzt mein Mann da ist, darf ich's sagen; er hat mir anvertraut, daß er willens ist, sich von der Handelsschaft los zu machen. Und jetzt ist alles aus und Friede, und kein Streit unter Brüdern. Jetzt bleib' da, Donatus, und iß mit uns."

Der Ohm ist dageblieben, und so weit war alles gut.

Die Mutter hatte sich zu arg angestrengt, sie mußte sich niederlegen und ist nicht mehr aufgestanden. Sie hat nach der Bonifacia verlangt, und die war auch bald da. Die Mutter hatte verlangt, daß der Vater den Ronymus wieder in Dienst nehme; der Vater hatte eingewilligt, aber es war schon zu spät, der Ronymus hatte sich schon nach Ulm verdingt als Kutscher.

Der Vater war lind und gut gegen die Mutter, und sie hat ihn getröstet, soviel sie konnte.

Einmal schickte die Mutter den Vater und die Bonifacia aus der Kammer, ich mußte allein bei ihr bleiben.

„Kind," sagte sie, „ich hab' noch was auf dem Herzen. Du hast damals die goldene Kette von dem da . . . von dem Rittmeister angenommen; aber laß dir nie im Leben mehr was schenken, von keinem Menschen. Und halte deinen Vater in Ehren. Er ist brav und herzgut, die Schelme haben's leicht mit ihm gehabt. Der Jorns hat's gut gemeint, er kann nichts dafür. O unser schöner Hof! Unser Wald! Lieber Gott! Ich bitt' dich nur um eins. Lieber Gott, thu' mir nur in der letzten Minute den Gedanken weg an den Rittmeister, daß ich nicht mit einem Fluch auf ihn sterben muß . . ."

Die Mutter ist sanft gestorben. Wie der Vater und ich geweint haben, das kann ich nicht erzählen.

Elftes Kapitel.

Es hat sich erwiesen, daß der Rittmeister in der That seines Ranges verlustig war; ich muß aber doch dabei bleiben, ihn so zu nennen. Er ist nach jenem Ritt mit dem Vater nicht mehr auf unsern Hof gekommen, es scheint, er hat die Geschichte mit dem Ronymus als gute Gelegenheit genommen, um mit dem Vater Streit anzufangen; es war ja nichts mehr von uns zu holen. Wie und warum nachher der große Rechtsstreit daraus entstanden, das weiß ich nicht und bin nie darüber klar geworden. Ich habe natürlich dem Vater geglaubt, daß er den Prozeß gewinne; daran war gar kein Zweifel. Der Vater fluchte beständig auf den Rittmeister und hatte doch nichts mehr mit ihm zu thun, denn der Rittmeister hatte seinen Rechtshandel an einen Fremden verkauft und war mit seiner Frau nach Paris oder nach Italien gereist.

Ich hatte nur immer den Vater zu beruhigen, er verstand jetzt gar nicht mehr, warum er sich in all das eingelassen; er hatte doch Vermögen genug und nur ein einziges Kind. Er hoffte indes beständig, daß alles wieder gut werde, freilich, die Mutter war nicht mehr aufzuerwecken.

Eines Tages kam der Schmaje und sagte dem Vater, ein Prozeß könne doch ebenso gut gewonnen als verloren werden; wenn er verloren werde, dann stehe die Gant vor der Thür. Jetzt sei der Vater noch Meister über alles, und darum wolle er mit ihm einen Scheinkauf machen und alle unsere bewegliche Habe kaufen, das Weißzeug und die Betten im Haus und das Vieh im Stall; der Kaufpreis solle stehen bleiben, und wenn der Prozeß gewonnen werde, solle alles nichts gelten. Man wäre doch ein Narr, wenn man den Gläubigern die Sache überließe. „Du bist betrogen worden, warum willst du der Einfältige sein?“ schloß der Schmaje. Der Vater sagte:

„Das wäre lustig.“

„Das just nicht, und du sollst mir dafür geben, was du willst; ich thu's deinem Kinde zulieb und deiner Frau zulieb.“

„Jetzt ist's genug,“ sagte der Vater, ging an die Thür und machte sie weit auf. „Mach, daß du hinaus kommst.“

„Ich geh' nicht,“ sagte der Schmaje, „ich laß mich von dir nicht hinauswerfen, dein Vater vom Himmel herunter leidet das nicht; dein Vater war ein braver Mann, dein Bruder Donatus ist ein braver Mann, freilich arg hartherzig, aber doch brav . . .“

„Und darum soll ich schlecht werden? Nein, nein. Wenn ich mein Vermögen wieder bekomme, traue ich keinem Menschen mehr, dir auch nicht, Schmaje . . .“

„Meinetwegen trau' mir dann nicht, trau' mir aber jetzt. Da steht dein Kind, dein einzig Kind, willst du es dahin kommen lassen, daß — Gott behüte — dein einzig Kind vor fremder Leute Thüren steht und — und ich weiß nicht was, ich will's nicht sagen. Kind, du bist doch auch schon bei Verstand, hilf mir und hilf deinem Vater.“

„Lieber Hunger sterben als betrügen,“ hab' ich da gesagt, ich weiß nicht, woher ich das habe, aber ich hab's gesagt.

Der Schmaje ging fort und ließ die Thüre sperrangelweit offen, der Vater schloß sie. Als wir allein waren, saß der Vater lange stumm da und legte die Faust auf den Tisch, endlich sagte er:

„Der Teufel hat allerlei Boten, aber unser Herrgott auch, er schickt mir den, um mir zu' sagen, du bleibst ehrlich und gewinnst deinen Prozeß.“

Es ist aber doch anders gekommen, der Prozeß wurde verloren. Unser Hof wurde bei Gericht versteigert, der Staat hat ihn gekauft, und es hieß, er wird zu Wald gemacht.

Die Gant stand vor der Thür und kam herein.

Männer vom Gericht, ganz fremde Menschen kamen auf unsern Hof und thaten, wie wenn sie da zu Hause wären und nicht wir. Vom Speicher bis in den Keller und Stall haben sie alles aufgeschrieben und an die Schränke Schlösser gelegt und große Siegel. Wir durften in die meisten Stuben gar nicht mehr hinein.

Einer von den Gantmännern sagte in der Wohnstube zum Vater: „Euren Soldaten-Abschied kann man Euch nicht nehmen, den behaltet Ihr,“ und als sie meinen Schrank aufmachten, sagten sie: „Was dein eigen ist, gehört dir. Den Anhenker da steck' in die Tasche.“ Er gab mir die goldene Kette mit meinem Namen, und ich meinte, sie brennt mir in der Hand, aber ich steckte sie doch ein.

Und wieder eines Tages waren Männer und Frauen aus der ganzen Umgegend und auch von weiterher da, auch der Schmaje war da, er kaufte fünf von unsern Rossen und sah den Vater nicht an. In der Stube stellte sich dann ein Mann hinter den Tisch, vor ihm brannte ein Licht, alles wurde hereingeschleppt, Betten und Weißzeug, und was nur niet- und nagellos ist, ward versteigert, und beim Zuschlag ward mit einem Hammer auf den Tisch geschlagen.

Die Bonifacia war heraufgekommen und wollte mich mit fortnehmen, ich ging aber nicht vom Vater weg, ich saß bei ihm auf der Ofenbank, und wir sahen allem zu. Ich fuhr mir oft mit der Hand über die Augen — es mußte doch alles nur ein Traum sein. Aber es ist wahr. Die fremden Menschen sind da, unsere Sachen gehören ihnen, sie schleppen sie mit fort und lachen dabei. Wie die Bilder mit dem Andenken an meine verstorbenen Geschwister abgehängt wurden und der Ausrufer sagte, die Bilder seien nichts wert, aber die Rahmen, da habe ich laut aufschreien müssen. Es hat niemand darauf geboten als die Bonifacia, der Ausrufer gab sie ihr, und sie sagte, daß sie mir sie aufbewahre.

Jetzt wurde der Soldaten-Abschied des Vaters von der Wand abgenommen, der Ausrufer nahm das Papier heraus und sagte: „Xander, die Schrift gehört Euch, aber der Rahmen gehört der Masse.“ Da stand der Vater auf, nahm das Schriftliche in die Hand, hielt es übers Licht, zündete es an und sagte: „Da steht sein Name. So sollte man den Rittmeister verbrennen.“ Dann ging der Vater hinaus. Ich folgte ihm, er fuhr sich mit der einen Hand immer um den Hals herum, und wie ich ihn an der andern faßte, sagte er: „Ist gut, ist recht, wir bleiben bei einander.“

Wir gingen nicht mehr ins Haus hinein, bis alle Leute fort waren; die Bonifacia kam und bat uns, mit ihr zu gehen, der Vater aber sagte, er gehe zu seinem Bruder, um als Knecht bei ihm zu dienen, es sei doch sein Bruder und dort sein Elternhaus; freilich hätte der Donatus kommen müssen, ihn abzuholen, aber er dürfe nicht mehr stolz sein.

Die Bonifacia mußte heim zu ihrem Mann, ich war mit meinem Vater allein in unserm ausgeraubten Hause; daheim in der Fremde.

Zwölftes Kapitel.

Es wurde Nacht, wir nahmen uns an der Hand und gingen, ich sagte dem Vater, wir müßten jetzt stark und fest sein und nicht mehr zurückdenken und zurückschauen; er gab mir keine Antwort und drückte mir nur die Hand, dann ließ er mich los.

Von jener Minute an hab' ich's gespürt, man muß sich selber aufrecht halten, und ich glaub', ich bin dabei geblieben.

Der Hund kam uns nach, der Vater jagte ihn fort und sagte: „Hab' selber nichts mehr zu essen."

Wir gingen durch den Wald, das ist kein Wald mehr, nichts als tausend und tausend Baumstümpfe, und überall sitzen Raben drauf; man hat gar nicht gedacht, daß es bei uns so viel Raben gibt.

Die Sonne ging unter, die Raben flogen auf und krächzten.

„Er darf mir keinen Vorwurf machen," sagte der Vater. „Niemand hat ein Recht dazu als du. O, ich möcht' nicht zu ihm, lieber betteln gehen von Haus zu Haus, und du kannst sagen: das ist mein Vater, der war einmal ein stolzer reicher Bauer mit hundert und hundert Morgen Wald, und jetzt ist nichts mehr sein eigen als der Bettelstab in der Hand. O Kind, so alt bin ich geworden, so alt, fünfzig Jahre war ich alt, und da hab' ich erst gelernt, daß es grundschlechte, verlogene Menschen auf der Welt gibt."

Ich tröstete den Vater, so gut ich konnte. Der Vater sagte nur: „Ich rauche nicht mehr."

Wir gingen fürbaß, es war noch ein weiter Weg bis zum Ohm. Plötzlich erhob sich ein scharfer Wind, und der Vater rief:

„Wind, was willst du von mir? Such' dir den Rittmeister, heb' ihn vom Boden, laß ihn zappeln und dann zerreiß ihn in tausend Stücke."

Der Wind riß dem Vater den Hut vom Kopf, und er lachte: „Nimm den Kopf auch mit." Wir suchten den Hut, fanden ihn aber nicht, barhaupt ging der Vater dahin, er litt es nicht, daß ich ihm ein Tuch über den Kopf binde, er sagte, er habe dem Wind den Weg aufgemacht da herein.

Wir hörten Hunde bellen von weit entfernten Höfen. Der Vater sagte: „Sie bellen alle auf mich los. So lang noch mein Wald da war, hat man die Hunde nicht gehört."

Mir zitterte das Herz im Leib, und ich war froh, als wir endlich Licht sahen am Hause des Ohms.

Wir kamen gegen das Haus, die Hunde bellten, ein Fenster ward aufgemacht, und der Ohm fragte: „Wer ist da?"

„Ich bin's, ich will in mein Elternhaus."

„Dein Elternhaus? Es ist nichts mehr dein. Aber komm meinetwegen nur herauf."

„Komm du herunter und hol' mich."

„Da kannst du lang warten."

„Komm fort, komm fort ..." sagte der Vater zu mir und riß mich fast um. Wir wendeten uns wieder thalab, ich wagte nicht, dem Vater drein zu reden, und er sagte auch:

„Red' nichts, kein Wort! Da drüben liegen meine Eltern — so wenig die aus dem Grabe steigen und wieder ins Haus kommen, so wenig trete ich je wieder über die Schwelle."

Wir wandern und wandern, und was kommen für Gedanken! Mir fällt jetzt ein, tief drin in dem Elend fällt mir jetzt ein, wie ich einmal die Prinzessin vom Schlehenhof geheißen, ich höre die Musik von der Hochzeit meiner Schwester und die Reitersignale, und mein einziger Wunsch war jetzt nur, daß ich einmal an dem Verderber Rache nehmen könnte.

Wir kamen endlich an unser Dorf, und da draußen saßen wir, bis es Tag ward. Wir zählten die Stunden, die es vom Turme schlug; dort lag die Mutter und die Schwester im Grab. Gottlob, daß sie das Elend nicht erlebt haben.

Da in den Häusern ruhen jetzt die Menschen, da sind so viele aufgerichtete Betten, die Bäuerinnen thun stolz damit, keine sagt: kommt herein und wärmt euch und ruhet aus. Keins denkt, daß da draußen zwei verlorene, verlassene Menschen sitzen. O, die Welt ist unbarmherzig!

Nein, es hat doch Menschen gegeben, die an uns dachten.

Der Vater sagte: „Mir ist so kalt, ich wollt', ich wäre ganz kalt."

Da rief eine Stimme: „Gottlob, daß ich euch endlich finde," es war der Weger, der auch vom Berg herabkam in seinem alten Soldatenmantel; er nahm schnell die Enzianflasche aus der Tasche und sagte:

„Vor allem trinken, hat jener Bauer gesagt, wie er sich besinnt, was er in der Stadt zu thun hat. Da, trinket, und jetzt noch einen Schluck. Hat sie wieder einmal recht gehabt, die Bonifacia, hat mir keine Ruhe gelassen, muß vor Tag zu euch da hinauf zum Donatus und sehen, wie's euch geht. Ja, ich möcht' nicht der Donatus sein . . . Aber jetzt wird nichts weiter geredet, kommt mit heim."

Wir sind mit dem Weger gegangen.

Dreizehntes Kapitel.

O lieber Gott! Es gibt noch Unterschlupf auf der Welt; gute Menschen und warme Stuben.

Der Weger und die Bonifacia nahmen uns auf, wie wenn wir noch die fürnehmen Leute von früher, nur ein Ehrenbesuch

wären. Die Bonifacia machte eine Morgensuppe und ließ mich dabei helfen, sie deckte den Tisch mit einem frischen Tuch, rückte dem Vater den einzigen Strohstuhl hin, der in der Stube war, holte aus dem Schränkchen einen silbernen Eßlöffel und sagte: „Das ist das Pathengeschenk, das Ihr dem Ronymus gegeben habt."

„Ich kann schon mit dem blechernen Löffel essen und muß froh sein, wenn was drin ist," antwortete der Vater und stemmte den Löffel auf den Tisch; es ist ihm hart geworden, sich eine Suppe von geringen Leuten schenken zu lassen; er zwang sich aber und aß, und in den ersten geschenkten Löffel Suppe ist eine Thräne gefallen . . .

Das war das letzte Mal, daß er geweint hat, von da an nie mehr.

Als er gegessen hatte, wollte er von seinem Bruder Donatus erzählen; der Weger meinte, er solle damit warten, aber der Vater gab nicht nach und fragte am Schluß: „Weger, was sagst du dazu?" Der Weger zuckte die Achseln und sagte: „Ja, das ist nicht recht, aber du hast deinem Bruder doch auch Schlimmes angethan; es ist für einen ehrenstolzen Bauer nichts Kleines, daß er einen Bruder hat, der sein Sach . . . glimpflich gesagt verunschickt hat."

Der Vater seufzte: „Ja, ja, ich muß mir jetzt von jedem gute Lehren geben lassen. Von dir hör' ich's geduldig, du meinst es gut."

Der Vater wollte nun gleich mit dem Weger hinaus und helfen, Steine klopfen; der Weger aber wehrte ab und sagte, der Vater solle sich noch besinnen. Wie der Vater sagte, er habe sich besonnen, er bleibe dabei, da schüttelte der Weger den Kopf:

„Thu's nicht, jetzt noch nicht, und ich hab' einen besondern Grund. Weißt, was das Aergste ist, wenn ein Mensch ins Elend geraten ist und das ist auch noch dabei?"

„Ein bös Gewissen."

„Das auch, aber da ist schon jeder für sich sein eigener ausstudierter Doktor und sein eigener Apotheker. Ich hab' was anders gemeint: Kranksein zum Elend dazu, das mein' ich. Laß dich nicht krank werden, du mußt jetzt gesund sein. Geh' ins Bett, nachher ist wieder Tag, und nachher thu', was du meinst, und wenn du's mit mir beraten willst, ich bin dabei."

Ueber das traurige Gesicht des Vaters ging's wie ein heller Sonnenblick. Er ließ sich vom Weger zu Bett bringen wie ein klein Kind, und bald kam der Weger in die Stube und sagte: „Er schläft." Er ging an sein Geschäft und nahm den Aus-

sichtler mit, der auch im Hause wohnte und immer Klarinett blasen wollte.

Ich suchte in meinen Taschen nach, richtig, es ist so, ich hatte die Kette verloren, die mir der Rittmeister geschenkt. Ich weiß sicher, ich habe sie in die Tasche gesteckt; ich habe sie verloren, wie ich dem Vater ein Tuch habe um den Kopf binden wollen. Es war gut so, ich sollte kein Andenken vom Rittmeister haben. Ich wollt', wir könnten alles Andenken an ihn verlieren.

Am Mittag wachte der Vater auf und war ganz frisch, er ließ sich vom Weger eine Kappe geben und einen schweren Hammer, ging mit ihm hinaus auf die Straße und half die Steine zerschellen. Am Abend fragte der Vater:

„Weger, sag' mir alles; was reden und denken die Leute von mir?"

„Was liegt dir dran? Und was die andern Leute reden und denken, weiß ich nicht. Sei jetzt um Gottes willen nicht wehleidig. Das Dummste ist, den Menschen seine Gebresten zeigen; sie haben keine Zeit und sind ärgerlich auf den, dem's schlecht geht, wenn nicht gar schadenfroh —"

„Aber du, was denkst du? Sag' alles, du meinst es gut, von dir hör' ich's geduldig."

„Ich weiß nicht, ob's dir was hilft. Sag' mir zuerst, wem gibst du eigentlich schuld? Dir oder andern?"

„Beides."

„Ist auch so. Natürlich schreibst du dir nur den kleineren Teil zu. Ich sag' nicht, daß du einfältig gewesen bist, im Gegenteil, zu pfiffig. Ja, mit einem Wort, der Grundteufel heißt Ungenügsamkeit. Sitzt da ein Bauer auf seinem Hofgut wie ein König und macht Geschäfte, und warum? Er hat das schöne Gut von der Frau, und er ist stolz, er möcht' aus ihm selber noch ebensoviel dazu erwerben. Er hat sich das lange nicht eingestanden, bis ein Verschmitzter kommt und es ihm sagt, und es ist, wie wenn er aus dem Schlaf aufgeweckt wär' —"

„So ist's," rief der Vater, „woher weißt du denn das alles?"

„Woher? Die Vögel an der Straße pfeifen mir's. Von damals an hat's bei dir geheißen: Raffen, Einheimsen, Vorteil gewinnen. Du hast gemeint, dich dreht niemand über den Daumen; du bist nicht dumm gewesen, nur eben nicht gescheit genug für deine Kameraden, besonders den Rittmeister."

„Dem sagst doch nichts Gutes nach?"

„Nein, mit meinem Hammer könnte ich dem die Hirnschale spalten, der hat das Aergste verdient."

„Und glaubst du nicht, daß es ihm noch so ausgehen wird?"

„Was ein Mensch für ein Schicksal kriegt und was es übermorgen für Wetter gibt, darüber läßt sich nicht reden. Ob er noch an dich denkt? Ja, wer Räuber sein kann, kümmert sich weiter nichts drum, wie der Ausgeraubte dran ist."

Der Weger war gar bedachtsam, der Vater nahm alles gut von ihm an, weil er eben auch den Grimmzorn gegen den Rittmeister hatte wie wir.

In dem kleinen Häuschen draußen vor dem Dorf haben fünf Menschen um den Tisch gesessen, und Supp und Kartoffeln und Kartoffeln und Supp gab's Tag für Tag, aber die Genügsamkeit hat alles geschmälzt und gewürzt.

Auf der Straße, wo der Vater mit der Kutsche dahin gefahren war und wo unsere acht Rosse das Holz geführt haben, da hat der Vater jetzt Steine geklopft. Die Menschen, die ins Feld gingen, blieben eine Weile stehen, manche gingen auch dem zulieb auf den Weg, um den Schlehhofbauer zu sehen; er hat sich nichts drum gekümmert.

Anfangs hat er mir freilich gestanden, er glaube nicht, daß ihn sein Bruder da lasse, und auch die andern Großbauern thäten das nicht; sie kommen gewiß und holen ihn ab und helfen ihm wieder auf. Als aber Tag für Tag verging und niemand kam, da sagte er, es sei jetzt eins; er sei nur froh, daß er noch so viel arbeiten könne, um sich dafür satt zu essen. Es ist ihm aber doch schwer geworden, sich an die Armut zu gewöhnen. Wie er zum erstenmal Holzschuhe anziehen mußte, sagte er:

„Manchmal meine ich noch, es sei alles nicht ernst, unser Herrgott macht einen Spaß mit mir. Aber unser Herrgott ist kein Spaßmacher. Im Schlaf schlag' ich den Rittmeister fast jede Nacht tot, auf allerlei Arten, und da werde ich dann vors Hochgericht geschleppt. Wenn ich aufwache, bin ich froh, daß ich doch noch Steine klopfen darf. Ich möcht' nur wissen, wie es der Rittmeister macht, daß er schlafen kann."

Unser Elend wurde immer wieder neu durch das Gedenken an den Rittmeister.

Der Vater hat sich vor keinem Wetter gescheut und sich nie darüber beklagt, nur über den Wind hat er oft gescholten. Ein Herzeleid war ihm auch allemal der Sonntag, da mußte er in die Kirche und durfte sich nicht mehr in die Gemeinderatsbank setzen; er stand eben auch bei den armen Leuten. Wie ich einmal mit ihm heimging — wir waren jetzt im Wegerhäuschen daheim — sagte er:

„Das sollt' nicht sein, daß es in der Kirche einen Ehrenplatz gibt; vor Gott sind wir alle gleich."

Ich half dem Vater auch Steine klopfen, aber nach ein paar Tagen litt er es nicht mehr; ich dürfe ihm nicht die Schande auferlegen, daß er sein einzig Kind nicht mehr ernähren könne. Ich mußte ihm gehorchen, denn er drohte mir, wenn ich das nicht thue, gehe er ins Elsaß und werde Fabrikler. Wenn er damit drohte, gab ich ihm in allem nach.

Vierzehntes Kapitel.

Der Aussichtler war ein wunderlicher Mann, eben ein leichtsinniger, lustiger Musikant. Er hat für sich selber Freude daran gehabt, Musik zu machen, und daneben Freude, daß andere sich daran vergnügen. Hat ihm aber niemand zugehört, war's ihm auch recht. Wenn er auf ein paar Tage zu leben hatte — die Wegersleute haben ihn billig gehalten — war er heidenfroh, und für weiter hinaus hat er sich keine Sorgen gemacht.

Er war vordem auch Holzschnitzer gewesen und arbeitete auch jetzt manchmal noch was; ich habe auch holzschnitzen von ihm gelernt, wir haben Schafe gemacht und Kühe und Puppen, ganz grobe Arbeit, aber sie fand Absatz und gab einen kleinen Verdienst; der Aussichtler ist damit hausieren und auf die Märkte gegangen, wenn es mit der Musik nichts zu verdienen gab.

Die Bonifacia machte alles gar ordentlich. Ich habe so viel verdient, daß wir uns gemeinschaftlich eine Ziege kauften und fünf Hühner und drei Gänse hatten wir auch miteinander. Und sollte man's glauben? wenn die Männer draußen arbeiteten und wir waren im Hause fertig und saßen beieinander in der Stube, da haben wir gesungen, wie wenn alles in der Welt lustig und in Ordnung wäre.

Der Ohm Donatus hat dem Vater einmal sagen lassen, er wolle ihm das Ueberfahrtsgeld bezahlen, wenn er nach Amerika auswandere. Was ihm der Vater drauf hat antworten lassen, weiß ich nicht; Gutes war's gewiß nicht. Die Vettern und Basen, die Kinder vom Donatus, sind manchmal an dem Häuschen vorübergekommen, aber sie haben gethan, als ob sie mich nicht kennten, und da kannte ich sie auch nicht.

So lang wir noch reich waren, war die ganze Gegend ein einziger Verwandtschaftshimmel; jetzt war es, als ob Vater und Mutter aus dem Stein gesprungen wären. Freilich, das war noch das besondere Elend, daß alle unsere Verwandten Geld bei meinem Vater verloren hatten; denn der Rittmeister und die änderen hatten ausgekundschaftet, wo ein Verwandter von uns war, und da hat man gekauft und geborgt und ist's schuldig geblieben.

Ich brachte es dahin, daß mein Vater doch wieder rauchte, mir zulieb, und wir waren vergnügt; ich mußte mir immer die Kleider länger machen, denn in den zwei Jahren beim Weger bin ich so groß gewachsen; bis dahin war ich klein.

Im Winter am Abend hat der Vater mit dem Weger Schindeln gemacht. Einmal hob er das Messer in die Höhe und sagte plötzlich:

„Das möcht' ich dem Rittmeister in die Brust stoßen und siebenmal umdrehen."

Wir sind arg erschrocken. Der Vater denkt noch so an den Rittmeister! Wir haben aber nichts weiter gesagt und der Vater auch nicht.

Eines Tages kam der Ronymus heim auf einen Tag Urlaub, er war Soldat. Mein Vater gab ihm zuerst die Hand und sagte, daß er damals recht gehabt habe, das dem Rittmeister zu sagen.

Der Ronymus war gar ehrerbietig gegen den Vater, und er sah mir's an, wie ich ihm dafür dankte; er konnte sich aber nicht genug wundern, wie ich gewachsen sei, fast höher als er. „Du bist eben des Großbauern Tochter," sagte er; das war alles.

Im zweiten Frühjahr, die Sonne hat so hell geschienen, und wir haben die Wäsche aufgehängt, da habe ich meinen Vater noch einmal von Herzen lachen sehen wie noch nie.

Unsere drei Gänse waren seit gestern entlaufen, wir wußten nicht wohin; wir hatten sie bis nach Mitternacht gesucht, aber nirgends gefunden. Jetzt auf einmal hörten wir sie vor dem Hause schnattern. Die Bonifacia rannte in die Stube, wo die Männer eben fortgehen wollten und rief: „Unsere Gänse sind da!" Ich war ihr nachgerannt und rief auch: „Unsere Gänse sind da, Gott Lob und Dank, unsere Gänse!" Die Gänse schnatterten dazu, wie wenn sie zu erzählen hätten, wo sie über Nacht gewesen seien, und in unser Rufen und in das Schnattern hinein lachte der Vater, daß ihm die Thränen die Backen herunterliefen und er sich setzen mußte. Endlich sagte er, und er

konnte es kaum vor Lachen: „Jedes hat drei halbe Gänse! So ist's recht. Lustig! Man kann sich auch über drei halbe Gänse freuen!“

Das war das letzte Mal, daß der Vater lachte.

Fünfzehntes Kapitel.

Es war also Frühling, und da ist es doch immer, wie wenn man was Besonderes geschenkt bekommen hätte. Im Grund genommen hatten wir's ja gut und durften vergnügt sein.

Die Bonifacia und ich, wir gärtnerten miteinander in dem kleinen Grundstück, das zum Wegerhäuschen gehörte; es war freilich nur klein, aber wir haben den Sommer hindurch den Boden drei-, viermal umgewendet und immer Neues gepflanzt, alles, was man im Hause brauchte, und es ist uns alles gediehen. Jetzt hatte auch unsere Geiß ein Junges, und unsere Hühner legten schon wieder frisch, wir hatten Milch und Eier im Haus, und die Bonifacia bereitete dem Vater mehr und besser als ihrem Mann. Der sah aber gar nicht scheel dazu, er war mit allem zufrieden; die Bonifacia blieb ebenso, wie wenn sie noch Magd bei uns wäre.

Der Vater hatte aber immer ein finsteres Gesicht, und wenn man ihn drauf ansah, erschrak er, sagen durfte man schon gar nichts; er behauptete, er sei ja ganz ruhig und zufrieden, was man denn von ihm wolle. Er hat gegessen und getrunken und geschlafen wie sonst, aber geredet hat er fast gar nicht.

Ich hab's erst später erfahren, er ist einmal dem Ohm Donatus begegnet, und die Brüder sind aneinander vorübergegangen, ohne sich zu grüßen, wie wenn sie sich gar nicht kennten. Der Vater ist, wie er vorüber war, stehen geblieben, er hat noch einmal gewartet, daß sein Bruder ihn anrufe; der ging aber seines Weges fort.

Der Vater war nun draußen auf der Straße, eine gute Strecke vom Weger entfernt, er schlug Steine mit dem großen Hammer; da wurden alte braungeräucherte Stammhölzer vorbei geführt. Der Vater fragte, woher die seien. Er hörte, daß man gestern die Scheunen eingerissen habe und heute reiße man das Haus ein auf dem Schlehenhof.

Was über den Vater gekommen ist, wer kann das wissen? Er warf den großen Hammer mitten auf die Straße und rannte davon, nach dem Schlehenhof.

Der Aussichtler begegnete ihm im Walde und rief ihn an, aber der Vater schüttelte den Kopf und rannte davon und schrie; der Aussichtler hat nicht verstanden, was er ruft.

Der Vater kam eben an unserem Haus an, wie die Feuerhaken am Vordergiebel angelegt wurden; er sprang unter den Feuerhaken durch, faßte die Pfosten der Hausthür und schrie: „Mein Haus! Mein Hof! Mein Weib! Rittmeister . . .“

Die Männer warfen die Haken weg und wollten auf den Vater zu, aber es war zu spät, der Giebel stürzte ein, es krachte, dort der letzte Schrei, und die Männer schrieen auch — dann war alles still, nur noch ein Balken rollte über den andern weg. Der Vater war tot . . .

Ich hab's überlebt. Was kann man nicht alles überleben? Aber erzählen kann ich nicht, wie mir war, als man den Vater auf einem Holzwagen daherbrachte. Auf seinem Kopf lag ein leerer Sack, drauf war der Name des Vaters. Ich wollte den Sack wegthun, die Leute hielten mich ab und sagten, ich dürfe das nicht sehen, das Gesicht sei gar grausam entstellt. —

Der Ohm Donatus war beim Begräbnis und kam nachher zu mir in die Stube. Als er die Bilder an der Wand mit den Kränzen und die Namen meiner verstorbenen Geschwister sah, sagte er, es sei gut, daß die früher gestorben wären; dann sagte er mir, ich könne zu ihm kommen, wenn ich wolle. Ich habe ihm keine Antwort gegeben.

Ich habe alles gehört und mit offenen Augen gesehen, aber es wär mir doch, wie wenn ich halb schlafe, wie wenn ich mit dem schweren Hammer einen Schlag auf den Kopf bekommen hätte. Ich habe gehört, wie einige leise untereinander sagten: „Die Brigitt' kann verrückt werden, sie sieht schon drein, wie eine Verrückte, sie hat noch keine Thräne geweint.

Ich hörte das und konnte nichts sagen, ich war wie lebendig eingemauert.

Die Bonifacia redete mir zu, wie eben nur so eine gute Seele kann. Auch der Pfarrer hat mir Herzliches gesagt, und wie ich mich trösten könne, daß ich ein braves Kind gewesen sei, und der Tod sei für den Vater eigentlich eine Erlösung. Ich habe auf alles nur sagen können: Ich muß warten. In mir war's, als käme etwas, ich weiß nicht was, das mir hilft, mir den Kopf kühlt und mich wieder aufweckt und mir sagt, warum ich das alles erleben muß.

Ich habe im Garten gearbeitet wie die Tage vorher, die Sonne hat hell geschienen, die Vögel haben gepfiffen, das ist für andere, mich geht das alles nichts an; mir selber war jetzt, wie wenn ich verrückt wäre, ich sehe, ich höre alles und kann's nicht glauben und will nichts davon.

Am zweiten Tag nach dem Begräbnis um Mittag war ich plötzlich so müde, daß ich mich kaum an mein Bett schleppen konnte.

Die Bonifacia zog mich aus, wie ein kleines Kind, und hob mich ins Bett, und da habe ich geschlafen, wie die Bonifacia erzählt, ohne mich zu wenden, von Mittag an bis den andern Morgen in einem Zug. Die Bonifacia war nicht von meinem Bett gewichen.

Ich bin aufgewacht, und als ich die Kleider von meinem Vater an der Wand hängen sah, da stürzten mir endlich die Thränen heraus, und die Bonifacia sagte: „Ja, weine nur. Gottlob, daß du weinen kannst, jetzt wird alles gut." Die Bonifacia trocknete mir die Thränen ab, aber sie flossen immer, als ob sie gar nicht aufhören wollten. Wie ich endlich sagte, ich hätte so argen Hunger, da war sie voll Glückseligkeit.

Ich stand auf, ich zog mich frisch an, ich aß und trank, und von damals an ist es erst recht über mich gekommen: ich muß mich selber tapfer aufrecht erhalten, ich lasse mir mein Leben nicht abkränken, wer weiß, was mir noch beschieden ist.

Ja, von jener Stunde an habe ich neuen Lebensmut bekommen und ihn nie mehr verloren, als ein einzig Mal, und das ist auch vorübergegangen.

Sechzehntes Kapitel.

Meines Bleibens war nicht mehr beim Weger.

Draußen in der Welt wartet etwas auf mich, was es ist, ich weiß es nicht, aber fort muß ich. Ich gehöre niemand mehr an und habe nichts mehr als mich allein.

Das war mein Gedanke viele Tage, und manchmal habe ich's laut vor mich hin gesagt, so daß mich die Bonifacia fragte: „Mit wem redest du?" Ich wollte fort und kam doch nicht los, es war, wie wenn man morgens aufwacht und sagt, du mußt aufstehen und doch wieder liegen bleibt. Es hat etwas kommen müssen, das mich herausreißt.

Der Wirt von dem einsamen Wirtshaus da oben, wo die Räuberbande immer zusammengekommen ist, stellte sich eines Tages ein und fragte, ob ich nicht in Dienst bei ihm treten wolle; mit einem niederträchtigen halben Lächeln und halben Trauern sagte er, seine Frau könne bald sterben, und dann könne ich Wirtin werden.

Was ich darauf gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Als aber der Wirt wieder fort war, sagte die Bonifacia: „Du kannst aber tapfer drauf losschlagen. Das habe ich gar nicht von dir gewußt."

Jetzt ist mir's klar geworden, gegen Arme und Verlassene nehmen sich die Wohlhäbigen viel heraus und werden frech. Ich will ihnen schon zeigen, was sich drauf gehört.

Es hat mir keine Ruhe mehr gelassen, fort muß ich, und es muß sich erweisen, was mir die Welt aufzuraten gibt.

Der Abschied von dem Wegerhäuschen ist mir nicht leicht geworden. Die Bonifacia gab mir ein Stück Wegs das Geleit, und draußen auf der Straße reichte mir der Weger die Hand und sagte: „Frag' du nur ganz ohne Scheu in der Kaserne nach dem Ronymus, er kann dir in manchem beistehen." Weiter brachte er nicht heraus, wir gingen fürbaß und hörten ihn bald wieder Steine klopfen. Wir stiegen den Berg hinan, und die Bonifacia sagte: „Geh' jetzt nicht auf den Kirchhof, du mußt dich nicht unnötig abrackern, du hilfst den Toten nichts damit, und du brauchst jetzt deine Kraft. Bete still für sie, ich thu's auch."

Wir gingen eine Strecke still weiter, und oben am Wald nahm die Bonifacia meine Hand in ihre beiden Hände und brachte unter Schluchzen hervor:

„Das Unwetter von Unglück hat ausgerast, dir wird es noch gut gehen. Verlaß dich drauf und denk immer, du hast, wenn alles fehlt, noch eine Heimat bei uns. Und so lang ich lebe und mein Mann, halten wir das Grab der Deinigen in Ehren, und die Bilder von deinen verstorbenen Geschwistern bewahre ich dir auf, bis du ein eigen Haus hast, und deinen Anteil an der Geiß und an den Gänsen und Hühnern kannst du haben, wenn du willst. Behüt dich Gott und halt dich in Ehren."

Sie kehrte um, blieb stehen und rief noch einmal: „Grüß mir auch den Ronymus."

Grüß mir den Ronymus! Das war das letzte, was ich damals von der Bonifacia gehört habe, und ohne daß ich's wollte, setzten sich die Worte auf allerlei Sangweisen, und ich wollte doch gar nicht singen; es war mir nicht danach.

Ich wanderte weiter, ich sah nichts von Wald und Feld, es schwamm mir vor den Augen. Auf einem Felsen setzte ich mich nieder, ich war so müde, als wenn ich schon stundenweit gegangen wäre. Ich aß das letzte Stück Brot, das mir die Bonifacia in die Tasche gesteckt hatte; ein Fink stellte sich nicht weit von mir und ließ sich von mir füttern. Wie ich nichts mehr hatte, flog er davon.

Drunten sickert der Bach, das fließt so fort, Tag und Nacht, heute wie gestern, ob einer drauf sieht oder nicht. Da liegen Felsentrümmer, aus denen kleine Tannen herauswachsen. Meine Hand rauft kleine Moose ab vom Stein, und wie ich so die Pflänzchen vor Augen habe, muß ich dran denken, wie der Schullehrer uns gesagt hat, hundert und hundert Jahre braucht es, bis etwas am Felsen sich ansetzt, und wieder hundert und hundert Jahre braucht's, bis da ein Samenkorn Wurzel fassen und ein Bäumchen wachsen kann. Und die Menschen können das so schnell niederschlagen.

Warum laufen wir auf der Welt herum, und unser Leben ist eitel Müh und Sorge? Ich wünsche mir nichts, als gleich zu sterben . . .

In jener Stunde, damals in der Einsamkeit und Verlassenheit, habe ich Gott gefunden.

Ich war bis daher immer in die Kirche und zur Kommunion gegangen, wie sich's gehört; aber damals in der Einsamkeit und Verlassenheit habe ich's zum erstenmal gespürt, ich bin doch nicht allein und verlassen auf der Welt, Gott ist bei mir, er hält mich an der Hand und läßt mich nicht fallen.

Die ganze Welt war mir leicht wie ein Kinderspiel, aber man muß mitspielen und nicht daneben stehen; ich lasse mich nicht in den Winkel stellen, ich bin auch dabei, ich gehöre dazu.

Ich habe hinunter gesehen auf unser Dorf, ich wäre gern hinab und hätte gern allen Menschen gesagt: wißt ihr's denn auch, daß wir nicht verlorene Kinder sind? . . . Aber was soll das? Sie sagen ja, sie wissen's; ich hab' das früher auch gemeint, aber jetzt erst hab' ich's erfahren, so sicher, wie daß jetzt Tag ist, und das hat mich nicht verlassen und wird mich nicht verlassen.

Ich rede aber sonst nicht gern davon, das muß man still bei sich haben.

Die Müdigkeit war fort, es war mir, wie wenn ich ausgeschlafen hätte in der Ewigkeit und gar nicht mehr zu schlafen und zu ruhen brauchte.

Ich stand auf und meinte, ich könnte fliegen. Ich hörte

die Gänse schnattern im Dorf und meinte, ich höre sie dort oben, wo die Lerche singt.

Aus dem Dachfenster beim Weger hörte ich Klarinett blasen. Der Aussichtler hatte seit dem Tode meines Vaters nicht mehr Musik gemacht. Jetzt bläst er und was? Die Weisung des Liedes:

Die Kirschen, die sind schwarz und rot,
Ich lieb' mein Schatz bis in den Tod.

Wie lang ist es, seit ich das gesungen und der Rittmeister mir begegnete? Das muß ein anderer Mensch gewesen sein, der das erlebt hat.

Es ist aber gut und nötig, daß man sich wieder auf die Welt und auf sich selber besinnt.

Ich wanderte über den Berg und kam auf die Landstraße. Das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen, ein kalter Regen spritzte mir ins Gesicht, ein scharfer Wind wehte, und der Boden war so glitschig, daß man bei jedem Tritt ausglitt; aber ich wanderte fest vorwärts, ich war gesund und nicht verweichlicht, und mir war so warm, wie wenn ich warmen Wein getrunken hätte.

Wie ich so vor mich hinwanderte, hörte ich eine Holzfuhre, ich meinte, ich höre das zum erstenmal, wie es auf der Straße kracht und knackst und Steine zermürbt und der Radschuh quickst.

Ich blieb stehen, der Wagen kam näher, der Fuhrmann war der Sepper mit seiner roten Weste und seinem roten Gesicht; die Gäule am Wagen waren die unseren gewesen, die aufgeladenen braunen Stämme waren von unserem Hause. Der Sepper sagte mir, daß er sie nach der Stadt fahre, die Drechsler und Holzschnitzer haben solches Holz besonders gern, es gibt keines mehr von solchem Alter. Der Sepper hieß mich mit meinem Bündel in der Hand aufsteigen. Auf den Balken von unserem Haus fuhr ich bis zur Stadt.

Der Sepper redete wenig, und das war mir recht, nur einmal sagte er: „Der Hof ist einmal Wald gewesen und wird wieder Wald."

Drüben vor der Brücke hatte der Sepper abzuladen. Ich stieg ab und ging in die Stadt. Da gingen die Menschen hin und her, jeder wußte wohin, ich nicht. Männer und Frauen kamen aus den Fabriken. Manche lachten, sahen aber nicht lustig aus. Ich hatte meinen Vater abgehalten — ein alter Großbauer und ein Fabrikler, das geht nicht — aber ich werde mich doch, wenn alles fehlt, dazu verstehen müssen; es soll aber das Aeußerste sein.

Ich ging ins Münster, da war ich daheim wie jeder andere, das gehört niemand, und da konnte mich niemand hinausweisen.

Ich habe lange da still gekniet und gesessen, ich hatte kein Gebetbuch bei mir, ich brauchte es nicht, ich hatte alles aus mir.

Ich kam aus der Kirche, ich war so aus der Welt draußen, daß es mir wunderlich vorkam, wie da die Weiber auf dem Wochenmarkt sitzen und feilbieten, was eben zu verkaufen ist.

Ein schwerer Wagen mit Kornsäcken kam vom Kaufhaus herüber. Wer ist der Mann, der neben dem Fuhrwerk hergeht? Ja, er ist's, es ist mein Schwager, der Mann meiner verstorbenen Schwester. Ich rief ihn, er stand still und sah sich um, ich winkte ihm und sprang über Körbe weg, daß die Weiber hinter mir drein schalten, und jetzt stand ich bei ihm, und er gab mir die Hand.

Siebzehntes Kapitel.

„Ich hätte dir hundertmal begegnen können, ich hätte dich nie erkannt, du bist so ganz anders, so groß und so . . . Neue Augen hast aber doch nicht bekommen, und ich meine, du hättest nie solche Augen gehabt."

So sagte der Schwager und konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Er wollte mir Zeugen aus dem Kaufhaus holen, daß er durch Hofbauern aus der Nachbarschaft mir habe Bescheid sagen lassen, ich solle zu ihm kommen, wenn ich nichts anders wohin wüßte. Ich brauchte keine Zeugen, ich glaubte ihm aufs Wort, er war immer ein guter rechter Mensch gewesen; für das, was nachher geschehen ist, kann er nichts, er hat's gut gemeint.

Ich fragte nun natürlich zuerst nach meiner Schwester Kind, der Agnes. Der Schwager mußte mir's angesehen haben, wie wohl mir's that, daß ich noch ein Eigenes habe. Er sagte:

„Erzähl' mir gar nichts weiter, ich weiß alles. Schlag ein, geh mit mir. Meine Frau — du wirst schon selber sehen, sie ist herzgut — die hat gleich gesagt, wie wir das Unglück gehört haben: Du solltest deine Schwägerin jetzt zu uns ins Haus nehmen. — Du gehst also mit?"

„Ja!"

O, wie herrlich war das! Schon jetzt hatte ich die Frau lieb, und ich muß sagen, sie hat's verdient.

Im Wirtshaus, wo ich mit meinem Schwager aß, sagte er: „Brigitta, ich habe auch ein Stück Geld an deinem Vater verloren, dich geht's nichts an; er ist bei alledem ein rechtschaffener Mann gewesen und hat für sein Zutrauen zu dem Schurken büßen müssen. Wo ist der jetzt? Du weißt es nicht? Ist auch gut, wir brauchen ihn nicht. Jetzt sei lustig! Es wird dir bei uns gefallen, und der Agnes ist eine Mutter gestorben, jetzt hat sie zwei."

Ich bin mit dem Schwager gereist, und unterwegs hat's viel Spaß gegeben, denn die Leute haben mich für seine Frau gehalten, darum hat er mich immer gleich Schwägerin! angerufen. Ich sagte ihm aber, daß er in seinem Hause mich nicht so nennen dürfe; ich wollte bei ihm dienen wie ein ehrlicher Dienstbote, und mein Trinkgeld sollte sein, daß ich bei meiner Schwester Kind sein dürfte.

Schon unterwegs habe ich gesehen, daß der Schwager in der Schweiz ein ganz anderer Mensch geworden, so aufgeweckt und geschickt, wie er mir früher gar nicht geschienen hat.

Wir sind über den Bodensee gefahren, die Schweizer Berge sind in der Nähe doch noch ganz anders, wie von daheim aus gesehen, aber damals hab' ich nicht besonders drauf geachtet. Wenn man solches in der Seele hat wie ich, ist's eins, wo man ist.

Damals hat's da noch keine Eisenbahn gegeben, am Landungsplatz bei Rorschach wartete das Fuhrwerk des Schwagers auf uns. Wir sind durch das schöne Gelände gefahren, und der Schwager war ein stolzer Schweizer geworden und stolz auf das schöne Land.

Wir kamen in Rheinfelden an, und die Frau sagte beim Willkomm:

„Du siehst deinem Vater gleich im Gesicht und in der Postur, nur hast du andere Augen" — immer haben's die Leute mit meinen Augen gehabt — „dein Vater war uns lieb und wert, er hat schwer dafür büßen müssen, daß er sich für einen Geschäftsmann gehalten hat und war doch keiner. Aber ein rechter braver Mann war er."

O! Da bin ich daheim, da soll mir keine Arbeit zu viel sein, wo so von meinem Vater geredet wird. Ich hätte der Frau die Hände küssen mögen. Sonst hat sie nicht viel Worte gemacht, das ist so Schweizer Art, aber aufrichtig und gut ist sie geblieben, einen Tag wie den andern.

Als die Agnes aus der Schule heim kam, sagte die Frau zu ihr: „Gib eine Patschhand, das ist deine Muhme."

Das Kind ist aber nicht zu mir gegangen, die Frau wollte böse darüber werden, ich sagte ihr aber leise:

„Nimm das dem Kinde ja nicht übel. Was hat so ein Kind davon, wenn man ihm sagt, das da ist deine Muhme, hab' sie lieb? Es wird schon werden, wenn ich ihm Liebe erweise."

Wie ich das sagte, gab mir die Frau nochmals die Hand und sagte:

„Ja, ist so. Das Kind wird schon merken, daß du blutsverwandt bist; Blut wird nicht zu Wasser."

Die Frau und ich, wir sind die besten Freundinnen geworden von der ersten Stunde an.

Der Schwager hatte wieder ein Wirtshaus. Es gibt nichts Besseres für einen Wirt, als eigene Leute im Hause, da wird nichts veruntreut; ich sah, daß ich hier von Nutzen war. Wie ich's vorgedacht hatte, ist's auch mit meiner Schwester Kind, der Agnes, geworden; sie hat mich lieb bekommen, und die anderen Kinder waren eifersüchtig, wenn sie manchmal sagte, ich sei ihre Muhme allein. Ich war ruhig und zufrieden, die Stiefmutter war ganz brav, aber ein Kind kann nicht Liebe genug haben.

Zwei Jahre bin ich bei meinem Schwager gewesen in Friede und Ehre. Besonders freundlich gegen mich war der Sträußlesoberst. Das war ein ehemaliger päpstlicher Soldat, der fast das ganze Jahr einen frischen Blumenstrauß im Knopfloch hatte und unten dran ein kleines Gläschen mit Wasser drin, um die Blumen frisch zu erhalten.

Der Sträußlesoberst hat mich immer besonders gelobt, und eines Tages sagte er mir heimlich, ich könne mein Glück machen; ein reicher Fruchthändler in Rorschach, mit dem der Schwager in Gemeinschaft Geschäfte macht, habe ein Auge auf mich. Ich hatte den Mann schon oft gesehen und gesprochen, er war ein ehrbarer Mann, noch gut bei Jahren, er war freundlich gegen mich, aber ich kümmerte mich nichts drum. Es sind gar viele freundlich gegen mich gewesen, aber es hat sich keiner was herausnehmen dürfen; ich mußte mir freilich — dafür diene ich im Wirtshaus — ins Gesicht hinein sagen lassen, ich sei hübsch; die Leute vergnügen sich eben damit, einem Mädchen Schmeicheleien zu sagen. Daß mir aber keiner zu nahe kommen durfte, das wußten alle.

Eines Tages war der Sträußlesoberst da und auch der Fruchthändler, sie waren sonntagsmäßig angezogen und sprachen heimlich mit meinem Schwager. Der Fruchthändler kam dann

graden Weges zu mir und sagte: an der Art, wie ich gegen die Agnes sei, sehe er, daß ich eine gute Stiefmutter sein könne; er sei Witwer und habe zwei Kinder.

Es ist mir nicht leicht geworden, dem guten Mann Nein zu sagen; er hörte mich ruhig an und fragte nur — er hat seelensgut dabei ausgesehen — ob ich mir's nicht noch überlegen wolle; ich mußte sagen, ich hätte mir's überlegt. Er gab mir die Hand, redete weiter kein Wort und ging davon.

Ich glaube nicht, daß es Stolz gewesen ist, ich habe nur eben gespürt, daß ich nicht einwilligen kann.

Von jenem Tage war der Schwager, ich kann nicht sagen ungut, aber auch eben nicht mehr gut gegen mich; er sagte mir, ich hätte mein Glück verscherzt, und ich hätte nach dem, was in meiner Familie vorgegangen, froh sein dürfen, in solch ein Ehrenhaus zu kommen. Das hat mir weh gethan.

Bald drauf wurde ein Tausch mit einem Waadtländer gemacht, die Agnes wurde zum Französischlernen nach dem Waadtland gegeben, und wir bekamen ein Kind von dort. Ich bin gar nicht drum gefragt worden. Der Abschied von der Agnes brach mir ein Stück Herz ab, und von da an war meines Bleibens nicht mehr im Haus.

Zwei und ein halbes Jahr bin ich bei meinem Schwager gewesen, dann nahm ich einen Dienst an, droben in Heiden, im Wirtshaus zum Freihof; ich habe das Beihaus zur Bewirtschaftung überkommen und habe alles unter mir gehabt.

Beim Abschied war der Schwager wieder ganz gut und seine Frau noch besonders. Sie war sich immer gleich geblieben; ich glaube, sie hat nichts davon gewußt, daß mir aus Leben und Sterben meines Vaters ein Vorwurf gemacht worden ist.

Achtzehntes Kapitel.

Ich war jetzt eigentlich zum erstenmal Magd, denn beim Schwager hatte ich wohl auch gedient, aber ich war doch die Schwägerin.

Nichts ist ärger, als wenn Dienstboten einander zu unterjochen suchen; davon war aber hier oben nichts zu merken. Die Wirtin — sie war eine Oberstwitwe — war überall vorn dran in der Arbeit und ihre Tochter auch; Vornehmheit gab's da nicht, und die Dienstleute untereinander wollten keins über

das andere regieren, daß es ihm den Hudel mache. Kann sein, daß das gute Schweizer Art ist, denn hier zu Lande bei meinen Dienstboten hab' ich's schwer gehabt, es auch dahin zu bringen.

Also ich war Dienstbote und war's gern. Mir war da oben so leicht und frei, wie wenn ich als Gast zur Sommerfrische wäre, und die Arbeit — es hat viel gegeben — thue ich gern. Treppauf und treppab habe ich gesungen, wie wenn ich ein Glück zu erwarten hätte, das morgen, ja in der nächsten Stunde kommt.

Ich hatte viele Gäste, einzelne und ganze Familien; es hieß aber, das rechte Leben komme erst, wenn der große Berliner Doktor kommt. Eine Schar von Augenkranken zog ihm voraus, siedelte sich bei uns an, im Dorf und weitum in der Gegend, und wartete auf ihn.

Er ist gekommen, und als ich ihn zum erstenmal sah, da hab' ich's gespürt, das war das Frohe, das Glück, das mir vorgeschwebt hatte.

Ich stellte ihm einen Blumenstrauß in sein Zimmer, ich hätte ihm gern Blumen gestreut, wo er geht.

Und so wie in der ersten Minute, so ist's geblieben. Er hat gewiß auch gespürt, wie ich zu ihm denke.

Ich brachte ihm Wasser. Ich hätte ihm gern die Füße gewaschen, die ihn tragen.

„Wie heißen Sie?" fragte er mich; o, was hatte er für eine Stimme!

„Brigitta," sagte ich, „aber man ruft mich nur Gitta, und ich bitte, sagen Sie du."

„Bist du eine Verwandte des Hauses?"

„Nein, ich bin aus dem Schwarzwald."

„Hast du noch Eltern?"

„Nein."

„Hast du Geschwister?"

„Nein."

Ich mußte ihn nur ansehen, wie er so fragte, ich meinte, er müsse alles wissen, dem sei nichts verborgen auf der Welt.

Der Doktor hatte einen Blick, so heilig traurig und dabei doch so auferwecklich, ich kann's nicht sagen. Wo er hinkam, war schon eine Heilung damit, daß er da war, und mit seiner Stimme hat er die Schmerzen gestillt; die Wildesten und Ungeduldigsten sind vor ihm lind und sanft geworden.

Von allen Seiten kamen Wallfahrer, anders als da drüben in Einsiedeln. Es kamen Männer und Frauen und Kinder, arm und reich, ihm war alles gleich.

Er war doch zu uns da herauf gekommen, um sich auszuruhen, aber die Menschen ließen solch einem Mann keine Ruhe. Wenn er spazieren ging, habe ich Gott gedankt, daß er doch jetzt einmal für sich selber sein und verschnaufen darf; aber auf Weg und Steg haben sie ihm aufgelauert und sind ihm nachgelaufen, und er ist nie unwillig geworden.

Und solch ein Mann hat auch sterben müssen!

Droben in meiner Stube hängt sein Bild mit seiner Unterschrift. Ja, was will aber so ein Bild heißen? Den Blick und nun gar den Ton der Stimme kann man nicht aufs Papier bringen.

Damals aber lebte er noch frisch und thätig und hatte noch kein weißes Haar im Bart.

Unter denen, die auf den großen Doktor warteten, war auch eine Engländerin aus Indien mit einem wunderschönen Kinde, es hieß Seridja, das hatte goldrote Haare und ein Gesicht wie Milch und Blut, war aber ein wahrer Teufel, der seine Freude daran hat, die Menschen zu plagen.

Das Kind war blind, und wer ihm nahe gekommen ist, den hat es mißhandelt; die Mutter hat es geplagt wie eine Magd und die Magd wie einen Hund.

Die Magd, eine braune Indierin, war die frühere Amme des Kindes, sie ist Babu gerufen worden, und das Kind hatte kein gutes Wort weder zu ihrer Mutter noch zu ihrer Amme.

Der Doktor untersuchte nun zuerst die Seridja, und sie hat geschrieen und um sich geschlagen wie ein Besessener; es war das einzige, das nicht ruhig geworden ist unter seiner Hand und vor seiner Stimme. Er hat die Mutter mit dem Kind fortgeschickt und hat gesagt, vor einem Jahr sei da nichts zu machen.

Sonst hat er viele große Heilungen zuweg gebracht. Ich habe mir von den Geheilten erzählen lassen und habe mit ihnen Gott gedankt und den Mann gesegnet.

Ich war so froh, wie wenn ich in meinem ganzen Leben kein Leid erlebt hätte, und doch ist's wieder gekommen, aber gottlob nur wie eine eben fortziehende Wetterwolke.

Ich stand eines Tages vor dem Haus, ordnete Wäsche und sang leise vor mich hin. Der Himmel war so blau, die Luft so frisch und gut, man lebt doch da hoch oben auf den Bergen frei und leicht wie ein Vogel; es war so eine Minute oder länger, in der man gar nicht mehr weiß, was man ist und wo man ist. Da weckte mich etwas. Ich hörte die Stimme des Doktors drunten am Haupthaus. Ich ging ans Geländer, da

stand der Doktor an einem bepackten Wagen und sagte: „Haben Sie Geduld, Herr Baron, es läßt sich jetzt noch nichts bestimmen oder versuchen."

Im Wagen saß ein Mann und eine Frau, und wer war's? Der Rittmeister und seine Frau. Ich mußte mich am Geländer halten.

Der Postillon bläst, der Wagen fährt davon, ganz nahe an mir vorbei, ich habe mich nicht geirrt, es ist richtig, es war der Rittmeister und seine Frau, und noch ein schöner junger Mann saß bei ihnen.

Ich mußte mich besinnen, wo ich war; mit mir ging alles herum. Ich zählte meine Wäsche nach, aber ich konnte nicht mehr ordentlich zählen, ich war ganz verwirrt.

Lieber Gott! Thu mir nur das nicht an, daß du mir den Mann noch einmal vor Augen schickst.

So habe ich vor mich hin gedacht, und jetzt hörte ich die Stimme der Bonifacia; ich meinte, es wäre nicht wahr, aber es ist wahr. Die Bonifacia war da, mit dem Weger, der ein Aug' verbunden hat; es war ihm ein Steinsplitter ins Aug' gefahren, und er litt arge Schmerzen. Ich sagte ihm, daß, wenn Einer auf der Welt ihm helfen könne, das der große Doktor sei.

Bonifacia erzählte, das meine der Ronymus auch. Der Ronymus habe als Soldat ausgedient und sei jetzt Hausknecht in Basel; dort sei der große Doktor über Nacht gewesen, und da habe der Ronymus Geld heimgeschickt, damit der Vater hierher reise.

„Er ist gar ein gutes Kind," sagte die Bonifacia, „und wie wird er sich erst freuen, daß wir dich hier getroffen haben."

Wie wir drei uns miteinander gefreut haben, das brauche ich nicht zu erzählen. Es erleichterte mir das Herz, daß ich meine Nächsten so bei mir hatte, denen ich berichten konnte, daß ich den Rittmeister gesehen, aber glücklicherweise nur einen Augenblick.

„Und ich bring' dir ein Andenken vom Rittmeister," sagte der Weger, „da sieh, dein Anhenker mit deinem Namen. Kinder, die Beeren im Wald gesucht haben, haben das gefunden. Ich hab's mitgenommen, um es dir zu deinem Schwager zu bringen."

Da hielt ich nun den Anhenker wieder in der Hand, und als ich darauf sah, wachte jene Nacht wieder auf, da ich mit dem Vater durch den Wald wanderte zum Ohm. Warum

kam alles wieder, warum nicht auf ewig vergangen und vergessen?

Es war aber jetzt nicht Zeit, solchen Gedanken nachzuspüren.

Neunzehntes Kapitel.

Ich ging zum Doktor und berichtete ihm, daß mein bester Freund aus der Heimat da sei und Heilung bei ihm suche. Der Doktor erklärte sich sofort bereit und sagte:

„Ich traue dir den Mut und die Ruhe zu, bei Operationen zu helfen. Willst du dabei sein?"

Ich sagte ja und holte den Weger herbei. Der Doktor untersuchte ihn, der Weger hat nicht gemuckst, und ich habe zum erstenmal hinter ein Aug' gesehen. Der Doktor sagte, die Operation sei nicht leicht, aber er habe Hoffnung; der Weger solle sich bis morgen ausruhen, dann werde er ihn vornehmen, Punkt elf Uhr.

Wir fehlten natürlich keine Sekunde. Ein junger Doktor war auch da als Assistent. Von den Vorbereitungen will ich nichts erzählen, der Weger war geduldig und fügsam, und die Bonifacia kniete in einer Ecke auf dem Boden und betete. Ich bekam Anweisungen, wie ich das und das reichen sollte. Der Weger sagte, es sei nicht nötig, daß man ihn an den Stuhl binde, er werde von selber still halten; aber er ließ es auch ruhig geschehen, daß man ihn doch band.

Der Doktor war ganz ruhig, dem Assistenten sah ich's aber an, daß es schlimm steht.

Der Doktor schnitt, dann mußte ich ihm schnell ein anderes Instrument reichen, und jetzt rief er:

„Ich hab' den Splitter!" Der Weger wollte aufspringen, er schrie: „Ich sehe!" Wir hielten ihn aber, er mußte das Auge schließen, und ich half den Verband anlegen. Wie strahlte jetzt das Gesicht des Doktors! Ich mußte die Bonifacia aus dem Zimmer führen, denn sie weinte so laut. Ich kam wieder ins Zimmer, und der Doktor reichte mir in einem Papier den kleinen Steinsplitter und sagte dabei:

„Bewahre das zum Andenken an deine erste Hilfe bei Operationen. Ich hoffe, du bleibst dabei, du hast eine feste sichere Hand."

Ich habe an mich halten müssen, daß ich nicht aufjauchzte, ich, ich darf helfen — Kranke heilen.

Die Bonifacia bat mich, daß ich ihr den Splitter schenke, der Nonymus müsse ihn in Gold fassen lassen zu einem Anhenker. Ich gab ihr den Splitter, und ich glaubte, der Doktor wird das recht finden.

Im Haus und im Dorf war eine einzige große Freude bei allen Leidenden über die so wunderbare Heilung des Weger. Die Bonifacia erzählte es jedem, der es hören wollte.

Der Weger blieb noch drei Tage bei uns. Der Doktor lehrte mich Verband anlegen und abnehmen, und als er sagte, ich mache es recht — wenn unser Herrgott vom Himmel herab gekommen wäre und mich gelobt hätte, ich hätte nicht glückseliger sein können.

Der Weger und die Bonifacia mußten dem Doktor erzählt haben, wo ich her sei, denn er sagte mir: „Habe mir's denken können, daß du aus einem rechten Hause und von rechtschaffenen Eltern abstammst."

O lieber Gott! Was kann's jetzt noch mehr auf der Welt geben?

Der Abschied von dem Weger und der Bonifacia ist mir nahe gegangen, hat mir aber doch auch wohlgethan. Es gibt nichts Besseres auf der Welt, als Menschen nachzuschauen, denen man Gutes hat erweisen können. Da gehen sie hin und tragen gutes Gedenken an dich mit fort.

Ich habe auch bald fort müssen.

Nach der Heilung des Weger war ich bei jeder Operation und hielt alles gut bereit.

Eines Tages kam aus Zürich ein Schüler des Doktors, half bei Operationen und machte selber auch solche zur Zufriedenheit seines Meisters, der ihn gar lieb hatte.

Da sagte der Doktor einmal in meinem Beisein:

„Lieber Kollega! Die Brigitta ist ein guter Assistent, ihre Handreichungen sind auf die Linie hin zu berechnen. Sie sollten sie in Ihre Anstalt nehmen."

Der Züricher Professor fragte, ob ich zu ihm wolle; ich nahm es an, aber erst zum Herbst, wenn wir keine Gäste mehr hatten. Und so bin ich im Herbst fort von Heyden und zu dem Professor nach Zürich.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Art, wie mich der Professor seiner Frau und den Dienstleuten vorstellte, zeigte, was er von mir hielt. Er hat mir alles anvertraut, und ich habe sein Vertrauen nicht getäuscht, bis auf das einzige Mal . . .

Eine besondere Freude war mir, daß der Hund im Hause — ich werde noch viel von ihm zu erzählen haben, er heißt Rack — sich gleich von der ersten Minute an so zu mir hielt.

Das habe ich bald gesehen, solch eine Anstalt ist was ganz anderes als ein Wirtshaus.

Anfangs war mir's, wie wenn ich verzaubert wäre in ein unterirdisches Schloß, wie man in Märchen liest. Da sind so viel Menschen und wie gebannt, sie können sich nicht das Kleinste selber thun; da sind so viel dunkle Kammern, und man meint, die ganze Welt sei krank.

Ich habe mich aber doch bald drein gefunden, und die Kranken haben mich gern gehabt.

Wenn ich morgens zum Fenster hinaus schaue, vor mir liegt der See, stehen die Alpen, so weit und so groß, und die kleine Kugel, das Auge, kann das alles aufnehmen, Berge und Thäler, die doch millionenmal größer sind — da habe ich erst recht verstanden, wenn die Kranken geloben, nie mehr über etwas zu klagen, wenn sie nur erst wieder gesunde Augen haben.

Jeden Morgen habe ich Gott gedankt, daß ich meine gesunden Glieder habe und meine guten Augen, mit denen ich anderen beistehen kann.

Ich darf sagen, ich bin nie ungeduldig oder gar bös geworden, außer dem einzigen Mal, von dem ich schon noch erzählen muß; die Kranken haben es wohl gefühlt, wie ich zu ihnen bin, nicht alle gleich, jeder eben nach seinem Verstand, und manche haben mir mehr geleistet als ich ihnen.

Ja, alle Menschenklassen, alle Stände, alle Lebensalter sind durch unser Haus gegangen; in einer solchen Anstalt, bei der Operation und nachher in der Heilung, da zeigt sich, was der Mensch inwendig ist, da kann man weder sich selber noch anderen was vormachen.

Von den Religionen muß ich gleich sagen: es ist da kein Unterschied, wie die Kranken Gott anrufen; der Charakter und die Gemütsart, die einer hat, ist die Hauptsache.

Es gibt Menschen, denen zu dienen ist eine Freude; dafür muß man wieder anderen dienen, die entsetzlich sind, immer bös,

immer giftig. Man muß nur keinen Aerger merken lassen, und zuletzt hat man auch keinen mehr.

Ich habe in den nahezu sieben Jahren Katholiken und Protestanten und Juden und auch ganz Ungläubige gepflegt, fürstliche Personen, die unter seidenen Decken schlafen und Hände haben so fein wie Eierhäutchen, und dann Wildheuer, die ihr Leben lang nicht gewußt haben, was ein Bett ist. In der Dankbarkeit, wie die Menschen nach der Heilung sind und bleiben, da lernt man sie erst recht kennen, und ich muß sagen, da sind die Juden besonders gut; der Professor sagt's auch, ein Jude vergißt nicht leicht, was man ihm Gutes gethan hat. Freilich arg wehleidig sind die Juden und haben gern Mitleid mit sich selber, aber, wie gesagt, sie sind auch besonders dankbar.

Wir hatten einmal zu gleicher Zeit drei Geistliche im Haus, einen katholischen, einen lutherischen und einen jüdischen. Unser Herrgott hat's anhören müssen, wie sie so verschieden zu ihm beten. Die christlichen Geistlichen sind geheilt worden, der jüdische nicht. Als ihm das endlich gesagt werden mußte, rief er: „Gelobt sei Gott, der mich so viele Jahre hat sehen lassen; ich weiß unsere Bibel auswendig und kann ohne Augen darin lesen.“ Aber er dankte herzlich für die viele Geduld und Liebe, die wir ihm erwiesen. Zu dem Professor sagte er: „Sie haben es gut gemeint, aber Gott hat gemeint, anders ist gut für mich; er wird wissen, warum.“

Wir hatten auch eine Fürstin im Haus, ich glaube aus dem Thüringischen, eine mächtig große Gestalt; mit keinem Laut klagte sie je, nicht bei der Operation und nicht nachher, es ist ihr nur ein Auge gerettet worden. Wenn ich ihr etwas leistete, und sie streichelte dann mit ihrer zarten Hand meine Wange oder auch meine Hand und sagte mir ein Wort, das war so fein und gutherzig, wie nicht zu sagen. Von Stolz kein Gedanke. Wir hatten einen starblinden Hirten im Haus, der verirrte sich einmal auf dem Gang, kam in das Zimmer der Fürstin; sie führte ihn an der Hand in seine Stube. Der Alte hatte dann dem Professor gesagt: „Sie müssen mir's in mein Gesangbuch schreiben, daß eine Fürstin mich an der Hand geführt und mich lieber Mann geheißen hat.“

Ueber der Fürstin wohnte eine alte Bäuerin, die erzählte, wie sie eines Tages ihr Enkelchen hatte fallen lassen, sie nahm es wieder auf, das Kind schrie entsetzlich, die Tochter kam herein, die Großmutter hatte das Kind verkehrt auf dem Arm. Die Leute lachten darüber, daß so eine alte Frau sich noch wolle heilen lassen.

Ich bin doch auch ein Bauernkind — aber ich muß sagen, wenn ich die Vornehmen betrachtete und dagegen manche Bauersleute, sind mir diese manchmal nur wie halbe Menschen vorgekommen; so ungeschlacht, so geizig und mißtrauisch waren sie und wußten gar nichts mit sich anzufangen.

Da hatten wir aber eine gute Seele in der Anstalt, die mich immer in allem zurecht wies.

Wenn ich von der feinen guten Pfälzer-Doktorin zu erzählen anfange, weiß ich nicht, wo ich aufhören soll. Sie hat nur ein geringes Augenlicht, aber sich so geübt, daß sie fast gar keiner Hilfe bedarf. Nur vorlesen mußte ich ihr, so oft ich Zeit hatte, und das war meine Schule; sie hat mir alles erklärt, sie versteht alles, und in ihrer Stube und in ihrem Herzen ist immer alles schön aufgeräumt. Eigentlich war sie kein Krankes mehr und wollte das Haus verlassen, um einem andern den Platz nicht zu versperren; aber der Professor und seine Frau ließen sie nicht fort; sie war eine Hilfe, wie wenn sie Arzt und Geistlicher und Hausordnerin zugleich wäre. Ja, sie war ein wahrer Segen für das Haus.

Wer sich nicht mehr zu helfen wußte, wendete sich an die Doktorin, da schlüpfte man unter wie bei einer Gluckhenne, und sie hat eine Stimme — es ist nicht recht, wenn ich sage wie eine Gluckhenne, und doch hat sie etwas davon — ich meine, so sorglich, so warm, so behütend, so mütterlich lockend.

Wie jedes seine besondere Medizin braucht, so auch seinen besonderen Mutzuspruch. Sie hat jedem geduldig seine Klagen abgenommen, und das thut schon gut, und ein einziges tröstliches Wort hilft auf.

Nicht die Schmerzen sind es oft, die die Kranken so arg plagen, die Langeweile plagt sie noch viel mehr.

Da waren kranke junge Mädchen, die wußten gar nicht, was sie mit sich anfangen sollten, und verfielen auf allerlei; diese lehrte nun die Doktorin verschiedene Handarbeiten und überhaupt sich vorbereiten und üben für den unglücklichen Fall, damit sie dann für sich selber und für andere was nutz sind und nicht hilflos sich selber und anderen zur Last.

Blind sein ist gewiß hart, aber noch härter ist die Furcht, blind zu werden. Die Doktorin hat viele gestärkt, sich ins Unabänderliche zu finden.

Vergiß nicht, Kind, sagte sie oft, die Liebe stammt aus der Geduld, wie es im Evangelium heißt. Der Augenkranke muß viel fragen, weil er nicht sehen kann, und da laß nie Ungeduld über dich kommen, der du nicht weißt, was Augenfinsternis ist,

was es heißt, den Fuß nicht mehr heben, sondern immer schleichen und mit Händen und Füßen tasten müssen, den Bissen nicht sehen, den man zum Munde führt, keine Blume, keine Helligkeit, kein Menschenantlitz. Hab' Geduld, und du findest Liebe in dir und in anderen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ich muß aber noch von einigen andern erzählen, nicht von allen, das wäre zu viel, aber einiger muß ich noch gedenken, vor dem letzten, was eingetroffen ist. —

Wir hatten eine Frau im Hause, auch eine Baronin von Haueisen, sie war Geschwisterkind vom Rittmeister; ich habe ihr aber nicht gesagt, daß ich den kenne, sie kann nichts dafür, daß er ihr Vetter ist, und sie war auch ganz anders, sanft wie ein Engel. Ich habe ihr einmal einen Brief ihres Vetters aus Italien vorlesen müssen. Ich hab' es nicht gern gethan, aber auf der Stelle, wo ich bin, darf man nicht nach Gernthun fragen. Der Brief des Rittmeisters war so ordentlich, so herzlich, wie wenn er von einem rechtschaffenen Mann wäre. Der Rittmeister ließ sich's wohl sein und dachte nicht daran, wie es denen geht, die er ausgeraubt hat.

Die Baronin wollte mir eine Antwort an ihren Vetter diktieren, ich machte mich aber davon los. Ich konnte nicht Liebes und Gutes an den Mann schreiben.

Die Baronin Haueisen war eine feine grundgute Frau, es sind eben in einer Familie nicht alle gleich. Sie sagte einmal:

„Ich muß es als eine Fügung Gottes erkennen, daß er mich hat so krank werden lassen; ich habe erst dadurch erfahren, wie viel Liebe und gute Pflege es auf der Welt gibt."

Sie ist geheilt entlassen worden und hat uns rührend gedankt.

Ja, Schöneres gibt's nicht, und Besseres kommt nicht aus dem Herzen, als in der Stunde, da Kranke geheilt davongehen. Manche haben's nicht sagen können und haben mir dann von daheim geschrieben.

Es ist aber nicht immer alles schön und gut gewesen bei uns. Viele Kranke, besonders die durch den Trunk so geworden sind, waren gar wüst, und einmal ist uns einer am dritten Tag verrückt geworden. Das war ein Auswanderungsagent, der viele Menschen in Länder verführt hatte, wo sie bald starben. Er

muß sie Spatzenköpfe geheißen haben, denn das Wort hat er immer gerufen, bis man ihn in der Zwangsjacke fortbrachte.

Ich hatte schon lange nicht mehr an den Rittmeister gedacht. Jetzt, als der Mann in Reue über sein Sündengeschäft wahnsinnig wurde, jetzt habe ich an den Rittmeister denken müssen.

Muß der nicht auch so enden? —

Ich muß aber meine Gedanken noch einmal zurückwenden.

Am meisten Geduld hat man natürlich mit Kindern haben müssen. Da brachten uns Eltern ein Kind und sagten, es sei so bös, daß es nicht ruhig werde, bis man es schlage. Ich redete mit dem Kind, und es versprach mir, sich bei der Operation und besonders nachher ruhig zu halten, und es hielt Wort, und ich war ganz glücklich, wie alles so gut ging.

Das Kind hatte einen Charakter, so stark wie ein Mann, und dabei so folgsam und gewissenhaft; es durfte nicht sprechen und sich nicht bewegen, und es hat sich verhalten, wie wenn es stumm und unbeweglich wäre. Es ist ein tüchtiges Mädchen geworden und ist jetzt Telegraphistin auf dem Bahnhof in Zürich. Ich will nur noch von der Seridja und dem sternkundigen Professor erzählen. Das gehört zu dem letzten, was nachher über mich gekommen ist, und von wem? Vom Rittmeister.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eines Tages sagte mir unser Professor, ich müsse auf einige Zeit die Anstalt verlassen, die Engländerin aus Indien, die ich schon in Heiden gesehen habe, sei mit ihrem Kinde angekommen; das Kind sei falsch operiert worden und sei noch böser als je. Die Operation werde nicht im Hause, sondern im Hotel Bauer am See gemacht; auch die Heilungszeit müsse dort abgewartet werden.

Ich ging nicht gern fort aus dem Hause, ich konnte mir gar nicht denken, daß ich je von da weg solle; aber die Pfälzer-Doktorin hatte recht, ich bin eben ein Soldat, der auf den Posten hinaus geschickt wird, und abgelöst werde ich auch wieder.

Ich siedelte also hinunter in den Gasthof, und wer stand unter dem Hofthor und hatte eine große grüne Schürze an? Der Ronymus. Er zwinkerte mir nur mit den Augen, sonst gab er kein Zeichen, daß er mich kennt.

Die Engländerin wohnte hoch oben, ich war schon angekündigt. Der Ronymus schob einen andern Hausknecht weg, nahm meinen Koffer auf die Schulter, trug ihn in den Lupf — sie heißen ihn auch Lift — mit dem man hinauf fährt, und sagte:

„Steigen Sie nur hier ein.“

Ich folgte ihm, er stieg auch ein, die Maschine gurgelte, es ging in die Höhe; in der kleinen Stube, die aufstieg, brannte ein Licht, wie bei Nacht. Mir war, als ob ich verhext wäre.

„Hast du mich gleich erkannt?“ fragte der Ronymus und fuhr sich dabei mit der Hand über die Augen.

„Ja.“

„Wir wollen aber vor den Leuten nicht merken lassen, daß wir uns kennen. O lieber Gott! O guter Gott! Was machst du alles . . .“

Weiter ist nichts geredet worden. Wir waren schnell oben im dritten Stock, die Maschine hielt an, der Ronymus nahm meinen Koffer wieder auf die Schulter und trug ihn in mein Zimmer.

Jetzt wischte er sich mit einem Tuch den Schweiß aus dem Gesicht; er hörte aber gar nicht auf und wischte immerfort, er trocknete wohl noch anderes ab und stand da und atmete schwer.

„Ich trag' sonst das Siebenfache von dem da leicht,“ sagte er endlich, „ich hab' ja bei dir daheim einen Maltersack Hafer selber aufgeladen und auf die obere Bühne getragen wie eine Feder. Sag', hast du gewußt, daß ich hier bin?“

„Nein.“

„Aber ich wußte, daß du hier bist; ich hab' es meinen Eltern geschrieben. Ich weiß es schon lang, aber ich hab' dich nicht in Ungelegenheit bringen wollen. Soll ich sagen, daß ich Knecht bei deinem Vater gewesen bin? Ich habe gefürchtet, ich verrat mich, will sagen, ich verrate dich —“

Der gute Mensch konnte nicht weiter, und mir fuhr es wie ein Blitz durch alle Glieder: der Ronymus hat dich gern. Nein, die treue Seele soll nicht unglücklich durch mich werden.

Ich glaub', daß doch auch noch vom Großbauernstolz in mir war, und ich war auch jetzt feiner gewöhnt. Ich sagte:

„Ich bin gern in der Anstalt, und ich bleib' da mein Leben lang.“

„Ja, ja,“ sagte er, „ich will dir auch nur noch sagen, ich weiß, was du an meiner Mutter und an meinem Vater gethan hast. Deine Schuhe, die lasse ich nicht von meinem Unterknecht putzen, die putz ich dir jeden Tag selber; ich möcht'

dir die Händ' unter die Füß' legen. Sieh mich nicht so verwundert an. Sei froh, du hast einen Menschen um dich ... Still! Es kommt jemand .. Befehlen Sie sonst noch was?" schloß er plötzlich mit ganz anderm Ton, der Schelm.

Unser Professor kam, und der Ronymus ging davon. Der Professor mußte mir doch was angesehen haben, denn er sagte:

„Gitta, du siehst so betroffen aus. Ist dir's denn so schwer, aus der Anstalt fortzugehen? Sei nur ruhig, es wird dir schon gefallen, und du hast hier viel mehr freie Zeit. Ich möchte dich aber heute nicht zum Assistenten haben. Laß einmal deinen Puls fühlen. Ja, du hast etwas Fieber."

Ich hab's auch gehabt. Nicht wegen des Ronymus, den bring' ich schon zurecht, das fehlt nicht; aber jetzt kommt das alte Leben wieder auf mich nieder, und ich habe fast ganz vergessen, woher ich komme und was überhaupt gewesen ist.

Aber jung sein ist eine schöne Sache, und eine gute Pflicht dabei, noch mehr. Ich bin ein Soldat, der auf den Posten geschickt ist, das fällt mir jetzt wieder ein, und da heißt es, wach sein und sich um nichts nebenaus kümmern.

Unser Professor erklärte mir nun, ich hätte die besonders schwere Aufgabe, das rothaarige Kind ruhig zu machen; das sei ein kleiner Teufel, den wir wohl chloroformieren, aber in dieser Aufregung nicht heilen könnten.

„Du kennst ja die Seridja noch von Heiden her."

Der Professor führte mich nun zu dem Kinde und sagte:

„Hier, Seridja, hier hab' ich dir eine gute Freundin gebracht."

Wie ich dem Kinde nahe kam, schrie es, als ob es am Spieß stecke, und wie ich mich niederbeugte, wollte es mich an den Haaren zerren und schlug mir mit beiden Fäusten ins Gesicht.

„Gelt, Kind, du hast mich nicht schlagen wollen?" sag' ich, „gelt, du hast arge Schmerzen, die dich so bös machen? Du hast deine Schmerzen schlagen wollen."

Wie ich das sage, schreit das Kind:

„Geh fort, geh fort. Ich will dich nicht. Nein, bleib da, bleib jetzt. Wie heißt du denn?"

„Gitta!"

„Gitta! Gitta! Gitta! Das ist lustig. Komm, gib mir die Hand, ich thu' dir nichts; ja, meine Schmerzen sind bös, so bös."

Ich gab ihm die Hand, und es streichelte sie.

Die Mutter und der Professor sahen einander an, und was sie dachten, denke ich auch: das Kind ist bezwungen, das kriege ich in die Hand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Professor ging fort, und auf der Flur sagte er, es sei gescheit von mir gewesen, daß ich so zu dem Kinde geredet habe. Es war aber gar nicht gescheit von mir, es war mein voller Ernst, und wenn's das nicht gewesen wäre, hätte es auch nichts genützt.

Das Kind ist nicht gleich vom ersten Tage an zahm geworden, aber wenn ich gesagt habe, ich gehe fort, da hat es mich um Verzeihung gebeten und mir alles schenken wollen.

Ich darf sagen, ich hab' mit der Seridja Geduld gehabt, wie man mehr nicht haben kann; ich hab' auch der Mutter geholfen, die gar nicht mehr mit ihrem Kinde hatte auskommen können. Lieber Gott! Das ist ein lebenslustiges übermütiges Geschöpf, das möcht' gern springen und hüpfen und muß nun so daliegen, kann mit nichts spielen, hat nie was Ordentliches gesehen und kann sich an nichts erinnern und weiß nicht, ob es in Rom, in Konstantinopel oder in Zürich ist. Das Kind ist in den dreizehn Jahren seines Lebens in allen Ländern gewesen, kennt alle Sprachen, weiß, wie man Hund in allen Sprachen sagt, weiß aber kaum mehr, wie ein Hund aussieht. Das ist ein bitteres Elend.

Die Mutter hatte es jetzt besser; stundenlang und auch halbe Tage durfte sie von dem Kinde fort und sich wieder auffrischen; sie war ganz herabgekommen gewesen.

Als der Professor wiederkam, sagte ich ihm, daß man dem Kinde unsern braven Hund, den Rack, geben müsse. Er fragte mich, ob das Kind selber den Wunsch nach einem Hunde geäußert habe; ich sagte, daß es nur mein Gedanke sei, das Kind müsse etwas Lebendiges zum Spielen haben. Der Professor brachte nun unsern Rack. Das gute Thier blinzelte mir zu mit seinen so herzgetreuen, grundehrlichen Augen, wie wenn es mir sagen wollte: ich weiß auch, daß das arme Kind blind ist, und wir zwei lassen uns von ihm zerren oder liebkosen, wie es eben mag.

Seridja war auch ganz glückselig mit dem Rack, ich habe ihr sagen müssen, wie der Hund aussieht; es war ein schöner

schwarzer Hühnerhund mit langen Ohren, weißer Schnauze, weißem Bleß und weißen Füßen. Das Kind hat Stunden mit Rack plaudern können, und das hat die Mutter noch viel erleichtert.

Ich mußte neben Seridja schlafen und ihr erzählen, bis sie einschlief. Ich habe dem Kinde alle Geschichten erzählt, die ich wußte; auch Stücke aus meinem Leben. Wie ich von unseren verlorenen Gänsen erzählte, die wieder gekommen sind und schnattern und plaudern und basen, da hat das Kind mit mir den Gänsen nachgeahmt, und ich hab' ihm das noch oft und oft vormachen müssen.

Von unserm reichen Leben habe ich nichts erzählt, aber davon, daß ich auch Steine geklopft habe an der Straße, und da rief das Kind: „Mutter, die Gitta hat noch ärgere Proben bestehen müssen, als die Prinzessin im Märchen; die hat doch nur Gänse gehütet und Beeren gesammelt im Wald, aber Steine hat sie nicht geklopft. Gitta! du wirst noch viel mehr als Königin!"

Wir lachten über das Kind, und gescheit, wie es war und stark in Fragen, wollte es wissen, ob die Steine sich leichter bei Regen oder bei Sonnenschein zerspalten; alles wollte es wissen.

Ich erzählte auch, daß dem Weger ein Steinsplitter ins Auge geflogen sei — o weh! das Kind schreit wie besessen, es spürt den Steinsplitter in seinen Augen und schreit wie toll: „thu mir ihn heraus! heraus!"

Jetzt war auf viele Tage wieder alles verdorben; die Mutter zankte mich, weil ich dem Kinde solcherlei erzählt habe, und ich machte mir auch Vorwürfe. Ich habe aber nichts mehr zu erzählen gewußt, und das Kind wollte sich nicht aus Büchern vorlesen lassen. Ich habe mir also viele Geschichten auswendig gelernt.

Etwas anderes wachte auch wieder bei mir auf. Ich wußte ja von den Eichenschälerinnen und von der Bonifacia viele Lieder. Ich sang also dem Kinde vor, und es lernte alle Lieder schnell; es hatte eine schöne Stimme, und wir sangen miteinander, es ging wie zusammengepaßt.

Heiter sein, das ist besonders gut für die Heilung.

Der Professor hatte alles Vertrauen für das Gelingen der Operation, aber das Kind mußte ruhig und geduldig sein lernen für die Zeit der Heilung, sonst war alles vergebens, ja noch schlimmer als vorher.

Ich war manchmal bös auf die Mutter; solch eine feine

vornehme Frau hätte bei alledem das Kind nicht sollen so verwildern und unbändig werden lassen. Das Kind war ein wahrer Tyrann; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hat man ohne Unterlaß ihm immer etwas erzählen oder mit ihm treiben müssen. Ich habe oft nicht mehr gewußt, wo aus noch ein.

Nun hat sich aber etwas Gutes gefunden. Ich bat das Kind, mich Englisch zu lehren. Das hat ihm wohlgefallen. Ich habe Tag für Tag so und so viel Worte und Redensarten lernen müssen, und das Kind war ganz glücklich, Schulmeister zu spielen. Ich habe geläufig englisch sprechen können, jetzt freilich hab' ich's wieder verlernt.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie es mit dem Ronymus war?

Ganz gut, er hat eine brave, bedächtige Art, er hat viel von seinem Vater. Er erzählte mir, daß er etwas voran bringe, und daß er hoffe, noch weiter zu kommen. Das Soldatenleben hatte einen ganz neuen Menschen aus ihm gemacht; er erzählte mir, daß die Schweizer gern Deutsche zu Dienstboten haben, besonders gern gediente Soldaten. Er plagte mich nicht mit Liebessachen, mit keinem Wort, und ich habe gemeint, ich hätte mir etwas eingebildet und unnötige Sorgen gemacht. Er war ehrerbietig gegen mich, nur wollte er sich nicht drein finden, daß ich, die Prinzeß vom Schlehenhof, dienen müsse, und noch dazu als Krankenwärterin.

Vor der Engländerin hatten wir kein Hehl daraus, daß wir uns von Kindheit an kennen, und der Ronymus muß ihr einmal gesagt haben, daß ich von vornehmer Herkunft sei. Die Engländerin hat, so oft es Gelegenheit gegeben hat, sich gern mit dem Ronymus unterhalten, er ist so gradaus und lustig dabei; er ist gar froh, daß er tagtäglich sein kleines Vermögen wachsen sieht; er hat auch schon zwei Aecker und eine Wiese daheim gekauft. Der Ronymus war eben anders als ich, er dachte gern zurück an die Vergangenheit und freute sich, daß es jetzt besser geht; ich dagegen mochte von der Vergangenheit nichts wissen.

Der Ronymus ist noch heute so, er erinnert sich bei jeder Gelegenheit an die frühere Armutei und ist immer dankbar für alles, was eben jetzt ist.

Eines Tages, als ich dem Ronymus über die Engländerin klagte, daß sie immer wieder verderbe, was ich an dem Kinde gut mache, sagte er:

„Wie kannst du dich nur über diese Frau ärgern? Die ist ja einfältig, dumm wie Bohnenstroh.“

Ich sah das jetzt auch; man kann mit den feinsten Kleidern und dem größten Reichtum doch dumm sein. Mir wurde jetzt alles viel klarer, und ich ärgerte mich nicht mehr über die Frau, sie war eben dumm und hatte keine Einsicht.

Wie gesagt, mit Liebessachen hat mich der Ronymus verschont, nur einmal sagte er:

„Was meinst, was zwei so gute Augen wert sind?“

„O du Schmeichler!“

„Was Schmeichler! Ich meine ja gar nicht dich, ich red' von meinen eigenen Augen. Die Kranken können dir sagen, was gute Augen wert sind. Es ist nur gut, daß sie sie nicht kaufen können, sonst müßten wir blind herumlaufen. O! Und wenn gute Augen erst Einen gut ansehen ... Hui! Da klingelt's wieder!“

„Ja, mach', daß du fort kommst.“

Der Ronymus ging davon.

Ich hatte etwas in der Stadt zu besorgen gehabt, ich kehrte in den Gasthof zurück, ich fuhr mit dem Lupf in die Höhe, ich blieb stehen; auf der Bank saß eine verschleierte Frau und ein verschleierter Mann, ich sah sie kaum in dem wenig erleuchteten Raum. Ich hörte aber, wie die Frau sagte:

„Wenn du krank sein willst, so sei auch recht krank, geh' in ein Hospital, aber ich, ich bin keine Krankenwärterin.“

Der Mann seufzte und sagte nichts.

Die beiden stiegen im ersten Stock aus, ich fuhr weiter in die Höhe, aber ich wurde es nicht los; mir war, wie wenn ich die Stimme der Frau schon einmal gehört hätte. Kann das nicht der Rittmeister und seine Frau gewesen sein? Ich schalt mich aus über meine einfältige Ahnung.

Andern Tages bat ich den Ronymus, er solle sich doch im Comptoir erkundigen, ob nicht der Rittmeister und seine Frau im Gasthof gewesen seien.

„Das brauche ich nicht mehr zu erkundigen. Einer von unseren Omnibuskutschern war der Jockey bei ihm, den er ins Unglück gebracht hat; der hat ihn gleich erkannt. Ja, sie sind's gewesen, sind aber schon wieder fort. Er hat deinen Professor beraten, er hat gealtert und sie auch, aber er färbt sich den Bart, und sie färbt sich die Backen. Im ganzen Haus hat

alles davon geredet, wie die beiden miteinander zanken; sie ist allein an die Tafel gegangen, schön geputzt, und wie man ihm das Essen gebracht hat, hat sie sich auf den Balkon gesetzt, sie will nicht sehen, wie er ißt. Ich hab' ihnen die Koffer gepackt. Er hat noch einen Schein und hat sich die Augenlider mit der Hand hoch gehalten und mich betrachtet, wie wenn er sagen wollte: Dich habe ich schon gesehen, weiß nur nicht, wo ich dich hinthun soll . . Ja, aber ich weiß, wo ich ihn hinthun möcht', den Waldmörder, den Menschenmörder, den Räuber. Wenn ich einmal in den Himmel komm', ins Paradies, da beding' ich mir bei unserm Herrgott aus: er muß mir jeden Tag ein paar Stunden Urlaub geben, daß ich in die Höüe hinunter darf, um den Rittmeister zu zwacken. Der soll spüren, was ich kann; das soll meine beste Seligkeit sein."

„Du bist bös. Ich will nicht mehr an den Rittmeister denken. Wenn man böse Gedanken auf einen Menschen hat, verdirbt man sich selber damit."

„Ja, ja, soll so sein, ist auch nicht nötig. Der Mann ist schon gestraft genug, er hat eine böse Frau, da ist er mit allem versorgt."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ich hatte jetzt anderes zu thun und zu denken, da durfte kein Gedanke nebenaus gehen, da mußte man mit Leib und Seele dabei sein.

Wir konnten Seridja chloroformiren, und die Operation ging leicht und regelrecht. Als sie wieder aufwachte, bat ich sie, nicht zu reden und sich nicht zu rühren; sie sagte nichts als — Rack!

Der Hund hatte verstanden, er ging ans Bett, legte seinen Kopf auf den Rand der Matratze, und das Kind legte seine Hand auf den Kopf, und so waren die beiden stundenlang ruhig und lautlos. Ich hatte nur zu thun, um die Mutter zu beruhigen, die darüber ganz außer sich war und Angst hatte und das Kind zum Reden bringen wollte.

Es ist ein Glück, wenn man von jemand weiß, es ist dumm, da hat man die rechte Geduld; das kann ja nicht anders.

Es ist das beste, wenn der erste Verband recht lang liegen bleiben kann; ich sagte das dem Kind, ich sah, wie es die Zähne

zusammenbiß und still den Hund zerrte, sie blieben aber beide ruhig und lautlos.

Ich sitze bei dem Kinde in der Dunkelstube, hier ist Nacht, draußen ist Tag, wir sehen nichts davon; draußen ist wohl Lärm und Getriebe, ich höre nichts als den Atem des Kindes und den des Hundes, er seufzt manchmal tief.

Alles ist gut geworden. Als das Kind wieder zum erstenmal reden durfte, sagte es:

„Ich habe in Gedanken mit dir Steine geklopft, und da sind Feuerfunken heraus, und die haben gesungen, so schön, so sanft, aber keine Lieder, nur schön geklungen hat's."

Das Kind war wie verwandelt und hat mir geholfen, die Mutter zu beruhigen, die es immer küssen und umarmen wollte. Sie weinte vor Freude, und ich hatte die größte Angst, daß sie das Kind auch weinen macht; aber es hielt sich tapfer.

Wir gewöhnten das Kind allmählich ans Licht, und mir sind die Thränen in die Augen gekommen, wie das Kind sagte:

„Ich seh' dich, Mutter, ich seh' dich, Gitta, und ich seh' dich, Rack."

Wir durften zum erstenmal miteinander ausgehen an den See. Es war ein bedeckter Tag, keine Sonne am Himmel, Seridja küßte mir die Hand, dann sagte sie:

„Schau, wie sich der Rack freut, der möchte gewiß auch gern sagen, wie er sich freut, daß ich sehen kann. O die Bäume und das Wasser und die Menschen und die Häuser und die Schiffe . . ."

Ich habe Seridja natürlich gedämpft, so viel als möglich. Sie war auch still, nach einer Weile rief sie aber wieder:

„O! So weit! So weit! Wie ist die Welt so weit und der Himmel so hoch! Ich meine aber, ich kann ihn anfassen."

Alle Leute, die uns begegneten, sahen uns an, wie wenn sie auch wüßten, daß das ein Blindes gewesen ist; sie blieben stehen und betrachteten das Kind. Ja, ein schöneres Menschenkind hat man nicht sehen können; es hatte goldrotes Lockenhaar und das ganze Gesicht wie das schönste Gemälde, und erst die Augen! Die waren so veilchenblau und glänzten, und das ganze Gesicht war wie lauter Licht, wie wenn da überall Helligkeit davon ausstrahlte.

Jetzt ging aber bei Seridja das Fragen erst recht an. Als wir zum erstenmal auf die Landstraße kamen, wies sie auf die zerkleinerten Steine, hob einen auf und wollte wissen, in welche Form man sie zerschlagen muß — man kriegt viereckig nicht heraus — und welches die tauglichsten Steine seien.

Das Fragen machte mich ganz wirr.

Ich hatte gemeint, ich dürfe jetzt wieder heim, aber der Professor sagte mir, die Mutter könne wieder alles verderben, ich müsse also noch bleiben und achthaben.

Wir sind auch manchmal auf dem See umhergefahren, den ich seit Jahren von da oben gesehen hatte; auch sind wir einmal auf den Rigi und da oben über Nacht geblieben. Die vielen Menschen waren glücklich über den Sonnenaufgang, natürlich am meisten die Seridja. Ich für mich muß sagen, es war schön, just etwas Besonderes aber nicht.

Ich bin mit Rack wieder in die Anstalt zurück. Der Hund hat seine Freude, daß er wieder heim darf, laut gegeben; ich bin still und langsam den Berg hinangegangen.

Ja, wegen des Rack sind die Mutter und Seridja mir bös geworden und arg undankbar.

Seridja hatte den Hund behalten wollen, und ich war voreilig, ich hätte den Professor sollen zuerst reden lassen; nun aber sagte ich, daß der Hund eine Wohlthat für alle Kranke sei und ihn nicht ein einzelnes behalten dürfe. Der Professor stimmte mir bei, aber die schönen Augen der Seridja konnten auch gar bös blicken, giftig und ingrimmig. Sie hatte eben noch nie erfahren, daß man ihr auch was versagen könne, und es war eine ganz andere Stimme, wie sie beim Abschied zu mir sagte:

„Du kannst gehen mitsamt dem Hund. Fort, fort mit euch . . .“

Die Mutter und Seridja verließen auch bald den Gasthof und wohnten bescheiden in einem Landhaus am See. Sie warteten auf den Vater, der aus Indien kommen sollte, sie warteten seit langem vergebens, und auch die Geldsendung blieb aus.

Nun ward Ronymus der Annehmer von der Mutter und Tochter und stand ihnen in allem bei, er hat freilich auch Vorteil davon gehabt.

Eines Tages kam er zu mir und sagte: „Jetzt komme ich auf den Gaul. Die Engländerin hat mir einen Schmuck gegeben, den ich im Pfandhaus versetzen solle. Ich gehe auch hin und frage, was er wert sei, er ist viel wert, so ist keiner in der ganzen Schweiz. Das Pfandhaus borgt nur das Drittel vom Wert auf das Pfand. Ich denke, das kannst du auch, und wenn das Unterpfand nicht eingelöst wird, hast du den dreifachen Wert und hohe Zinsen in jedem Fall.“

Ich muß gestehen, ich hatte Wohlgefallen an Ronymus,

er war mehr, als ich gemeint habe; aber ich wollte von dem Geldverdienen nichts mehr wissen, ich habe genug davon erleiden müssen.

Ich muß auch gestehen, es kränkte mich doch noch, daß die Mutter und die Seridja so undankbar gegen mich waren. Sie kannten mich nicht mehr, sie brauchten mich ja nicht mehr. Von der Mutter verdroß es mich weniger, sie war dumm, und ich habe noch keinen gescheiten Menschen kennen gelernt, der undankbar war; aber die Seridja! Ich mußte es verwinden, aber weh that's.

Der Vater ist aus Indien gekommen, ist mit Frau und Tochter abgereist, bei mir haben sie keinen Abschied genommen.

Der Ronymus kam und berichtete mir, welch ein Glück er gemacht habe; der Engländer habe ihm alles bar bezahlt und noch ein gut Stück Geld dazu gegeben.

„Eigentlich," sagte er und sah mich dabei so seltsam an, „eigentlich müßte ich dir die Hälfte abgeben, denn daß ich mit der Engländerin so gut bekannt geworden bin, verdanke ich dir. Aber ich meine, wir lassen die beiden Hälften bei einander und haben sie zusammen."

Ich verstand wohl, was er meinte, aber ich sagte nichts drauf.

Ich klagte der Doktorin mein Leid über den Undank. Sie nahm mir alles geduldig ab und sagte endlich:

„Du vergißt immer wieder, daß es böse Menschen gibt. Laß dich dadurch ja nicht verleiten, gegen andere hartherzig zu sein. Was können diese dafür, daß sie darunter leiden sollen? Und wenn man's recht betrachtet, braucht man keinen Lohn und keinen Dank. Wir thun unseren Nebenmenschen das Gute, weil es gut ist, und da ist Lohn genug in dem Glück, Gutes thun zu dürfen. Es gibt Menschen, an denen auch Leid und Elend nichts bessert, und doch ist das die heilige Lehre, daß aus Leiden Seligkeit stammt."

Die Doktorin mußte mir's angesehen haben, daß ich denke: Woher hat's nur die Frau, daß sie so über die Welt weg redet, als ob sie gar nicht mit thäte, und sie thut doch rechtschaffen mit?

Das mußte mir die Doktorin angesehen haben, und sie sagte:

„Gitta! Ich gehe bald fort, ich weiß nicht, ob ich dich je im Leben wieder sehe. Ich wünsche den Tod nicht, aber ich erwarte ihn ruhig. Ich muß dir doch noch meine Geschichte erzählen. Sie ist dir vielleicht auch gut."

Die Doktorin erzählte. Ich meine, ich höre sie jetzt noch sprechen, und könnte ihr Wort für Wort nacherzählen:

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

„Wenn du es noch nicht weißt, sollst du es von heute an wissen; ich war eine Jüdin und bin Christin geworden; ich wurde zugleich mit meinem Manne getauft, bald nach unserer Hochzeit. Mein Mann war ungläubig, ihm waren alle Religionsformen gleichgültig. Solange die Juden nicht die gleichen Rechte wie die Christen hatten, wäre er nie Christ geworden, denn er fand es verwerflich, durch Uebertritt zu einer andern Religion einen Gewinn zu erringen. Nun aber schwand durch neue Gesetze jeder bürgerliche Unterschied zwischen den Religionen. Wir ließen uns in der protestantischen Kirche taufen. Mein Mann blieb ungläubig, ich für mich habe eine inbrünstige Liebe zu Jesus Christus, der durch Leben und Lehre so hoch steht, wie keiner außer ihm.

Freilich, was viele Geistliche aus ihm machen, das macht ihn unkenntlich. Er würde viele seiner Bekenner aus dem Tempel jagen, wenn er sähe, wie sie die Nichtchristen und vor allem die Juden ansehen. Wenn die Apostel heute noch lebten, müßten sie sich getaufte Juden nennen oder vielmehr schelten lassen, denn die Menschen christlicher Abstammung sagen das mit einem gewissen Hochmut.

Mein Mann war ein gut beschäftigter Arzt, voll Eifer für seinen Beruf und immer einer der ersten, wenn für die Gemeinde und das ganze Land etwas zu thun war.

Da kam die Revolution vom Jahre 1848 und dann das Jahr drauf die provisorische Regierung in unserem Lande. Mein Mann wurde in dieselbe berufen. Sie wurde niedergeworfen, mein Mann wurde ins Gefängnis gebracht, der standrechtliche Tod drohte ihm. Ich in meinem damaligen Zustande litt unsäglich. Das Kind war tot, und da man für mein Leben fürchtete, durfte mein Mann mich auf meinem Krankenlager besuchen. Zwei Soldaten mit Ober- und Untergewehr traten mit ihm in mein Zimmer. Ich will nicht erzählen, was wir litten; wir hielten uns stark. Wir sahen uns zum letztenmal. Ich wurde wieder gesund, soweit das Gesundheit ist; mein Mann starb im Gefängnis, ich erfuhr es erst nach Wochen, als ich aus dem Fieber erwachte.

Mein Mann ist auf dem protestantischen Kirchhof der Festung begraben. Ich mußte meines Brustleidens wegen in die südliche Schweiz.

Ich könnte dir tagelang erzählen. Man hat daran gearbeitet, mir die Seele zu verbittern; es ist nicht gelungen, sowenig es gelungen ist, meinen Vorfahren durch bald zwei jahrtausendelange Qualen das Gemüt zu verderben und sie zu entmenschen.

Nur eins will ich erzählen. Ich lebte in einer Pension, in der fast nur Deutsche waren. Es war ein schönes geselliges Zusammenleben, bis ein Geistlicher aus — ich will den Ort nicht nennen, die anderen Bewohner sollen damit nicht gekränkt werden — also ein Geistlicher kam, der auch krank war.

Man sah mir wohl die geborene Jüdin an, ich hatte kohlschwarzes Haar, und nun begann ein Zischeln und Heimlichreden, das mich aber wenig kümmerte.

Der Geistliche fühlte sich stark genug, sein Amt auch hier zu üben, und er predigte, sich auf Bibeltexte berufend, in den bittersten Worten gegen die Juden.

Alles sah auf mich, und sie mögen's mir angesehen haben, daß ich dieser Anwendung des Textes widersprach. Der Geistliche hatte ein Zorneswort des Apostels, das noch mitten im Kampfe um die neue Lehre ausgestoßen war, auf die Gegenwart angewendet. Er verstand nicht, die Hoheit Jesu Christi zu fassen und jene erhabene Heilsbotschaft, daß alle Menschen Kinder Gottes sind.

Ich kam in den Gesellschaftssaal, alles zog sich von mir zurück; ich sah, daß ich in Acht und Bann gethan war. Ich verließ das Haus und zog in ein anderes.

Ich hätte ja leicht sagen können, ich bin getauft, aber ich schämte mich dessen, daß sich Menschen nach dem Heiland nennen und so zu handeln vermögen.

Ein Edelmann aus Pommern, er war auch Rittmeister, war der einzige, der sich meiner annahm.

Er hatte bisher keinen Menschen jüdischer Abstammung und jüdischen Glaubens gekannt, aber er hielt es für Pflicht, sich der von Lieblosigkeit und Härte Verfolgten anzunehmen. Da ich seinen biedern, menschenfreundlichen Sinn erkannte, sagte ich ihm, daß ich Christin sei. Er war ein strenggläubiger Christ, aber von jenem Tage an zerfiel er mit dem Glauben. Ich darf sagen, daß es mir gelungen ist, ihn in der reinen Gotteserkenntnis fest zu halten.

Ich gestehe aber auch, in mir kochte Zorn und Haß. Ich

habe mit diesen bösen Geistern gerungen, bis ich mir sagte: Nein, das sollen die Bösen nicht bewirken, daß sie mir das Herz vergiften. Nein, ich thue denen, die sich lügnerisch Christen, Bekenner der Religion der Liebe nennen, so viel Gutes, als ich kann. Das freilich kann ich nicht, die Feinde lieben kann ich nicht, und ich kenne niemand, der es vermag; ja ich glaube, das Wort ist nicht so gemeint, sondern es gilt nur, was dann gesagt ist; Gutes thun kann ich und muß ich auch denen, die mich kränkten.

Nun aber geh, Gitta, die Erzählung hat mich doch angegriffen . . ."

So redete die Doktorin. Sie starrte oft drein, wie wenn sie zu einem Unsichtbaren redete, und wenn ich sie ansah, lag auf ihrem Gesichte ein Glanz von Wehmut und erhabener Ueberwindung der Welt.

Ich habe damals nicht vom Fleck fort gekonnt, ich hätte der Dulderin gern die Kniee geküßt, aber sie konnte so was nicht leiden.

Ich fragte sie, was aus dem Rittmeister aus Pommern geworden, und sie sagte, daß er bald gestorben sei, sie habe ihn gepflegt bis zu seinem letzten Atemzug.

Ich wollte nun gehen, die Doktorin aber sagte:

„Nein, bleib jetzt, es ist besser, wenn jetzt jemand bei mir ist."

Wir haben noch lang stumm bei einander gesessen.

Ich bin bei der Doktorin geblieben, bis sie eingeschlafen ist.

Wenige Tage darauf begleitete ich sie an die Bahn, der Professor und seine Frau waren auch da. Ich traf den Ronymus, und er sagte mir:

„Das Geld reicht jetzt bald aus. Ich treibe das Geschäft hier nicht mehr lang. Der Schmaje sucht uns ein schickliches Wirtshaus mit Aeckern und Wiesen und auch ein Stück Wald dazu. Da haben wir dann alles."

„Wer wir?"

Der Ronymus sah zu Boden und atmete schwer, dann sagte er:

„Ha, mein Vater und ich. Leider Gottes hat's meine Mutter nicht mehr erlebt —"

Er hielt inne, er merkte, wie mich's angriff, daß ich das jetzt so erfuhr, dann sagte er:

„Sie ist leicht gestorben, und noch in der letzten Stunde hat sie an dich gedacht, aber ich kann dir's jetzt nicht sagen."

Ich ging heim in unsere Anstalt, mir war der Weg den Berg hinan so schwer wie noch nie; es kann wohl sein, daß ich im voraus gespürt habe, was jetzt erst kommt.

Also die Bonifacia, die treue Seele tot! Wie lebt der Weger, und wie sieht es nun aus dort in dem Häuschen? Wie ich das so denke, sehe ich die Blätter vom Baume fallen, und jener Herbsttag, an dem ich zum erstenmal dem Rittmeister begegnete, geht mir in der Erinnerung auf.

Warum kommt das immer wieder? . . .

Wir hatten diesen Winter wieder das ganze Haus voll, und mir fehlte die gute Doktorin. Oft und oft habe ich gemeint, ich müsse zu ihr gehen und mir Rats bei ihr erholen, ich wußte mir nicht mehr allein zu helfen.

Endlich sagte ich mir: Halt! Das darf nicht sein. Du mußt so vielen Menschen beistehen, du darfst nicht selber hilfsbedürftig sein.

Ich habe meine Pflichten wieder aufgenommen, wie wenn ich jetzt erst anfinge. Es war mir eine wahre Lust, und es war mir leicht, treppauf treppab von einem zum andern zu gehen und jedem etwas zu leisten.

Im Zimmer der Doktorin wohnte jetzt eine feine, aber schwächliche Frau, die sich die Augen ausgeweint hatte um den Tod ihres Mannes.

Unser Professor meinte, es sei ihr schwerlich zu helfen, und er ließ es zu, daß sie fast den ganzen Tag Klavier spielte, obschon sie sehr schwächlich war. Ihr Mann war ein berühmter Musiker, sie war seine Schülerin und ist mit ihm entflohen, er ist bald gestorben; sie spielte nun alle Stücke zu seiner Erinnerung.

Wir hatten auch einen berühmten Professor der Sternkunde, der sich in seinem Beruf das Augenlicht verdorben hatte. Er war in meiner besondern Obhut, und unser Professor sagte, er werde geheilt; er war ein gar lieber geduldiger alter Herr, er bekam viel Besuch von überall her, lauter feine Männer und Frauen, und alle dankten mir für meine gute Pflege.

O lieber Gott! Es gibt so viele gute Menschen auf der Welt, warum hat gerade so ein grundschlechter zu meinen Eltern auf den Hof kommen und uns verderben müssen?

Der Sternkundige ist geheilt entlassen worden. Man freut sich doch, wenn die Kranken uns geheilt verlassen, aber der Abschied von so guten feinen Menschen thut doch weh.

Das Zimmer des Sternkundigen wurde neu hergerichtet, und noch ein zweites ward dazu genommen; es hieß, wir be-

kämen einen vornehmen und anspruchsvollen Kranken, und ich war zu seinem besonderen Dienst bestimmt.

Warum war mir jetzt so bang?

Was mich wie eine schlimme Ahnung gepeinigt hatte, ist wirklich geworden. Der Rittmeister ist gekommen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Mittag fährt ein Wagen vor. Ich schaue aus dem Fenster, ein großer stattlicher Mann wird aus dem Wagen gehoben. Ich meine, ich muß aus dem Fenster stürzen, ich meine, ich muß rückwärts fallen. O lieber Gott! Das ist ja der Rittmeister! Und den soll ich pflegen und warten? Den? Nein, das thue ich nicht, ich bleib' nicht im Hause, mit dem Mann bleib' ich nicht unter einem Dach.

Er wird heraufgeführt, er trappst in der Nebenstube, ich höre seine Stimme, ich habe mich nicht geirrt, er ist's.

Unser Professor öffnete die Zwischenthür und sagte zu mir: „Komm herein."

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft hatte, ins andere Zimmer zu gehen. Da saß der Rittmeister mit verbundenen Augen im Lehnstuhl und hatte die Hände ineinander gefaltet. Der Professor sagte:

„Das ist dein neuer Pflegling. Ich weiß, du bist geduldig, sei es ganz besonders mit diesem Herrn."

Ich konnte nicht einmal ein Ja vorbringen, es schnürte mir die Kehle zu. Der Rittmeister frug:

„Wie heißen Sie?"

Ich brachte meinen Namen nicht heraus, und der Professor sagte:

„Sie wird Gitta gerufen. Warum bist du so starr? Du bist doch sonst —"

Der Rittmeister unterbrach ihn und fragte:

„Ist sie alt oder jung?"

„Jung."

„Wo steht sie?"

Ich konnte nicht von der Stelle. Der Professor sagte zu mir:

„Was bist du plötzlich so kindisch?"

Kindisch sagte er — ich meinte, ich müsse aufschreien und

sagen: ich bin das Kind von dem, der durch diesen Mann zu Grunde gerichtet und in den Tod gejagt wurde.

Ich brachte aber kein Wort heraus, und der Rittmeister sagte:

„Tritt näher! Komm her!"

Es klang befehlerisch, er that den Handschuh ab, streckte die Hand aus, und der Professor führte mich am Arm zu ihm hin.

Ich mußte dem Räuber, dem Mörder die Hand geben. Er sagte:

„Warum zitterst du? Hast nichts von mir zu fürchten, bin ein armer, verlassener, blinder Mann."

Dabei schluchzte er, daß es ihm Herzstöße gab. Ich hatte kein Mitleid mit ihm, mir ballten sich beide Hände, ich hätte ihn gern noch mit beiden Fäusten auf die Brust gestoßen und ihm dabei zugerufen: Du Räuber an meinem Vater! Du Mörder meines Vaters!

Unser Professor redete dem Rittmeister zu, er müsse stark und mannhaft sein, er dürfe nicht weinen, das verzögere die ohnedies so schwierige Operation um Tage, vielleicht um Wochen.

Der neue Assistent kam herzu, er war erst seit kurzem bei uns, er war Militärarzt in Deutschland gewesen. Die beiden Aerzte schickten mich fort, sie nahmen nun nochmals eine Untersuchung vor.

Da stand ich nun draußen auf dem Flur, und wieder kam mir der Gedanke, ich bleibe keine Stunde mehr im Hause; ich kann nicht. Unserm Professor sage ich, warum ich fort muß, und er soll den schändlichen Menschen nicht heilen, der soll keinen Baum mehr sehen, keine Blume, kein Menschengesicht; blind soll man ihn in die Grube einscharren bei lebendigem Leibe . . .

Unser Professor kam heraus und sagte mir:

„Dein neuer Patient ist das gerade Gegenteil von dem Sternkundigen, der lauter Gutherzigkeit war; dieser ist voll Bosheit und Giftigkeit auf die Welt, weil das Leiden über ihn gekommen. Ja, Kind, wir dürfen nicht fragen, ob einer gut oder schlecht; wir wissen nur, er ist krank, und wir müssen helfen, so viel wir können. Ist dein neuer Patient bösartig, so muß er gerade um so mehr gutartig behandelt werden; ich habe das Vertrauen zu dir, daß du das kannst."

Er ging mit dem Assistenten die Treppe hinab, und ich hörte noch, wie der Assistent sagte: „Nennen Sie dem Manne

meinen Namen nicht. Ich kenne ihn von früher, ich stand bei seiner Schwadron."

„So? Da müssen Sie mir von ihm erzählen. Er war offenbar ein gewaltthätiger Mensch, ich habe das auch an mir erfahren. Ich habe ihn eigentlich nicht ins Haus aufnehmen wollen und habe es nun doch gethan."

Er nannte auf lateinisch eine Krankheit.

Die Schritte der beiden Männer verhallten, ich stand am Treppengeländer und mußte mich dran festhalten, so schwindelte mir. Jetzt aber kam über mich, was die Doktorin gesagt hat: „Man kann sich nicht zwingen, seinen Feind zu lieben, aber man kann sich zwingen, ihm zu helfen und ihm Gutes zu thun.

Das muß ich, das kann ich, das will ich.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Ich ging in die Stube, der Rittmeister stand am Fenster, er wendete sich um und fragte:

„Bist du's, Schaller?"

Mir zitterte das Herz. Also der Schaller kommt auch? Der wird mich erkennen. Ich sagte, daß ich es sei und er erwiderte barsch:

„Geh! Nein, bleib. Sag', was sieht man hier vom Fenster aus?"

Ich sagte, daß an diesem Fenster eine hohe Tanne stehe, da sehe man nicht viel, aber vom andern Fenster überschaue man den See und die Alpen.

„Du hast eine sonderbare Stimme," sagte er, „bist du eine Schweizerin?"

Er wartete nicht, bis ich antwortete, und fragte wieder: „Woher kommt die Musik, die man jetzt hört?"

„Vom Dampfschiff auf dem See. Der Wind trägt manchmal den Klang hier herauf."

„So? Die Welt ist lustig. Sie fahren mit Musik auf dem See. Nun geh! Nur noch eins. Betrüg' mich nicht. Ich merke alles. Nun geh!"

Ich ging ins Nebenzimmer und war froh, daß ich mich setzen konnte.

Muß ich nicht dem Professor sagen, was der Rittmeister uns daheim angethan hat? Nein, ich trag's besser still . . .

aber dem Ronymus muß ich doch sagen, was mir auferlegt ist? Nein, dem auch nicht. Ich will alles allein . . .

Der Rittmeister im Nebenzimmer pfiff, er pfiff wunderschön, ganze Musikstücke.

Die Thür ging auf, der Rack kam herein.

„Ist nicht ein Hund bei dir?“ rief der Rittmeister, er hatte ein wunderbar scharfes Gehör. Ich bejahte und befahl dem Rack, daß er zu dem Herrn gehe; er folgte mir zum erstenmal nicht gradaus, ich mußte ihm streng befehlen.

Der Rittmeister betastete den Hund und sagte, das sei keine reine Rasse, der Hund stamme von Schäfer- und Hühnerhund ab. Rack sah mich an, wie wenn er jedes Wort verstanden hätte; er war gegen alle Menschen gut, nur gegen den Rittmeister nicht. Wer weiß, woran so ein Hund merkt, daß das kein braver Mann ist.

Alle Kranken hatten eine Freude dran, wenn ich ihnen ein Hauptstück vom Rack erzählte. Ich sagte zum Rittmeister: „Das ist ein kluges Tier. In einer bestimmten Ecke steht eine Gießkanne. Wenn der Rack Durst hat, nimmt er den Henkel ins Maul und trägt die Gießkanne herbei, daß man ihm Wasser eingieße, das er mit seiner langen Zunge ausleckt, und dann trägt er die Kanne wieder an ihren Platz.“

Der Rack schüttelte den Kopf, während ich das erzählte: diesem Manne solltest du die Geschichte nicht erzählen. — Und er hatte recht. Denn der Rittmeister sagte: „Solche Geschichten gehen mich nichts an.“

Ich wußte sonst immer den Leuten allerlei zu erzählen, jetzt aber wußte ich nichts mehr.

Ich mußte nun den Rittmeister an der Hand führen und ihm sagen, wo alles in dem großen Zimmer stehe, die Tische, die Stühle und das Bett.

„Ist kein Spiegel im Zimmer?“ fragte er. Ich sagte nein, und er lachte.

„Freilich, man sieht sich ja selber nicht. Erlaube, ich will mit der Hand erkennen, wie du aussiehst.“

Er fuhr mir mit der Hand übers Gesicht, ich gab ihm mit der Faust einen Stoß, der wahrscheinlich ärger als nötig, und er sagte:

„Gut, soll nicht mehr geschehen. Ist noch Tag oder schon Nacht?“

Ich sagte, daß eben die Sonne untergehe, und er rief wieder in seinem befehlerischen Tone: „Geh!“ Er war gewohnt, die Menschen hin und her zu schieben, als wären sie Stühle.

Ich stand im andern Zimmer am Fenster und sah hinaus, da war Himmel und Erde und Wasser wie lauter rotes Gold. Ich wendete mich zurück, ich wußte nicht, warum.

Da hing an der Wand das Bild von dem großen Doktor von Berlin, und ich mußte denken: O du! vielleicht hast du auch einmal einen Feind von dir, gewiß hast du auch schlechte Menschen geheilt. Du hast nichts gewollt als helfen. Ich kann nicht, was du kannst, aber was ich vermag, das will ich thun.

Wie ich das so dachte, war mir's, als ob er mir zulächelte.

Ja, es war doch wunderbar. Andern Tages sagte mir unser Professor, er habe die Nachricht bekommen, daß gestern abend bei Sonnenuntergang der große Doktor von Berlin gestorben sei. Und in derselben Stunde hatte ich an ihn gedacht, und er mußte in seiner Sterbestunde gefühlt haben, wie vielen Menschen er die Sonne wiedergegeben.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Tags darauf war der Rittmeister anders geworden und ich auch.

Als ich beim Erwachen dran dachte, wen ich zu pflegen habe, meinte ich wieder, ich könne es nicht und dürfe es nicht; ich könnte auch keine treue Pflegerin eines Menschen sein, den ich in Grund und Boden hinein verfluche. Ich habe bisher meine Pflicht gethan, jetzt müßte ich ungetreu an meiner Pflicht werden. Das muß ich dem Professor sagen. Und wieder dachte ich, was geht's dich an, wer der Kranke ist? Und er ist ja gestraft; er kann nicht mehr nach seinen Gelüsten leben, er muß sich fügen und hat keinen Willen mehr; man muß doch Erbarmen mit ihm haben, und er ist ja doppelt elend, blind mit einem bösen Gewissen.

Der Rittmeister rief mich und fragte, ob schon Tag sei, und dann sagte er, er sei gestern gewiß bös und heftig gewesen; man solle ihm das nicht verübeln, er leide bittere Schmerzen und dazu solche, die man mit keinen noch so feinen Instrumenten heilen könne.

„Ich war mit sehenden Augen blind," schloß er.

Eben als er das gesagt hatte, begann die Klavierspielerin über ihm, und mit heftiger Stimme rief er:

„Das dulde ich nicht, das darf nicht sein."

Ich mußte den Professor rufen. Dieser erklärte dem Rittmeister, er solle es versuchen, sich an dem schönen Klavierspiel zu erfreuen, statt sich zu ärgern; wenn das in zwei Tagen nicht der Fall sei, werde man ihm andere Zimmer anweisen.

„Warum mir? Warum nicht dem Klavierklimpernden?"

„Ich muß bitten, etwas ruhiger mit mir zu reden," sagte der Professor. „Sie müssen Selbstbeherrschung und Fügsamkeit lernen; durch Ihre Heftigkeiten verschlimmern Sie Ihren Zustand und stören die Pflege und Heilung."

Ganz gebändigt und zahm fragte nun der Rittmeister, wer es denn sei, der da oben Klavier spiele. Unser Professor erzählte von der Frau, die in Gram um ihren verlorenen Mann erblindet sei und bald ihre letzte Lebenskraft aufgezehrt haben werde.

„Ist das auch wahr, was Sie mir da erzählen?"

Scharf entgegnete der Professor:

„Herr Baron, ich verlange, daß Sie keine derartige Redensart mehr gegen mich gebrauchen. Sie sind kein Kind, und ich bin kein Märchenerzähler."

Der Rittmeister hat's gespürt, mit dem darf man nicht spaßen. Ich muß sagen, ich hatte den Professor noch nie gegen einen Kranken so scharf gesehen; unser Professor mußte mehr von ihm wissen, als ich meinte, jedenfalls wollte er ihn bändigen.

Wieder ganz sanft brachte der Rittmeister vor: „Verzeihen Sie einem Schwergekränkten, will sagen einem Schwerkranken. Also solche Liebe gibt es wirklich in der Welt? Ich will's glauben, ich muß Ihnen ja glauben."

Als der Professor weggegangen war und die Frau weiter spielte, pfiff der Rittmeister zu der Musik über ihm.

Plötzlich rief er mich und sagte, ich solle hinaufgehen zu der Frau und anfragen, ob er nicht zu ihr kommen und in ihrem Zimmer zuhören dürfe; er könne auch vierhändig mit ihr spielen.

Ich sagte, daß man nicht von einem zum andern ohne Wissen des Herrn Professors Botschaft bringen dürfe. Da schrie er wieder:

„Verdammt! Sind denn die Kranken hier Strafgefangene?"

Ich dachte: Du verdienst, Strafgefangener zu sein, in Ketten und Banden. Mein ganzer Haß war wieder da. Ich pflegte ihn aber doch wie jeden andern. Etwas in mir sagte mir freilich, daß ich heuchle. Gehe ich nicht selber dabei zu

Grunde, wenn ich das so weiter treibe? Ich schämte mich vor jedem guten Wort, das ich sagen mußte, ich kam mir beständig wie unsauber vor, wie ungewaschen. Ich hatte keinen rechten Schlaf mehr, ich war unzufrieden mit allem und mir selber zur Last.

Eines Tages kam der Hausmeister und brachte einen Brief, der Rittmeister fragte, wer hier den Kranken vorlese; der Hausmeister sagte, er sei Vertrauensperson.

„Gut, lesen Sie mir zuerst die Unterschrift.“

„Bergschinder. Ein eigentümlicher Name!“

„Es gibt auch solch einen Kerl nicht zum zweitenmal auf der Welt. Lesen Sie den Brief und bleib du nur, Gitta, ich habe kein Geheimnis mehr.“

In dem Briefe stand vieles, was wir nicht verstanden. Der Schaller schrieb, daß sich noch nicht bestimmen lasse, wann er komme, und zuletzt hieß es ungefähr:

„Sei froh, daß du den Drachen los bist. Dir sind die Augen verbunden, aber du wirst nicht hingerichtet, sondern hergerichtet zu neuem lustigen Leben.“

Der Rittmeister lachte gezwungen, dann fragte er mich, ob ich gut lesen könne; ich bejahte, und nun bestimmte er, daß ich ihm fernerhin die Briefe vorlesen solle, er habe Vertrauen zu mir.

Ich habe ihm auch Bücher vorlesen müssen, und bei Schurkenstreichen, wo ich voll Abscheu war, hat er oft drein gerufen:

„Das ist prächtig! Das sind findige Kameraden!“

Ich habe ihm auch eine Geschichte von der Blutrache vorgelesen, und er fand es ganz in Ordnung, was da geschieht.

Nur einmal sprach er sich über die Frau aus, die ihn verlassen hatte.

Das kam so.

Die Fürstin gab zu ihrem Abschied in unserer Anstalt ein Konzert oder einen Festschmaus, ich weiß nicht, wie ich es heißen soll; es war eben wunderschön.

Die Fürstin hat gar herrlich auf der Harfe gespielt, und in Dankbarkeit, weil sie doch so weit geheilt war, wollte sie allen Kranken, die aus dem Zimmer durften, im großen Saal vorspielen. Unser Professor ließ mich zur Fürstin rufen. Die ganze Sache war nicht ohne Gefahr, denn die feine Musik konnte die Menschen so angreifen, daß sie weinten und sich damit Schaden anthaten. Es wurde daher strenge Auswahl getroffen.

Glückseliger sind noch selten Menschen durch die Musik gewesen. Da saßen Männer und Frauen, alte und junge, sie sahen einander nicht, aber sie hörten alle die Klänge, die so sanft zu Herzen dringen. Ein Wildheuer, der sein Lebtag so was nicht geahnt, rief plötzlich bei einer leisen Weise:

„Ich bin im Himmel! So müssen's die Engel im Himmel machen!"

Außer dieser kleinen Störung war alles gut abgelaufen.

Der Rittmeister war auch eingeladen, aber er lehnte heftig ab und sagte:

„Ich will keinen Harfenton mehr hören, sie" — er meinte damit seine Frau — „hat ja auch Harfe gespielt."

Dreißigstes Kapitel.

Der Assistent, der, wie gesagt, auch Soldat war, hat mir die Geschichte des Rittmeisters erzählt. Ich muß ihn Rittmeister nennen, obgleich er's nicht mehr war.

Wie jeder Soldat sauber und in Ordnung daher kommen muß, so ist's auch im ganzen; die Offiziere dulden keinen unter sich, der einen Schmutzflecken auf seiner Ehre hat, das gehört zu ihrem Ehrenstand.

Der Rittmeister hat das schönste und stolzeste Mädchen geheiratet, er hatte in allem der Vornehmste sein wollen, und es hieß doch, daß sie ihn nicht gern habe, warum, wußte man nicht, vielleicht konnte sie überhaupt niemand gern haben. Er hat aber gemeint, wenn er recht viel Aufwand mache und ihr alles gewähre, was sie nur mag, dann kriege sie ihn gern. Und so hat er seine Ehre und sein Gewissen dran gegeben und zuletzt Gut und Blut von anderen geraubt, damit seine Frau ihn gern habe. Aber Liebe läßt sich nicht kaufen, und ein Mann, der sie so erwerben will, verdient keine.

Der Assistent hatte noch Mitleid mit dem Rittmeister, ich nicht, ich hatte keins. Wenn die Frau ihn nicht mochte, sollte er sie nicht nehmen oder sie laufen lassen; da könnte man noch Respekt haben, aber so?

Was zuerst vorgefallen ist, wußte der Assistent nicht. Der Rittmeister hat die schönsten Pferde gehalten — er und seine Frau sind oft ausgeritten, und die Leute sind auf der Straße stehen geblieben und haben ihnen nachgeschaut — er hat viel

mit seinen Pferden hin und her gehandelt und auch hoch gespielt. Kann sein, daß dabei oder im Dienst was vorgefallen ist, man weiß es eben nicht; aber eines Tages hat der Rittmeister seinen Abschied gefordert und hat ihn bekommen.

Der Rittmeister hat Pferde laufen lassen auf Wettrennen, ich weiß nicht wo überall; er hat groß Geld eingenommen.

Aber einmal ist es an den Tag gekommen. Die Offiziere hatten schon lang nicht gern, daß er sich so vorn dran machte; Rittmeister hin und Rittmeister her, hieß es immer, und die Frau fuhr nicht anders als vierspännig und kutschierte selber. Sie haben ihm also aufgepaßt und endlich haben sie ihn gepackt.

Der Jockey auf einem berühmten Pferd, auf das große Wetten gesetzt waren, fiel kurz vor dem Ziel vom Pferd, und da ist's an den Tag gekommen. Der Jockey gestand, daß der Rittmeister ihn bestochen habe, und da ist Gericht gehalten worden; der Rittmeister wurde mit Schimpf und Schande ausgestoßen und durfte sich nicht mehr Rittmeister heißen, er mußte noch froh sein, daß er nicht vor das öffentliche Gericht kam.

Hätte man ihm das nicht geschenkt, so wäre mein Vater nicht ins Elend gekommen. Darum also hat er damals dem Vater gesagt, er solle ihn nicht Rittmeister, sondern nur bei seinem Namen, Herr von Haueisen, nennen.

Der Ronymus hat damals, als ihn der Vater aus dem Dienst jagte, von der Sache gewußt, aber noch nicht alles, und damals hat der Rittmeister Streit angefangen, damit er den Vater in den bösen Geschäften und im Unglück sitzen lassen kann.

Es ist wahr, der Mann ist hart gestraft, die Frau hat ihn verlassen, und er ist am Erblinden, aber er verdient noch mehr, tausendmal mehr.

Ich hab's anders erfahren, als die Pfälzer Doktorin.

Es steht freilich geschrieben: Liebet eure Feinde! Aber das kann man nicht; sag' mir keiner, daß man das kann, der Spruch muß nicht so gemeint sein. Gutes thun dem Feinde, das kann man; aber es soll mir niemand sagen, daß das leicht sei. Wenn der Feind bettelarm ist, ihm Geld geben und forthelfen, das kannst du; du gibst von deinem Eigentum her und bleibst für dich, was du bist. Aber stündlich wachen, Geduld haben und sanft zureden und trösten — ich weiß, was das ist, und wer das nicht selber probiert hat, weiß es nicht und darf nicht mitreden.

Ja, noch ärger ist's gekommen, denn das ist doch das

Aergste, wenn einem das entleidet wird, womit man bis daher so glücklich war und es für eine Aufgabe von Gott gehalten hat und froh war, sie erfüllen zu können. Mich plagen die Gedanken: Warum muß gerade ich die Krankenpflegerin sein? Warum ist gerade mir das auferlegt? Ich hab's genug. Ich will auch draußen sein, wo es lustig hergeht.

Ja, ich hab's gespürt, daß ich untreu werde, und habe, wie man sagt, mein Herz in beide Hände nehmen müssen, um wieder zu mir zu kommen und um nicht gegen den Verderber von meinem Vater und von mir loszufahren. Ich habe aber doch nun dem Professor sagen wollen, ich könne den Mann nicht pflegen.

Ich stand schon vor der Thür des Professors, da hielt ich still und sagte mir: Nein, ich weiß selber, was ich will und was ich muß, und ich will's beweisen.

Ich kehrte um und that meine Pflicht.

Und ich habe meine Pflicht gethan, wie wenn das ein Mensch wäre, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er krank ist.

Ich hatte mir aber doch zu viel zugemutet.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan bis zum Ende, nein, nur bis einen Schritt vor dem Ende.

Es wird mir schwer, aber ich muß alles erzählen . . .

Der Rittmeister wollte von unserm Professor wissen, ob die Heilung sicher sei, er fragte gar viel, der Professor aber sagte:

„Fragen Sie nichts weiter. Was ich Ihnen zu sagen habe, werde ich schon von selber vorbringen; und Sie sind ja ein Mann —"

„Und ein Soldat, der der Gefahr ins Auge schaut. Ich bin stark. Versprechen Sie mir, daß Sie mich nicht chloroformieren."

„Das thue ich nicht. Ich wiederhole Ihnen: die Operation ist in meiner Hand, die mögliche Heilung in der Ihrigen. So lange Sie so heftig und aufgeregt sind, operiere ich Sie nicht. Sie müssen vorher lernen ruhig und geduldig sein, um es nachher üben zu können. Also zeigen Sie Ihren Mut durch Geduld und Fügsamkeit."

Ich hatte den Professor noch mit keinem Kranken so scharf reden hören, wie mit dem Rittmeister. Er hat gewußt, warum.

Eines Tages wurde ich auf den Hausflur hinaus gerufen, und wer stand da und zitterte am ganzen Leib und konnte lang kein Wort herausbringen? Der Ronymus.

Endlich sagte er:

„Ich hab's erfahren, der Rittmeister ist hier in eurer Anstalt. Der Diener, der ihn hierher begleitet hat, ist Lohndiener bei uns geworden. O, unser Herrgott weiß, wohin er den Schlag zu führen hat. Der Rittmeister ist schlecht, aber es hat noch ein Schlechteres da sein müssen, um ihm den Lohn zu geben. Die Frau, die hat Gott geschickt, er kann auch Teufel schicken; sie hat ihn verlassen, hat viel Geld mitgenommen und ist mit einem andern davon. Und was noch das Lustigste ist, er denkt noch immer an sie und möcht' sie wieder haben. Ich will dir's nur sagen: wenn der Rittmeister wieder herauskommt, will ich ihm zeigen, wer ich bin."

„Womit?"

„Herausgeben muß er, was er deinem Vater geraubt hat, und du, die Prinzeß vom Schlehenhof, sollst nicht Dienstbote sein."

„Laß das mit der Prinzeß. Laß dir im Ernst sagen: wenn der Rittmeister auch alles herausgäbe, kann er meinen Vater wieder lebendig machen?"

„Nein, das kann er nicht. Aber das Geld —"

„Dazu kann man ihn nicht zwingen."

„Mag sein, aber du gibst mir Bescheid, wenn er fortgeht, und dann soll er spüren, was die da vermögen."

Er ballte beide Fäuste, aber er lächelte, als ich sie ihm auflöste und ihm das Versprechen abnahm, sich weiter nicht mehr um den Rittmeister zu kümmern.

„Hast du ihn schon gesehen?" fragte er mich; ich sagte schnell, ich hätte Eile. Ich konnte nun doch dem Ronymus nicht sagen, daß gerade mir auferlegt war, den Elenden zu pflegen.

Als ich wieder allein war, hatte ich das Gefühl, wie wenn jemand die Hand über mich hielte; ich bin geborgen und geschützt, ich habe einen Menschen am Ort, den ich anrufen kann, wie einen leiblichen Bruder.

Ich hatte doch hier manche, die mir gut waren, aber so ein getreuer Mensch aus der Jugend, das ist doch noch anders, da steckt die Liebe drin von allem, was daheim. Daß ich den Ronymus schon damals gern gehabt habe, wie eine Frau den

Mann, das kann ich nicht sagen. Ich sehe wohl, wie es in ihm ist, aber in mir ist das nicht. Wenn der Rittmeister wieder fort ist, dann hab' ich das Schwerste überstanden, alles andere wird mir leicht werden, und mein Leben lang bleib' ich hier.

Der Ronymus, die gute Seele, wird sich auch drein finden. Es ist hart, aber es muß sein . . .

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Es war am Samstag vor jenem Sonntag, der Professor hatte früh morgens über Land gemußt und konnte erst spät abends zurückkehren, da erhielt ich einen Besuch von meinem Schwager aus Rheinfelden. Er sagte, daß er Geschäfte hier gehabt und doch nicht umhin gekonnt habe, mich aufzusuchen, obgleich ich seit Jahren mich weder der Agnes noch viel weniger seiner und seiner Angehörigen erinnert hätte. Ich mußte mein Unrecht eingestehen, ich begriff selber nicht, daß ich, in ständiger Anspannung für die Kranken, alles andere übersehen hatte.

„Drum spanne jetzt aus," sagte der Schwager, „du siehst übel aus, ganz anders, als ich gemeint hab'. Du strengst dich zu arg an. Komm jetzt auf ein paar Wochen zu uns und ruh dich aus und laß dir's wohl sein. Du bist uns lieb und wert, und der Agnes bist du es auch schuldig, daß du nach ihr siehst; du bist die einzige Schwester von ihrer Mutter selig."

Was war das? Das war ja eine Handreichung wie vom Himmel herunter, die mich von dem Elend losmacht.

„Besinn dich nicht lang," drängte der Schwager, „in dem Hause hier ist's ja, wie wenn die Sonne nicht schiene. Ich weiß nicht, wie du es hier aushältst. Jedenfalls wirst du in ein paar Wochen bei uns wieder rote Backen kriegen. Sprich mit deinem Professor, er muß dir Urlaub geben. Oder soll ich an deiner Statt mit ihm reden?"

Ich mußte erklären, daß der Professor abwesend sei und erst spät abends heimkehre.

„Dann bleib' ich hier über Nacht," sagte der Schwager, „und morgen ist ja ohnedies Sonntag, und da reisen wir wieder miteinander, weißt, wie damals, wo du auch aus aller Betrübnis heraus wieder heiter geworden bist. Das ganze Städtchen und die ganze Gegend wird sich freuen, wenn du kommst. Es

ist noch oft von dir die Rede. Droben in Heiden ist es nicht mehr wie zu deiner Zeit und der von dem berühmten Doktor. Ich hab's in der Zeitung gelesen, er ist gestorben. Der Fruchthändler von Rorschach ist auch gestorben. Sei froh, daß du ihn nicht geheiratet hast, du wärst jetzt Witwe mit einem Haufen Kinder. Aber der Sträußlesoberst lebt noch, er kommt zu uns und fragt oft nach dir. O! Wie wird sich alles mit dir freuen, und besonders die Agnes, und meine andern Kinder denken auch an dich und singen die Lieder, die sie von dir gelernt haben."

Helle Freude, Freiheit und Sonnenglanz ging vor mir auf, als der Schwager so redete, und es fügte sich ja so schön: derweil ich draußen war, konnte der Rittmeister unsere Anstalt verlassen, und er brauchte nicht zu wissen, wer ihn gepflegt hatte; es bangte mir ja ohnedies vor der Stunde, wenn er mich sehen und mir danken wird. Nein, er soll mich nicht sehen, mir nicht danken.

Ich saß still aufatmend, da sprach der Schwager weiter, man rühme meine Geschicklichkeit, und daß ich eigentlich Assistent sei und meinen bestimmten Anteil an dem Lohn für die Heilungen habe. Ich mußte das verneinen.

„Aber ein gut Stück Geld hast du doch zurückgelegt?" fragte der Schwager. Ich hatte kein Hehl, ihm die Summe zu nennen, und daß der Professor mir dieselbe in der Sparkasse angelegt habe.

Der Schwager fand mein Besitztum weit unter seiner Erwartung und fügte noch hinzu, daß die Sparkasse viel zu niedere Zinsen gebe. Leichthin erzählte er dann, daß er einen Anbau an seinem Haus machen wolle, er ziehe nicht gern Geld aus dem Geschäft, weil er es da besser umtreibe; wenn ich ihm aber mein Erübrigtes übergeben wolle, so werde er dafür eine Hypothek aufs Haus eintragen lassen und mir doppelte Zinsen geben.

Ich erklärte, daß ich von Geldgeschäften nichts wissen wolle; ich hätte in meiner Jugend genug davon zu leiden gehabt.

„Ja so," nahm der Schwager auf, „du meinst vielleicht gar, ich rechne dir auf, was ich an deinem Vater verloren habe? Fällt mir nicht ein. Was kannst du dafür? Da hättest du viel zu thun, wenn du alles wieder glatt machen wolltest. Das geht dich nichts an. Und dein Vater selber hat ja auch nichts davon gehabt, der Schurke von Rittmeister hat ihn ja ausgeraubt."

Da war's wieder! Der da drin liegt und den ich pflege,

hat meinen Vater nicht nur ausgeraubt, er hat ihn auch verleitet, daß er andere in Verlust brachte.

„Jetzt siehst du plötzlich wieder so traurig aus," nahm der Schwager auf, „thut mir leid, daß ich von Geldsachen mit dir geredet habe. Laß es ungesagt sein. Da hast du meine Hand drauf, daß ich nichts mehr davon erwähne. Laß dein Geld auf der Sparkasse. Du hast recht. Aber jetzt lasse ich nicht nach, du mußt mit mir heim, sonst meinst du, ich wäre wegen des Geldes gekommen. Ich kann haben, wo ich will. Und du sollst sehen, daß du uns lieb und wert bist, wie eine Schwester."

Er hat mir aus gutem Herzen zugeredet, aber es war vorbei, ich gehe nicht mit; die Geldsache hat mir plötzlich alles wie mit Asche zugedeckt; ich will nichts von der Welt draußen, ich bleibe hier auf meinem Posten, mag kommen, was da will.

Ich bat den Schwager, mir die Agnes zu schicken, ich wolle die Reisekosten bezahlen. Er erwiderte, daß er sie einmal gelegentlich mitbringen werde, und stand auf. Ich sagte ihm, daß der Ronymus hier bei Baur am See wäre, er solle ihn besuchen. Der Schwager entgegnete, daß er dem Sohne des Weger zulieb nicht drei Schritte gehe. Ich habe mich zurückgehalten, den Hochmut zu widerlegen. Und so war der Abschied weit weniger herzlich, als der Willkomm gewesen, obgleich der Schwager noch bei der letzten Handreichung wiederholte, ich möge bald zu Besuch kommen.

Als er fort war, fiel mir erst ein, daß ich der Agnes hätte was schicken sollen; ich hätte ihr den Anhenker vom Rittmeister schicken können. Aber nein, sie sollte kein Andenken tragen von dem Verderber ihres Großvaters.

Ich hörte die Lokomotive pfeifen von dem Zuge, mit dem der Schwager heimwärts fuhr. Wie gut wär's, wenn ich auch dort mit fortgezogen würde. Es hat so kommen müssen, wie es gekommen ist . . .

In der Nacht vor der Operation des Rittmeisters starb die Frau, die sich die Augen ausgeweint hatte.

Der Rittmeister schlief fest, geräuschlos war der Professor mit dem Assistenten die Treppe herabgekommen; im Hause war alles still.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Vorbereitungen zur Operation beängstigen die Kranken eigentlich noch schwerer als die Operation selbst.

Der Rittmeister hatte verlangt, daß man ihm den Tag nenne, und der Professor hatte ihm willfahrt. Als der Rittmeister früh erwachte, rief er mich und fragte:

„Ist schon Tag?“

„Es dämmert.“

„Also heute entscheidet sich's, ob ich je noch einen Tag sehe oder ob ewig Nacht.“

Er verlangte zu essen, und als ich ihm sagte, daß er vorher nichts essen dürfe, lachte er laut auf. „Also Fasten muß man auch lernen!“ Dann lag er lange still, und endlich sagte er vor sich hin: „Ich habe ein ruhiges Gewissen . . . Was seufzest du?“ schrie er plötzlich auf. Ich hatte es unterdrückt, ihm zuzurufen: Du Räuber und Mörder! Wie kannst du von ruhigem Gewissen reden?

Der Rittmeister wurde hinabgeführt, er ließ alles mit sich geschehen ohne einen Laut. Unser Professor hat ihn chloroformiert, und wie ich ihn so leblos daliegen sah, griff es mich doch an; jetzt aber durfte man an nichts anderes denken, ich mußte alles in die Hand geben und aus der Hand nehmen.

„Wann fangen Sie an?“ fragte der Rittmeister mit schwacher Stimme.

„Es ist geschehen, und jetzt nur ruhig, volle Ruhe,“ sagte ihm der Professor.

„Ist Gitta da? Gib mir die Hand, Gitta,“ sagte der Rittmeister mit wunderbar sanfter Stimme. Ich gab ihm die Hand und kann sagen, ich habe ihm von ganzem Herzen volle Heilung gewünscht. Aller Haß und aller Zorn war mir aus der Seele genommen. Ja, er soll sehend werden und wieder gut machen. Freilich, meinen Vater kann er nicht mehr zum Leben bringen. Aber daran darf ich jetzt nicht denken.

Als der Rittmeister wieder in sein Zimmer zurückgebracht war, fragte er: „Warum spielt die da oben nicht?“

Der Professor winkte mir zu und sagte, es dürfe jetzt nicht gespielt werden; man werde heute das Klavier fortschaffen.

Der Professor ging rasch davon. Der Rittmeister verlangte nach Rack. Das gute Tier hat's gewußt, daß man bald nach ihm verlangt; heut zum erstenmal ist er ungeheißen zum Rittmeister gegangen und hat den Kopf hingelegt, damit der Kranke seine Hand drauflege.

Der Rittmeister schlief bald ein, Rack zog sich leise zurück und legte sich vor mir nieder, er that, als ob er schlafe, aber oftmals blinzelte er zu mir auf. Immer wieder mußte ich denken, wie ist es denn möglich, daß der Hund so alles weiß? Rack aber schüttelte den Kopf, wie wenn er sagen wollte: Besinn dich nicht, du bringst es doch nicht heraus, so wenig als ich die Worte herausbringe, die ich dir sagen möchte. Wenn der Hund aber in diesem Augenblick zu reden angefangen hätte, ich hätte mich gar nicht darüber gewundert, und wie ich ihn jetzt bei den Ohren faßte und streichelte, da verzog er die Lefzen, wie wenn er lachen möchte und bedauerte, daß er das doch nicht könne.

Der Rittmeister wachte auf und frug: „Wie lang ist's, daß ich operiert bin?"

Ich sagte ihm, daß er nur eine gute Stunde geschlafen. Der Rittmeister sprach nun mit großer Erkenntlichkeit davon, wie geschickt und leicht der Professor alles gemacht habe. Ich konnte ihm dagegen von dem großen Doktor von Berlin reden, von dem er's gelernt hatte.

Ich in meiner Einfältigkeit erzählte weiter von dem großen Doktor und schüttete mein ganzes Herz aus. Mitten drin spürte ich's, daß es nicht wohlgethan war, diesem Mann das zu erzählen; aber ich habe doch fortgeredet, als wenn es sein müßte. — Dazwischen habe ich auch gedacht: wenn er hört, was es für heilige Menschen gibt, wird er sich in seiner Seele umwenden und einen andern Weg gehen.

Er sagte mir kein Wort darauf, und ich fragte, ob er nun nicht essen wolle; er bejahte. Ich klingelte danach, und eben als die Magd das Essen brachte, wurde über uns gerückt und gepoltert.

„Was ist?" frug der Rittmeister, „was ist? Wird das Dach über mir abgebrochen? wird das Haus eingerissen?"

Die Magd sagte: „Es ist weiter nichts, man bringt die Leiche der Frau fort, die sich die Augen ausgeweint hatte."

Ich stand in Verzweiflung, daß die alberne Person das heraus sagte und noch hinzufügte:

„Essen Sie nur jetzt."

„Fort! Fort!" schrie der Rittmeister und schleuderte das Geschirr auf den Boden, daß alles zusammenbrach, dann wendete er sich um. Das durfte er ja nicht, er durfte sich ja nicht bewegen.

Ich schickte nach dem Professor, er kam und sagte, es habe in diesem Fall nichts zu bedeuten. Ich wußte nicht, was das heißen sollte.

Gegen Abend erwachte der Rittmeister wieder und verlangte zu essen, ich gab es ihm, und er sagte:

„Es ist doch nicht wahr. Nein, es gibt keine Liebe . . .“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Es ist immer gut, wenn der erste Verband lang liegen bleiben kann; diesmal aber hat er bald abgenommen werden müssen, und als der Professor das that, sagte er mir, ich könne es künftighin schon allein. Er sagte mir das ganz anders als sonst.

Ich wußte nicht, ob ich recht sah, unser Professor hatte eine ganz andere Miene wie sonst; es schien, er hatte auch kein rechtes Herz zum Rittmeister und mußte sich gegen ihn Zwang anthun.

Eines Tages, als ich eben einen frischen Verband angelegt hatte, brachte der Hausmeister den Schaller, und mit ihm kam auch ein abgehauster Bezirksförster.

In den Jahren, seit ich den Bergschinder gesehen, hatte er stark gealtert und war wohlbeleibt geworden, aber sein glattrasiertes Gesicht sah noch immer aus, wie wenn da lauter Menschenfreundlichkeit daheim wäre; er schmatzte auch noch immer wie damals, wie wenn er Zuckerle im Munde hätte.

Der Rittmeister rief dem Bezirksförster zu: „Gehen Sie weg! Sie riechen nach Wein.“

„Der Herr Rittmeister mag den Wein nicht riechen, weil er jetzt keinen trinken darf,“ lachte der Schaller, setzte sich in einen großen Stuhl, knöpfte sich die Weste über seinem dicken Bauch auf und sagte:

„Nun, edler Ritter, bin ich nicht ein prächtiger Kerl? halt' ich nicht Wort? he? Wie?“

Er hängte bei allem ein He, Wie an, daß man ihm antworten mußte. Der Rittmeister bat den Schaller, er möge den Professor ausforschen, wie es stehe, denn ihm selber sage er nichts.

Schaller ermahnte den Kameraden zur Geduld und hatte Worte wie ein Priester; dabei winkte er dem Bezirksförster zu, damit er auch aufpasse, wie er den Rittmeister zum Narren habe.

Plötzlich unterbrach sich der Schaller und fragte, wer ich sei. Der Rittmeister sagte, er frage nie nach Herkunft und

Lebensverhältnissen der Dienstboten, sonst müsse man im Notfall sich auch um sie kümmern.

„Vornehm! Vornehm!“ rief der Schaller, „wir können noch immer von den Vornehmen lernen.“ Als er jetzt auf mich zuging und mich musterte, hätte ich ihm gern die Augen ausgekratzt; aber ich hielt still.

Nun erzählte der Schaller von Gewinn und Verlust und anhängigen Rechtsstreitigkeiten; dann kamen Geschichten, die ich nicht verstand, aber sie lachten miteinander so unbändig, daß ich herzutreten und sagen mußte, der Kranke dürfe nicht so heftig lachen, das sei sehr schädlich, sie müßten ruhiger sein.

Wer weiß, ob die Raubgesellen nicht doch etwas davon gespürt haben, wer ich bin; die beiden Fremden sahen mich so verwundert an, und der Rittmeister sagte:

„Gut, wir wollen ruhiger sein. Ja, Schaller, sei ruhig. In diesem Haus muß man kuschen lernen. Bleib da, Gitta, wir wollen ruhiger sein.“

Und weiter sprachen sie miteinander. Ich sah hinaus in den Himmel und mußte denken: Lieber Gott, du mußt wissen, warum du deine Sonne auch über diese Menschen scheinen lässest, und du mußt wissen, warum du ihnen Verstand gegeben hast, daß sie ihre Nebenmenschen ausrauben können.

Ich hörte kaum mehr hin und mir schauderte, wie wenn ich in der Hölle dabei sein müßte, wenn die Schurken einander ihre schlechten Streiche erzählen.

Ich hörte vom Aussichtler reden, ich erfuhr seine Geschichte jetzt genauer.

Der Mann, der damals Uhrgehäuse machte, lebte glückselig auf der einsamen Höhe mit seiner wunderschönen Frau. Der Schaller hatte der Frau nachgestellt. Der Mann kam dazu, wie der Schaller die Frau umarmen wollte, und Mann und Frau haben dem Schaller eine tüchtige Tracht Prügel gegeben. Was that aber der Schaller? Er hat gesagt, er wolle den Mann schon härter strafen, als alle Gerichte können. Er hat Männer und Frauen geschickt — auch der Rittmeister hat sich dazu hergegeben — die haben dem Mann vorgeredet, sein Haus habe die schönste Lage im ganzen Land, die herrlichste Aussicht und die beste Luft; da müsse man ein Schloß herbauen. Der einfältige Mensch hat das geglaubt und ist davon ganz närrisch geworden, und die Frau ist im Elend gestorben.

Ich mußte wieder zum Himmel hinauf sehen: warum kommt keine feurige Rute vom Himmel herunter und peitscht diese Menschen?

Ich wollte nichts mehr hören. Aber still! Jetzt reden sie von meinem Vater.

Ich wußte doch, daß sie ihn zu Grunde gerichtet haben, aber wie, das erfuhr ich erst jetzt.

Sie haben ihn zuerst mit seinem Soldatenstolz eingefangen, und dann haben sie ihm eingeredet, er sei einer der gescheitesten Menschen, ein Schlaukopf, und eben das, daß er so gradaus thäte, wie wenn er ganz einfältig wäre, das sei das Klügste. Nun haben sie ihn einen namhaften Gewinn machen lassen, dann ein gut Stück davon verlieren, dann ein noch größeres gewinnen, und da haben sie ihn fest gehabt.

Ach, was soll ich das alles erzählen? Ich weiß es selber kaum mehr.

Nur das noch.

Es war so, wie der Schmaje damals gesagt hatte; der Schaller hat sich vom Vater übervorteilen lassen, und das hat ihn gefangen.

Daß sie meinen Vater zu Grunde gerichtet haben, ist hart, daß sie ihn aber auch zur Betrügerei gebracht haben, das ist noch das Härteste. Und der Rittmeister lachte noch über diese Kriegslist.

Jetzt sagte der Bezirksförster:

„Es soll ja noch ein Kind von dem Xander da sein. Weiß man nicht, was aus ihm geworden?“

Der Schaller sagte, er habe gehört, das Mädchen sei zu seinem Schwager nach der Schweiz und solle bildschön geworden sein.

„Wenn ich wieder gesund bin, suche ich sie auf,“ sagte der Rittmeister.

„Hast recht,“ sagte der Schaller, „bist ja so zu sagen wieder ledig. Geld geben kannst du ihr freilich nicht, aber deine Lebensrente ist noch immer gut . . .“

Sie lachten wieder, ich weiß nicht, worüber, und ich begreife heute noch nicht, wie ich mich ruhig gehalten habe.

Die Männer gehen fort. Jetzt ist's genug, ich kann nicht weiter. Ich war fest entschlossen, ich bleibe keine Minute mehr beim Rittmeister, ich gehe zum Professor und sage ihm alles. Wie ich vor die Thüre komme, liegt der Rack auf der Schwelle, das hat er noch nie gethan, er ist immer zu mir herein gekommen; aber das Tier hat wohl geahnt, was für Schurken da sind, und will nicht hereinkommen. Wie ich still halte und das so denke, ruft der Rittmeister jammervoll mit aller Macht nach mir. Ich kann nicht anders, ich gehe hinein.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Der Rittmeister steht aufrecht mitten in der Stube und schreit:

„Gitta! Gitta! Wo bist du?"

„Da bin ich."

„Es sticht wie tausend Nadeln. Mach schnell, lockere mir den Verband."

Er setzt sich, ich stehe vor ihm, ich kann kein Wort hervorbringen, es würgt mich am Hals, aber ich lockere den Verband, und er sagt:

„Wenn ich gesund bin, kriegst du ein großes Geschenk von mir."

„Ich nehme nichts, von Ihnen gewiß nicht."

„Von mir nicht? Warum nicht? Von mir nicht?"

„Meine Mutter im Himmel hat recht gehabt, man kann einen mit einer goldenen Kette erwürgen."

„Was redest du? Was soll das heißen?"

„Ich will dir's sagen. Ich bin die Tochter des Xander."

Ich halte den Verband in der Hand, er schreit und schlägt auf mich los, ich schreie, und der Hund stürzt auf den Rittmeister los. Ich reiße ihm den Verband ab: „Da sieh mich, mich zuerst."

Er schreit: „Blind! blind! Xander!" Und stürzt auf den Boden.

Ich lasse ihn liegen und renne davon. Wohin, ich weiß es nicht. Ich höre noch hinter mir schreien: „Xander! Xander!"

Ich renne die Treppen hinab und verberge mich zuerst im Holzschuppen.

Wohin will ich? Ich weiß es nicht. Blind! blind! Xander! Xander! ruft's aus allen Steinen in der Wand.

Was ist geschehen? Was hab' ich gethan? Ich habe Rache genommen, ich habe den Feind geblendet. Ich liege auf den Knieen, und mir ist, als wäre ich in eine tiefe Schlucht geschleudert, und unter mir gurgeln die Wasser, und die Felsen über mir fangen an zu rollen.

Ich höre Rennen und Rufen im Hause.

Ja, es ist vorbei. Ausgelöscht alle die Gutthaten der vielen Jahre, ich habe Aergeres gethan als eine Mordthat, ich darf nicht mehr leben.

Ich kenne den Ausweg vom Holzschuppen auf die Straße, ich reiße die Thür auf und renne hinaus.

Da drunten ist der See. In den See mit dir, du Mörderin, du mehr als Mörderin!

Ich renne die Straße hinab. An der elektrischen Uhr halte ich an und verschnaufe. Es ist fünf Uhr, meine letzte Stunde.

Wie ich so fort renne, hält mich ein Mann auf und sagt:

„Freut mich, daß ich dich wieder sehe, Gitta. Aber was siehst du so verloren drein? Was ist dir? Kann ich dir mit etwas helfen?“

Es ist der sternkundige Professor, er hält mich am Arm fest. Ich will mich losreißen, er aber sagt:

„Kind, gutes Kind“ — o wie mich das packt! — „gutes Kind, denk', ich wäre dein Vater.“

„Mein Vater! Mein Vater! Ich habe Rache für ihn genommen.“

„Was redest du?“

„Lassen Sie mich los.“

„Kind, ich bin alt. Laß mich nicht auf der Straße mit dir ringen. Schau, die Leute sehen auf uns.“

„Was gehen mich die Leute an?“

„Du thust mir weh, ich bin nicht stark genug.“

„Ich will Ihnen nicht wehthun. Leben Sie wohl.“

Ich reiße mich los und renne davon, erst drunten in der Ebene halte ich still. Da gehen jetzt am Sonntag so viel Menschen, Männer und Frauen, und lustwandeln, ich will ihnen ihre Freude nicht zerstören; wenn ich hier ins Wasser springe, wird man mich wieder herausziehen, nein, dort am Schänzeli, dort springe ich übers Geländer, wenn das Schiff abgeht, und die Wellen sollen mich gleich begraben.

Auf dem leeren Krahnen beim Winkelriedhaus sitzen Knaben und drehen sich lustig im Kreise; da draußen glänzen die weißen Häuser und die grünen Weinberge, helle Segel schwimmen auf dem See, Lustfahrende lassen sich hin und her treiben. Ich sehe das alles und denke doch ganz anderes, bin an einem ganz anderen Ort. Ich bin dort im ausgehauenen Wald in jener Nacht mit meinem Vater. Wir sitzen vor dem Dorfe, bis es Tag wird, und frieren . . .

Damals habe ich mir gewünscht, Rache zu nehmen, jetzt hab' ich sie genommen, jetzt ist's genug, aus, vorbei mit dem Leben —

Ich komme auf die Brücke zum Schänzeli, da ruft mir der Ronymus entgegen:

„Das ist schön, daß du auch einmal frei bist. Ich muß

nur noch ans Schiff. Sei so gut und halte mir meine Handtasche, es sind große Wertsachen drin. Ich komme gleich wieder."

Fort ist er, und ich habe die Tasche in der Hand. Ich stehe da und sehe, wie das Schiff abstößt, drauf sind so viel Menschen in Sonntagskleidern, und lustige Musik spielt. Sind dort auch Menschen, die das gethan haben, was du? Fort mit dir, du Augentöterin! Die Wellen klatschen ans Ufer, warum springe ich nicht in die Wellen? Was geht mich die Tasche mit den Wertsachen an? Was geht mich die ganze Welt an? Wem gehört das Gold und Silber und die Wälder und Felder und Häuser auf der Welt? Sie sollen sich drum streiten, wenn ich tot bin ...

Ich sehe den Ronymus kommen, und jetzt fährt mir's wie ein Blitz in die Seele. Sterben — das ist nichts. Nein, du hast gewollt, er soll wieder gut machen, der Schlechte, — und du? Du willst davon? Nein, zurück mußt du und büßen und gut machen mußt du ...

Ich werfe dem Ronymus die Tasche hin und renne zurück in die Anstalt, ich muß durch die vielen Menschen, die mir entgegen kommen, wie wenn ich mich durch die Wellen im See durcharbeiten müßte.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Als ich ins Haus eintrat, sprang Rack an mir herauf und war voll Freude, daß ich wieder da. Dann legte er sich demütig nieder, wie wenn er damit anzeigen wollte, daß er wisse, er sei auch mit schuld.

Ich ließ mich bei dem Professor melden, er ließ mir sagen, ich solle im Operationszimmer warten. Ich mußte da lange still bleiben; ich betrachtete die großen Buchstaben an der Wand und auch die zwei Worte, die da stehen, sie heißen: Geduld, Hoffnung. Das wird den Operierten vorgehalten, ob sie es lesen können. Ich las die Worte, ich sah die Buchstaben. Was läßt sich aus diesen Buchstaben alles zusammensetzen! Aber das, was ich zu sagen hatte, war noch nie damit zusammengesetzt.

Endlich klingelte der Professor, daß ich zu ihm eintrete. Er saß am Schreibtisch und schrieb. Ohne mich anzusehen, sagte er:

„Setz dich.“

Er schrieb weiter. Endlich wendete er sich und sagte:

„Ich hab's gewußt, daß du wieder kommst, und habe dich nicht suchen lassen. Wir dürfen kein Aufsehen machen, die Ehre des Hauses verlangt das.“

Ich brachte endlich die Worte heraus:

„Ja, ich habe nicht nur an dem Manne, ich habe an Ihrem ganzen Hause gefrevelt. Darf ich nun fragen, wie es dem Herrn Rittmeister geht?“

Der Professor that die Brille ab, hauchte sie an, putzte sie, setzte sie wieder auf und sagte mit einer Stimme, die mir ganz fremd war:

„Ja wohl, du darfst fragen. Er hat stark geblutet, ist aber so ziemlich wohlauf.“

„Und er ist blind?“

„Ja.“

„Und bleibt es?“

„Ja.“

Mir war, ich könnte nicht mehr atmen, nicht mehr die Augen aufmachen. Ich faßte mich und erzählte, wie alles geschehen. Der Professor blieb wieder lange still. Ohne mich anzusehen, sagte er endlich:

„Es war unrecht von dir, daß du mir nicht schon lange gesagt hast, was der Rittmeister an euch gethan. Aber pflichtvergessen, grausam bleibt doch, was du thun wolltest. Nun, ich habe das Vertrauen zu dir, daß du meinem Befehl gehorchst.“

„Alles, alles. Was soll ich thun?“

„Zunächst gar nichts. Du gehst in dein Zimmer, verlässest es nicht, bis ich dich rufe. Ich verlasse mich auf dich, daß du ohne mein Wissen nichts unternimmst. Geh auf dein Zimmer, schließe ab und öffne niemand als mir. Oder besser, ich schließe dich ein. Gib mir die Hand, daß du dich ruhig verhältst.“

Ich gab ihm die Hand, und seine sonst so ruhige, feste Hand zitterte.

Er geleitete mich an mein Zimmer und schloß hinter mir ab.

Da saß ich nun, gefangen. Ich öffnete, ich weiß nicht warum, meine Truhe. Da war mein Erspartes, meine Kleider, und da lag der Anhenker.

O Mutter! Mutter! Wie hast du es geahnt!

Ich saß lange auf meiner Truhe, ich war in Gedanken bei den Toten, draußen aus dem Leben.

Es erleichterte mir das Herz, daß ich endlich weinen konnte.

Von der Stadt herauf läuteten die Abendglocken, jetzt kehren die Menschen heim vom sonntäglichen Lustwandeln und freuen sich auf die Ruhe der Nacht und auf die Arbeit am Morgen, und ich, was wird aus mir? Komme ich vor Gericht, und muß ich jahrelang büßen?

Ein Gefangener wendet die Worte, die ihm gesagt wurden, hundertmal herum. Der Professor hat deutlich gesagt, er wolle kein Aufsehen machen, die Ehre des Hauses verlange das — er wird mich nicht dem Gericht überliefern; was aber wird mit mir geschehen? Wie werde ich gestraft? Ich will es geduldig hinnehmen und büßen. —

Warum aber hat der Professor gesagt: „Was du thun wolltest? Wolltest?“ Hab' ich's denn nicht gethan? Träume ich denn nur, daß ich's gethan, und hat er dann nicht gesagt, er ist auf immer blind?

Es kratzte an meiner Thür, der gute Rack wollte zu mir, er konnte nicht herein, und er winselte jammervoll.

Ja, ich soll mich lebenslang an keinem Menschen und an keinem Tier mehr freuen.

Was wird die Pfälzer Doktorin sagen, wenn sie's hört? Und der Ronymus? Ach, der gute Ronymus, die treue Seele, ihm kränkt's das Herz ab, daß ich so geworden, niemand auf der Welt hat mich so lieb wie er. Und jetzt, mitten in meinem Elend, ist mir's aufgegangen, daß ich ihn auch lieb habe, von Herzen lieb; jetzt mußte ich weinen, um ihn und um mich. Ich habe ihm abgewehrt, daß er dem Rittmeister etwas anthue, und jetzt hab' ich's selber gethan und so entsetzlich. Ich habe laut aufschreien müssen vor Jammer.

Ich habe jede Viertelstunde schlagen hören von den Türmen drunten in der Stadt, und einmal machte ich das Fenster auf und meinte, ich müßte mich hinausstürzen, aber ich habe dem Professor versprochen, daß ich nichts thue, ohne es ihm zu sagen; gewiß hat er gemeint, daß ich mich nicht selbst ums Leben bringe.

Und da drunten liegt der Rittmeister und kommt nicht mehr aus der Nacht heraus. Plötzlich wird mir, wie wenn's Tag würde. Ja, so ist's, so muß es werden.

Ich nehme mir vor, daß ich den Rittmeister nie verlasse, so lang er lebt; ich pflege ihn, als wäre er mein Vater, und ich will Gott danken, wenn mir nichts weiter auferlegt wird.

Ich mache das Fenster auf.

Eine Sternschnuppe fliegt am Himmel, wie wenn mir ein

Zeichen gegeben wäre, daß mein Opfer angenommen ist. Gott sei Lob und Dank, ich kann noch Gutes thun . . .

Ich lege mich nieder, ich spüre entsetzlichen Hunger, aber im Zimmer ist nichts als Wasser, ich trinke und muß denken, wie ich mich töten wollte. Nein, nein, ich lebe noch und will noch leben und Gutes thun.

Ich bin eingeschlafen und wache erst auf, wie es an mein Zimmer klopft.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Der Professor war da und sagte: „Ich weiß, du hast eine bittere Nacht verlebt; du hast in einer einzigen Nacht sieben Jahre Gefängnis durchgemacht. Du hast's verdient. Nun aber kann ich dir den Trost sagen: du hast den Rittmeister nicht geblendet."

„Was sagen Sie? So ist er also gesund und sehend?"

„Laß mich ruhig ausreden. Ich hatte schon vorher wenig Hoffnung, habe indes doch noch an eine Möglichkeit der Heilung geglaubt, aber alsbald nach der Operation war es entschieden. Also richte dich auf. Bei mir bleiben kannst du, wie du selber einsehen wirst, fortan nicht mehr. Aber du sollst nicht verstoßen werden. Du bleibst, bis etwas für dich ausfindig gemacht ist. Ich schreibe an die Doktorin, vielleicht weiß sie Rat, oder sie nimmt dich selber zu sich."

O! Wenn ein Verdammtes in der himmlischen Seligkeit aufwacht, es kann nicht glücklicher sein als ich.

Ich sagte aber gleich dem Professor, daß ich mir vorgenommen, den Rittmeister nie zu verlassen und bei ihm zu bleiben, wenn er mich haben will. Ich war doch schuldig, ich hab's doch thun wollen.

Der Professor sah mich verwundert und mit heiterm Blick an, schwieg aber lange, wie das in seiner Gewohnheit war. Dann ermahnte er mich, ich solle nichts übereilen; er könne mein Vorhaben überhaupt nicht billigen, und es sei auch zu bedenken, ob der Rittmeister sich in seiner Wut nicht einmal an mir vergreife.

Das hatte ich noch nicht überlegt, aber ich meinte doch, daß da keine Gefahr sei; ein Blinder ist schwach, und ich bin stark, ich will ihn aber durch Sanftmut besiegen. Ich fragte, ob der Rittmeister wisse, daß nicht ich es war, die ihn in Blind-

heit gestoßen, und der Professor erzählte, daß der Rittmeister ihn einen Pfuscher genannt und noch viel Aergeres gescholten habe.

Ich verlangte, daß ich zum Rittmeister gehen dürfe. Ich bat, mich allein zu ihm zu lassen; der Professor willfahrte mir aber nicht.

Wir traten beim Rittmeister ein.

Er saß vorgebeugt im großen Lehnstuhl und hatte seine Hand auf den Kopf des Rack gelegt. Er rührte sich nicht, da er uns eintreten hörte. Als der Professor sagte: „Gitta ist da und will Sie um Verzeihung bitten," stieß er den Hund weg, richtete sich auf und sagte: „So? Und das soll alles sein? Ich erwarte ein Telegramm meines Freundes Schaller, ein Advokat soll euch zeigen, was mir gebührt und euch. Nun, Gitta, freust du dich deiner Rache?"

Noch ehe ich antworten konnte, wiederholte der Professor, daß meine That pflichtvergessen, daß aber auch ohnedies das Augenlicht nicht zu retten war. Der Rittmeister murmelte Unverständliches vor sich hin, dann rief er: „Pfui! Ich bin gefangen in der Herberge der Heuchler und Schelme. Ich bin über eure Gaunerei noch nicht klar. Hat sie die Binde abreißen müssen, damit Ihre Pfuscherei nicht an den Tag kommt; oder bekennen Sie sich als Pfuscher, um die Geliebte des großen Doktors von Berlin rein zu waschen?"

Mir schauderte, wie wenn einer aus der untersten Hölle herauf spräche. So verdreht und verunreinigt dieser Elende alles? O wie traurig! Der Mann ist so elend und so giftig.

Ich faßte mich und sagte ihm, ich lasse mich durch böse Reden nicht abbringen, ich bekenne mich schuldig, ich habe ihn im Zorn blenden wollen, und dafür wolle ich in Demut büßen und dienen und ihn lebenslang nicht verlassen.

„Das willst du? Komm her, gib mir die Hand! Komm näher!" rief der Rittmeister. Ich gab ihm die Hand, und er drückte sie, daß ich meinte, er zermalmt sie. „Ich habe dein Versprechen. Sie sind Zeuge, Sie, Sie da! Herr Professor," knirschte er. Ich riß meine Hand los und sagte:

„Sie haben mir wehe gethan, das muß das letzte Mal sein. Ich sage Ihnen, ich halte mein Versprechen. Aber merken Sie sich, ich bin stärker als Sie. Und wenn Sie noch ein einzigmal, sei es, wie es sei, mich mißhandeln wollen, dann verlasse ich Sie zur Stunde. Das ist meine Bedingung."

Es war still in der Stube, da wurde ein Brief gebracht. Der Rittmeister verlangte, daß ich lese, und in dem Briefe hieß

es, Schaller sei am Schlagfluß gestorben mit dem Champagnerglas in der Hand, das er eben geleert hatte.

Der Rittmeister biß die Lippen zusammen und gab keinen Laut von sich. Als der Professor gehen wollte, rief er:

„Bleiben Sie, Herr Professor. Ich verlange eines, dann verzichte ich auf alles."

„Und was verlangen Sie?"

„Geben Sie mir Gift. Wozu soll ich noch leben?"

„Ich habe erwartet, daß Sie das von mir verlangen werden, aber Sie konnten sich auch im voraus sagen, daß ich Ihnen nicht willfahre. Ihr Herren wollt, daß wir anderen das Leben als Pflicht ansehen, für euch aber soll es nur Genuß sein, lustiger Trank, wo nicht, so zerschmettert ihr das Gefäß. Sie wollen nicht mehr leben, aber Sie müssen, und Sie werden noch dankbar werden."

„Werde ich? Gut. Ich werde Ihre edeln Worte beherzigen," nickte der Rittmeister halb zustimmend, halb verdrossen.

Der Professor ging, ich blieb beim Rittmeister; er rief mich zu sich und sagte, in seinem Koffer liege eine geladene doppelläufige Pistole, ich solle sie ihm geben, er müsse sich erschießen, er könne nicht leben; er verlangte meinen Gehorsam als einzige und letzte Sühne für meine That. Mir stand das Herz still, aber ich faßte mich und sagte: „Wer bürgt mir dafür, daß Sie sich selber und nicht mich erschießen?"

„Sieh da, du bist ja klug! Aber leg' mir die Pistole auf den Tisch und geh aus dem Zimmer."

Ich wiederholte, daß ich ihm nicht willfahre. Er erklärte mir sehr eindringlich, daß ich mir zu viel zugemutet habe; es sei nicht möglich, daß ich ihn pflege, ich müsse ihn immer verfluchen.

„Und wenn du auch gut gegen mich wärst, wozu soll ich noch leben?"

Da gab mir der Himmel das rechte Wort: „Sie müssen noch leben, damit ich Gutes an Ihnen thun kann."

Das hat ihn auch gepackt, es zuckte in seinen Mienen, und er zitterte am ganzen Leibe.

„Du Gutes an mir? Ich will's glauben. Ich soll also noch erleben, daß Gutes an mir gethan wird?"

Er legte sich nieder, und bald schlief er fest.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ich saß in der Nebenstube, da wurde mir gemeldet, ein Mann aus meiner Heimat lasse sich nicht abweisen, er müsse mich sprechen. Wer kann das sein?

Ich eilte auf die Hausflur, da stand der Weger, der Vater vom Ronymus.

„Kennst mich noch?“ schmunzelte er, „nicht wahr, ich sehe ganz anders aus? Der Ronymus hat mich so hergerichtet, er hat mich herbestellt, hat mir das neue Gewand machen lassen. Aber komm in die Stube, ich hab' dir was zu sagen, was Gutes.“

Drin in der Stube konnte sich der Weger nicht genug verwundern, wie ich so anders geworden, und das eine Mal sagte er, ich sehe ganz meinem Vater gleich, das andere Mal ganz meiner Mutter. Endlich kam er zu dem Beschluß, die Gestalt habe ich vom Vater und das Gesicht von der Mutter; nur die Stirn, die Nase und den Mund habe ich vom Vater. Ich mußte lachen und war ganz verwundert, daß ich noch lachen konnte.

Ich bat ihn, leise zu reden, denn ich habe einen Kranken in der Nähe, der jetzt schlafe.

„Ja, ist recht, daß du mich auf die Hauptsache bringst. Mit dem Krankenwärtern muß es ein Ende haben. Wir lassen dich nicht länger dabei, du, des Schlehhofbauern Tochter! Nein, das darf nicht länger sein. Wenn sie nur das auch noch erlebt hätte. Sie hat dich so gern gehabt, wie wenn sie dich unter dem Herzen getragen hätte. Laß mich nur weinen, das schadet nichts. Ich will, man soll mir auch einmal nachweinen. Ja, daß ich's nicht vergesse, noch vor ihrem Tod hat sie mir's auf die Seel' gebunden, daß ich dir das Geld einhändige von deiner halben Geiß und von deinen drei halben Gänsen. Ich hab's bei mir. Und von deinen Hühnern ist Nachzucht da, die bringe ich mit zu euch in das Lamm-Wirtshaus.“

Ich verstand nicht, was das alles sein sollte, und es war schwer, den guten Weger zurecht zu bringen. Wie ich also fragte, was denn das mit dem Lamm-Wirtshaus sei, rief er:

„So? Das weißt du noch nicht? Du mußt es doch kennen, das große Einkehr-Wirtshaus drüben im Thal? Der Schmaje hat das ausgekundschaftet, es war sein letztes Geschäft. Und es sind Aecker und Wiesen dabei und auch ein Stück Weinberg und ein Stück Wald, alles, alles, und der volle Hausrat ist

auch da, man braucht gar nichts anzuschaffen; da werdet ihr schön und gut miteinander leben. So? Also der Ronymus hat dir noch nichts davon gesagt, daß er das Lamm gekauft hat und daß ihr da miteinander wirten werdet? Aber ich bin auch dabei, ich gehe mit. Ich kann schon noch so viel arbeiten, daß ich mein Brot verdiene, und ein Eigenes in einem Wirtshaus kann auf alles achtgeben, daß nichts verschleudert und nichts veruntreut wird. Die Dienstboten sind heutigestags auch nichts mehr nutz, aber ich will den eurigen schon aufpassen."

Der Weger sah das Bild von dem großen Doktor an der Wand und rief ihn an wie einen Heiligen:

„Du Augenretter! Du wirst auch deine Freude dran haben, wenn du uns bei einander siehst. Brigitta, dem Bilde da geben wir den besten Platz im Haus, und die Kinder sollen den Mann auch kennen lernen."

Ich ließ den guten Mann so weiter reden, und war mir's vorher, wie wenn der Rittmeister aus der Hölle heraus spräche, so war es jetzt, wie wenn der Weger vom Himmel herunter redete. So kam's über mich. Der gute Mann meinte, es könnte alles noch gut gehen. Aber es war zu spät, es war vorbei.

Ich fragte nach Ronymus, und der Weger lachte:

„Ja der, der ist ganz närrisch, heißt das, er ist sonst ganz gescheit, das zeigt sich ja, er hat gut gespart, aber er ist närrisch verliebt in dich; es ist so bei uns in der Art, ich hab's mit meiner Bonifacia auch so gehabt. O lieber Gott, warum hat sie das nicht erlebt, daß sie eure Kinder in Schlaf singen kann? Du weißt ja, sie hat so gut singen können, aber sie singt vom Himmel herunter."

Der Weger weinte, daß er kein Wort mehr vorbringen konnte; ich sagte:

„Ja, Weger!"

„Sag' nicht Weger, sag' Schwäher."

„Weiß der Ronymus das vom Rittmeister?"

„Gewiß. Geschieht dem Kerl ganz recht, daß er blind ist."

Aus der Nebenstube rief der Rittmeister:

„Wer ist da? wer sagt, daß mir recht geschicht?"

Ich bat den Weger, daß er jetzt gehe und mir zum Abend den Ronymus schicke. Ich ging zum Rittmeister. Ich mußte ihm erzählen, wer da war, und er sagte leise:

„Jeder Straßenknecht ist jetzt über mir."

Neununddreißigstes Kapitel.

Am Abend kam der Ronymus, er legte beide Hände auf die Brust und konnte nicht reden; ich nahm ihn an der Hand, führte ihn in meine Stube und sagte:

„Ronymus, du hast mich gern, und ich sag' dir's gradaus, ich habe dich auch gern, aber —"

„Was aber? Jetzt ist alles gut, weiter braucht's nichts."

„Nein, Ronymus. Ich hab' noch eine schwere Last auf mir."

„Ich kann dich tragen, und wenn du noch sieben Centner auf dir hättest," und er hob mich auf und trug mich auf dem Arm herum, wie ein kleines Kind. Ich mußte ihn bitten, mich herunter zu lassen; er that's, und ich sagte:

„Ronymus, ich hab' das heilige Gelübde gethan, ich muß büßen. Der Rittmeister ist blind, auf immer, nicht durch mich, das ist eine Gnade vom Himmel, aber ich . . . ich habe ihn blenden wollen, und dafür muß ich büßen."

„Das ist zu fein geschliffen," wehrte der Ronymus ab, „denk', wenn jeder büßen müßte für das, was er hat thun wollen, da wäre die ganze Welt ein Zuchthaus, und es wäre niemand da, der den Posten versehen könnte; unser Herrgott müßt' selber Zuchthausdirektor sein. Ich kann's nicht glauben; aber sei's drum, daß du den Rittmeister hast blenden wollen. Jetzt ist's doch einmal nicht, du bist nicht schuld, warum willst du nicht den Vorteil davon haben, daß er ohnedies blind war?"

„Ich hab's ihm versprochen."

„Halt! Das Versprechen gilt jetzt nicht. Ein Dienstbote, der heiratet, das steht im Gesetz, ist frei. Ich rede mit dem Mann, er muß dich gutwillig freigeben, oder wir zwingen ihn mit dem Gesetz."

„Und wenn er mich auch frei gibt, glaub' mir, ich könnte mir's mein Lebtag nicht verzeihen, daß ich ihn verlassen habe; ich könnte keine Stunde mehr lustig sein, nicht für mich, nicht für dich."

„Das geht nicht, du mußt lustig sein."

„Ronymus! Ich hab' dem Rittmeister heilig versprochen, daß ich nicht von ihm gehe, so lang mir noch ein Aug' offen steht."

„Dann sollen deine Augen noch siebenundsiebzig Jahre und noch ein paar Krautterbste dazu offen stehen. Ja, so sei es denn. Wir nehmen den Kerl zu uns und füttern ihn, bis er tot ist."

„Nein, Ronymus, so nicht, du mußt es gern thun."

„Zum Gernthun kann man sich nicht zwingen. Aber dir

zulieb kann ich drein willigen. Dich muß ich haben, dich nehme ich, und wenn ich sieben Teufel als Zugab' bekomme. Und wenn ich's recht überlege, so geht's ganz gut; wir haben ja ein Wirtshaus mit elf Zimmern und fünf Dachkammern, und der Rittmeister muß noch einen guten Stumpen Geld haben von seiner Räuberzeit her, und wenn ich's recht überleg', so bringen Gutthaten nichts Böses. O du! Du machst noch einen gutmütigen Kerl aus mir. Jetzt warum lachst? warum weinst?"

Ich hab's nicht sagen können, und der Ronymus faßte mir beide Hände und sah mich an und sagte, es käme ihm doch wie ein Traum vor, daß die Prinzeß vom Schlehenhof ihn heiraten wolle, aber es müsse wahr sein, und zum Zeichen, daß es wahr sei, solle ich ihm einen Kuß geben.

Ich bat ihn nun, mit mir zum Rittmeister zu gehen und alles in Ordnung zu bringen. Er sagte:

„Ja, ja, es ist schon so mit mir. Wie ich noch ein kleiner Bub war, da hat der böse Hund von deinem Ohm Donatus mir die Hosen zerrissen. Wochenlang habe ich einen geschickten Stein in der Tasche getragen, um ihn dem Hund an den Kopf zu werfen; aber wie ich's hätte thun können, habe ich den Stein aus der Tasche gethan und dem Hunde nichts. So geht mir's jetzt auch mit dem Rittmeister. Aber komm, ich will's schon recht machen."

Hand in Hand gingen wir zum Rittmeister.

„Herr Rittmeister! Ich komme mit meinem Bräutigam," sagte ich.

„Was? Du? Wer? Mit wem?" Er ließ mich nicht weiter zu Wort kommen und fluchte auf die ganze Welt; ein Blinder werde betrogen, und heilige Schwüre gelten nichts. Er streckte die Arme aus und schrie, wenn er mich nur erwürgen könnte; eine einzige Frau für alle.

„Hören Sie uns doch ruhig und geduldig an," sagte der Ronymus.

„Wer spricht da? Wer ist das?"

„Ich, der Ronymus!"

„Wer ist der Ronymus?"

„Ich bin Knecht gewesen auf dem Schlehenhof beim Xander. Ich habe damals den Herrn Rittmeister beleidigt. Verzeihen Sie mir. Es soll nicht gesagt sein. Ich habe einen Haß auf den Herrn Rittmeister gehabt, ich habe keinen mehr. Ich bitte, haben Sie auch keinen mehr. Wir wollen Sie in Ehren halten. Lassen Sie mich ausreden. Ich bin Soldat gewesen. Aber das habe ich jetzt nicht sagen wollen. Wir haben ein Wirts-

haus gekauft, und da sollen Sie bei uns bleiben und gute Tage haben, und meine Frau und ich und was noch nachkommt, soll Ihnen zu Diensten sein, wie wenn Sie der Großvater wären. Und meinen Vater, den Weger, haben wir auch bei uns. Sie sollen sehen, will sagen, Sie sollen's spüren, wie wir zu Ihnen sind, Tag und Nacht, und es wird Ihnen bei uns gut schmecken; meine Mutter selig hat hundertmal gesagt, so kann niemand kochen, wie die Brigitta. Herr! Herr! Lassen Sie jetzt alles gut sein, ich kann nicht viel reden."

Die Stimme versagte ihm, dicke Tropfen standen ihm auf der Stirn, und wie er sich jetzt die Stirn abwischte, hätte ich ihm gern die Hände geküßt. Ich konnte aber nichts als weinen. Der Ronymus faßte meine Hand und sagte:

„Du sollst nicht weinen, du sollst fröhlich sein."

Der Rittmeister redete lange kein Wort.

Endlich sagte er:

„Wie heißest Du?"

„Hab's ja gesagt, Ronymus."

„Ronymus. Du glaubst, ich hätte viel Geld, und das erbet ihr dann?"

„Ja, wir nehmen's schon, und ich mein', wir dürfen auch."

„So? Du glaubst, ich sei euch was schuldig, weil der Xander zu Grunde gegangen ist? Sag' ehrlich, glaubst du das?"

„Ja."

Wieder war der Rittmeister lange still. Er bewegte die Finger beider Hände rasch in der Luft nnd sagte dann:

„Komm her, Ronymus, komm näher. Du scheinst mir eine ehrliche Haut. Ich könnte mir's besonders gut bei euch machen, wenn ich reich thäte; aber ich will nicht. Ich will dir ehrlich sagen, ich besitze nichts mehr. Glaubst du das?"

„Nein, ich glaub's nicht."

„Es ist aber so. Wollt Ihr mich nun doch ins Haus nehmen und bei Euch behalten und ebenso gern?"

„Ebenso gern?" antwortete der Ronymus. „Nein. Aber unser Wort halten wir; die Brigitta sagt, sie sei es Ihnen schuldig, und ich als ihr Mann bezahle die Schulden meiner Frau."

„Nun ist's gut, ich vertraue dir. Ich bin ausgeraubt, ich habe nichts als eine gute Jahresrente, so lang ich lebe. Ja, ich gehe mit Euch. Gitta, mit diesem Manne wirst du glücklich. Gitta, gib ihm meine Pistolen. Ronymus, es sind Kugeln darin; du warst Soldat, du verstehst sie herauszuziehen. Nun aber ist's genug."

Ich sah, daß der Rittmeister rote Backen hatte, die Narbe

von der Schußwunde im Backen war ziegelrot, das durfte nicht sein, er bekommt wieder Fieber; ich sagte ihm also, er solle ruhig sein, es sei alles in Ordnung. Dann ging ich mit dem Ronymus aus der Stube.

In meinem Zimmer aber habe ich den Ronymus um den Hals genommen, und lieber hat noch nie eine Frau auf der Welt ihren Mann umarmt, als ich den meinen. Und gibt es einen besseren, ehrbareren Mann auf der Welt?

Er nahm etwas aus der Tasche und sagte:

„Das hat dir meine Mutter selig vermacht; das ist deine Trau, in diesem Anhenker ist der Steinsplitter, der in meines Vaters Auge war, und auf ihrem Totenbett hat meine Mutter ihn dir vermacht, sie hat's prophezeit, daß du meine Frau wirst.“

Als er endlich fortging, sagte er:

„O du! Ich . . . ich krieg' des Schlehhofbauern Tochter, ich, ich krieg' die Prinzeß vom Schlehenhof!“

Ja, noch heutigestags spricht der Ronymus von meinem Vater und besonders von meiner Mutter, wie wenn das Fürsten gewesen wären, und wenn er besonders lustig ist, heißt er mich — aber nur im geheimen — die Prinzeß vom Schlehenhof. —

In der Nacht habe ich einen Brief an die Frau Doktorin geschrieben nach Montreux. Ich hatte einen Menschen auf der Welt, dem ich alles sagen konnte und sagen mußte. Ich habe geschrieben, bis mir die Augen übergingen und Tropfen auf das Papier fielen.

Vierzigstes Kapitel.

Der Abschied von der Anstalt, von unserem herrlichen Professor, von den Kranken und auch vom Rack ist mir schwer geworden. Wenn ein Tier weinen könnte, der gute Rack hätte geweint; als ich die Kisten packte, war in seinem Auge zu lesen, daß er wisse, wir nehmen Abschied auf ewig.

Die Doktorin war zu uns zurückgekehrt, sie hatte große Freude an Ronymus, und mit dem Weger ward sie, wie wenn sie von Jugend an miteinander aufgewachsen wären.

Sie machte mir noch eine besondere Freude, indem sie meine Nichte Agnes zu meiner Hochzeit kommen ließ.

Die Doktorin auf der einen und der sternkundige Professor auf der andern Seite sind mit mir zum Traualtar gegangen; mir war's, wie wenn es meine Eltern wären . . .

Der Weger und der Rittmeister sind mit uns ins Wirtshaus eingezogen.

Der Weger war sonst gut gegen alle Menschen, das heißt, er hat nicht viel nach ihnen umgesehen, aber er hat niemand was zu leid gethan und hatte auch gegen niemand was in der Seele. Nur den Rittmeister haßte er bis in den Tod hinein; er wollte anfangs nicht mit uns gehen, wenn wir den Rittmeister mitnehmen.

Ronymus wußte sich gar nicht zu helfen, aber mir ist's geglückt, ihn wenigstens zur Ruhe zu bringen. Ich hielt ihm vor, wie es ihm damals war, als er in der Furcht, das Auge zu verlieren, nach Heiden gekommen; er solle seine Dankbarkeit damit beweisen, daß er geduldig sei gegen den Blinden.

„Wenn du mich daran erinnerst, muß ich dir folgen," hat der Weger gesagt.

Er hat aber nie dem Rittmeister nur den geringsten Gefallen gethan, und er war auch eifersüchtig, daß wir und unsere Kinder den Mann so dienstwillig und ehrerbietig behandeln. Oft hat er vor sich hin gebrummt:

„Der Mensch hat sein Lebtag kein paar Sohlen zerrissen, die er mit redlicher Arbeit verdient hat. Er hat Hände, so weich wie Eierhäutchen. Wenn eins von uns blind geworden wäre, hätte der es ins Haus genommen?"

Es war eine harte Sache, den Weger immer wieder geduldig zu machen. Er hatte auch Angst, unsere Kinder werden zu vornehm, und hat ihnen deshalb oft gesagt: „Euer Großvater war Straßenknecht, und euer Vater war Hausknecht."

Die guten Wege, die von unserem Haus über den Berg in die Felder und in den Wald führen, die hat der Schwäher hergerichtet, ganz allein. Im Haus hat er auf alles achtgegeben, und die Art, so gutes Kirschwasser zu brennen, die hat der Ronymus von seinem Vater überkommen.

Bevor ich noch das letzte erzähle, muß ich von Seridja berichten. Ich hatte sie fast vergessen; wenn ich mich aber ihrer erinnerte, gab es mir einen Stich ins Herz. Undank thut immer aufs neue weh. Nun erhielt ich nach Jahren einen Brief aus Indien, der zuerst nach Zürich gegangen war, und Seridja schrieb mir, daß sie in der schweren Stunde, da sie einen Sohn gebar, daran denken mußte, wie sie mir unrecht gethan; sie bat mich um Verzeihung und schickte mir ein schönes Andenken.

Der Rittmeister hat sich bald gut drein gefunden in das Leben bei uns. Er war säuberlich, wie sonst nie ein Blinder, er hat beim Essen nichts verschüttet und war immer angezogen,

wie wenn er zur Parade müßte; man hätte glauben sollen, er hätte jedes Stäubchen auf seinem Rock gerochen. Aus Essen und Trinken hat er sich nicht viel gemacht, aber seine besondere Freude hat er an feinen Wohlgerüchen gehabt; er hat sich mit wohlriechenden Wassern bespritzt und auch immer Pflanzen auf seinem Zimmer gepflegt, sie sind ihm wohlgediehen. Stundenlang saß er drunten am Bach bei der Mühle, wo das Wehr rauscht; dieses Rauschen scheint ihm wohlgethan zu haben.

Gegen die Kinder war der Rittmeister gut, und er war auch ein Glück für sie. Es kann für Kinder nichts geben, was sie besser macht, als wenn sie Tag für Tag einem Hilflosen Dienste leisten können; das macht sie willfährig und geweckt, um Gutthaten zu thun, und das ist die beste Schule und die beste Nahrung für ein junges Gemüt.

Der Weger und der Rittmeister sind bald nacheinander gestorben, ohne daß sie eigentlich krank waren.

Eines Tages kam der Weger heim und sagte zum Ronymus:

„Ich hab' Hammer und Schaufel und Harke droben am Wald liegen lassen, es ist mir gar nicht gut; ich will mich niederlegen. Bring mir einen Schluck Kirschwasser."

Er ging in seine Kammer, und bald darauf, wie der Ronymus nachkam, fand er seinen Vater tot.

Er muß leicht gestorben sein.

Wir gaben uns alle Mühe, daß der Rittmeister nichts vom Tod und Begräbnis des Schwähers merke, aber er hat es doch gemerkt und ist mit zum Leichenbegängnis gegangen, von der Agnes geführt. Das war sein letzter Ausgang.

„Dein Vater hat Wege gemacht, daß andere drauf laufen können," hat er bei der Heimkehr zum Ronymus gesagt. Weiter kein Wort, überhaupt hat er von da an wenig mehr gesprochen.

Sonst hatte er die Kinder viel um sich, jetzt hat er immer nur mich um sich haben wollen.

„Du bist noch einmal Tochter geworden, jetzt ist das auch vorbei," sagte er eines Tages, „zu mir, zu mir nicht . . ."

Ich habe wohl verstanden, was er meinte, aber ich konnte nicht lügen, ich konnte ihm nicht sagen, daß ich ihn lieb habe: es war nicht.

Eines Tages kam ein Brief aus Paris, ich mußte ihn vorlesen; der Brief war von seiner Frau, und es standen gar entsetzliche Worte darin.

Der Rittmeister war lang still, dann sagte er:

„Zünd' ein Licht an! Verbrenne den Brief. Verbrennen ...“

Ich willfahrte ihm. Ich mußte daran denken, wie mein Vater seinen Namen verbrannte.

„Gib mir die Asche in die Hand,“ sagte der Rittmeister. „So. Vorbei. Das thut sie mir, der ich nur Gutes gethan, alles geopfert, alles. Ich war an die Unrechte gekommen. Du ... dir ... An dir hab' ich nur Böses gethan, und du, du hast Liebe zu mir. Sag', hast du Liebe? Du schweigst? Ist recht, ist ehrlich ... Du hast mir Gutes gethan ... Gutes ...“

Er murmelte noch Worte, die ich nicht verstand. Mir ward angst und bang, ich rief den Ronymus, er kam; der Rittmeister atmete schwer, ich sank in die Kniee, und der Ronymus drückte ihm die Augen zu, die toten Augen.

Der Rittmeister ist neben meinem Schwäher, dem Weger, begraben ....

So, nun bin ich fertig.

Ich weiß nicht, ob jemand anders von sich sagen kann, er habe den Spruch erfüllt: „Liebet eure Feinde“ — ich von mir kann's nicht sagen.

---

im Wirtsschilde war in der Frühe bereits mit einem weiß schimmernden Dufte überhaucht, als Brigitta in ruhig gesammelten Morgenstunden ihre Geschichte erzählt hatte.

Der Herbst nahte sich dem Winter. Auf den Grabkreuzen des Wegers und des Rittmeisters lag dicker Reif. Der Röhrbrunnen am Hause wurde in Stroh eingewickelt, auf der Hausflur hingen die gelben Maiskolben, und in den Gastzimmern waren Aepfel aufgehäuft, die das ganze Haus durchdufteten. Die große Wirtsstube war wohl durchwärmt.

Als ich Abschied nahm, gab mir Brigitta das Geleit bis auf die Freitreppe; sie verläßt das Haus fast nie, Ronymus aber ging mit bis zum Bahnhofe. Als ich ihm berichtete, daß Brigitta mir alles genau erzählt habe, sah er mich mit strahlenden Augen an und sagte: „Habe ich nun nicht recht, daß ich sie die Prinzeß vom Schlehenhof heiße?"

Eben als der Schaffner „Fertig" rief, legte mir Ronymus noch einen Krug Kirschwasser neben den Sitz und sagte: „Das ist von meinem ältesten, aus unserem ersten hiesigen Jahre."

Der Bahnzug brauste am Wirtshaus zum goldenen Lamm vorbei, von der Freitreppe grüßte Brigitta.





